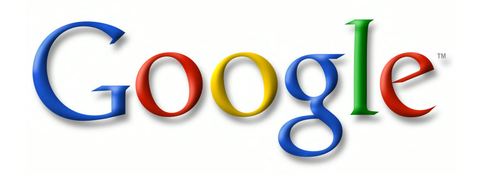


# Denkwürdigkeiten eines Arztes.



Von

## Alexandre Dumas.

Vierte Abtheilung:

## Die Gräfin von Charny.

Einundzwanzigstes bis sechsundzwanzigstes Bändchen.

---

Aus dem Französischen

von

Dr. August Zoller.

Stuttgart.
Franckh'sche Verlagshandlung.
1855.

Schnellpressendruck der J. G. Sprandel'schen Buchdruckerei.

# CVIII.

## Die rothe Fahne.

Diese Truppen werden angeführt von einem Adju-
nten von Lafayette; von welchem? man nennt ihn nicht.
afayette hatte immer so viele Adjutanten, daß sich die
eschichte in diesem Punkte verliert.

Wie dem sein mag, ein Flintenschuß geht von den
lacis los und trifft diesen Adjutanten; doch die Wunde
durchaus nicht gefährlich, und da der Schuß verein-
lt war, so verachtet man es, darauf zu antworten.

Eine Scene derselben Art ereignet sich im Gros-
aillou. — Durch den Gros-Caillou kommt Lafayette
t dreitausend Mann und schwerem Geschütz herbei.

Fournier ist aber an der Spitze einer Bande von
chuften; wahrscheinlich dieselben, welche den Perücken-
acher und den Invaliden ermordet haben; sie errichten
e Barricade.

Lafayette marschirt gegen diese Barricade und zer-
rt sie.

Durch die Räder eines Wagens und aus unmittel-
rer Nähe drückt Fournier eine Flinte gegen Lafayette
; zum Glück versagt die Flinte. Die Barricade wird
stürmt und Fournier gefangen genommen.

Man führt ihn vor Lafayette.

„Wer ist dieser Mensch?“ fragt er.

„Derjenige, welcher auf Sie geschossen, und dessen Flinte versagt hat."

„Gebt ihn frei, und er lasse sich anderswo hängen!"

Fournier ließ sich nicht hängen: er verschwand für den Augenblick und erschien bei den September-Metzeleien wieder.

Lafayette kommt auf das Marsfeld; man unterzeichnet hier die Petition; es herrscht hier die vollkommenste Ruhe.

Diese Ruhe war groß, da Frau von Condorcet ihr einjähriges Kind hier spazieren führte.

Lafayette geht bis zum Altar des Vaterlands; er erkundigt sich, was man treibe: man zeigt ihm die Petition. Die Petitionäre machen sich anheischig, nach Hause zu gehen, sobald die Petition unterzeichnet sein werde. Er sieht nichts Tadelnswerthes in Allem dem und zieht sich mit seinen Truppen zurück.

Wenn aber dieser Schuß, der den Adjutanten von Lafayette verwundet hat, wenn die Flinte, die auf ihn versagt hat, nicht auf dem Marsfelde gehört worden sind, so haben sie doch einen furchtbaren Wiederhall in der Nationalversammlung gehabt.

Vergessen wir nicht, daß die Nationalversammlung einen royalistischen Staatsstreich will, und daß sie Alles bedient.

„Lafayette ist verwundet, sein Adjutant getödtet ... Man ermordet sich auf dem Marsfelde!"

Dies ist die Kunde, welche Paris durchläuft und von der Nationalversammlung officiell dem Stadthause zugesandt wird.

Doch das Stadthaus ist schon durch das, was auf dem Marsfelde geschieht, beunruhigt; es hat seinerseits drei Municipalräthe, die Herrn Jacques, Renaud und Hardy, abgeschickt.

Vom Altar des Vaterlands herab sehen die Unter-

ichner der Petition einen neuen Cortége auf sich zuschreiten; dieser kommt von der Seite des Flusses.

Sie senden dem Cortége eine Deputation entgegen.

Die drei Municipalbeamten, — sie sind es, welche auf dem Marsfelde erscheinen, — gehen gerade auf den Altar des Vaterlands zu; doch statt der Menge von Meuterern, die sie bestürzt, im Tumult und voller Drohungen zu finden erwarteten, sehen sie Bürger, die Einen in Gruppen spazieren gehend, die Andern die Petition unterzeichnend, wieder Andere die Farandole tanzend und das Ça ira singend.

Die Menge ist ruhig; vielleicht ist aber die Petition meuterisch. Die Municipalbeamten verlangen, daß ihnen die Petition vorgelesen werde.

Die Petition wird ihnen von der ersten bis zur letzten Zeile vorgelesen, und es folgen, wie es schon einmal geschehen ist, auf diese Lesung allgemeine Bravos, einstimmige Acclamationen.

„Meine Herren," sprechen sodann die Municipalbeamten, „wir sind entzückt, Ihre Gesinnungen nun zu kennen; man meldete uns, es sei hier Tumult: man hat uns getäuscht. Wir werden nicht versäumen, von dem, was wir hier gesehen, Bericht zu erstatten und zu sagen, welche Ruhe hier herrscht; und weit entfernt, Sie zu verhindern, Ihre Petition zu machen, werden wir Sie mit der öffentlichen Macht unterstützen, sollte man es versuchen, Sie zu stören. Wären wir nicht in Function, so würden wir sie selbst unterzeichnen, und zweifeln Sie an unsern Absichten, so werden wir als Geißeln bei Ihnen bleiben, bis alle Unterschriften beigesetzt sind."

So ist also der Geist der Petition der Geist Aller, da die Mitglieder der Municipalität selbst als Bürger diese Petition unterzeichnen würden, wenn ihre Eigenschaft als Municipalräthe allein sie nicht verhinderte, zu unterzeichnen.

Diese Beipflichtung von drei Männern, welche si

mit Vertrauen auf sich zukommen sehen, während sie feindliche Absichten bei ihnen voraussetzten, ermuthigt die Petitionäre. Bei dem Streite ohne ernste Bedeutung, der zwischen dem Volke und der Nationalgarde stattgefunden hat, sind zwei Menschen verhaftet worden; die zwei Gefangenen sind, wie dies beinahe immer der Fall ist, vollkommen unschuldig; die Angesehensten unter den Petitionären verlangen, daß man sie in Freiheit setze.

„Wir können das nicht auf uns nehmen," antworten die Abgeordneten der Municipalität; „doch ernennen Sie Commissäre: diese Commissäre mögen uns nach dem Stadthause begleiten, und es wird ihnen Gerechtigkeit bewilligt werden."

Man ernennt zwölf Commissäre; mit Einstimmigkeit ernannt, gehört Billot zu dieser Commission, die mit den drei Abgeordneten den Weg nach der Municipalität einschlägt.

Bei ihrer Ankunft auf dem Grève-Platze sind die Commissäre erstaunt, da sie diesen Platz ganz von Soldaten besetzt finden; sie öffnen sich mit großer Mühe einen Weg durch den Wald von Bajonneten.

Billot führt sie an; man erinnert sich, daß er das Stadthaus kennt: wir haben ihn mehr als einmal mit Pitou dort gesehen.

An der Thüre des Sitzungssaales ersuchen die drei Municipalbeamten die Commissäre, einen Augenblick zu warten, lassen sich die Thüre aufmachen, treten ein und erscheinen nicht wieder.

Die Commissäre warten eine Stunde.

Keine Nachrichten!

Billot wird ungeduldig, faltet die Stirne und stampft mit dem Fuße.

Plötzlich wird die Thüre geöffnet. Der Municipalrath erscheint mit Bailly an der Spitze.

Bailly ist sehr bleich; das ist vor Allem ein Mathematiker: er hat genau das Gefühl des Rechts und

des Unrechts; er fühlt, daß man ihn zu einer schlimmen Handlung antreibt; doch der Befehl der Nationalversammlung ist da: Bailly wird ihn bis zum Ende vollziehen.

Billot geht gerade auf ihn zu.

„Herr Maire," spricht er zu Bailly mit dem festen Tone, den unsere Leser an ihm kennen, „wir erwarten Sie seit mehr als einer Stunde."

„Wer sind Sie, und was haben Sie mir zu sagen?" fragt Bailly.

„Wer ich bin?" antwortet Billot; „es wundert mich, daß Sie mich fragen, wer ich sei, Herr Bailly. Allerdings vermöchten diejenigen, welche links gehen, denjenigen nicht zu begegnen, die ihrem geraden Wege folgen . . . Ich bin Billot."

Bailly machte eine Bewegung: dieser Name allein erinnerte ihn an den Mann, der Einer der Ersten in die Bastille eingedrungen war; an den Mann, der das Stadthaus in den gräßlichen Tagen der Metzelungen von Foulon und Berthier bewacht hatte; an den Mann, der am Schlage des von Versailles zurückkommenden Königs marschirt war, der die dreifarbige Cocarde an den Hut von Ludwig XVI. geheftet, der Lafayette in der Nacht vom 5. auf den 6. October aufgeweckt, und endlich Ludwig XVI. von Varennes zurückgeführt hatte.

„Was ich Ihnen zu sagen habe?" fuhr Billot fort, „ich habe Ihnen zu sagen, daß wir die Abgesandten des auf dem Marsfelde versammelten Volkes sind."

„Und was verlangt das Volk?"

„Es verlangt, daß man das von Ihren drei Abgeordneten gegebene Versprechen halte, das heißt, daß man zwei mit Unrecht angeklagte Männer, für deren Unschuld wir uns verbürgen, in Freiheit setze."

„Gut," sagte Bailly, indem er weiter zu gehen versuchte; „stehen wir für solche Versprechungen?"

„Und warum sollten Sie nicht dafür stehen?"

„Weil sie Meuterern gemacht worden sind.“

Die Commissäre schauten sich erstaunt an.

Billot faltete die Stirne.

„Meuterern?“ versetzte er; „ah! nun sind wir Meuterer?“

„Ja,“ erwiederte Bailly, „Meuterer, und ich will mich aufs Marsfeld begeben, um dort den Frieden wiederherzustellen.“

Billot zuckte die Achseln und lachte mit jenem plumpen Gelächter, das durch gewisse Lippen kommend einen drohenden Ausdruck annimmt.

„Den Frieden auf dem Marsfelde wiederherstellen?“ sagte er; „Ihr Freund Lafayette kommt ja vom Marsfelde; Ihre drei Abgeordneten kommen ja von dort, und sie sagen Ihnen, das Marsfeld sei ruhiger als der Platz des Stadthauses!“

Gerade in diesem Augenblick läuft der Kapitän einer Compagnie vom Centrum des Boulevard Bonne-Nouvelle ganz erschrocken herbei und fragt:

„Wo ist der Herr Maire?“

Billot tritt auf die Seite, um Bailly zu demaskiren.

„Hier bin ich,“ antwortet Bailly.

„Zu den Waffen, Herr Maire! zu den Waffen!“ ruft der Kapitän; „man schlägt sich auf dem Marsfelde, wo fünfzigtausend versammelte Schurken gegen die Nationalversammlung zu marschiren sich anschicken.“

Kaum hat der Kapitän diese Worte gesprochen, da lastet die schwere Hand von Billot auf seiner Schulter.

„Und wer sagt das?“ fragt der Pächter.

„Wer es sagt? Die Nationalversammlung.“

„Die Nationalversammlung hat gelogen!“ entgegnet Billot.

„Mein Herr!“ ruft der Kapitän, indem er seinen Säbel zieht.

„Die Nationalversammlung hat gelogen!“ wiederholt Billot.

Und er faßt den Säbel halb beim Griffe, halb bei der Klinge und reißt ihn dem Kapitän aus den Händen.

„Genug, genug, meine Herren!“ spricht Bailly; „wir werden das selbst sehen; . . . Herr Billot, ich bitte Sie, geben Sie diesen Säbel wieder; und wenn Sie Einfluß auf diejenigen haben, welche Sie schicken, so kehren Sie zu ihnen zurück und fordern Sie dieselben auf, sich zu zerstreuen.“

Billot warf den Säbel zu den Füßen des Kapitäns.

„Sich zu zerstreuen?“ sagte er; „ah! ja wohl; das Petitionsrecht ist uns durch ein Decret zuerkannt worden, und bis ein Decret es uns wieder nimmt, wird es Niemand, weder einem Maire, noch einem Commandanten der Nationalgarde, erlaubt sein, Bürger zu verhindern, ihren Wunsch auszudrücken. Sie begeben sich auf das Marsfeld? Wir gehen Ihnen voran, Herr Maire.“

Diejenigen, welche die handelnden Personen dieser Scene umgaben, erwarteten nur einen Befehl, ein Wort, einen Wink von Bailly, um Billot zu verhaften; Bailly fühlte aber, daß diese Stimme, welche so laut und so fest zu ihm gesprochen, eine Stimme des Volkes war.

Er machte ein Zeichen, daß man Billot und die Commissäre gehen lasse.

Man ging auf den Platz hinab: eine große rothe Fahne drehte und wand an einem der Fenster des Stadthauses ihre blutigen Falten in den ersten Luftströmen eines Sturmes, der zum Himmel aufstieg.

Zum Unglück dauerte dieser Sturm nur einige Augenblicke; er toste ohne Regen, vermehrte die Hitze des Tages, verbreitete ein wenig Elektricität in der Luft, und das war Alles.

Bei der Rückkehr von Billot und den elf anderen Commissären auf das Marsfeld hat sich die Menge fast um ein Drittel vermehrt.

So weit man in dem ungeheuren Bassin die Zahl

derjenigen, welche es bevölkern, berechnen kann, müssen ungefähr sechzigtausend Seelen da sein.

Diese sechzigtausend Bürger und Bürgerinnen sind sowohl auf den Böschungen, als um den Altar des Vaterlands, und auf der Plattform und den Stufen des Altars selbst vertheilt.

Billot und seine elf Collegen kommen an. Es entsteht eine ungeheure Bewegung; von allen Punkten läuft man herbei; auf allen Seiten drängt man sich . . . „Sind die zwei Bürger befreit worden? Was hat der Herr Maire antworten lassen?"

„Die zwei Bürger sind nicht befreit worden, und der Herr Maire hat nicht antworten lassen, sondern hat sehr gut selbst geantwortet, die Petitionäre seien Meuterer."

Die Meuterer lachen über den Titel, den man ihnen gibt, und Jeder setzt seinen Spaziergang fort, kehrt an seinen Platz zurück, nimmt seine Beschäftigung wieder auf.

Während dieser ganzen Zeit hat man unablässig die Petition unterzeichnet.

Man zählt schon vier- bis fünftausend Unterschriften; ehe es Abend ist, wird man fünfzigtausend zählen. Die Nationalversammlung wird genöthigt sein, sich unter dieser erschrecklichen Einstimmigkeit zu beugen.

Plötzlich läuft ein Bürger keuchend herbei. Nicht nur hat er, wie die Commissäre, die rothe Fahne an den Fenstern des Stadthauses gesehen, sondern es haben auch bei der Ankündigung, man marschire auf das Marsfeld, die Nationalgarden Freudenschreie ausgestoßen; dann haben sie ihre Gewehre geladen; dann, als die Gewehre geladen waren, ist ein Municipalbeamter von Reihe zu Reihe gegangen und hat den Anführern leise ins Ohr gesprochen.

Wonach sich die ganze Masse der Nationalgarde, Bailly und die Municipalität an der Spitze, nach dem Marsfelde in Marsch gesetzt.

Derjenige, welcher diese Details bringt, ist vorausgelaufen, um den Patrioten seine traurigen Nachrichten zu verkündigen.

Doch es herrscht eine solche Ruhe, eine solche Uebereinstimmung, eine solche Brüderlichkeit auf diesem durch die Föderation des vorhergehenden Jahres geheiligten ungeheuren Raume, daß die Bürger, welche hier ein durch die Constitution anerkanntes Recht ausüben, nicht glauben können, sie seien es, die man bedrohe.

Sie denken lieber, der Bote irre sich.

Man fährt fort zu unterzeichnen: die Tänze und Gesänge verdoppeln sich.

Man fängt indessen an das Rasseln der Trommeln zu hören.

Dieses Geräusch nähert sich.

Da schaut man sich an, man wird unruhig. Es entsteht zuerst ein großer Lärm auf den Glacis: man zeigt sich die Bajonnete, welche wie ein eisernes Kornfeld glänzen.

Die Mitglieder der verschiedenen patriotischen Gesellschaften versammeln sich, gruppiren sich, und schlagen vor, man möge sich zurückziehen.

Doch von der Plattform des Altars ruft Billot:

„Brüder, was machen wir, und warum diese Furcht? Entweder ist das Kriegsgesetz gegen uns gerichtet, oder es ist nicht gegen uns gerichtet; ist es nicht gegen uns gerichtet, warum fliehen? ist es gegen uns, so wird man es bekannt machen, wir werden durch die Aufforderungen in Kenntniß gesetzt sein, und es ist dann noch Zeit, daß wir uns zurückziehen.“

„Ja, ja,“ ruft man von allen Seiten, „wir sind in den Gränzen des Gesetzes . . . erwarten wir die Aufforderungen . . . es braucht drei Aufforderungen . . . Bleiben wir! bleiben wir!“

Und man bleibt.

In demselben Augenblicke rasseln die Trommeln mehr

in der Nähe, und die Nationalgarde erscheint bei den drei Eingängen des Marsfeldes.

Ein Drittel dieser bewaffneten Masse kommt durch die Oeffnung unfern der Ecole-Militaire;

Ein zweites Drittel durch die Oeffnung, die sich ein wenig weiter unten findet;

Das dritte endlich durch die, welche den Anhöhen von Chaillot gegenüber liegt.

Auf dieser Seite marschirt die Mannschaft über den Pont de Bois und rückt, die rothe Fahne an ihrer Spitze, Bailly in ihren Reihen, vor.

Nur ist die rothe Fahne eine fast unsichtbare Standarte, welche die Augen der Menge nicht mehr auf dieses Corps, als auf die zwei andern zieht.

Das ist es, was die Petitionäre des Marsfeldes sehen . . . Was sehen nun die Ankommenden?

Die weite Ebene mit den harmlosen Spaziergängern und mitten auf der Ebene den Altar des Vaterlands, einen riesigen Bau, zu dessen Plattform man auf vier Riesentreppen, welche vier Bataillons zugleich ersteigen können, hinaufgeht.

Auf dieser Plattform erheben sich noch pyramidenartig Stufen, welche zur unmittelbaren Umgebung vom Altar des Vaterlands führen, den ein zierlicher Palmbaum beschattet.

Jede Stufe von der untersten bis zur obersten dient als Sitz für eine mehr oder minder beträchtliche Anzahl von Zuschauern.

Die menschliche Pyramide erhebt sich so geräuschvoll und belebt.

Die Nationalgarde des Marais und des Faubourg Saint-Antoine, — ungefähr viertausend Mann, — mit ihrer Artillerie kam durch die Oeffnung, welche an die südliche Ecke der Ecole-Militaire gränzt.

Sie dehnte sich vor dem Gebäude aus.

Lafayette traute wenig diesen Menschen des Marais

und der Vorstädte, welche die demokratische Seite seines Heeres bildeten: er hatte ihnen auch ein Bataillon von der besoldeten Garde beigegeben.

Die besoldete Garde, das waren die modernen Prätorianer.

Sie bestand, wie wir gesagt haben, aus ehemaligen Militären von den entlassenen Gardes-françaises, aus wüthenden Fayettisten, die, da sie wußten, daß man auf ihren Gott geschossen, kamen, um dieses Verbrechen zu rächen, das in ihren Augen ein ganz anderes Verbrechen war, als das an der Nation, welches der König begangen hatte.

Diese Garde kam von der Seite des Gros-Caillou, marschirte lärmend, furchtbar, drohend mitten durch das Marsfeld herein, und befand sich sogleich nach seinem Eintritt dem Altar des Vaterlands gegenüber.

Das dritte Corps endlich, das über den Pont de Bois, die von uns erwähnte ärmliche rothe Fahne voran, ausmündete, bestand aus der Reserve der Nationalgarde, mit der ein Hundert Dragoner und eine Bande Perrückenmacher den Degen tragend, wie dies ihr Privilegium und bis an die Zähne bewaffnet, vermischt waren.

Durch dieselben Oeffnungen, durch welche die Nationalgarde zu Fuß zog, drangen zu gleicher Zeit einige Schwadronen Reiterei ein, und den durch jenen Sturm eines Augenblicks, den man als ein Vorzeichen betrachten konnte, schlecht niedergeschlagenen Staub emportreibend, entzogen diese Reiter den Zuschauern den Anblick des Dramas, das in Erfüllung gehen sollte, oder ließen sie dasselbe nur durch einen Schleier oder durch weite Risse sehen.

Was man durch diesen Schleier oder durch diese Risse erschauen konnte, wollen wir zu beschreiben versuchen.

Es ist vor Allem die Menge wirbelnd vor den Reitern, deren Pferde in den weiten Circus gesprengt

werden; die Menge, welche, völlig eingeschlossen in einen eisernen Kreis, sich an den Fuß vom Altar des Vaterlands flüchtet, wie zur Schwelle eines unverletzlichen Asyls.

Sodann, auf der Seite des Flusses, ein einzelner Flintenschuß und ein kräftiges Kleingewehrfeuer, dessen Rauch zum Himmel aufsteigt.

Bailly ist durch das Gezische der Straßenjungen empfangen worden, welche die Böschung auf der Seite von Grenelle bedecken; unter diesem Gezische hat sich ein Flintenschuß hörbar gemacht, und eine Kugel hat, hinter dem Maire von Paris, leicht einen Dragoner verwundet.

Da hat Bailly befohlen, Feuer zu geben, doch in die Luft zu feuern, und nur um zu erschrecken.

Wie ein Echo dieses Kleingewehrfeuers antwortet aber ein anderes Kleingewehrfeuer.

Das war die besoldete Garde, welche ebenfalls schoß.

Auf wen? auf was?

Auf die harmlose Menge, die den Altar des Vaterlands umgab!

Ein erschreckliches Geschrei folgte auf dieses Feuer, dann sah man, was man damals noch so wenig gesehen hatte, und was man seitdem so oft gesehen:

Die Menge fliehend und unbewegliche Leichname zurücklassend, Verwundtete, die sich im Blute schleppten;

Und unter dem Rauche und Staube die Reiterei mit aller Erbitterung die Flüchtlinge verfolgend.

Das Marsfeld bot einen beklagenswerthen Anblick. Die Frauen und die Kinder waren besonders getroffen worden.

Da geschah, was unter solchen Umständen geschieht: die Wuth, Blut zu vergießen, die Gierde des Schlachtens erfaßte ansteckend die Einen nach den Andern.

Die Artillerie pflanzte ihre Stücke auf und schickte sich an, Feuer zu geben.

Lafayette hatte nur Zeit, auf sie zuzureiten und sich mit seinem Pferde vor die Mündung der Kanonen zu stellen.

Nachdem sie einen Augenblick gewirbelt, warf sich die erschrockene Menge instinctartig in die Reihen der Nationalgarde des Marais und des Faubourg Saint-Antoine.

Die Nationalgarde öffnete ihre Reihen und nahm die Flüchtlinge auf; der Wind hatte den Rauch auf diese Seite getrieben, so daß sie nichts gesehen hatte und glaubte, die Menge werde durch die Furcht allein fortgerissen.

Als der Rauch sich verlor, sah sie zu ihrem Schrecken die Erde mit Blut befleckt und mit Todten bestreut.

In diesem Augenblicke kam ein Adjutant im Galopp und gab der Nationalgarde des Faubourg Saint-Antoine und des Marais Befehl, geradeaus zu marschiren und den Platz zu säubern, um ihre Verbindung mit den zwei andern Truppen zu bewerkstelligen.

Sie schlug aber im Gegentheil auf den Adjutanten und die Reiter, welche die Menge verfolgten, an.

Adjutant und Reiter wichen vor den patriotischen Bajonneten zurück.

Alles, was auf diese Seite geflohen war, fand hier einen unerschütterlichen Schutz.

In einem Augenblicke war das Marsfeld geräumt; es blieben nur die Leiber der bei dem entsetzlichen Feuer der besoldeten Garde getödteten oder verwundeten Männer, Weiber und Kinder, oder der durch die Dragoner niedergehauenen oder von den Pferden zertretenen unglücklichen Flüchtlinge.

Und mitten unter diesem Blutbade, ohne vor dem Falle der Todten, dem Geschrei der Verwundeten zu erschrecken, unter dem Kleingewehrfeuer, vor der Mündung der Kanonen, sammelten die Patrioten die Hefte der Petition, welche, wie die Menschen eine Zu-

flucht in den Reihen der Nationalgarde des Marais gefunden hatten, aller Wahrscheinlichkeit nach ein Asyl im Hause von Santerre fanden.

Wer hatte den Befehl zu schießen gegeben? Niemand wußte es. Das ist eines von den historischen Geheimnissen, welche, trotz der ängstlichsten Nachforschungen, unerklärt bleiben. Weder der ritterliche Lafayette, noch der ehrliche Bailly liebten das Blut, und dennoch verfolgte sie dieses Blut bis zu ihrem Tode.

Ihre Popularität ertrank darin an demselben Tage.

Wie viel Opfer blieben auf dem Felde der Schlächterei? Man weiß es nicht, denn die Einen verminderten ihre Zahl, um die Verantwortlichkeit des Maire und des Obercommandanten zu mildern, die Andern vermehrten sie, um den Zorn des Volkes zu steigern.

Sobald es Nacht geworden war, warf man die Leichen in die Seine; die Seine, eine blinde Mitschuldige, wälzte sie nach dem Ocean; der Ocean verschlang sie.

Vergebens wurden aber Bailly und Lafayette von der Nationalversammlung nicht nur freigesprochen, sondern sogar beglückwünscht; vergebens nannten die constitutionellen Journale diese Handlung den Triumph des Gesetzes; dieser Triumph wurde gebrandmarkt, wie es alle die unseligen Tage verdienen, wo die Gewalt tödtet, ohne zu kämpfen. Das Volk, das den Dingen ihren wahren Namen gibt, nannte diesen angeblichen Triumph: Die Metzelei vom Marsfelde.

---

## CIX.

## Nach der Metzelei.

Kehren wir nach Paris zurück und sehen wir ein wenig, was hier vorging.

Paris hatte den Lärmen des Gewehrfeuers gehört, es hatte gebebt. Paris wußte noch nicht vollkommen, wer Recht oder wer Unrecht hatte; doch es fühlte, daß es eine Wunde erhalten, und daß durch diese Wunde das Blut floß.

Robespierre hielt sich in Permanenz bei den Jacobinern, wie ein Gouverneur in seiner Festung; hier war er wahrhaft mächtig. Doch für den Augenblick war die Volkscitadelle aufgebrochen, und Jedermann konnte durch die Bresche eingehen, welche sich zurückziehend Barnave, Duport und Lameth gemacht hatten.

Die Jacobiner schickten Einen der Ihrigen auf Erkundigung aus.

Was ihre Nachbarn die Feuillants betrifft, so hatten sie nicht nöthig, zu schicken: sie waren Stunde für Stunde, Minute für Minute unterrichtet. Es wurde ihre Partie gespielt, und sie hatten sie gewonnen.

Der Abgesandte der Jacobiner kam nach Verlauf von zehn Minuten zurück. Er war den Flüchtlingen begegnet, und sie hatten ihm die furchtbare Nachricht zugeschleudert:

„Lafayette und Bailly erwürgen das Volk.“

Nicht Jedermann hatte die verzweifelten Schreie von Bailly hören können; nicht Jedermann hatte können

flucht in den Reihen der Nationalgarde des Marais gefunden hatten, aller Wahrscheinlichkeit nach ein Asyl im Hause von Santerre fanden.

Wer hatte den Befehl zu schießen gegeben? Niemand wußte es. Das ist eines von den historischen Geheimnissen, welche, trotz der ängstlichsten Nachforschungen, unerklärt bleiben. Weder der ritterliche Lafayette, noch der ehrliche Bailly liebten das Blut, und dennoch verfolgte sie dieses Blut bis zu ihrem Tode.

Ihre Popularität ertrank darin an demselben Tage.

Wie viel Opfer blieben auf dem Felde der Schlächterei? Man weiß es nicht, denn die Einen verminderten ihre Zahl, um die Verantwortlichkeit des Maire und des Obercommandanten zu mildern, die Andern vermehrten sie, um den Zorn des Volkes zu steigern.

Sobald es Nacht geworden war, warf man die Leichen in die Seine; die Seine, eine blinde Mitschuldige, wälzte sie nach dem Ocean; der Ocean verschlang sie.

Vergebens wurden aber Bailly und Lafayette von der Nationalversammlung nicht nur freigesprochen, sondern sogar beglückwünscht; vergebens nannten die constitutionellen Journale diese Handlung den Triumph des Gesetzes; dieser Triumph wurde gebrandmarkt, wie es alle die unseligen Tage verdienen, wo die Gewalt tödtet, ohne zu kämpfen. Das Volk, das den Dingen ihren wahren Namen gibt, nannte diesen angeblichen Triumph: Die Metzelei vom Marsfelde.

---

## CIX.

### Nach der Metzelei.

Kehren wir nach Paris zurück und sehen wir ein wenig, was hier vorging.

Paris hatte den Lärmen des Gewehrfeuers gehört, es hatte gebebt. Paris wußte noch nicht vollkommen, wer Recht oder wer Unrecht hatte; doch es fühlte, daß es eine Wunde erhalten, und daß durch diese Wunde das Blut floß.

Robespierre hielt sich in Permanenz bei den Jacobinern, wie ein Gouverneur in seiner Festung; hier war er wahrhaft mächtig. Doch für den Augenblick war die Volkscitadelle aufgebrochen, und Jedermann konnte durch die Bresche eingehen, welche sich zurückziehend Barnave, Duport und Lameth gemacht hatten.

Die Jacobiner schickten Einen der Ihrigen auf Erkundigung aus.

Was ihre Nachbarn die Feuillants betrifft, so hatten sie nicht nöthig, zu schicken: sie waren Stunde für Stunde, Minute für Minute unterrichtet. Es wurde ihre Partie gespielt, und sie hatten sie gewonnen.

Der Abgesandte der Jacobiner kam nach Verlauf von zehn Minuten zurück. Er war den Flüchtlingen begegnet, und sie hatten ihm die furchtbare Nachricht zugeschleudert:

„Lafayette und Bailly erwürgen das Volk.“

Nicht Jedermann hatte die verzweifelten Schreie von Bailly hören können; nicht Jedermann hatte können

Lafayette sich vor die Mündung der Kanonen werfen sehen.

Der Abgeordnete kam also selbst einen Schreckensschrei ausstoßend in die Versammlung zurück, welche übrigens nicht zahlreich war; kaum dreißig bis vierzig Jacobiner waren in dem alten Kloster anwesend.

Sie begriffen, auf sie werden die Feuillants die Verantwortlichkeit der Herausforderung zurückfallen lassen. War die erste Petition nicht von ihrem Clubb ausgegangen? Sie hatten sie allerdings zurückgezogen, doch die zweite war offenbar die Tochter der ersten.

Sie hatten bange.

Dieses bleiche Gesicht, dieses Gespenst der Tugend, dieser Schatten der Philosophie von Rousseau, Robespierre genannt, wurde von blaß leichenfarbig. Der kluge Abgeordnete von Arras versuchte es, sich aus dem Staube zu machen, und konnte dies nicht: er war genöthigt, zu bleiben und einen Entschluß zu fassen. Dieser Entschluß wurde ihm von der Angst eingegeben.

Die Gesellschaft erklärte, sie bekenne sich nicht zu den falschen oder verfälschten Druckschriften, die man ihr zugeschrieben, und sie schwöre aufs Neue Treue der Constitution, Gehorsam den Decreten der Nationalversammlung.

Kaum hatte sie diese Erklärung gemacht, als man durch die alten Corridors der Jacobiner einen von der Straße herkommenden gewaltigen Lärmen vernahm.

Dieser Lärm bestand aus Gelächter, Gezische, Geschrei, Drohungen und Gesängen. Das Ohr gespannt, hofften die Jacobiner, er werde vorbeiziehen und seinen Weg nach dem Palais Royal nehmen.

Durchaus nicht! Der Lärm machte Halt, stellte sich vor der niedrigen, finsteren Thüre, welche nach der Rue Saint-Honoré ging, fest, und um den Schrecken, der schon herrschte, zu vermehren, riefen Einige von den Anwesenden:

„Es sind die besoldeten Garden, welche vom Marsfelde zurückkommen . . . Sie stürmen den Saal! . . . Sie begehren, ihn mit Kanonenschüssen zu zerstören.“

Zum Glücke waren, aus Vorsicht, Soldaten als Schildwachen vor den Thüren aufgestellt worden. Man schloß alle Ausgänge, um diesen wüthenden und von dem Blute, das er vergossen, trunkenen Trupp zu verhindern, aufs Neue zu vergießen; dann gingen Jacobiner und Zuschauer nach und nach hinaus; die Räumung dauerte nicht lange, denn wie der Saal nur dreißig bis vierzig Mitglieder enthielt, so waren auf den Tribunen kaum hundert Zuhörer anwesend.

Madame Roland, welche an diesem Tage überall war, gehörte zu den Letzteren. Sie erzählt, bei der Nachricht, die besoldeten Truppen seien im Begriffe, sich des Saales zu bemächtigen, habe ein Jacobiner dergestalt den Kopf verloren, daß er auf die Tribune der Frauen gesprungen.

Sie, Madame Roland, beschämte ihn wegen dieses Schreckens und ging da hinaus, wo sie hereingekommen war.

Es schlüpften indessen, wie gesagt, Schauspieler und Zuschauer nach einander durch die halb geöffnete Thüre hinaus.

Robespierre ging auch ab.

Einen Augenblick zögerte er. Sollte er sich nach rechts oder nach links wenden? Er mußte sich nach links wenden, um nach Hause zurückzukehren; — Robespierre wohnte bekanntlich im Fond des Marais, — doch dann mußte er die Reihen dieser besoldeten Garde durchschreiten.

Er zog es vor, sich nach dem Faubourg Saint-Honoré zu begeben, um ein Asyl von Pétion zu verlangen, der dort wohnte.

Er wandte sich rechts.

Robespierre wünschte sehr, unbekannt zu bleiben; doch wie war das möglich, mit diesem olivenfarbigen, jeder bürgerlichen Reinheit entbehrenden Rocke, — der gestreifte Rock kam erst später; — mit dieser Brille, welche davon zeugte, daß vor dem Alter die Augen des tugendhaften Patrioten durch Nachtwachen abgenutzt waren; mit diesem schiefen Gange des Wiesels und des Fuchses.

Robespierre hatte auch keine zwanzig Schritte auf der Straße gemacht, als schon ein paar Personen zu einander sagten:

„Robespierre! . . . Siehst Du Robespierre? . . . Das ist Robespierre!“

Die Frauen bleiben stehen und falten die Hände: die Frauen liebten ungemein Robespierre, der in allen seinen Reden ängstlich besorgt war, die Empfindsamkeit seines Herzens voranzustellen.

„Wie, der liebe Robespierre, er ist es?“

„Ja.“

„Wo denn?“

„Dort, dort! . . Siehst Du den kleinen, mageren, nicht gepuderten Mann, der an der Mauer hinschleicht und aus Bescheidenheit ausweicht?“

Robespierre wich nicht aus Bescheidenheit aus, er wich aus Angst aus; doch wer hätte es gewagt, zu sagen, der tugendhafte, der unbestechliche Robespierre, der Tribun des Volkes weiche aus Angst aus?

Ein Mann schaute ihm unter die Nase, um sich zu versichern, daß er es sei.

Robespierre drückte seinen Hut ins Gesicht, da er nicht wußte, in welcher Absicht man ihn anschaute.

Der Mann erkannte ihn und rief:

„Es lebe Robespierre!“

Robespierre hätte es lieber mit einem Feinde zu thun gehabt, als mit einem solchen Freunde.

„Robespierre!“ rief ein Anderer, der noch viel fa

natischer: „es lebe Robespierre! Wenn man durchaus einen König braucht, warum sollte er es nicht sein?"

O großer Shakespeare! „Cäsar ist todt: sein Mörder werde zum Cäsar gemacht!"

Wenn je ein Mensch seine Volksbeliebtheit verfluchte, so war es sicherlich Robespierre in diesem Augenblicke.

Ein ungeheurer Kreis bildete sich um ihn: es handelte sich darum, ihn im Triumphe zu tragen!

Er warf über seine Brille einen erschrockenen Blick nach rechts und nach links, um eine offene Thüre, einen dunklen Gang zu suchen, wohin er fliehen, wo er sich verbergen könnte.

Gerade in diesem Momente fühlte er, daß man ihn beim Arme faßte und rasch auf die Seite zog, während mit freundschaftlichem Ausdrucke eine Stimme leise zu ihm sagte:

„Kommen Sie!"

Robespierre gab dem Impulse nach, ließ sich gehen, sah eine Thüre hinter sich schließen und befand sich in der Bude eines Schreiners.

Dieser Schreiner war ein Mann von ungefähr zweiundvierzig bis fünfundvierzig Jahren; seine Frau war bei ihm; in einem Zimmer im Hintergrunde richteten zwei schöne Mädchen, das eine von fünfzehn, das andere von achtzehn Jahren, das Abendbrod der Familie zu.

Robespierre war sehr bleich und schien nahe daran, in Ohnmacht zu fallen.

„Leonore," sagte der Schreiner, „ein Glas Wasser!"

Leonore, die älteste Tochter des Schreiners, näherte sich ganz zitternd mit einem Glase Wasser in der Hand.

Vielleicht berührten die Lippen des strengen Tribuns die Finger von Mademoiselle Duplay.

Denn Robespierre befand sich beim Schreiner Duplay.

Während Madame Roland, welche die Gefahr kennt die er läuft, und sich dieselbe übertreibt, vergebens sic

nach dem Marais begibt, um ihm ein Asyl bei ihr anzubieten, verlassen wir Robespierre, der in Sicherheit ist, in der Mitte der trefflichen Familie Duplay, aus welcher er die seinige machen wird, um im Gefolge des Doctor Gilbert in die Tuilerien einzutreten.

Auch diesmal wartet die Königin; da es aber nicht Barnave ist, den sie erwartet, so ist sie nicht im Entresol von Madame Campan, sondern bei sich, nicht stehend, die Hand an einer Thürklinke, sondern sitzend in einem Fauteuil, den Kopf in ihrer Hand.

Sie erwartet Weber, den sie nach dem Marsfelde geschickt, und der von den Anhöhen von Chaillot herab Alles gesehen hat.

Um gegen die Königin gerecht zu sein, und damit man den Haß wohl begreife, welchen sie, wie man behauptete, gegen die Franzosen hegte, und den man ihr so sehr vorgeworfen, wollen wir, nachdem wir erzählt, haben was sie auf ihrer Reise von Varennes gelitten, sagen, was sie seit ihrer Rückkehr gelitten hat.

Ein Geschichtschreiber könnte parteiisch sein; wir sind nur Romanendichter: die Parteilichkeit ist uns nicht erlaubt.

Nachdem der König und die Königin in Verhaft genommen worden sind, hat das Volk nur eine Idee: da sie ein erstes Mal geflohen, so könnten sie auch ein zweites Mal fliehen, und dieses zweite Mal die Gränze erreichen.

Die Königin besonders wurde für eine Zauberin gehalten, welche, wie Medea, im Stande, durch ein Fenster auf einem von zwei Drachen gezogenen Wagen zu entfliegen.

Diese Ideen hatten nicht nur Curs unter dem Volke: sie fanden selbst bei den mit der Bewachung von Marie Antoinette beauftragten Officieren Glauben.

Herr von Gouvion, der sie bei der Flucht nach Varennes zwischen seinen Händen hatte durchschlüpfen

lassen, und durch dessen Geliebte, eine Garderobe-Dame, die Abreise Bailly angezeigt worden war. Herr von Gouvion hatte erklärt, er verweigere jede Verantwortlichkeit, wenn eine andere Frau, als Frau von Rochereul, — dies war, wie man sich erinnert, der Name der Garderobe-Dame, — das Recht, bei der Königin einzutreten, habe.

Dem zu Folge hatte er unten an der zu den königlichen Gemächern führenden Treppe das Portrait von Frau von Rochereul aufstellen lassen, damit die Schildwache, die Identität jeder Person, welche erscheinen sollte, bestätigend keiner andern Frau den Eintritt erlaubte.

Die Königin wurde von diesem Befehle unterrichtet; sie ging sogleich zum König und beklagte sich bei ihm. Der König konnte nicht daran glauben: er schickte unten an die Treppe, um sich der Thatsache zu versichern; es verhielt sich wirklich so.

Der König ließ Herrn von Lafayette rufen und forderte von ihm die Entfernung dieses Portraits.

Das Portrait wurde entfernt, und die gewöhnlichen Frauen der Königin nahmen ihren Dienst bei ihr wieder auf.

Doch an der Stelle dieser demüthigenden Anordnung, war eine nicht minder verletzende Vorsichtsmaßregel beschlossen worden: die Bataillon-Chefs, welche gewöhnlich in dem dem Schlafzimmer der Königin vorhergehenden Salon, genannt das große Cabinet, stationirten, hatten den Befehl, die Thüre beständig offen zu lassen, um die Augen immer auf der königlichen Familie zu haben.

Eines Tages wagte es der König, diese Thüre zuzumachen.

Sogleich öffnete sie der Officier wieder.

Einen Augenblick nachher machte sie der König wieder zu.

Doch der Officier öffnete sie aufs Neue und sagte:

„Sire, vergebens machen Sie diese Thüre zu: so oft Sie sie zumachen, ebenso oft werde ich sie wieder öffnen; das ist der Befehl."

Die Thüre blieb offen.

Alles, was man von den Officieren erlangen konnte, war, daß diese Thüre, ohne völlig geschlossen zu sein, an das Gesims angelehnt werden sollte, wenn sich die Königin auskleiden oder ankleiden würde.

Sobald die Königin angekleidet war oder im Bette lag, öffnete sich die Thüre wieder.

Das war eine unerträgliche Tyrannei. Die Königin hatte den Gedanken, an ihr Bett das Bett ihrer Kammerfrau zu ziehen, so daß dieses zwischen sie und die Thüre gestellt wäre.

Mit Vorhängen versehen, bildete dieses Bett für sie einen Windschirm, hinter welchem sie sich an- und auskleiden konnte.

In einer Nacht, als er sah, daß die Kammerfrau schlief und die Königin wachte, benützte der Officier diesen Schlaf der Kammerfrau, um bei der Königin einzutreten und sich ihrem Bette zu nähern.

Die Königin, als er herbeikam, betrachtete ihn mit jener Miene, welche die Tochter von Maria Theresia anzunehmen wußte, wenn man die Achtung gegen sie verletzte; doch der wackere Mann, der durchaus nicht die Achtung gegen sie zu verletzen glaubte, bekümmerte sich nichts um ihre Miene und schaute sie seinerseits mit einem Ausdrucke des Mitleids an, in dem man sich nicht täuschen konnte.

„Ah! bei meiner Treue!" sagte er, „da ich Sie allein finde, Madame, so muß ich Ihnen einige Rathschläge geben."

Und sogleich, ohne danach zu fragen, ob ihn die Königin hören oder nicht hören wollte, erklärte er ihr, was er thun würde wenn er an ihrer Stelle wäre.

Die Königin, welche, als sie ihn sich hatte nähern sehen, in Zorn gerathen war, ließ ihn beruhigt durch seinen gutmüthigen Ton sprechen, und hörte ihn am Ende mit einer tiefen Schwermuth an.

Mittlerweile erwachte die Kammerfrau, und als sie einen Mann beim Bette der Königin sah, stieß sie einen Schrei aus und wollte um Hülfe rufen.

Doch die Königin hielt sie zurück und sagte:

„Nein, Campan, lassen Sie mich hören, was dieser Herr spricht . . . Der Herr ist ein guter, wie so viele Andere, über unsere Absichten getäuschter Franzose, und seine Reden bezeichnen eine wahre Anhänglichkeit an das Königthum."

Und der Officier sagte bis zum Ende der Königin, was er ihr zu sagen hatte.

Vor ihrer Abreise nach Varennes hatte Marie Antoinette nicht ein graues Haar.

In der Nacht, welche auf die von uns erzählte Scene zwischen Charny und ihr folgte, wurden ihre Haare fast völlig weiß.

Als sie diese traurige Metamorphose wahrnahm, lächelte sie mit Bitterkeit, schnitt eine Locke ab und schickte sie an Frau von Lamballe in London mit den Worten:

„Weiß geworden durch das Unglück!"

Wir haben sie Barnave erwartend gesehen, wir haben den Hoffnungen von diesem gleichsam beigewohnt; doch er hatte große Schwierigkeiten gehabt, die Königin diese Hoffnungen theilen zu machen.

Marie Antoinette fürchtete die gewaltsamen Scenen; bis dahin hatten sich diese Scenen beständig gegen sie gewendet; hievon zeugen der 14. Juli, der 5. und der 6. October, die Verhaftung in Varennes.

Sie hatte von den Tuilerien aus den Lärmen des unseligen Musketenfeuers auf dem Marsfelde gehört; ihr Herz war dadurch tief beunruhigt worden. Im G-

„Sire, vergebens machen Sie diese Thüre zu: so oft Sie sie zumachen, ebenso oft werde ich sie wieder öffnen; das ist der Befehl."

Die Thüre blieb offen.

Alles, was man von den Officieren erlangen konnte, war, daß diese Thüre, ohne völlig geschlossen zu sein, an das Gesims angelehnt werden sollte, wenn sich die Königin auskleiden oder ankleiden würde.

Sobald die Königin angekleidet war oder im Bette lag, öffnete sich die Thüre wieder.

Das war eine unerträgliche Tyrannei. Die Königin hatte den Gedanken, an ihr Bett das Bett ihrer Kammerfrau zu ziehen, so daß dieses zwischen sie und die Thüre gestellt wäre.

Mit Vorhängen versehen, bildete dieses Bett für sie einen Windschirm, hinter welchem sie sich an- und auskleiden konnte.

In einer Nacht, als er sah, daß die Kammerfrau schlief und die Königin wachte, benützte der Officier diesen Schlaf der Kammerfrau, um bei der Königin einzutreten und sich ihrem Bette zu nähern.

Die Königin, als er herbeikam, betrachtete ihn mit jener Miene, welche die Tochter von Maria Theresia anzunehmen wußte, wenn man die Achtung gegen sie verletzte; doch der wackere Mann, der durchaus nicht die Achtung gegen sie zu verletzen glaubte, bekümmerte sich nichts um ihre Miene und schaute sie seinerseits mit einem Ausdrucke des Mitleids an, in dem man sich nicht täuschen konnte.

„Ah! bei meiner Treue!" sagte er, „da ich Sie allein finde, Madame, so muß ich Ihnen einige Rathschläge geben."

Und sogleich, ohne danach zu fragen, ob ihn die Königin hören oder nicht hören wollte, erklärte er ihr, was er thun würde wenn er an ihrer Stelle wäre.

Die Königin, welche, als sie ihn sich hatte nähern sehen, in Zorn gerathen war, ließ ihn beruhigt durch seinen gutmüthigen Ton sprechen, und hörte ihn am Ende mit einer tiefen Schwermuth an.

Mittlerweile erwachte die Kammerfrau, und als sie einen Mann beim Bette der Königin sah, stieß sie einen Schrei aus und wollte um Hülfe rufen.

Doch die Königin hielt sie zurück und sagte:

„Nein, Campan, lassen Sie mich hören, was dieser Herr spricht . . . Der Herr ist ein guter, wie so viele Andere, über unsere Absichten getäuschter Franzose, und seine Reden bezeichnen eine wahre Anhänglichkeit an das Königthum.“

Und der Officier sagte bis zum Ende der Königin, was er ihr zu sagen hatte.

Vor ihrer Abreise nach Varennes hatte Marie Antoinette nicht ein graues Haar.

In der Nacht, welche auf die von uns erzählte Scene zwischen Charny und ihr folgte, wurden ihre Haare fast völlig weiß.

Als sie diese traurige Metamorphose wahrnahm, lächelte sie mit Bitterkeit, schnitt eine Locke ab und schickte sie an Frau von Lamballe in London mit den Worten:

„Weiß geworden durch das Unglück!“

Wir haben sie Barnave erwartend gesehen, wir haben den Hoffnungen von diesem gleichsam beigewohnt; doch er hatte große Schwierigkeiten gehabt, die Königin diese Hoffnungen theilen zu machen.

Marie Antoinette fürchtete die gewaltsamen Scenen; bis dahin hatten sich diese Scenen beständig gegen sie gewendet; hievon zeugen der 14. Juli, der 5. und der 6. October, die Verhaftung in Varennes.

Sie hatte von den Tuilerien aus den Lärmen des unseligen Musketenfeuers auf dem Marsfelde gehört; ihr Herz war dadurch tief beunruhigt worden. Im Gan

zen war die Reise von Varennes eine große Lehre für sie gewesen. Bis zu diesem Moment hatte die Revolution in ihren Augen die Höhe eines Systems von Herrn Pitt, einer Intrigue des Herzogs von Orleans nicht überschritten; sie glaubte, Paris werde durch einige Rädelsführer geleitet; sie sagte mit dem König: „Unsere gute Provinz!“

Sie hatte die Provinz gesehen: die Provinz war mehr revolutionär gewesen, als Paris!

Die Nationalversammlung war sehr altersschwach, sehr geistesarm, sehr hinfällig, um muthig die Verbindlichkeiten zu halten, welche Barnave in ihrem Namen übernommen hatte; war sie nicht überdies dem Sterben nahe? Die Umarmung einer Sterbenden war nicht sehr gesund!

Die Königin erwartete also, wie gesagt, Weber mit großer Bangigkeit.

Die Thüre öffnete sich: sie wandte rasch die Augen nach dieser Seite. Doch statt des guten, dicken österreichischen Gesichtes ihres Milchbruders sah sie das strenge, kalte Gesicht des Doctor Gilbert erscheinen.

Die Königin liebte ihn nicht, diesen Royalisten mit den constitutionellen Theorien, welche sich bei ihm so sehr festgestellt, daß sie ihn als einen Republicaner betrachtete; und dennoch hatte sie eine gewisse Achtung vor ihm; sie hätte ihn weder bei einer körperlichen, noch bei einer moralischen Krise holen lassen; war er aber einmal da, so unterwarf sie sich seinem Einflusse.

Als sie ihn erblickte, bebte sie.

Sie hatte ihn seit dem Abend der Rückkehr von Varennes nicht gesehen.

„Sie sind es, Doctor?“ murmelte sie.

Gilbert verbeugte sich und erwiederte:

„Ja, Madame, ich bin es . . . Ich weiß, daß Sie Weber erwarteten; doch die Neuigkeiten, die er Ihnen bringt, bringe ich noch genauer als er. Er war auf

einer Seite der Seine, wo man nicht mordete, während ich im Gegentheil auf der Seite der Seine war, wo man mordete . . ."

„Wo man mordete! Was ist geschehen, mein Herr?" fragte die Königin.

„Ein großes Unglück, Madame: die Partei des Hofes hat gesiegt!"

„Die Partei des Hofes hat gesiegt! Und Sie nennen das ein Unglück, Herr Gilbert?"

„Ja, weil sie durch eines der entsetzlichen Mittel gesiegt hat, welche den Sieger entnerven und ihn zuweilen neben dem Besiegten hinstrecken!"

„Was ist denn vorgefallen?"

„Lafayette und Bailly haben auf das Volk geschossen, so daß nun Lafayette und Bailly außer Stande sind, Ihnen zu dienen."

„Warum dies?"

„Weil sie ihre Popularität verloren haben."

„Und was that das Volk, auf das man geschossen hat?"

„Es unterzeichnete eine Petition, welche die Entsetzung verlangt."

„Die Entsetzung wessen?"

„Des Königs."

„Und Sie finden, man habe Unrecht gehabt, auf das Volk zu schießen?" fragte die Königin, deren Auge funkelte.

„Ich glaube, man hätte besser daran gethan, es zu überzeugen, als es zu erschießen."

„Von was überzeugen?"

„Von der Aufrichtigkeit des Königs."

„Der König ist ja aufrichtig!"

„Verzeihen Sie, Madame . . . Vor drei Tagen habe ich den König verlassen; mein ganzer Abend verging damit, daß ich es versuchte, ihm begreiflich zu machen, seine wahren Feinde seien seine Brüder, Herr

von Condé, die Emigrirten. Auf den Knieen flehte ich den König an, seine Verbindung mit ihnen abzubrechen und offen die Constitution anzunehmen, mit dem Vorbehalte, die Artikel zu revidiren, deren Ausübung zur Erkenntniß der Unmöglichkeit ihrer Anwendung führen würde. Ueberzeugt, — ich glaubte es wenigstens, — hatte der König die Güte, mir zu versprechen, es sei vorbei zwischen ihm und der Emigration, und hinter mir, Madame, hat der König unterzeichnet und Sie unterzeichnen lassen einen Brief für seinen Bruder, für Monsieur, in welchem er ihn beim Kaiser von Oesterreich und beim König von Preußen bevollmächtigt. . ."

Die Königin erröthete wie ein Kind, das auf einem Fehler ertappt worden ist; doch ein auf einem Fehler ertapptes Kind beugt sich: sie empörte sich im Gegentheil.

„Unsere Feinde haben also Spione bis im Cabinet des Königs?"

„Ja, Madame," erwiederte Gilbert ruhig, „und das ist es, was jeden falschen Schritt auf Seiten des Königs so gefährlich macht."

„Aber, mein Herr, der Brief war ganz von der Hand des Königs geschrieben; er ist, sobald ich ihn unterzeichnet hatte, vom König zusammengelegt, gesiegelt und dem Courier, der ihn überbringen sollte, eingehändigt worden."

„Das ist wahr, Madame."

„Man hat also den Courier angehalten?"

„Der Brief ist gelesen worden."

„Wir sind also nur von Verräthern umgeben?"

„Es sind nicht alle Menschen ein Graf von Charny."

„Was wollen Sie damit sagen?"

„Ach! Madame, damit will ich sagen: eines der unseligen Vorzeichen, welche den Untergang der Könige prophezeien, ist, wenn sie von sich Menschen entfernen, die sie mit eisernen Banden an ihr Glück fesseln müßten."

„Ich habe Herrn von Charny nie entfernt," er-

wiederte bitter die Königin; „Herr von Charny ist es, der sich entfernt hat. Werden die Könige unglücklich, so gibt es keine Bande mehr, welche stark genug, um ihre Freunde bei ihnen zurückzuhalten!"

Gilbert schaute die Königin an und schüttelte sanft den Kopf.

„Verleumden Sie Herrn von Charny nicht, Madame, oder das Blut seiner Brüder wird aus der Tiefe des Grabes schreien, Marie Antoinette sei eine Undankbare."

„Mein Herr!" rief Marie Antoinette.

„Oh! Sie wissen wohl, daß ich die Wahrheit spreche, Madame," versetzte Gilbert; „Sie wissen wohl, daß eines Tags, wenn Sie eine wirkliche Gefahr bedroht, Herr von Charny an seinem Posten sein, und daß dieser Posten der der Gefahr sein wird."

Die Königin neigte das Haupt.

„Gleichviel," sagte sie ungeduldig, „ich denke, Sie sind nicht gekommen, um von Herrn von Charny mit mir zu reden?"

„Nein, Madame, aber die Ideen sind zuweilen wie die Ereignisse, sie verketten sich durch unsichtbare Fäden, und es werden oft plötzlich solche an den Tag gezogen, welche in der Dunkelheit des Herzens verborgen bleiben müßten . . . Nein, ich kam, um zur Königin zu sprechen; verzeihen Sie, wenn ich, ohne es zu wollen, zur Frau gesprochen habe, doch ich bin nun bereit, meinen Fehler wieder gut zu machen."

„Und was wollten Sie der Königin sagen, mein Herr?"

„Ich wollte ihr ihre Lage, die von Frankreich, die von Europa vor die Augen stellen, ich wollte ihr sagen: „„Sie spielen um das Glück oder das Unglück der Welt in gebundener Partie; Sie haben die erste Partie am 6. October verloren; Sie haben so eben, wenigstens in den Augen Ihrer Höflinge, die zweite gewonnen. Mor-

gen werden Sie die entscheidende Partie eingehen; verlieren Sie, so geht es um den Thron, um die Freiheit, vielleicht um das Leben!""

„Mein Herr," sagte die Königin, indem sie sich lebhaft hoch aufrichtete, „glauben Sie, wir werden vor einer solchen Furcht zurückweichen?"

„Ich weiß, daß der König muthig ist: er ist der Enkelsohn von Heinrich IV.; ich weiß, daß die Königin heldenmüthig ist: sie ist die Tochter von Maria Theresia; ich werde es also ihnen gegenüber nie mit etwas Anderem, als der Ueberzeugung versuchen; leider bezweifle ich, daß es mir je gelingt, in das Herz des Königs und der Königin die Ueberzeugung, die in dem meinen ist, übergehen zu machen."

„Warum nehmen Sie sich dann eine solche Mühe mein Herr, wenn Sie dieselbe für unnütz halten?"

„Um eine Pflicht zu erfüllen, Madame. Glauben Sie mir, es ist, wenn man in stürmischen Zeiten, wie in den unseren, lebt, süß, sich bei jeder Anstrengung, die man macht, und sollte diese Anstrengung auch fruchtlos sein, zu sagen: „„Es ist eine Pflicht, die ich erfülle!""

Die Königin schaute Gilbert ins Gesicht.

„Vor Allem, mein Herr," sprach sie, „denken Sie, es sei noch möglich, den König zu retten?"

„Ich glaube es."

„Und das Königthum?"

„Ich hoffe es."

„Nun wohl! mein Herr," sagte die Königin mit einem tief traurigen Seufzer, „Sie sind glücklicher als ich; ich glaube, daß der Eine und das Andere verloren sind, und ich, meines Theils, sträube mich nur zur Befreiung meines Gewissens."

„Ja, Madame, ich begreife das, weil Sie das despotische Königthum und den absoluten König wollen; wie ein Geiziger, der selbst im Angesichte einer Küste, welche bereit ist, ihm mehr wiederzugeben, als er beim

Schiffbruche verliert, nicht einen Theil von seinem Vermögen zu opfern weiß und alle seine Schätze behalten will, werden Sie mit den Ihrigen, durch ihr Gewicht fortgerissen, untergeben . . . Machen Sie den Theil des Sturmes, werfen Sie in den Abgrund die ganze Vergangenheit, wenn es sein muß, und schwimmen Sie gegen die Zukunft!"

„Die Vergangenheit in den Abgrund werfen heißt mit allen Königen Europas brechen."

„Ja, doch es heißt einen Bund mit dem französischen Volke schließen."

„Das französische Volk ist unser Feind!"

„Weil Sie dasselbe an Ihnen zweifeln gelehrt haben."

„Das französische Volk kann nicht gegen ein europäisches Bündniß kämpfen."

„Nehmen Sie an seiner Spitze einen König an, der aufrichtig die Constitution will, und das französische Volk wird die Eroberung der Welt machen."

„Hiezu braucht man eine Armee von einer Million Menschen."

„Man macht die Eroberung Europas nicht mit einer Million Menschen, Madame: man macht die Eroberung Europas mit einer Idee. Pflanzen Sie am Rhein und auf den Alpen zwei dreifarbige Fahnen mit den Worten auf: „„Krieg den Tyrannen, Freiheit den Völkern!"" und Europa wird erobert sein."

„Wahrhaftig, mein Herr, es gibt Augenblicke, wo ich versucht bin, zu glauben, die Weisesten werden Narren!"

„Ach! Madame, Madame, Sie wissen also nicht, was in diesem Moment Frankreich in den Augen der Nationen ist? Frankreich, mit einigen individuellen Verbrechen, mit einigen örtlichen Excessen, welche jedoch sein weißes Kleid nicht beflecken, seine reinen Hände nicht beschmutzen, dieses Frankreich ist die Jungfrau der Freiheit; die ganze Welt ist in es verliebt; von den Nieder

landen, vom Rhein, von Italien rufen es Millionen von Stimmen an! Es braucht nur einen Fuß über die Gränze zu setzen, und die Völker werden es auf den Knieen erwarten . . . Die Hände voll von Freiheit ankommend, ist Frankreich nicht mehr eine Nation; es ist die unwandelbare Gerechtigkeit! es ist die ewige Vernunft. Oh! Madame, benützen Sie es, daß Frankreich noch nicht den Weg der Gewaltthat betreten hat, denn wenn Sie zu lange warten, wird es diese Hände, die es über die Welt ausstreckt, gegen sich selbst umdrehen . . . Aber Belgien, aber Deutschland, aber Italien folgen jeder seiner Bewegungen mit Blicken der Freude und der Liebe. Belgien sagt zu ihm: „„Komm!““ Deutschland sagt zu ihm: „„Ich erwarte dich!““ Italien sagt zu ihm: „„Rette mich!““ Hat nicht im tiefen Norden eine unbekannte Hand auf den Tisch von Gustav geschrieben: „„Keinen Krieg mit Frankreich!““ Ueberdies ist keiner von den Königen, die Sie zu Hülfe rufen, bereit, Krieg mit uns anzufangen, Madame. Zwei Reiche hassen uns tief; wenn ich sage, zwei Reiche, so meine ich damit eine Kaiserin und einen Minister: Katharina II. und Herrn Pitt; doch sie sind machtlos gegen uns, wenigstens zu dieser Stunde. Katharina hält die Türkei unter einer ihrer Klauen und Polen unter der andern; sie wird wohl ein paar Jahre zu thun haben, um die Eine zu unterwerfen und das Andere zu verschlingen; sie treibt die Deutschen gegen uns; sie bietet ihnen Frankreich an; sie beschämt Ihren Bruder Leopold wegen seiner Unthätigkeit; sie zeigt ihm den König von Preußen, der sich Hollands bemächtigt wegen eines einfachen, seiner Schwester bereiteten Mißvergnügens; sie sagt zu ihm: „„Marschiren Sie doch!““ sie marschirt aber nicht . . . Herr Pitt verschlingt Indien in diesem Augenblick; er ist wie die Schlange Boa: diese mühsame Verdauung macht ihn fühllos; warten wir, bis sie vollendet ist, so wird er uns ebenfalls angreifen, nicht so-

wohl durch den Krieg mit dem Auslande, als durch den Bürgerkrieg ... Ich weiß, daß Sie eine tödtliche Angst vor diesem Pitt haben: ich weiß, Sie gestehen, daß Sie nicht von ihm reden, ohne den kleinen Tod zu erleiden. Wollen Sie ein Mittel, ihn im Herzen zu treffen? machen Sie aus Frankreich eine Republik mit einem König! .. Was thun Sie statt dessen, Madame? was thut statt dessen Ihre Freundin, die Prinzessin von Lamballe? Sie sagt zu England, wo Sie sie vertritt, das ganze Trachten Frankreichs sei, zur großen Charte zu gelangen; vom König gezügelt, sei die französische Revolution im Begriffe, rückwärts zu gehen! Und was antwortet Pitt auf diese Behauptungen? er werde nicht dulden, daß Frankreich Republik werde; er werde die Monarchie retten; doch alle Schmeicheleien, alle dringende Bitten von Frau von Lamballe konnten ihn nicht zu dem Versprechen bewegen, er werde den Monarchen retten; denn den Monarchen haßt er! Hat ihm nicht Ludwig XVI., der constitutionelle König, der philosophische König, Indien streitig gemacht und America entrissen? Ludwig XVI.! Pitt wünscht nur Eines: daß die Geschichte ein Seitenstück zu Karl I. aus ihm mache!"

„Mein Herr!" rief die Königin erschrocken, „wer entschleiert Ihnen denn alle diese Dinge?"

„Dieselben Menschen, die mir sagen, was in den Briefen steht, die Eure Majestät schreibt."

„Wir haben also keinen Gedanken mehr, der uns gehört?"

„Ich habe Ihnen gesagt, Madame, die Könige seien von einem unsichtbaren Netze umhüllt, in dem sich diejenigen, welche widerstehen wollten, vergebens zerarbeiten werden. Widerstehen Sie nicht, Madame: stellen Sie sich an die Spitze der Ideen, die Sie rückwärts zu ziehen versuchen, und das Netz wird für Sie eine Rüstung werden, und diejenigen, welche Sie hassen, werden Ihre Vertheidiger werden, und die unsichtbaren Dol-

che, die Sie bedrohen, werden zu Schwertern werden, bereit, Ihre Feinde zu schlagen."

„Aber, mein Herr, Sie vergessen immer, daß diejenigen, welche Sie unsere Feinde nennen, die Könige unsere Brüder sind."

„Ei! Madame, nennen Sie einmal die Franzosen Ihre Kinder, und Sie werden sehen, wie wenig Ihnen dann diese Brüder der Politik und der Diplomatie noch sind! Scheinen Ihnen nicht überdies alle diese Könige, alle diese Fürsten mit dem unseligen Siegel des Wahnsinns gezeichnet? Fangen wir mit Ihrem Bruder Leopold an, der, hinfällig in seinem vierzigsten Jahre, mit seinem von Toscana nach Wien transportirten Harem, seine verscheidenden Fähigkeiten durch mörderische Reizmittel, die er selbst fabricirt, wiederzubeleben sucht. *). Sehen Sie Friedrich; sehen Sie Gustav; der Eine ist todt, der Andere wird ohne Nachkommenschaft sterben, denn in den Augen Aller ist es bekannt, daß der königliche Erbe Schwedens der Sohn von Monk und nicht von Gustav. . . Sehen Sie den König von Portugal mit seinen dreihundert Nonnen. . . Sehe Sie den König von Sachsen **) mit seinen dreihundert und vierundfünfzig Bastarden. . . Sehen Sie Katharina, diese Pasiphae des Norden, welche drei Heere zu Liebhabern hat! . . Oh! Madame, bemerken Sie nicht, daß alle diese Könige und alle diese Königinnen dem Abgrunde, dem Selbstmorde zugehen? und daß, wenn Sie wollten, . . . Sie! statt dem Abgrunde, dem Selbstmorde zuzuschreiten, zur Herrschaft der Welt, zur Universalmonarchie schreiten würden?"

---

*) Ein deutscher Historiker dürfte schwerlich diese Passage unterzeichnen. D. Uebers.

**) Einen König von Sachsen zählte Deutschland zu jener Zeit nicht unter seinen Fürsten. D. Uebers.

„Warum sagen Sie das nicht dem König, Herr Gilbert?“ fragte die Königin erschüttert.

„Ei! mein Gott! ich sage es ihm, doch wie Sie die Ihren haben, so hat er seine bösen Geister, welche wieder zerstören, was ich gemacht habe.“

Dann mit tiefer Schwermuth:

„Sie haben Mirabeau gebraucht, Sie gebrauchen Barnave; Sie werden nach ihnen und wie sie mich gebrauchen, und Alles wird abgemacht sein!“

„Herr Gilbert,“ sprach die Königin, „erwarten Sie mich hier . . . ich gehe einen Augenblick zum König und komme wieder.“

Gilbert verbeugte sich; die Königin ging an ihm vorüber und entfernte sich durch die Thüre, welche zum König führte.

Der Doctor wartete zehn Minuten, eine Viertelstunde, eine halbe Stunde; endlich öffnete sich eine Thüre, jedoch der gegenüber, durch welche die Königin weggegangen war.

Es war ein Huissier, der, nachdem er ängstlich nach allen Seiten geschaut hatte, auf Gilbert zuging, ein Freimaurerzeichen machte, ihm einen Brief übergab und sich wieder entfernte.

Gilbert öffnete den Brief und las:

„Du verlierst Deine Zeit, Gilbert; in diesem Augenblick hören der König und die Königin Herrn von Breteuil, der von Wien kommt und ihnen folgenden politischen Plan bringt.

„„Es mit Barnave machen wie mit Mirabeau; Zeit gewinnen, die Constitution beschwören, sie buchstäblich vollziehen, um zu zeigen, daß sie unausführbar ist. Frankreich wird erkalten, sich langweilen; die Franzosen haben einen leichten Sinn, es wird eine neue Mode entstehen, und die Freiheit wird vorübergehen.

„„Geht die Freiheit nicht vorüber, so wird man ein Jahr gewonnen haben; und in einem Jahre werden wir zum Kriege bereit sein.““

„Laß also hier diese zwei Verurtheilten, die man aus Spott noch den König und die Königin nennt, und begib Dich, ohne einen Augenblick zu verlieren, in das Hospital des Gros=Caillou; Du wirst dort einen Sterbenden finden, der weniger krank ist, als sie; denn diesen Sterbenden kannst Du vielleicht retten, während sie, ohne daß Du sie retten kannst, bei ihrem Sturze Dich mit hinabziehen werden!“

Das Billet war nicht unterzeichnet; Gilbert erkannte aber die Handschrift von Cagliostro.

In diesem Augenblick trat Madame Campan ein; sie kam durch die Thüre der Königin.

Sie übergab Gilbert einen in folgenden Ausdrücken abgefaßten kleinen Zettel:

„Der König bittet Herrn Gilbert, ihm schriftlich den ganzen politischen Plan, den er der Königin auseinandergesetzt, vorzulegen.

„Durch eine wichtige Angelegenheit abgehalten, bedauert die Königin, nicht zu Herrn Gilbert zurückkehren zu können; es wäre also unnütz, wenn er länger warten würde.“

Gilbert las, blieb einen Augenblick nachdenkend, schüttelte den Kopf und murmelte:

„Die Wahnsinnigen!“

„Haben Sie Ihren Majestäten nichts sagen zu lassen?“ fragte Madame Campan.

Gilbert gab der Kammerfrau den Brief ohne Unterschrift, den er so eben erhalten, und sprach:

„Hier ist meine Antwort.“

Und er ging ab.

---

# CX.

## Keinen Herrn! keine Herrin mehr!

Ehe wir Gilbert in das Hospital des Gros-Caillou folgen, wohin ihn die Behandlung des von Cagliostro empfohlenen unbekannten Verwundeten ruft, werfen wir einen letzten Blick auf die Nationalversammlung, die sich auflösen wird nach der Annahme dieser Constitution, an der die Nichtentsetzung des Königs hängt, und sehen wir, welchen Nutzen der Hof aus dem unseligen Siege am 17. Juli ziehen wird, der zwei Jahre später Bailly den Kopf kosten soll. Dann werden wir zu den Helden unserer Geschichte zurückkehren, die wir ein wenig aus dem Blicke verloren haben, entrückt wie sie sind, durch den politischen Sturm, der uns nöthigt, vor die Augen der Leser die großen Unruhen der Straße zu stellen, wo die Individuen verschwinden, um den Massen Platz zu machen.

Wir haben gesehen, welcher Gefahr Robespierre preisgegeben war, und wir wissen, wie er durch die Dazwischenkunft des Schreiners Duplay dem vielleicht tödtlichen Triumphe entging, der seiner Popularität zuerkannt werden sollte.

Während er in Familie in einem auf den Hof gehenden Stübchen mit dem Manne, der Frau und den zwei Töchtern zu Nacht speist, sind seine Freunde, von der Gefahr, die er gelaufen, unterrichtet, in Unruhe über ihn.

Madame Roland besonders. . . Ein Wesen voll Hingebung, vergißt sie, daß sie auf dem Altar des Vaterlands gesehen und erkannt worden ist, und daß sie

dieselbe Gefahr läuft, wie die Anderen. Sie fängt damit an, daß sie Robert und Fräulein von Keralio bei sich aufnimmt; sodann, da man ihr sagt, die Nationalversammlung werde noch in derselben Nacht eine Anklagacte gegen Robespierre abfassen, geht sie, um ihn hievon zu benachrichtigen, nach dem äußersten Marais, und da sie ihn nicht findet, kehrt sie nach dem Quai des Théatins zu Buzot zurück.

Buzot ist einer der Bewunderer von Madame Roland; sie weiß, welchen Einfluß sie auf Buzot hat. Darum wendet sie sich an ihn.

Buzot schickt sogleich eine Zeile an Grégoire. Greift man Robespierre bei den Feuillants an, so wird ihn Grégoire bei den Feuillants vertheidigen; greift man Robespierre in der Nationalversammlung an, so wird Buzot Robespierre in der Nationalversammlung vertheidigen.

Das ist von seiner Seite um so verdienstlicher, als er Robespierre nicht anbetet.

Grégoire ging zu den Feuillants und Buzot in die Nationalversammlung: es war nicht die Rede davon, Robespierre oder irgend einen Andern anzuklagen. Abgeordnete und Feuillants waren erschrocken über ihren eigenen Sieg, bestürzt über den blutigen Schritt, den sie zu Gunsten der Royalisten gethan hatten. In Ermangelung einer Anklage gegen die einzelnen Männer, führte man eine gegen die Clubbs; ein Mitglied der Nationalversammlung verlangte, daß man sie sogleich schließe. Man glaubte einen Augenblick, es werde Einstimmigkeit für diese Maßregel stattfinden; aber Duport, aber Lafayette reclamirten; die Clubbs schließen hieße die Feuillants schließen. Lafayette und Duport waren noch nicht enttäuscht über die Gewalt, welche diese Waffe in ihre Hände legte. Sie glaubten, die Feuillants werden die Jacobiner ersetzen, und durch die ungeheure Maschine werden sie den Geist Frankreichs lenken.

Am andern Tage empfing die Nationalversammlung den doppelten Bericht des Maire von Paris und des Commandanten der Nationalgarde. Jedermann hatte ein Interesse, sich zu täuschen: die Komödie war leicht zu spielen.

Der Commandant und der Maire sprachen von der ungeheuren Unordnung, die sie haben unterdrücken müssen, vom Henken am Morgen und von den Flintenschüssen am Abend, — zwei Dinge, die in gar keiner Verbindung mit einander standen; — von der Gefahr, welche den König, die Nationalversammlung und die ganze Gesellschaft bedroht habe, — eine Gefahr, von der sie besser als irgend Jemand wußten, daß sie nie bestanden.

Die Nationalversammlung dankte ihnen für eine Energie, welche zu entwickeln ihnen nie eingefallen war, sie wünschte ihnen Glück zu einem Siege, den Jeder im Grunde des Herzens beklagte, und dankte dem Himmel, der es gestattet, daß man mit einem einzigen Schlage den Aufruhr und die Aufrührer vernichtet habe.

Hörte man die Beglückwünschten und die Glückwünschenden, so war die Revolution beendigt.

Die Revolution fing an.

Die alten Jacobiner, die den anderen Tag nach dem vorhergehenden beurtheilten, glaubten sich mittlerweile angegriffen, verfolgt, umstellt, und bereiteten sich vor, sich Vergebung für ihr wirkliches Gewicht durch eine geheuchelte Demuth zu verschaffen. Noch ganz zitternd, daß er zum König an der Stelle von Ludwig XVI. vorgeschlagen worden, verfaßte Robespierre eine Adresse im Namen der Gegenwärtigen und der Abwesenden.

In dieser Adresse dankte er der Nationalversammlung für ihre edelmüthigen Anstrengungen, für ihre Weisheit, ihre Festigkeit, ihre Wachsamkeit, ihre unparteiische und unbestechliche Gerechtigkeit.

Warum sollten die Feuillants nicht wieder Muth gefaßt und sich allmächtig geglaubt haben, da sie diese Demuth ihrer Feinde sahen?

Einen Augenblick hielten sie sich nicht nur für die Herren von Paris, sondern auch für die Herren von Frankreich.

Ach! die Feuillants hatten die Lage nicht begriffen: sich von den Jacobinern trennend, hatten sie ganz einfach eine zweite Nationalversammlung, ein Unterfutter der ersten gemacht. Die Aehnlichkeit zwischen beiden Gesellschaften war so groß, daß man bei den Feuillants wie bei der Kammer nur Eintritt fand, wenn man Steuer bezahlte, nur unter der Bedingung, daß man activer Bürger, Wähler der Wähler war.

Das Volk hatte zwei bürgerliche Kammern statt einer.

Das war es nicht, was es wollte.

Es wollte eine volksthümliche Kammer, welche nicht die Verbündete, sondern die Feindin der Nationalversammlung sein sollte, welche nicht diese in der Wiederherstellung des Königthums unterstützen, sondern sie dasselbe zu zerstören zwingen sollte.

Die Feuillants entsprachen also keines Weges dem öffentlichen Geiste; das Publicum verließ sie auch auf dem kurzen Uebergange, den sie gemacht hatten.

Ihre Popularität verlor sich über die Gasse gehend.

Im Juli zählte die Provinz vierhundert Gesellschaften; von diesen vierhundert Gesellschaften correspondirten dreihundert gleichmäßig mit den Feuillants und den Jacobinern; hundert mit den Jacobinern allein.

Vom Juli bis zum September entstanden sechshundert andere Gesellschaften, von denen nicht eine mit den Feuillants correspondirte.

Und sowie die Feuillants immer schwächer wurden, reconstituirten sich die Jacobiner unter der Hand von

Robespierre. . . Robespierre fing an der populärste Mann Frankreichs zu sein.

Die gegen Gilbert ausgesprochene Prophezeihung von Cagliostro ging in Betreff des kleinen Advocaten von Arras in Erfüllung.

Vielleicht werden wir sie ebenso getreu in Betreff des kleinen Corsen von Ajaccio in Erfüllung gehen sehen.

Mittlerweile schlug die Stunde, welche das Ende der Nationalversammlung sehen sollte: sie schlug allerdings langsam wie für jene Greise, bei denen sich das Leben Tropfen um Tropfen verzehrt, bis es völlig erlischt.

Nachdem sie dreitausend Gesetze votirt, hatte sie endlich die Revision der Constitution beschlossen.

Diese Constitution war ein eiserner Käfich, in den sie, fast unwillkürlich, fast ohne ihr Wissen, den König eingesperrt hatte.

Sie hatte das Gitter des Käfichs vergoldet, am Ende aber, obschon vergoldet, verbarg das Gitter das Gefängniß nicht.

Der königliche Wille war in der That unmächtig geworden; es war ein Rad, das die Bewegung empfing, statt sie zu verleihen. Der ganze Widerstand von Ludwig XVI. lag in seinem Veto, das auf drei Jahre den Vollzug der erlassenen Decrete suspendirte, wenn diese Decrete dem König nicht genehm waren; dann hörte das Rad auf sich zu drehen und hemmte durch seine Unbeweglichkeit die ganze Maschine.

Abgesehen von dieser Trägheitskraft war das Königthum von Ludwig XIV. und Heinrich IV., das ganz Initiative unter diesen zwei großen Königen, nur noch eine majestätische Nutzlosigkeit.

Es nahte indessen der Tag, wo der König die Constitution beschwören sollte.

England und die Emigrirten schrieben dem König

„Gehen Sie unter, wenn es sein muß; erniedrigen Sie sich aber nicht dadurch, daß Sie schwören."

Leopold und Barnave sagten:

„Schwören Sie immerhin; es wird halten, wer da kann."

Der König endlich entschied die Frage durch die Phrase:

„Ich erkläre, daß ich in der Constitution keine genügende Mittel der Thätigkeit und der Einheit sehe; da aber die Meinungen über diesen Gegenstand verschieden sind, so willige ich darein, daß die Erfahrung der einzige Richter hierüber sein soll."

Es fragte sich, an welchem Orte die Constitution dem König zur Annahme vorgelegt werden sollte; in den Tuilerien oder in der Nationalversammlung?

Der König schnitt die Schwierigkeit dadurch ab, daß er erklärte, er werde die Constitution da beschwören, wo sie votirt worden sei.

Der vom König bestimmte Tag war der 15. September.

Die Nationalversammlung empfing diese Mittheilung mit einstimmigem Beifallsrufe.

Der König kam zu ihr!

In einem Aufschwunge von Begeisterung erhob sich Lafayette und verlangte eine allgemeine Amnestie für diejenigen, welche die Flucht des Königs begünstigt zu haben beschuldigt waren.

Die Nationalversammlung beschloß die Amnestie durch Acclamation.

Diese Wolke, welche einen Augenblick den Himmel von Gilbert und Andrée verdüstert hatte, zerstreute sich also, nachdem sie sich kaum gebildet.

Eine Deputation von sechzig Mitgliedern wurde ernannt, um dem König für seinen Brief zu danken.

Der Siegelbewahrer stand auf und eilte fort, um dem König diese Deputation anzukündigen.

An demselben Morgen hatte ein Beschluß den heiligen Geist-Orden aufgehoben und den König allein ermächtigt, dieses Band, das Emblem der hohen Aristokratie, zu tragen.

Die Deputation fand den König nur mit dem Kreuze des St. Ludwigs-Ordens decorirt, und als Ludwig XVI. wahrnahm, welche Wirkung auf die Abgeordneten die Abwesenheit des blauen Bandes hervorbrachte, sprach er:

„Meine Herren, Sie haben heute Morgen den heiligen Geist-Orden aufgehoben und ihn mir allein vorbehalten; da aber ein Orden, welcher es auch sein mag, in meinen Augen keinen andern Werth hat, als den, mitgetheilt werden zu können, so halte ich ihn von heute an als aufgehoben für mich, wie für die Anderen."

Die Königin, der Dauphin und Madame Royale blieben bei der Thüre stehen; die Königin bleich, die Zähne an einander gepreßt, alle Fibern bebend; Madame Royale schon leidenschaftlich, heftig, hoffärtig, empfindlich für die vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Demüthigungen; — der Dauphin sorglos wie ein Kind; nur schien er durch sein Lächeln und durch die Bewegung, die er sich gab, eine lebende Person in einer Marmorgruppe zu sein.

Der König hatte ein paar Tage vorher zu Herrn von Montmorin gesagt:

„Ich weiß wohl, daß ich verloren bin. Alles, was man fortan zu Gunsten des Königthums versuchen wird, versuche man für meinen Sohn."

Ludwig XVI. beantwortete mit einer scheinbaren Aufrichtigkeit die Rede der Deputation.

Als er geendigt hatte, wandte er sich gegen die Königin und die königliche Familie und sprach.

„Hier sind meine Frau und meine Kinder; sie theilen alle meine Gefühle."

Ja, Frau und Kinder theilten sie, denn als die Deputation, der der König mit einem besorgten, die Köni-

„Gehen Sie unter, wenn es sein muß; erniedrigen Sie sich aber nicht dadurch, daß Sie schwören."

Leopold und Barnave sagten:

„Schwören Sie immerhin; es wird halten, wer da kann."

Der König endlich entschied die Frage durch die Phrase:

„Ich erkläre, daß ich in der Constitution keine genügende Mittel der Thätigkeit und der Einheit sehe; da aber die Meinungen über diesen Gegenstand verschieden sind, so willige ich darein, daß die Erfahrung der einzige Richter hierüber sein soll."

Es fragte sich, an welchem Orte die Constitution dem König zur Annahme vorgelegt werden sollte; in den Tuilerien oder in der Nationalversammlung?

Der König schnitt die Schwierigkeit dadurch ab, daß er erklärte, er werde die Constitution da beschwören, wo sie votirt worden sei.

Der vom König bestimmte Tag war der 15. September.

Die Nationalversammlung empfing diese Mittheilung mit einstimmigem Beifallsrufe.

Der König kam zu ihr!

In einem Aufschwunge von Begeisterung erhob sich Lafayette und verlangte eine allgemeine Amnestie für diejenigen, welche die Flucht des Königs begünstigt zu haben beschuldigt waren.

Die Nationalversammlung beschloß die Amnestie durch Acclamation.

Diese Wolke, welche einen Augenblick den Himmel von Gilbert und Andrée verdüstert hatte, zerstreute sich also, nachdem sie sich kaum gebildet.

Eine Deputation von sechzig Mitgliedern wurde ernannt, um dem König für seinen Brief zu danken.

Der Siegelbewahrer stand auf und eilte fort, um König diese Deputation anzukündigen.

An demselben Morgen hatte ein Beschluß den heiligen Geist Orden aufgehoben und den König allein ermächtigt, dieses Band, das Emblem der hohen Aristokratie, zu tragen.

Die Deputation fand den König nur mit dem Kreuze des St. Ludwigs-Ordens decorirt, und als Ludwig XVI. wahrnahm, welche Wirkung auf die Abgeordneten die Abwesenheit des blauen Bandes hervorbrachte, sprach er:

„Meine Herren, Sie haben heute Morgen den heiligen Geist-Orden aufgehoben und ihn mir allein vorbehalten; da aber ein Orden, welcher es auch sein mag, in meinen Augen keinen andern Werth hat, als den, mitgetheilt werden zu können, so halte ich ihn von heute an als aufgehoben für mich, wie für die Anderen."

Die Königin, der Dauphin und Madame Royale blieben bei der Thüre stehen; die Königin bleich, die Zähne an einander gepreßt, alle Fibern bebend; Madame Royale schon leidenschaftlich, heftig, hoffärtig, empfindlich für die vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Demüthigungen; — der Dauphin sorglos wie ein Kind; nur schien er durch sein Lächeln und durch die Bewegung, die er sich gab, eine lebende Person in einer Marmorgruppe zu sein.

Der König hatte ein paar Tage vorher zu Herrn von Montmorin gesagt:

„Ich weiß wohl, daß ich verloren bin. Alles, was man fortan zu Gunsten des Königthums versuchen wird, versuche man für meinen Sohn."

Ludwig XVI. beantwortete mit einer scheinbaren Aufrichtigkeit die Rede der Deputation.

Als er geendigt hatte, wandte er sich gegen die Königin und die königliche Familie und sprach.

„Hier sind meine Frau und meine Kinder; sie theilen alle meine Gefühle."

Ja, Frau und Kinder theilten sie, denn als die Deputation, der der König mit einem besorgten, die Köni-

gin mit einem gehässigen Blicke folgten, sich entfernt hatte, näherten sich die zwei Gatten einander, Marie Antoinette legte ihre weiße, marmorkalte Hand auf den Arm des Königs und sagte:

„Diese Leute wollen keine Fürsten mehr. Sie reissen die Monarchie Stein um Stein nieder, und aus diesen Steinen machen sie uns ein Grabmahl!"

Sie täuschte sich, die unglückliche Frau! Im Sarge der Armen beerdigt, sollte sie nicht einmal ein Grabmahl haben!

Das aber, worin sie sich nicht täuschte, waren diese Angriffe aller Tage auf das königliche Prärogativ.

Herr von Malouet war Präsident der Nationalversammlung; das war ein Vollblutroyalist, doch er hielt sich für verpflichtet, in Berathschlagung zu bringen, ob die Versammlung stehend oder sitzend bleiben sollte, während der König den Eid sprechen würde.

„Sitzend! sitzend!" rief man von allen Seiten.

„Und der König?" fragte Herr von Malouet.

„Stehend und mit entblößtem Haupte!" rief eine Stimme.

Die ganze Versammlung schauerte.

Diese Stimme war vereinzelt, aber entschieden, stark, klangvoll; es schien die Stimme des Volkes zu sein, die sich nur allein hören läßt, um besser gehört zu werden.

Der Präsident erbleichte.

Wer hatte diese Worte gesprochen? Waren sie vom Saale oder von den Tribunen ausgegangen?

Gleichviel! sie hatten eine solche Macht, daß der Präsident genöthigt war, darauf zu antworten.

„Meine Herren," sprach er, „es gibt keinen Umstand, wo die in Gegenwart des Königs versammelte Nation ihn nicht als ihr Oberhaupt anerkennt. Leistet der König seinen Eid stehend, so verlange ich, daß ihn die Versammlung in derselben Haltung anhört."

Da ließ sich dieselbe Stimme vernehmen.

„Ich habe ein Amendement vorzuschlagen, das alle Welt in Einklang bringen wird,“ sagte sie. „Beschließen wir, daß es Herrn von Malouet und Jedem, der diese Stellung vorzieht, erlaubt sein soll, den König auf den Knieen anzuhören; lassen Sie uns aber den Antrag aufrecht erhalten.“

Der Antrag wurde beseitigt.

Am Tage nach dieser Discussion sollte der König den Eid leisten. Der Saal war gedrängt voll; auf den Tribunen war jeder Raum von Zuschauern besetzt.

Um Mittag verkündigte man die Ankunft des Königs.

Der König sprach stehend; die Nationalversammlung hörte stehend; als die Rede gesprochen war, unterzeichnete man die Verfassungsurkunde, und Jedermann setzte sich.

Da erhob sich der Präsident, — es war Thouret — um seine Rede zu halten; doch nach den ersten paar Sätzen, als er sah, daß der König nicht aufstand, setzte er sich auch wieder.

Diese Handlung rief ein gewaltiges Beifallklatschen der Tribunen hervor.

Bei dem mehrere Male wiederholten Beifallklatschen erbleichte der König unwillkürlich.

Er zog sein Schnupftuch aus der Tasche und wischte sich den Schweiß ab, der von seiner Stirne rieselte.

Die Königin wohnte der Sitzung in einer besondern Loge bei; sie konnte es nicht länger aushalten, stand auf, ging hinaus, warf heftig die Thüre zu und ließ sich wieder nach den Tuilerien führen.

Sie kam in ihre Gemächer zurück, ohne ein einziges Wort, selbst zu ihren Vertrautesten, zu sagen. Seit Charny nicht mehr bei ihr war, schluckte ihr Herz di Galle ein, gab sie aber nicht mehr von sich.

Der König kam eine halbe Stunde nach ihr zurück

„Die Königin?“ fragte er sogleich.

Man bezeichnete ihm, wo sie war.

Ein Huissier wollte ihm vorangehen.

Er hieß ihn durch einen Wink beiseit bleiben, öffnete selbst die Thüren und erschien plötzlich auf der Schwelle des Zimmers, wo sich die Königin befand.

Er war so bleich, so entstellt, der Schweiß floß in so großen Tropfen von seiner Stirne, daß die Königin, als sie ihn erblickte, rasch aufstand und einen Schrei ausstieß.

„Oh! Sire," sagte sie, „was ist denn geschehen?"

Der König warf sich, ohne zu antworten, in einen Lehnstuhl und brach in ein Schluchzen aus.

„Oh! Madame," rief er, „warum haben Sie dieser Sitzung beigewohnt? Mußten Sie Zeuge meiner Demüthigung werden? Habe ich Sie hiezu, unter dem Vorwande, Königin zu sein, nach Frankreich kommen lassen?"

Ein solcher Ausbruch von Seiten Ludwigs XVI. war um so herzzerreißender, als es eine höchst seltene Erscheinung. Die Königin konnte nicht an sich halten, sie lief auf den König zu und sank vor ihm auf die Kniee.

In diesem Augenblicke machte das Geräusch einer Thüre, die man öffnete, daß sie sich umwandte. Madame Campan trat ein.

Die Königin streckte den Arm gegen sie aus und rief:

„Oh! lassen Sie uns, Campan, lassen Sie uns!"

Madame Campan täuschte sich nicht in dem Gefühle, das die Königin veranlaßte, sie zu entfernen. Sie zog sich ehrerbietig zurück, doch vor der Thüre stehend, hörte sie noch lange die beiden Gatten durch ihr Schluchzen unterbrochene Worte austauschen.

Endlich schwiegen die Sprechenden, das Schluchzen besänftigte sich; nach einer halben Stunde wurde die Thüre wieder geöffnet und die Königin rief selbst Madame Campan.

„Campan," sagte sie, „übernehmen Sie es, diesen Brief Herrn von Malden zuzustellen; er ist an meinen Bruder Leopold adressirt. Herr von Malden soll unverzüglich nach Wien abreisen; dieser Brief muß vor der Kunde von dem, was heute vorgefallen ist, dort ankommen. Braucht er ein paar hundert Louis d'or, so geben Sie ihm dieselben; ich werde sie Ihnen wiedergeben."

Madame Campan nahm den Brief und ging hinaus. Zwei Stunden nachher reiste Herr von Malden nach Wien ab.

Das Schlimmste bei Allem dem war, daß man lächeln, schmeicheln, eine heitere Miene haben mußte.

Den ganzen Tag waren die Tuilerien gefüllt von einer zahllosen Menge. Am Abend funkelte die ganze Stadt von Beleuchtungen. Man lud den König und die Königin ein, auf den Champs-Elysées, unter dem Geleite der Adjutanten und der Chefs der Pariser Armee, spazieren zu fahren.

Kaum erschienen sie, als die Rufe: „Es lebe der König!" und: „Es lebe die Königin!" hörbar wurden. Doch in einem Zwischenraume, wo diese Rufe erloschen und der Wagen angehalten hatte, sagte ein Mann mit wildem Gesichte, der mit gekreuzten Armen beim Fußtritte stand:

„Glaubt ihnen nicht! Es lebe die Nation!"

Der Wagen fuhr im Schritt weiter, doch der Mann aus dem Volke stützte seine Hand auf den Schlag, ging beständig neben dem Wagen, und so oft das Volk: „Es lebe der König! es lebe die Königin!" rief, wiederholte er mit seiner scharfen Stimme:

„Glaubt ihnen nicht. . . Es lebe die Nation!"

Die Königin kehrte zurück, das Herz zermalmt von dem unablässigen Hammerstreich, der mit dem periodischen Wesen der Halsstarrigkeit und des Hasses schlug.

Vorstellungen organisirten sich in den verschiedenen

Man bezeichnete ihm, wo sie war.

Ein Huissier wollte ihm vorangehen.

Er hieß ihn durch einen Wink beiseit bleiben, öffnete selbst die Thüren und erschien plötzlich auf der Schwelle des Zimmers, wo sich die Königin befand.

Er war so bleich, so entstellt, der Schweiß floß in so großen Tropfen von seiner Stirne, daß die Königin, als sie ihn erblickte, rasch aufstand und einen Schrei ausstieß.

„Oh! Sire,“ sagte sie, „was ist denn geschehen?“

Der König warf sich, ohne zu antworten, in einen Lehnstuhl und brach in ein Schluchzen aus.

„Oh! Madame,“ rief er, „warum haben Sie dieser Sitzung beigewohnt? Mußten Sie Zeuge meiner Demüthigung werden? Habe ich Sie hiezu, unter dem Vorwande, Königin zu sein, nach Frankreich kommen lassen?“

Ein solcher Ausbruch von Seiten Ludwigs XVI. war um so herzzerreißender, als es eine höchst seltene Erscheinung. Die Königin konnte nicht an sich halten, sie lief auf den König zu und sank vor ihm auf die Kniee.

In diesem Augenblicke machte das Geräusch einer Thüre, die man öffnete, daß sie sich umwandte. Madame Campan trat ein.

Die Königin streckte den Arm gegen sie aus und rief:

„Oh! lassen Sie uns, Campan, lassen Sie uns!“

Madame Campan täuschte sich nicht in dem Gefühle, das die Königin veranlaßte, sie zu entfernen. Sie zog sich ehrerbietig zurück, doch vor der Thüre stehend, hörte sie noch lange die beiden Gatten durch ihr Schluchzen unterbrochene Worte austauschen.

Endlich schwiegen die Sprechenden, das Schluchzen besänftigte sich; nach einer halben Stunde wurde die Thüre wieder geöffnet und die Königin rief selbst Madame Campan.

„Campan," sagte sie, „übernehmen Sie es, diesen Brief Herrn von Malden zuzustellen; er ist an meinen Bruder Leopold adressirt. Herr von Malden soll unverzüglich nach Wien abreisen; dieser Brief muß vor der Kunde von dem, was heute vorgefallen ist, dort ankommen. Braucht er ein paar hundert Louis d'or, so geben Sie ihm dieselben; ich werde sie Ihnen wiedergeben."

Madame Campan nahm den Brief und ging hinaus. Zwei Stunden nachher reiste Herr von Malden nach Wien ab.

Das Schlimmste bei Allem dem war, daß man lächeln, schmeicheln, eine heitere Miene haben mußte.

Den ganzen Tag waren die Tuilerien gefüllt von einer zahllosen Menge. Am Abend funkelte die ganze Stadt von Beleuchtungen. Man lud den König und die Königin ein, auf den Champs-Elysées, unter dem Geleite der Adjutanten und der Chefs der Pariser Armee, spazieren zu fahren.

Kaum erschienen sie, als die Rufe: „Es lebe der König!" und: „Es lebe die Königin!" hörbar wurden. Doch in einem Zwischenraume, wo diese Rufe erloschen und der Wagen angehalten hatte, sagte ein Mann mit wildem Gesichte, der mit gekreuzten Armen beim Fußtritte stand:

„Glaubt ihnen nicht! Es lebe die Nation!"

Der Wagen fuhr im Schritt weiter, doch der Mann aus dem Volke stützte seine Hand auf den Schlag, ging beständig neben dem Wagen, und so oft das Volk: „Es lebe der König! es lebe die Königin!" rief, wiederholte er mit seiner scharfen Stimme:

„Glaubt ihnen nicht. . . Es lebe die Nation!"

Die Königin kehrte zurück, das Herz zermalmt von dem unablässigen Hammerstreich, der mit dem periodischen Wesen der Halsstarrigkeit und des Hasses schlug.

Vorstellungen organisirten sich in den verschiedenen

Theatern: einmal in der großen Oper, sodann in der Comédie-Française und bei den Italienern.

In der Oper und bei den Français machte man den Saal, und der König und die Königin wurden mit einstimmigen Acclamationen empfangen; als man aber dieselben Vorsichtsmaßregeln bei den Italienern nehmen wollte, war es nicht mehr Zeit: das Parterre war schon in Masse gemiethet.

Man begriff, es werde bei den Italienern nicht sein wie in der Oper und in der Comédie-Française, und es werde dort wahrscheinlich Lärm geben.

Die Furcht verwandelte sich in Gewißheit, als man sah, wie das Parterre zusammengesetzt war.

Danton, Camille, Desmoulins, Legendre, Santerre nahmen hier die ersten Plätze ein. In dem Augenblicke, wo die Königin in ihre Loge trat, versuchten es die Gallerien, Beifall zu klatschen.

Das Parterre zischte.

Die Königin tauchte mit Angst ihren Blick in diesen vor ihr gähnenden Krater: sie sah, wie durch eine Flammenatmosphäre, Augen voller Zorn und Drohung.

Sie kannte keinen von diesen Menschen von Gesicht, Einige nicht einmal dem Namen nach.

„Mein Gott! was habe ich ihnen denn gethan?“ fragte sie sich, indem sie ihre Bangigkeit unter einem Lächeln zu verbergen suchte, „und warum hassen sie mich so?“

Plötzlich heftete sich ihr Blick mit Schrecken auf einen Mann, der an einer der Säulen stand, auf denen die Gallerie ruhte.

Dieser Mann schaute sie mit entsetzlicher Starrheit an.

Es war der Mann vom Schlosse Taverney, der Mann von der Rückkehr von Sèvres, der Mann vom Tuilerien-Garten; es war der Mann mit den drohenden Worten, mit den geheimnißvollen, furchtbaren Handlungen.

Sobald einmal die Augen der Königin auf diesem Manne verweilten, konnten sie sich nicht mehr von ihm abwenden. Er übte auf sie die Zaubermacht, welche die Schlange auf den Vogel übt.

Das Schauspiel fing an; die Königin machte eine Anstrengung, brach den Zauber, und es gelang ihr, den Kopf abzuwenden und auf die Bühne zu schauen.

Man gab die Unvorhergesehenen Ereignisse von Grétry.

Doch wie sehr sich Marie Antoinette auch anstrengte, um ihren Geist von dem geheimnißvollen Manne abzuziehen, unwillkürlich und wie durch die Wirkung einer magnetischen Kraft, welche stärker als ihr Wille, wandte sie sich wieder um und schleuderte ihren erschrockenen Blick in dieser einzigen Richtung.

Und der Mann stand unabläßig an demselben Platze, — unbeweglich, spöttisch, höhnisch. Das war ein schmerzlicher, unseliger Druck, etwas, im Wachen, dem Aehnliches, was der Alp bei Nacht ist.

Es schwamm eine Art von Elektricität in der Luft. Diese zwei schwebenden Grimme mußten unfehlbar zusammenstoßen, wie in den Gewittertagen im August zwei von beiden Extremitäten des Horizonts kommende Wolken, und wie diese zwei zusammenstoßenden Wolken den Blitz, wenn nicht gar den Donnerstrahl entfesseln.

Die Gelegenheit bot sich bald.

Madame Dugazon, diese reizende Frau, hatte ein Duett mit dem Tenor zu singen, und in diesem Duett sang sie die Verse:

„Oh! wie lieb' ich meine Herrin!“

Das muthige Geschöpf trat rasch vorne auf die Bühne, erhob die Arme und die Augen zur Königin und warf die verhängnißvolle Herausforderung hin.

Die Königin begriff, daß hier der Sturm war.

Sie wandte sich erschrocken ab, und ihre Augen richteten sich unwillkürlich auf den Mann der Säule.

Sie glaubte ihn ein Zeichen des Befehls machen zu sehen, dem das ganze Parterre gehorchte.

In der That, mit einer Stimme, mit einer furchtbaren Stimme rief das Parterre:

„Keinen Herrn mehr! keine Herrin mehr! Freiheit!"

Doch auf diesen Ruf antworteten Logen und Gallerien:

„Es lebe der König! es lebe die Königin! es leben unser Herr und unsere Herrin!"

„Keinen Herrn mehr! keine Herrin mehr! Freiheit! Freiheit! Freiheit!" brüllte zum zweiten Male das Parterre.

Als sodann diese doppelte Kriegserklärung hingeschleudert und angenommen war, begann der Kampf.

Die Königin stieß einen Angstschrei aus und schloß die Augen; sie fühlte nicht mehr die Kraft in sich, diesen Dämon anzuschauen, der der König der Unordnung, der Geist der Vernichtung zu sein schien.

In demselben Augenblick umschloßen sie die Officiere der Nationalgarde, machten ihr einen Wall aus ihren Leibern und zogen sie aus dem Saale fort.

Doch in den Gängen verfolgte sie unaufhörlich das Geschrei:

„Keinen Herrn mehr! keine Herrin mehr! keinen König mehr! keine Königin mehr!"

Man trug sie ohnmächtig in ihren Wagen.

Es war dies das letzte Mal, daß die Königin ins Theater ging.

Am 30. September erklärte die Nationalversammlung, durch das Organ ihres Präsidenten Thouret, sie habe ihre Mission erfüllt, und schloß ihre Sitzungen.

Wir geben hier mit ein paar Zeilen das Resultat ihrer Arbeiten, welche zwei Jahre und vier Monate gedauert hatten:

Die völlige Desorganisation der Monarchie;
Die Organisation der Volksgewalt;
Die Vernichtung aller adeligen und geistlichen Privilegien;
Zwölfhundert Millionen Assignate decretirt;
Die Nationalgüter mit Hypotheken beschwert;
Die Glaubensfreiheit anerkannt;
Die klösterlichen Gelübde aufgehoben;
Die geheimen Verhaftsbefehle vernichtet;
Die Gleichheit der öffentlichen Aemter festgestellt;
Die inneren Douanen unterdrückt;
Die Nationalgarde eingeführt;
Endlich, die Constitution votirt und der Annahme des Königs unterworfen.

Man hätte sehr traurige Vorhersehungen haben müssen, um, — als König oder Königin von Frankreich, — zu glauben, man habe mehr von der Nationalversammlung zu befürchten, welche zusammentreten sollte, als von der, welche sich aufgelöst.

---

## CXI.

## Der Abschied von Barnave.

Am 2. Oktober, das heißt, zwei Tage nach der Auflösung der constituirenden Versammlung, zur Stunde, wo er die Königin zu sehen pflegte, wurde Barnave, nicht mehr in das Entresol von Madame Campan, sondern in das Zimmer, welches man das große Cabinet nannte, eingeführt.

Am Abend des Tages, wo der König die Constitution beschworen, waren Schildwachen, Adjutanten von Lafayette aus dem Innern des Schlosses verschwunden, und wenn der König nicht wieder mächtig geworden, so war er doch wenigstens wieder frei geworden.

Das war ein kleiner Ersatz für die Demüthigung, über die wir ihn sich so bitter bei der Königin haben beklagen sehen.

Ohne öffentlich und mit dem Gepränge einer feierlichen Audienz empfangen zu werden, sollte also Barnave diesmal nicht mehr den Vorsichtsmaßregeln unterworfen sein, welche bis dahin seine Gegenwart in den Tuilerien nöthig gemacht hatte.

Er war sehr bleich und schien sehr traurig; diese Traurigkeit und diese Blässe fielen der Königin auf.

Sie empfing ihn stehend, obschon sie wußte, welche Achtung der junge Advocat für sie hegte, und sicher war, er würde, wenn sie sich setzte, nicht thun, was der Präsident Thouret gethan hatte, als er sah, daß der König nicht aufstand.

„Nun, Herr Barnave," sagte sie, „Sie sind wohl zufrieden: der König hat Ihren Rath befolgt und die Constitution beschworen."

„Die Königin ist sehr gut, daß sie sagt, der König habe meinen Rath befolgt," erwiederte Barnave, indem er sich verbeugte. „Wäre dieser Rath nicht zugleich der des Kaisers Leopold und des Fürsten Kannitz gewesen, so würde Seine Majestät vielleicht mehr gezögert haben, diesen Act zu vollbringen, — der einzige indessen, der den König zu retten vermochte, konnte der König . . ."

Barnave hielt inne.

„Konnte der König gerettet werden, nicht wahr, mein Herr, das ist es, was Sie sagen wollten?" versetzte die Königin, die Frage ins Gesicht mit dem Muthe und, wir können sagen, mit der Kühnheit, die ihr eigenthümlich, angreifend.

„Gott behüte mich, Madame, daß ich mich zum Propheten solcher Mißgeschicke mache. Und dennoch, im Begriffe, Paris zu verlassen, im Begriffe, mich auf immer von der Königin zu entfernen, möchte ich Ihre Majestät weder zu sehr in Verzweiflung bringen, noch ihr zu viel Illusionen lassen."

„Sie verlassen Paris, Herr Barnave, Sie entfernen sich von mir?"

„Die Arbeiten der Nationalversammlung, deren Mitglied ich war, sind beendigt, Madame, und da die Versammlung beschlossen hat, kein Constituirender könne an der gesetzgebenden Versammlung Theil nehmen, so habe ich keinen Grund mehr, in Paris zu bleiben."

„Nicht einmal den, uns nützlich zu sein, Herr Barnave?"

Barnave lächelte traurig.

„Nicht einmal den, Ihnen nützlich zu sein, Madame, denn in der That, von heute an, oder vielmehr von vorgestern an, kann ich Ihnen nichts mehr nützen."

„Oh! mein Herr," sprach die Königin, „Sie haben zu wenig Vertrauen zu Ihren Kräften."

„Ach! nein, Madame, ich beurtheile mich, und ich bin schwach ... ich wäge mich ab, und ich finde mich leicht ... Was meine Stärke bildete, eine Stärke, der sich als eines Hebels zu bedienen ich die Monarchie anflehte, das war mein Einfluß auf die Nationalversammlung, meine Herrschaft bei den Jacobinern, das war endlich meine so mühsam erworbene Popularität; doch die Nationalversammlung ist aufgelöst, doch die Jacobiner sind die Feuillants geworden, und ich befürchte sehr, die Feuillants spielen, indem sie sich von den Jacobinern trennen, ein sehr schlimmes Spiel ... Kurz, meine Popularität ..."

Barnave lächelte noch trauriger als das erste Mal.

„Kurz, meine Popularität ist verloren!"

Die Königin schaute Barnave an und ein seltsamer,

Schimmer, der einem Blitze des Triumphes glich, zuckte in ihren Augen.

„Nun!“ sagte sie, „Sie sehen also, daß die Popularität sich verliert.“

Barnave stieß einen Seufzer aus.

Die Königin begriff, daß sie eine von den kleinen Grausamkeiten begangen hatte, welche bei ihr Gewohnheit waren.

In der That, wenn Barnave seine Popularität verloren, wenn ein Monat hiezu genügt hatte, wenn er genöthigt gewesen, das Haupt unter dem Worte von Robespierre zu beugen, wessen Schuld war es? War es nicht die Schuld dieser unseligen Monarchie, welche Alles, was sie berührte, nach dem Abgrunde fortriß, dem sie selbst zulief? war es nicht die Schuld des entsetzlichen Geschickes, das aus Marie Antoinette, wie aus Maria Stuart, eine Art von Engel des Todes machte, der dem Grabe alle diejenigen weihte, denen er erschien?

Sie gehörte daher gewisser Maßen um, und da sie Barnave dafür Dank wußte, daß er mit einem einfachen Seufzer geantwortet hatte, während er mit den niederschmetternden Worten: „Für wen habe ich meine Popularität verloren, Madame, wenn nicht für Sie?“ hätte antworten können, so sagte sie:

„Doch nein, Sie reisen nicht ab, nicht wahr, Herr Barnave?“

„Gewiß,“ erwiederte Barnave, „wenn die Königin mir zu bleiben befiehlt, so werde ich bleiben, wie unter der Fahne ein Soldat bleibt, der seinen Abschied hat, und den man für die Schlacht behält; doch wenn ich bleibe, wissen Sie, was geschehen wird, Madame? Statt schwach zu sein, werde ich Verräther werden!“

„Wie so, mein Herr?“ fragte die Königin leicht verletzt; „erklären Sie sich, ich verstehe Sie nicht.“

„Erlaubt mir die Königin, sie wohl vor die Lage,

nicht nur in der sie sich befindet, sondern in der sie sich befinden wird, zu stellen?“

„Thun Sie das, mein Herr; ich bin gewohnt, die Abgründe zu sondiren, und wenn ich leicht empfänglich für den Schwindel wäre, so müßte ich längst hinabgestürzt sein.“

„Die Königin betrachtet vielleicht die Nationalversammlung, die sich zurückzieht, als ihre Feindin?“

„Unterscheiden wir, Herr Barnave; in dieser Versammlung habe ich Freunde gehabt; doch Sie werden nicht leugnen, daß die Majorität dieser Versammlung dem Königthum feindlich gesinnt war.“

„Madame,“ erwiederte Barnave, „die Nationalversammlung hat nur einen Act der Feindseligkeit gegen den König und Sie begangen: das war an dem Tage, wo beschlossen wurde, keines ihrer Mitglieder könne an der gesetzgebenden Versammlung Theil nehmen.“

„Ich verstehe Sie nicht recht: erklären Sie mir das,“ sagte die Königin mit ei[illegible] Lächeln des Zweifels.

„Das ist ganz einfach: [illegible] hat den Schild vom Arme Ihrer Freunde gerissen.“

„Und, wie mir scheint, auch ein wenig das Schwert aus den Händen meiner Feinde.“

„Ach! Madame, Sie täuschen sich! dieser Streich kommt von Robespierre, und er ist furchtbar wie Alles, was von diesem Menschen kommt! Vor Allem wirft er Sie, der neuen Versammlung gegenüber, ins Unbekannte. Bei den Constituirenden wußten Sie, wen Sie zu bekämpfen hatten, was Sie zu bekämpfen hatten; bei den Legislativen ist ein neues Studium zu machen. Dann bemerken Sie wohl, Madame, indem er beantragte, daß Keiner von uns wiedergewählt werden könne, wollte Robespierre Frankreich in die Alternative versetzen, entweder die Schicht zu nehmen, die über uns ist, oder die Schicht, die unter uns ist. Ueber uns existirt nichts mehr; die Emigration hat Alles desorganisirt,

und ſelbſt angenommen, der Adel ſei in Frankreich geblieben, — nicht unter den Adeligen würde das Volk ſeine Vertreter ſuchen. Unter uns, es mag ſein! unter uns hat das Volk ſeine Abgeordneten genommen: dann wird die ganze Verſammlung demokratiſch ſein; es wird Nuancen bei dieſer Demokratie geben, nichts Anderes!"

Man ſah auf dem Geſichte der Königin, daß ſie mit tiefer Aufmerkſamkeit der Demonſtration von Barnave folgte und, da ſie allmälig begriff, zu erſchrecken anfing.

„Ich habe ſie geſehen, dieſe Abgeordneten," fuhr Barnave fort; „denn ſchon ſeit drei bis vier Tagen ſtrömen Sie nach Paris; ich habe beſonders diejenigen geſehen, welche von Bordeaux kommen. Es ſind faſt lauter Menſchen ohne Namen, die es aber drängt, ſich einen zu machen, um ſo mehr drängt, als ſie jung ſind. Abgeſehen von Condorcet, Briſſot und einigen Anderen, ſind die Aelteſten von ihnen kaum dreißig Jahre alt. Das iſt die Thronbeſteigung der das reifere Alter verjagenden und die Tradition entthronenden Jugend. Keine weiße Haar mehr! ein neues Frankreich wird mit ſchwarzen Haaren im Rathe der Geſetzgeber ſitzen."

„Und Sie glauben, mein Herr, wir haben mehr von denjenigen, welche kommen, als von denen, welche gehen, zu befürchten?"

„Ja, Madame, denn diejenigen, welche kommen, kommen bewaffnet mit einem Mandat: den Krieg gegen die Adeligen und die Prieſter führen! Was den König betrifft; man ſpricht ſich noch nicht über ihn aus, man wird ſehen . . . Will er ſich damit begnügen, daß er executive Gewalt iſt, ſo wird man ihm vielleicht die Vergangenheit verzeihen."

„Wie!" rief die Königin, „wie! ihm die Vergangenheit verzeihen? . . . Ich denke, es wäre am König, zu verzeihen!"

„Das iſt es gerade; Sie ſehen, hierüber wird man

sich nie verständigen: diejenigen, welche kommen, — und Sie werden leider den Beweis hievon erhalten, — werden nicht einmal die heuchlerische Schonung der Abgehenden beobachten! . . Für sie, — ich weiß das von einem Abgeordneten der Gironde, einem meiner Collegen Namens Vergniaud, — für sie ist der König der Feind!"

„Der Feind?" versetzte die Königin ganz erstaunt.

„Ja, Madame," wiederholte Barnave, „der Feind! das heißt, der freiwillige oder unfreiwillige Mittelpunkt aller inneren und äußeren Feinde; ach! ja, man muß es wohl zugestehen, — und sie haben nicht ganz Unrecht, diese Neukommenden, welche eine Wahrheit entdeckt zu haben glauben, während ihnen kein anderes Verdienst gebührt, als daß sie laut sagen, was Ihre heftigsten Gegner nicht leise zu sagen wagten."

„Feind?" wiederholte die Königin; „der König Feind seines Volkes? Oh! Herr Barnave, das ist eine Sache, die Sie mich nicht nur nie zuzugeben bewegen werden, sondern die Sie mich auch nie werden begreifen machen!"

„Es ist dennoch die Wahrheit, Madame; Feind von Natur, Feind von Temperament! Nicht wahr, vor drei Tagen hat er die Constitution angenommen?"

„Ja; nun?"

„Nun, als er, der König, hierher zurückkam, war ihm übel vor Zorn, und am Abend schrieb er an den Kaiser."

„Ei! warum sollen wir denn solche Demüthigungen ertragen?"

„Ah! Madame, Sie sehen es wohl: Feind, unseliger Weise Feind. Freiwilliger Feind, denn von Herrn de la Vauguyon, dem General der Jesuiten-Partei, erzogen, hat der König sein Herz in der Hand der Priester, welche die Feinde der Nation sind! unfreiwillige Feind, denn er ist das gezwungene Haupt der Gegenrevolution; und nehmen Sie sogar an, er verlasse Paris nicht, so ist er doch in Koblenz mit der Emigration, in

der Vendée mit den Priestern, in Wien und in Preußen mit seinen Verbündeten Leopold und Friedrich. Der König thut nichts . . . ich gebe zu, daß er nichts thut, Madame," sprach Barnave traurig; „nun wohl! in Ermangelung seiner Person, beutet man seinen Namen aus: in der Hütte, auf der Kanzel, im Schlosse ist es der arme König, der gute König, der fromme König! so daß man der Herrschaft der Revolution eine erschreckliche Revolte entgegensetzt: die Revolte des Mitleids."

„Wirklich, Herr Barnave, sind Sie es, der mir diese Dinge sagt, und sind Sie nicht der Erste gewesen, der uns beklagte?"

„Oh! ja, Madame, ich beklagte Sie! ja, ich beklage Sie noch, und zwar aufrichtig! doch es findet der Unterschied zwischen mir und denjenigen, von welchen ich spreche, statt, daß diese Sie beklagen, um Sie ins Verderben zu stürzen, und daß ich Sie beklage, um Sie zu retten."

„Aber, mein Herr, ist unter denjenigen, welche kommen und, wenn man Ihnen glauben muß, kommen, um einen Vernichtungskrieg gegen uns zu führen, zum Voraus etwas ausgemacht, ein Plan festgestellt?"

„Nein, Madame, und ich habe bis jetzt nur unbestimmte Ansinnungen in Erfahrung gebracht: die Unterdrückung des Titels Majestät für die Eröffnungssitzung; statt des Thrones ein einfaches Fauteuil links vom Präsidenten . . ."

„Sehen Sie hierin etwas mehr als in der Handlung von Herrn Thouret, der sich setzte, weil der König saß?"

„Das ist wenigstens ein neuer Schritt vorwärts, statt ein Schritt rückwärts zu sein . . . Dann ist noch das Erschreckliche, Madame, daß Lafayette und Bailly ersetzt werden sollen!"

„Oh! was diese betrifft," erwiederte lebhaft die Königin, „ich bedaure ihren Verlust nicht."

„Und Sie haben Unrecht, Madame, Herr Bailly und Herr von Lafayette sind Ihre Freunde . . ."

Die Königin lächelte bitter.

„Ihre Freunde, Madame! Ihre letzten Freunde vielleicht! Seien Sie also behutsam mit ihnen; haben sie einige Popularität gerettet, so benützen Sie dieselbe, beeilen Sie sich aber: ihre Popularität wird bald auswandern, wie es die meinige gethan hat."

„Am Ende von Allem dem, mein Herr, zeigen Sie mir den Abgrund, Sie führen mich bis an seinen Krater, Sie lassen mich seine Tiefe ermessen, doch Sie sagen mir nicht das Mittel, ihn zu vermeiden."

Barnave blieb einen Augenblick stumm.

Dann stieß er einen Seufzer aus und sprach:

„Ach! Madame, warum hat man Sie auf der Straße von Montmédy verhaftet!"

„Gut!" sagte die Königin, „nun billigt Herr Barnave die Flucht nach Varennes!"

„Ich billige sie nicht, Madame, denn die Lage, in der Sie sich heute befinden, ist die natürliche Folge dieser Flucht; da aber diese Flucht eine solche Folge haben sollte, so beklage ich, daß sie nicht besser abgelaufen ist."

„So, daß heute Herr Barnave, Mitglied der Nationalversammlung, von dieser Versammlung mit den Herren Pétion und Latour-Maubourg abgesandt, um den König und die Königin nach Paris zurückzuführen, es beklagt, daß der König und die Königin nicht im Auslande sind?"

„Oh! verstehen wir uns recht, Madame; derjenige, welcher dies beklagt, ist nicht das Mitglied der Nationalversammlung, es ist nicht der College der Herren Latour-Maubourg und Pétion; es ist der arme Barnave, der nichts mehr ist, als Ihr unterthäniger Diener, bereit für Sie sein Leben, das heißt Alles, was er besitzt, zu geben."

„Ich danke, mein Herr," sprach die Königin; „der

Ausdruck, mit dem Sie mir dieses Anerbieten machen, beweist mir, daß Sie der Mann wären, es zu halten; doch ich hoffe, ich werde keine solche Aufopferung von Ihnen zu verlangen haben."

„Desto schlimmer für mich," versetzte einfach Barnave.

„Warum desto schlimmer?"

„Ja, soll ich einmal fallen, so hätte ich wenigstens gern kämpfend fallen mögen, während Folgendes geschehen wird: in der Tiefe meines Dauphinés, wo ich Ihnen unnütz sein werde, werde ich wohl mehr noch Wünsche für die junge und schöne Frau, für die zärtliche und hingebende Mutter, als für die Königin hegen; dieselben Fehler, welche die Vergangenheit gemacht haben, werden die Zukunft vorbereiten; Sie werden auf eine fremde Hülfe rechnen, welche nicht ankommen oder zu spät kommen wird; die Jacobiner werden die Gewalt in der Nationalversammlung und außerhalb derselben an sich reißen; Ihre Freunde werden Frankreich verlassen, um der Verfolgung zu entfliehen; diejenigen, welche bleiben, werden verhaftet, eingekerkert werden: ich werde zu diesen gehören, denn ich will nicht fliehen! Dann wird man mich richten, verurtheilen; mein dunkler Tod wird Ihnen vielleicht unnütz, sogar unbekannt sein, oder wenn das Gerücht von diesem Tode zu Ihnen gelangt, bin ich eine so geringe Unterstützung für Sie gewesen, daß Sie die paar Stunden, während welcher ich Ihnen nützlich sein zu können hoffen durfte, werden vergessen haben."

„Herr Barnave," sprach die Königin mit großer Würde, „ich weiß durchaus nicht, welches Loos die Zukunft dem König und mir vorbehält; was ich aber weiß, ist, daß die Namen der Menschen, die uns Dienste geleistet haben, gewissenhaft in unser Gedächtniß eingetragen sind, und daß nichts von Dem, was diesen Glückliches oder Unglückliches begegnen mag, uns fremd sein wird. . . Mittlerweile, Herr Barnave: vermögen wir twas für Sie?"

„Viel. . . Sie persönlich, Madame, Sie können mir beweisen, daß ich kein ganz werthloses Wesen in Ihren Augen war.“

„Und was muß ich zu diesem Ende thun?“

Barnave setzte ein Knie auf die Erde.

„Mir Ihre Hand zu küssen geben, Madame.“

Eine Thräne trat an die trockenen Augenlider von Marie Antoinette; sie streckte gegen den jungen Mann diese weiße, kalte Hand aus, welche im Zeitraume eines Jahres die beredtesten Lippen der Nationalversammlung: die von Mirabeau und von Barnave, küssen sollten.

Barnave berührte sie nur leicht; man sah, daß der arme Wahnsinnige befürchtete, wenn er seine Lippen auf diese schöne Marmorhand drücke, könne er sich nicht mehr davon losmachen.

Dann erhob er sich und sprach:

„Madame, ich werde nicht so hoffärtig sein, zu Ihnen zu sagen: „„Die Monarchie ist gerettet!““ doch ich sage Ihnen: „„Ist die Monarchie verloren, so ist derjenige, welcher nie die Gunst, die ihm eine Königin bewilligt hat, vergessen wird, mit ihr verloren!““

Und er verbeugte sich vor der Königin und ging ab.

Marie Antoinette schaute ihm, während er sich entfernte, seufzend nach, und als die Thüre hinter Barnave geschlossen war, sagte sie:

„Arme, leere Citrone! sie haben nicht viel Zeit gebraucht, um von Dir nur die Schale übrig zu lassen! . .“

---

## CXII.

### Das Schlachtfeld.

Wir haben die entsetzlichen Ereignisse, welche auf dem Marsfelde am Nachmittag des 17. Juli 1791 vorgefallen waren, zu schildern versucht; suchen wir einen Begriff von dem Schauspiele zu geben, das die Scene bot, nachdem wir den Lesern das Drama, das hier gespielt worden, und dessen Hauptschauspieler Bailly und Lafayette gewesen waren, vor die Augen gestellt haben.

Dieses Schauspiel war es, was einen als Officier der Nationalgarde gekleideten jungen Mann ergriff, der, aus der Rue Saint-Honoré ausmündend, über den Pont Louis XV. gegangen war und durch die Rue de Grenelle nach dem Marsfelde kam.

Dieses Schauspiel, — das bei zwei Dritteln seiner zunehmenden Periode ein Mond beleuchtete, der sich zwischen schweren schwarzen Wolken hinrollend von Zeit zu Zeit in diesen verlor, — war unheimlich anzusehen.

Das Marsfeld hatte den Anblick eines Schlachtfeldes bedeckt mit Todten und Verwundeten, unter denen wie Schatten Menschen umherirrten, welche beauftragt waren, die Todten in die Seine zu werfen und die Verwundeten nach dem Militärhospital des Gros-Caillou zu bringen.

Der junge Mann, dem wir von der Rue Saint-Honoré an folgen, blieb einen Augenblick beim Eingange des Marsfeldes stehen, faltete die Hände mit einer Geberde naiven Schreckens und murmelte:

„Jesus Gott! die Sache ist also noch schlimmer gewesen, als man mir gesagt hat?"

Sodann, als er einige Minuten die seltsame Operation, welche man hier vollbrachte, angeschaut hatte, ging er auf zwei Männer zu, die er einen Leichnam nach der Seine tragen sah, und fragte sie:

„Bürger, wollt Ihr mir wohl sagen, was Ihr mit diesem Menschen macht?"

„Folge uns, und Du wirst es sehen," antworteten die zwei Männer.

Der junge Officier folgte ihnen.

Als sie die hölzerne Brücke erreicht hatten, schaukelten die zwei Männer den Leichnam, indem sie: „Eins, zwei, drei!" zählten, und bei drei warfen sie den Körper in die Seine.

Der junge Mann stieß einen Schreckensschrei aus.

„Aber was macht Ihr denn da, Bürger?" fragte er.

„Sie sehen es wohl, mein Officier," antworteten die zwei Männer; „wir räumen den Boden ab."

„Und Ihr habt Befehle, um so zu handeln?"

„Offenbar."

„Von wem?"

„Von der Municipalität."

„Oh!" machte der junge Mann erstaunt.

Dann, nach einem Augenblicke des Stillschweigens und nachdem er mit ihnen auf das Marsfeld zurückgekehrt war:

„Habt Ihr schon viele Leichname in die Seine geworfen?"

„Fünf oder sechs," antwortete einer von den zwei Männern.

„Verzeiht, Bürger," sagte der junge Mann, „ich habe ein großes Interesse bei der Frage, die ich an Euch thun will: habt Ihr unter den fünf bis sechs Leichnamen einen Mann bemerkt, sechsundvierzig bis achtundvierzig Jahre alt, ungefähr fünf Fuß sechs Zoll groß, untersetzt, kräftig, halb Bauer, halb Bürger?"

„Bei meiner Treue," erwiederte einer von den Män

nern, „wir haben nur eine Bemerkung zu machen: ob die Leute, die hier liegen, todt oder lebendig sind; sind sie todt, so werfen wir sie in den Fluß, sind sie nicht todt, so bringen wir sie nach dem Hospital des Gros-Caillou."

„Ah!" sprach der junge Mann, „einer meiner Freunde ist nicht nach Hause zurückgekommen, und da man mir gesagt hat, man habe ihn einen Theil des Tages hier gesehen, so befürchtete ich, er sei unter den Verwundeten oder den Todten."

„Ei!" erwiederte einer von den Trägern, der einen Leichnam rüttelte, indeß ihn der andere mit einer Laterne beleuchtete, „war er hier, so ist er wahrscheinlich noch hier; ist er nicht nach Hause gekommen, so wird er wahrscheinlich nicht mehr kommen."

Und der Mann der Municipalität rüttelte doppelt stark den zu seinen Füßen liegenden Körper und rief:

„He! bist Du todt oder lebst Du? Bist Du nicht todt, so suche zu antworten."

„Oh! dieser ist es wohl!" sagte der Zweite; „er hat eine Kugel mitten in die Brust bekommen."

„In den Fluß also!" versetzte der Erste.

Und die zwei Männer hoben den Leichnam auf und schlugen wieder den Weg nach der Brücke ein.

„Bürger," sprach der Officier, „Ihr braucht Eure Laterne nicht, um diesen Menschen ins Wasser zu werfen: habt die Gefälligkeit, sie mir einen Augenblick zu leihen; während Ihr Euren Gang macht, suche ich meinen Freund."

Die Träger gewährten die Bitte, und die Laterne ging in die Hände des jungen Officiers über; dieser begann seine Nachforschung mit einer Sorgfalt und mit einem Ausdrucke der Physiognomie, woran zu erkennen, daß er dem Todten oder dem Verwundeten, den er suchte, einen Titel gegeben, der nicht nur von seinen Lippen, sondern auch aus seinem Herzen kam.

Zehn bis zwölf ebenfalls mit Laternen versehene Menschen waren wie er mit der traurigen Nachforschung beschäftigt.

Von Zeit zu Zeit, mitten unter dem Stillschweigen, — denn die erschreckliche Feierlichkeit des Schauspiels schien beim Anblicke des Todes die Stimme der Lebenden zu ersticken, — von Zeit zu Zeit, mitten unter dem Stillschweigen, durchzog ein mit lauter Stimme ausgesprochener Name den Raum.

Zuweilen antwortete eine Klage, ein Stöhnen, ein Schrei auf diesen Namen; am öftesten aber erhielt er nur ein unheimliches Schweigen zur Antwort!

Der junge Officier, nach einem Zögern, als wäre seine Stimme durch eine gewisse Angst gefesselt, folgte endlich dem Beispiel, das man ihm gab, und rief dreimal:

„Herr Billot! . . Herr Billot! . . Herr Billot! . .“

Doch keine Stimme antwortete ihm.

„Oh! er ist sicherlich todt!“ murmelte er, während er mit seinem Aermel die Thränen abwischte, die seinen Augen entflossen. „Armer Herr Billot!“

In diesem Augenblicke gingen zwei Männer, einen Leichnam nach der Seine tragend, an ihm vorüber.

„Ei!“ sagte derjenige, welcher den Rumpf hielt und folglich am nächsten beim Kopfe war, „ich glaube, unser Leichnam hat einen Seufzer von sich gegeben!“

„Gut!“ versetzte der Andere lachend, „wenn man auf alle diese Bursche hören wollte, so gäbe es nicht einen Todten.“

„Bürger,“ sprach der Officier, „ich bitte, laßt mich den Mann sehen, den Ihr tragt.“

„Oh! gern, mein Officier,“ antworteten die beiden Träger.

Und sie setzten den Körper auf sein Hintertheil, damit es dem Officier leichter würde, sein Gesicht zu beleuchten.

Der junge Mann näherte seine Laterne und stieß einen Schrei aus.

Trotz der furchtbaren Wunde, die ihn entstellte, glaubte er den Menschen, den er suchte, erkannt zu haben.

Nur fragte es sich, war er todt oder lebte er?

Demjenigen, welcher schon den halben Weg zu seinem feuchten Grabe gemacht hatte, war, der Kopf durch einen Säbelhieb gespalten. Die Wunde war, wie gesagt, erschrecklich; sie hatte die ganze behaarte Haut vom linken Seitenwandsbeine losgemacht, so daß sie über die Backe herabhing und den Knochen des Schädels entblößt ließ; die Schlafpulsader war durchschnitten worden, und der ganze Leib des Verwundeten oder des Todten war von Blut überströmt.

Auf der Seite der Wunde war er unkenntlich.

Der Officier hielt mit einer zitternden Hand die Laterne auf die andere Seite.

„Oh! Bürger," rief er, „er ist es! . . es ist der, welchen ich suche: es ist Herr Billot."

„Ah! Teufel!" versetzte einer von den beiden Trägern. „Nun, er ist ein wenig beschädigt, Ihr Herr Billot!"

„Sagtet Ihr nicht, er habe einen Seufzer von sich gegeben?"

„Ich glaubte es wenigstens zu hören."

„Dann thut mir einen Gefallen . . ."

Der Officier zog einen kleinen Thaler aus der Tasche.

„Welchen?" fragte der Träger voll guten Willens beim Anblicke des Geldstückes.

„Lauft zum Flusse und holt Wasser in Eurem Hute."

„Gern."

Der Mann lief nach der Seine zu. Der junge Officier hatte seinen Platz eingenommen und hielt den Verwundeten.

Nach fünf Minuten kam der Bote zurück.

„Sprengt ihm Wasser ins Gesicht," sagte der junge Mann.

Der Träger gehorchte; er benetzte seine Hand im Hute, schüttelte sie, wie man es mit einem Weihwedel thut, und besprengte das Gesicht des Verwundeten.

„Er hat geschauert!" rief der junge Mann, der den Sterbenden in seinen Armen hielt; „er ist nicht todt! .. Oh! lieber Herr Billot, welch ein Glück, daß ich hierher gekommen bin!"

„Ja, bei meiner Treue, das ist ein Glück!" sagten die zwei Männer; „noch zwanzig Schritte, und Ihr Freund kam in den Netzen von Saint-Cloud zu sich."

„Besprengt ihn noch einmal mit Wasser."

Der Träger wiederholte die Operation; der Verwundete schauerte und gab einen Seufzer von sich.

„Ah! ah!" sagte der zweite Träger, „er ist offenbar nicht todt."

„Nun, was machen wir mit ihm?"

„Helft mir ihn nach der Rue Saint-Honoré zum Herrn Doctor Gilbert transportiren, und Ihr sollt eine gute Belohnung bekommen!" erwiederte der junge Mann.

„Wir können nicht."

„Warum nicht?"

„Wir haben Befehl, die Todten in die Seine zu werfen und die Verwundeten nach dem Hospital des Gros-Caillou zu bringen . . . Da er behauptet, er sei nicht todt und wir ihn folglich nicht in die Seine werfen können, so müssen wir ihn nach dem Hospital tragen."

„Nun, so tragen wir ihn nach dem Hospital, und zwar so rasch als möglich," sagte der junge Mann.

Er schaute rings umher.

„Wo ist das Hospital?"

„Ungefähr dreihundert Schritte von der Ecole Militaire."

„Es ist also dort?"

„Ja."

„Wir haben über das ganze Marsfeld zu gehen?"

„Der Länge nach."

„Mein Gott! habt Ihr denn keine Tragbahre?"

„Ei! das findet sich wohl," antwortete der zweite Träger; „das ist wie Wasser, und mit einem zweiten kleinen Thaler. . ."

„Ganz richtig!" versetzte der junge Mann, „Ihr habt nichts bekommen . . . Hier ist ein zweiter kleiner Thaler: findet nur eine Tragbahre."

Nach zehn Minuten war die Tragbahre gefunden.

Der Verwundete wurde auf einer Matratze darauf gelegt; die zwei Träger ergriffen die Gabeln, und der traurige Zug wanderte nach dem Hospitale vom Gros-Caillou, escortirt von dem jungen Manne, der mit seiner Laterne in der Hand am Kopfe des Verwundeten ging.

Es war etwas Gräßliches, dieser nächtliche Marsch auf einem von Blut überströmten Boden, mitten unter unbeweglichen, starren Leichen, an die man auf jedem Schritte stieß, oder Verwundeten, die sich aufrichteten, um nach Hülfe rufend wieder niederzufallen.

Nach einer Viertelstunde schritt man über die Schwelle des Hospitals vom Gros-Caillou.

---

# CXIII.

## Das Hospital vom Gros-Caillou.

Zu jener Zeit waren die Hospitäler und besonders die Militärhospitäler entfernt nicht organisirt, wie sie es heute sind.

Man wird sich also nicht wundern über die Unruhe, die im Hospital vom Gros = Caillou herrschte, und über die ungeheure Unordnung, die sich der Erfüllung der Verordnungen der Wundärzte entgegenstellte.

Das Erste, woran es gemangelt, waren Betten. Man hatte sodann die Matratzen der Einwohner der umliegenden Straßen in Beschlag genommen.

Diese Matratzen wurden auf den Boden und sogar in den Hof gelegt; auf jeder derselben war ein Verwundeter, Hülfe erwartend, und die Wundärzte fehlten wie die Matratzen, und waren noch schwieriger zu finden.

Der Officier, — in welchem unsere Leser sicherlich unsern alten Freund Piton erkannt haben, — bewirkte gegen zwei weitere kleine Thaler, daß man ihm die Matratze der Tragbahre überließ, so daß Billot ziemlich sanft im Hofe des Hospitals gebettet wurde.

Piton, der von der Lage mindestens das Wenige, was sie Gutes hatte, nehmen wollte, hatte den Verwundeten so nahe als möglich bei der Thüre unterbringen lassen, um sich auf seinem Wege des ersten Wundarztes, der aus- oder eingehen würde, bemächtigen zu können.

Er hatte große Lust, in den Sälen umherzular und einen um jeden Preis herbeizuführen: doch er w es nicht, den Verwundeten zu verlassen; er befürcht unter dem Vorwande, dieser sei todt, — man konnte

hierüber ohne schlechte Absicht täuschen, — werde Einer die Matratze nehmen und den vorgeblichen Leichnam auf das Pflaster des Hofes werfen.

Pitou war seit einer Stunde da und hatte mit kräftiger Stimme den paar Wundärzten gerufen, die er hatte vorübergehen sehen, ohne daß Einer ihm auf seinen Ruf geantwortet, als er einen schwarz gekleideten Mann erblickte; dieser Mann, dem zwei Krankenwärter leuchteten, besuchte eines nach dem andern alle die Sterbelager.

Je mehr der schwarz gekleidete Mann gegen Pitou vorrückte, desto mehr glaubte ihn dieser zu erkennen; bald hörten alle seine Zweifel auf, und Pitou, der es wagte, sich ein paar Schritte vom Verwundeten zu entfernen, um sich eben so viel dem Arzte zu nähern, rief mit aller Gewalt seiner Lunge:

„He! hierher, Herr Gilbert, hierher!“

Der Arzt, — es war in der That Gilbert, — lief auf seine Stimme herbei.

„Ah! Du bist es, Pitou?“ sagte er.

„Mein Gott! ja, Herr Gilbert.“

„Hast Du Billot gesehen?“

„Ei! hier ist er,“ antwortete Pitou, indem er auf den Verwundeten deutete, der immer unbeweglich da lag.

„Ist er todt?“ fragte der Doctor.

„Ach! lieber Herr Gilbert, ich hoffe, nein; doch ich verberge Ihnen nicht, daß es gar nicht gut bei ihm steht.“

Gilbert näherte sich der Matratze, und die zwei Krankenwärter, die ihm folgten, beleuchteten das Gesicht des Verwundeten.

„Es ist am Kopfe, Herr Gilbert,“ sagte Pitou, „es ist am Kopfe! Der arme Herr Billot! Der Kopf ist ihm bis an den Kinnbacken gespalten.“

Gilbert betrachtete die Wunde aufmerksam.

„Die Wunde ist allerdings bedeutend,“ murmelte er.

Und sich an einen der zwei Krankenwärter wendend, fügte er bei:

„Ich brauche ein besonderes Zimmer für diesen Mann, der einer meiner Freunde ist."

Die zwei Krankenwärter beriethen sich.

„Es gibt kein besonderes Zimmer," sagten sie, „doch die Weißzeugkammer ist da."

„Vortrefflich!" versetzte Gilbert, „tragen wir ihn nach der Weißzeugkammer."

Man hob den Verwundeten so sachte als möglich auf, doch wie behutsam man auch zu Werke ging, es entschlüpfte ihm ein Seufzer.

„Ah!" sprach Gilbert, „nie hat ein Ausruf der Freude mir ein Vergnügen gemacht, wie dieser Seufzer des Schmerzes! Er lebt: das ist die Hauptsache."

Billot wurde nach der Weißzeugkammer gebracht und auf das Bett von einem der Angestellten gelegt; dann nahm Gilbert sogleich den Verband vor.

Die Schlafpulsader war durchschnitten, und hiedurch war ein ungeheurer Blutverlust erfolgt; doch dieser Blutverlust hatte die Ohnmacht herbeigeführt, und die Bewegungen des Herzens vermindernd, hatte die Ohnmacht den Blutfluß gehemmt.

Die Natur hatte dies sogleich benützt, um einen Blutklumpen zu bilden, durch den die Pulsader geschlossen wurde.

Mit einer bewunderungswürdigen Geschicklichkeit unterband Gilbert zuerst die Arterie mittelst eines seidenen Fadens; dann wusch er das Fleisch und vereinigte es wieder auf dem Knochen. Die Frische des Wassers und vielleicht auch die durch den Verband verursachten lebhafteren Schmerzen machten, daß Billot die Auge öffnete und ein paar Worte breiig und ohne Folg sprach.

„Es hat eine Gehirnerschütterung stattgefunden, murmelte Gilbert.

„Sobald er aber nicht todt ist, werden Sie ihn retten, nicht wahr, Herr Gilbert?“ fragte Pitou.

Gilbert lächelte traurig und erwiederte:

„Ich werde mich bemühen; doch Du hast abermals gesehen, mein lieber Pitou, daß die Natur ein viel geschickterer Wundarzt ist, als Einer von uns.“

Gilbert vollendete sodann den Verband. Nachdem die Haare so viel als möglich abgeschnitten waren, vereinigte er die zwei Ränder der Wunde, befestigte sie mit Heftpflasterstreifen, und befahl, dafür zu sorgen, daß der Kranke fast sitzend mit dem Rücken und nicht mit dem Kopfe an die Kissen angelehnt werde.

Erst nachdem diese ganze Arbeit gethan war, fragte er Pitou, wie er nach Paris gekommen, und wie er, nachdem er nach Paris gekommen, gerade zu rechter Zeit hier gewesen, um Billot Hülfe zu leisten.

Die Sache war sehr einfach: seit dem Verschwinden von Catherine und dem Abgange ihres Mannes war die Mutter Billot, die wir unsern Lesern nie als einen sehr starken Geist gegeben haben, in eine Art von Blödsinn verfallen, der beständig zugenommen. Sie lebte jedoch auf eine ganz mechanische Art, und jeden Tag spannte sich ab oder brach eine neue Feder der armen menschlichen Maschine; allmälig wurden ihre Worte seltener; dann sprach sie am Ende gar nicht mehr, und legte sich auch nicht mehr zu Bette; und der Doctor Raynal erklärte, es gebe nur Eines auf der Welt, was die Mutter Billot dieser tödtlichen Erstarrung entziehen könnte: der Anblick ihrer Tochter.

Sogleich erbot sich Pitou, nach Paris zu gehen, oder er reiste vielmehr ab, ohne sich zu erbieten.

Bei den langen Beinen des Kapitäns der Nationalgarde von Haramont waren die achtzehn Meilen, welche die Heimath von Demoustier von der Hauptstadt trennen, nur ein Spaziergang.

Pitou war in der That um vier Uhr Morgens ab-

gegangen und zwischen halb acht Uhr und acht Uhr Abends in Paris angelangt.

Piton schien prädestinirt, für die großen Ereignisse nach Paris zu kommen.

Das erste Mal war er gekommen, um der Einnahme der Bastille beizuwohnen und daran Theil zu nehmen; das zweite Mal, um der Föderation von 1790 beizuwohnen; das dritte Mal kam er am Tage der Metzelei auf dem Marsfelde.

Er fand Paris auch ganz im Aufruhr; das war übrigens der Zustand, in welchem er Paris zu sehen die Gewohnheit hatte.

Schon bei den ersten Gruppen, auf die er stieß, erfuhr er, was auf dem Marsfelde vorgefallen.

Bailly und Lafayette hatten auf das Volk schießen lassen; das Volk verfluchte mit voller Lunge Bailly und Lafayette.

Piton hatte sie als Götter und angebetet verlassen! Er fand sie wieder von ihren Altären gestürzt und verflucht: er begriff durchaus nichts hievon.

Er begriff nur, daß auf dem Marsfelde Kampf, Metzelei wegen einer patriotischen Petition stattgefunden, und daß Gilbert und Billot dort sein mußten.

Obgleich Piton, wie man gewöhnlich sagt, seine achtzehn Meilen im Leibe hatte, verdoppelte er doch den Schritt und kam nach der Rue Saint-Honoré und in die Wohnung von Gilbert.

Der Doctor war nach Hause zurückgekehrt, Billot hatte man aber nicht gesehen.

Das Marsfeld war übrigens, wie der Diener sagte, der Piton diese Auskunft gab, mit Todten und Verwundeten bestreut; Billot befand sich vielleicht unter den Einen oder den Andern.

Das Marsfeld mit Todten und Verwundeten bedeckt! Diese Kunde setzte Piton nicht minder in Erstaunen, als ihn die von Bailly und Lafayette, den zwei

Idolen des Volks, welche auf das Volk geschossen, in Erstaunen gesetzt hatte.

Das Marsfeld mit Todten und Verwundeten bedeckt! Pitou konnte sich das nicht vorstellen. Dieses Marsfeld, das er, Einer der Zehntausend, hatte nivelliren helfen, das ihm die Erinnerung voller Illuminationen, freudigen Gesänge, munteren Farandolen in den Geist zurückrief! bedeckt mit Todten und Verwundeten! weil man hatte, wie im vorhergehenden Jahre, hier den Jahrestag der Einnahme der Bastille und den der Föderation feiern wollen!

Das war unmöglich!

Wie, in einem Jahre war das, was ein Motiv der Freude und des Triumphes gewesen, eine Ursache des Aufruhrs und der Schlächterei geworden?

Welcher Schwindelgeist war denn während dieses Jahres über das Haupt der Pariser hingezogen?

Wir haben es gesagt; der Hof hatte während dieses Jahres, Dank dem Einflusse von Mirabeau, Dank der Schöpfung des Clubbs der Feuillants, Dank der Unterstützung von Bailly und Lafayette, Dank endlich der Reaction, die sich in Folge der Rückkehr von Varennes bewerkstelligt, seine verlorene Macht wiedererlangt; und diese Macht gab sich durch die Trauer und die Metzelei kund.

Der 17. Juli rächte den 5. und 6. October.

Wir haben gesehen, wie, beschäftigt mit allen diesen Ideen, — von denen übrigens keine den Einfluß hatte, daß sie seinen Gang langsamer machte, — unser Freund Ange Pitou über den Pont Louis XV. und durch die Rue de Grenelle auf dem Marsfelde gerade zu rechter Zeit angekommen war, um es zu verhindern, daß Billot als Todter in den Fluß geworfen wurde.

Andererseits erinnert man sich, wie Gilbert, der beim König war, ein Billet ohne Unterschrift erhielt,

wobei er aber die Hand von Cagliostro erkannte, und in welchem sich folgende Worte fanden:

„Laß doch diese Verurtheilten, die man aus Spott noch den König und die Königin nennt, und begib Dich, ohne einen Augenblick zu verlieren, in den Hospital vom Gros-Caillou: Du wirst dort einen Sterbenden finden, der weniger krank ist, als sie; denn diesen Sterbenden kannst Du vielleicht retten, während sie, ohne daß Du sie retten kannst, Dich bei ihrem Sturze mit hinabziehen werden.“

Sogleich, wie wir erzählt, nachdem er durch Madame Campan erfahren, die Königin, welche ihn mit der Einladung, ihre Wiederkehr abzuwarten, verlassen, werde anderswo zurückgehalten und gebe ihm den Abschied, sogleich war Gilbert aus den Tuilerien weggegangen und, beinahe demselben Wege folgend wie Pitou, in das Hospital vom Gros-Caillou gelangt; er hatte schon von Bett zu Bett, von Matratze zu Matratze die Säle, die Gänge, die Vestibules und sogar den Hof besucht, als ihn eine Stimme zum Lager eines Sterbenden rief.

Diese Stimme war, wie wir wissen, die von Pitou; der Sterbende war Billot.

Wir haben gesagt, in welchem Zustande er den würdigen Pächter gefunden, und welche Chancen seine Lage bot; gute und schlimme Chancen, bei denen aber sicherlich die schlimmen die Oberhand über die guten behalten hätten, hätte er es mit einem minder geschickten Manne, als dem Doctor Gilbert, zu thun gehabt.

---

# CXIV.

## Catherine.

Von den zwei Personen, welche der Doctor Raynal über den verzweifelten Zustand von Frau Billot benachrichtigen zu müssen geglaubt hatte, war die eine, wie man sieht, in einer dem Tode nahen Lage im Bette gehalten; das war der Mann. Die andere Person konnte also allein kommen und der Sterbenden in ihren letzten Augenblicken beistehen: das war die Tochter.

Es handelte sich darum, Catherine von dem Zustande, in dem sich ihre Mutter befand, und sogar von dem ihres Vaters in Kenntniß zu setzen; nur fragte es sich, wo war Catherine?

Es gab nur ein mögliches Mittel, dies zu erfahren, das war, sich an den Grafen von Charny zu wenden.

Pitou war so freundlich, so wohlwollend von der Gräfin aufgenommen worden, am Tage, wo er ihr, im Auftrage von Gilbert, ihren Sohn gebracht, daß er nicht anstand, sich zu erbieten, er wolle die Adresse von Catherine im Hause der Rue Coq-Héron erfragen, so weit vorgerückt auch die Stunde der Nacht war.

Es schlug in der That halb zwölf auf der Uhr der Ecole Militaire, als, nachdem der Verband vollendet war, Gilbert und Pitou das Bett von Billot verlassen konnten.

Gilbert empfahl den Verwundeten den Krankenwärtern: es war nichts mehr zu thun, als die Natur wirken zu lassen.

Ueberdies sollte er im Verlaufe des andern Tages wiederkommen.

Pitou und Gilbert stiegen in den Wagen des Doctors, der vor der Thüre des Hospitals wartete; der Doctor befahl dem Kutscher, nach der Rue Coq-Héron zu fahren.

Alles war geschlossen und erloschen im Quartier.

Nachdem er eine Viertelstunde geklingelt, hörte endlich Pitou, der von der Klingel zum Klopfen übergehen wollte, nicht die Hausthüre, sondern die Thüre von der Loge des Concierge knarren, und eine heisere, verdrießliche Stimme fragte mit einem Ausdrucke der Ungeduld, in dem man sich nicht täuschen konnte:

„Wer ist da?"

„Ich," antwortete Pitou.

„Wer, Sie?"

„Ah! es ist wahr . . . Ange Pitou, Kapitän der Nationalgarde."

„Ange Pitou? . . . Ich kenne das nicht."

„Kapitän der Nationalgarde."

„Kapitän . . ." wiederholte der Concierge, „Kapitän . . ."

„Kapitän!" wiederholte Pitou, indem er einen besondern Nachdruck auf diesen Titel legte, dessen Einfluß er kannte.

Der Concierge konnte in der That glauben, in diesem Augenblicke, wo die Nationalgarde wenigstens dem ehemaligen Uebergewichte der Armee die Waage hielt, habe er es mit einem Adjutanten von Lafayette zu thun.

Dem zu Folge fragte er mit einem etwas gemilderten Tone, jedoch ohne die Thüre zu öffnen, der er sich nur näherte:

„Nun, Herr Kapitän, was verlangen Sie?"

„Ich verlange den Herrn Grafen von Charny zu sprechen."

„Er ist nicht hier."

„Also die Frau Gräfin."

„Sie ist auch nicht hier."

„Wo sind sie denn?“

„Sie sind heute Morgen abgereist.“

„Nach welcher Gegend?“

„Nach ihrem Gute Boursonnes.“

„Ah! Teufel!“ sagte Pitou wie mit sich selbst sprechend; „ihnen werde ich wohl in Dammartin begegnet sein; sie waren ohne Zweifel in jener Postchaise . . . Wenn ich das gewußt hätte!“

Pitou wußte es aber nicht, so daß er den Grafen und die Gräfin hatte vorbeifahren lassen.

„Mein Freund,“ sprach die Stimme des Doctors, der bei dieser Stelle der Unterredung dazwischen trat, „könnten Sie uns wohl in Abwesenheit Ihrer Herrschaft eine Auskunft geben?“

„Ah! verzeihen Sie, mein Herr,“ sagte der Concierge, der in Folge seiner aristokratischen Gewohnheiten eine Herrenstimme in der erkannte, welche mit so viel Artigkeit und Milde gefragt hatte.

Und der gute Mann öffnete die Thüre und kam in den Unterhosen und seine baumwollene Mütze in der Hand an den Wagenschlag des Doctors, um, wie man im Bedientenstyle sagt, die Befehle in Empfang zu nehmen.

„Welche Auskunft wünscht der Herr?“ fragte der Concierge.

„Mein Freund, kennen Sie ein Mädchen, für das der Herr Graf und die Frau Gräfin einiges Interesse hegen müssen?“

„Mademoiselle Catherine?“ versetzte der Concierge.

„Ganz richtig!“ erwiederte Gilbert.

„Ja, mein Herr . . . Der Herr Graf und die Frau Gräfin haben sie zweimal besucht und mich oft zu ihr geschickt, um sie fragen zu lassen, ob sie etwas brauche; doch die arme Demoiselle, obschon ich sie nicht für reich halte, — weder sie, noch ihr liebes Kind des guten Gottes, — antwortet immer, sie brauche nichts.“

Bei den Worten: „Kind des guten Gottes," konnte sich Pitou eines schweren Seufzers nicht erwehren.

„Nun, mein Freund," sagte Gilbert, „der Vater der armen Catherine ist heute auf dem Marsfelde verwundet worden, und ihre Mutter, Frau Billot, stirbt in Villers-Coterets: wir müssen ihr nothwendig diese traurige Kunde zu wissen thun. Wollen Sie mir ihre Adresse geben?"

„Oh! die Arme, Gott stehe ihr bei! sie ist doch schon so unglücklich! Sie wohnt in Ville-d'Avray, mein Herr, in der großen Straße . . . Ich vermöchte Ihnen die Hausnummer nicht genau zu sagen, doch es ist einem Brunnen gegenüber."

„Das genügt," versetzte Pitou; „ich werde sie finden."

„Ich danke, mein Freund," sprach Gilbert, indem er dem Concierge einen Sechs-Livres-Thaler in die Hand drückte.

„Oh! das war nicht nöthig," sagte der gute alte Mann; „Gott sei Dank! unter Christen muß man einander helfen."

Und er machte dem Doctor seinen Bückling und kehrte in seine Loge zurück.

„Nun?" fragte Gilbert.

„Nun," antwortete Pitou, „ich gehe nach Ville-d'Avray."

Pitou war immer bereit, zu gehen.

„Weißt Du den Weg?" versetzte der Doctor.

„Nein, doch Sie werden mir ihn bezeichnen."

„Du bist ein goldenes Herz und ein stählernes Knie!" sagte lachend der Doctor. „Doch ruhe zuvor aus, Du wirst morgen früh abgehen."

„Wenn es aber Eile hat? . . ."

„Es ist weder auf der einen, noch auf der andern Seite dringlich," erwiederte der Doctor: „der Zustand von Billot ist ernster Art, kommen aber nicht unvorher-

gesehene Zwischenfälle dazu, so ist er nicht tödtlich. Was die Mutter Billot betrifft, sie kann noch zehn bis zwölf Tage leben."

„Ah! Herr Doctor, als man sie vorgestern zu Bette brachte, sprach sie nicht mehr, rührte sie sich nicht mehr, nur ihre Augen schienen noch zu leben."

„Gleichviel, ich weiß, was ich sage, Pitou, und ich stehe dafür, daß sie noch zehn bis zwölf Tage lebt."

„Ei! Herr Gilbert, Sie wissen das besser als ich."

„Man läßt lieber dieser armen Catherine noch eine Nacht der Unwissenheit und Ruhe; eine Nacht des Schlafes mehr, das ist für die Unglücklichen von Bedeutung, Pitou."

Pitou ergab sich diesem letzten Grunde.

„Nun also," fragte er, „wohin gehen wir?"

„Zu mir, bei Gott! Du wirst Dein altes Zimmer wiederfinden."

„Ah!" sagte Pitou lächelnd, „es wird mir Vergnügen machen, dasselbe wiederzusehen!"

„Und morgen früh um sechs Uhr werden die Pferde angespannt sein," fügte Gilbert bei.

„Warum die Pferde angespannt?" fragte Pitou, der das Pferd durchaus nur als einen Luxusgegenstand betrachtete.

„Um Dich nach Ville-d'Avray zu führen."

„Gut! es sind also fünfzig Meilen von hier nach Ville-d'Avray?"

„Nein, es sind zwei oder drei," erwiederte Gilbert, dem vor den Augen, wie ein Blitz aus seiner Jugend, die Spaziergänge vorüberzogen, die er mit seinem Lehrer Rousseau in den Wäldern von Louveciennes, Meudon und Ville-d'Avray gemacht hatte.

„Nur drei Meilen, das ist die Sache einer Stunde, Herr Gilbert," versetzte Pitou; „das verschluckt sich wie ein Ei!"

„Und Catherine," fragte Gilbert, „glaubst Du, sie

verschlucke auch wie ein Ei die drei Meilen von Ville-d'Avray nach Paris und die achtzehn Meilen von Paris nach Villers-Coterets?"

„Ah! das ist wahr; entschuldigen Sie, Herr Gilbert: ich bin ein Dummkopf . . Doch sagen Sie, wie geht es Sebastian?"

„Vortrefflich! Du wirst ihn morgen sehen."

„Immer noch beim Abbé Bérardier?"

„Immer."

„Ah! desto besser . . . es wird mich sehr freuen, ihn zu sehen."

„Und er wird sich auch freuen, Pitou; denn er liebt Dich, wie ich, von ganzem Herzen."

Nach dieser Versicherung hielten der Doctor und Ange Pitou vor der Thüre der Rue Saint-Honoré.

Pitou schlief, wie er marschirte, wie er aß, wie er sich schlug; nur war er, vermöge der auf dem Lande angenommenen Gewohnheit, frühzeitig aufzustehen, schon um fünf Uhr auf.

Um sechs Uhr stand der Wagen bereit.

Um sieben Uhr klopfte er an die Thüre von Catherine.

Es war mit dem Doctor Gilbert verabredet, daß man sich um acht Uhr am Bette von Billot finden sollte.

Catherine öffnete und stieß einen Schrei aus, als sie Pitou erblickte.

„Ah!" rief sie, „meine Mutter ist todt!"

Und sie erbleichte und lehnte sich an die Wand an.

„Nein," erwiederte Pitou, „nur müssen Sie sich beeilen, wenn Sie sie sehen wollen, ehe sie stirbt, Mademoiselle Catherine."

Dieser Austausch von Worten, der mit Wenigem so viele Dinge sagte, schnitt alle Präliminarien ab und stellte Catherine gleichsam mit einem Sprunge ihrem Unglücke gegenüber.

„Und dann ist noch ein anderes Unglück," fuhr Pitou fort.

„Welches?" fragte Catherine mit dem kurzen, fast gleichgültigen Tone eines Wesens, das, nachdem es das Maß der menschlichen Schmerzen erschöpft hat, nicht mehr fürchtet, daß sich seine Schmerzen vermehren.

„Herr Billot ist gestern auf dem Marsfelde gefährlich verwundet worden."

„Ah!" machte Catherine.

Das Mädchen war offenbar viel weniger empfindlich für diese Nachricht, als für die erste.

„Da habe ich mir gesagt," fuhr Pitou fort, „und das war auch die Ansicht des Herrn Doctor Gilbert: Mademoiselle Catherine wird im Vorübergehen einen Besuch bei Herrn Billot machen, den man nach dem Hospital vom Gros-Caillou gebracht hat, und von da wird sie die Diligence nach Villers-Coterets nehmen."

„Und Sie, Herr Pitou?" fragte Catherine.

„Ich," erwiederte Pitou, „ich dachte, da Sie dort Frau Billot werden sterben helfen, so sei es an mir, hier zu bleiben und Herrn Billot wo möglich wiederaufleben zu helfen. . . Ich bleibe bei demjenigen, welcher Niemand hat: Sie begreifen, Mademoiselle Catherine?"

Pitou sprach dies mit seiner engelischen Naivetät, ohne zu bedenken, daß er so mit ein paar Worten die ganze Geschichte seiner aufopfernden Hingebung machte.

Catherine reichte ihm die Hand.

„Sie sind ein wackeres Herz, Pitou!" sagte sie. „Kommen Sie und küssen Sie meinen armen Isidor."

Und sie ging voran, denn die kurze Scene, die wir erzählt haben, hatte sich im Gange, bei der Hausthüre, zugetragen.

Sie war schöner als je, die arme Catherine! ganz

in Trauer gekleidet, wie sie war, was Pitou einen zweiten Seufzer entriß.

Catherine schritt dem jungen Manne in ein auf einen Garten gehendes kleines Zimmer voran: in diesem Zimmer, das mit einer Küche und einem Ankleidecabinet die ganze Wohnung von Catherine bildete, standen ein Bett und eine Wiege.

Das Bett der Mutter, die Wiege des Kindes.

Das Kind schlief.

Catherine zog einen Gazevorhang zurück und trat auf die Seite, um die Augen von Pitou in die Wiege tauchen zu lassen.

„Oh! das schöne Engelchen!" rief Pitou, die Hände faltend.

Und als wäre er wirklich vor einem Engel gewesen, kniete er nieder und küßte dem Kinde die Hand.

Pitou wurde rasch für das, was er gethan, belohnt: er fühlte über seinem Gesichte die Haare von Catherine schweben, und zwei Lippen legten sich auf seine Stirne.

Die Mutter gab den dem Sohne gegebenen Kuß zurück.

„Meinen Dank, guter Pitou!" sagte sie. „Seit dem letzten Kusse, den er von seinem Vater empfangen, hat Niemand außer mir den armen Kleinen mehr geküßt."

„Oh! Mademoiselle Catherine!" murmelte Pitou, geblendet und erschüttert durch den Kuß des Mädchens, wie er es durch den elektrischen Funken gewesen wäre.

Und dieser Kuß bestand doch einfach aus Allem dem, was Frommes und Dankbares im Kusse einer Mutter ist.

---

# CXV.

## Die Tochter und der Vater.

Zehn Minuten nachher fuhren Catherine, Pitou und der kleine Isidor im Wagen von Doctor Gilbert auf der Straße nach Paris.

Der Wagen hielt vor dem Hospital vom Gros-Caillou an.

Catherine stieg aus, nahm ihren Sohn in ihre Arme und folgte Pitou.

Vor der Thüre der Weißzeugkammer angelangt blieb sie stehen und fragte:

„Sie haben mir gesagt, wir werden den Doctor Gilbert beim Bette meines Vaters finden?"

„Ja!" . . .

Pitou öffnete ein wenig die Thüre.

„Und er ist wirklich da," erwiederte er.

„Sehen Sie, ob ich ohne Furcht, eine zu starke Aufregung bei ihm zu verursachen, eintreten kann."

Pitou ging in das Zimmer hinein, befragte den Doctor und kam beinahe in demselben Augenblicke wieder zu Catherine zurück.

„Die durch den Hieb, den er bekommen, verursachte Erschütterung ist so groß, daß er noch Niemand erkennt, wie der Herr Doctor Gilbert sagt."

Catherine wollte mit dem kleinen Isidor in den Armen eintreten.

„Geben Sie mir Ihr Kind, Mademoiselle Catherine," sagte Pitou.

Catherine zögerte einen Augenblick.

„Oh! es mir geben ist, als ob Sie es nicht verließen."

„Sie haben Recht," erwiederte Catherine.

Und wie sie es bei einem Bruder gethan hätte, mit mehr Vertrauen vielleicht, übergab sie das Kind Ange Pitou und ging mit festem Schritte in den Saal und gerade auf das Bett ihres Vaters zu.

Der Doctor Gilbert war, wie gesagt, beim Bette des Verwundeten.

Es hatte sich wenig im Zustande des Kranken verändert; er war, wie am Tage vorher, mit dem Rücken an seine Kissen angelehnt, und der Doctor befeuchtete, mit Hülfe eines mit Wasser getränkten und in seiner Hand ausgepreßten Schwammes, die Streifen, welche den auf die Wunde gelegten Verband festhielten. Trotz eines Anfangs von Entzündungsfieber war das Gesicht von Billot in Folge der Blutmasse, die er verloren, todesbleich; die Geschwulst hatte sich des Auges und eines Theils der linken Backe bemächtigt.

Beim ersten Eindrucke der Kühle hatte er ein paar Worte ohne Folge gemurmelt und die Augen geöffnet; doch die gewaltige Schlafsucht, welche die Aerzte Coma nennen, hatte die Sprache auf's Neue bei ihm ausgelöscht und seine Augen wieder geschlossen.

Als Catherine das Bett erreicht hatte, sank sie auf die Kniee, hob die Hände zum Himmel empor und sprach:

„O mein Gott! Du bist Zeuge, daß ich Dich aus der Tiefe meines Herzens um das Leben meines Vaters bitte!"

Das war Alles, was diese Tochter für den Vater thun konnte, der ihren Geliebten hatte tödten wollen.

Bei ihrer Stimme bewegte übrigens ein Schauer den Körper des Kranken; sein Athem wurde heftiger; er öffnete wieder die Augen, und sein Blick, nachdem er einen Moment umhergeschweift war, als wollte er erken-

nen, woher die Stimme komme, heftete sich auf Catherine.

Seine Hand machte eine Bewegung, wie um diese Erscheinung, die der Verwundete ohne Zweifel für eine Vision seines Fiebers hielt, zu vertreiben.

Der Blick des Mädchens begegnete dem seines Vaters, und Gilbert sah mit einer Art von Schrecken zwei Flammen zusammentreffen, welche eher zwei Blitze des Hasses, als zwei Strahlen der Liebe zu sein schienen.

Wonach Catherine aufstand und mit demselben Schritte, mit dem sie eingetreten, zu Pitou zurückkehrte.

Catherine nahm ihr Kind wieder mit einer Heftigkeit, welche mehr Aehnliches mit der Liebe der Löwin, als mit der des Weibes hatte, preßte es an ihre Brust und rief:

„Mein Kind! oh! mein Kind!"

In diesem Schrei lagen alle Bangigkeiten der Mutter, alle Klagen der Witwe, alle Schmerzen der Frau.

Pitou wollte Catherine bis zum Bureau der Diligence begleiten, welche Morgens um zehn Uhr abging.

Doch sie schlug es aus.

„Nein," sprach sie, „Sie haben gesagt, Ihr Platz sei bei demjenigen, welcher allein: bleiben Sie, Pitou."

Und sie schob mit der Hand Pitou in's Zimmer zurück.

Pitou wußte nur zu gehorchen, wenn Catherine befahl.

Während sich Pitou dem Bette von Billot näherte, während dieser bei dem Geräusche, das der ein wenig schwerfällige Tritt des Kapitäns der Nationalgarde machte, die Augen wieder öffnete und ein wohlthätiger Eindruck auf seinem Gesichte dem feindseligen Eindrucke folgte, den wie eine Sturmwolke der Anblick seiner Tochter darüber ziehen gemacht hatte, stieg Catherine die Treppe hinab und erreichte, ihr Kind in den Armen, in der Rue Saint-Denis das Hôtel du Plat-d'Étain, von wo die Diligence nach Villers-Coterets abging.

Die Pferde waren angespannt; der Postillon saß im Sattel; es war ein Platz im Innern übrig: Catherine nahm ihn.

Acht Stunden nachher hielt der Wagen in der Rue de Soissons an.

Es war sechs Uhr Nachmittags, das heißt, es war noch heller Tag.

Als Mädchen und bei Lebzeiten von Isidor ihre Mutter in guter Gesundheit besuchend, hätte Catherine den Wagen am Ende der Straße von Largny anhalten lassen, wäre um die Stadt gegangen und nach Pisseleu gekommen, ohne gesehen zu werden, denn sie hätte sich geschämt.

Als Witwe und Mutter dachte sie nicht einmal an die Provinzspöttereien; sie stieg ohne Frechheit, aber auch ohne Furcht aus dem Wagen: ihre Trauer und ihr Kind schienen ihr, die eine ein finsterer Engel, das andere ein lächelnder Engel, welche Beleidigung und Verachtung von ihr entfernen müßten.

Anfangs erkannte man sie nicht: Catherine war so bleich und so verändert, daß sie nicht mehr dieselbe Frau zu sein schien: was sie aber noch mehr vor den Blicken verbarg, war jene Miene der Distinction, die sie im Umgange mit einem ausgezeichneten Manne angenommen hatte.

Es erkannte sie auch eine einzige Person, und sie war sogar schon fern.

Das war die Tante Angélique.

Die Tante Angélique stand vor der Thüre des Rathhauses und plauderte mit ein paar Basen über den von den Priestern geforderten Eid; sie erklärte, sie habe den Abbé Fortier sagen hören, nie werde er den Eid den Jacobinern und der Revolution leisten, und er werde eher das Märtyrthum erdulden, als den Kopf unter das revolutionäre Joch beugen.

„Oh!“ rief sie plötzlich, sich mitten in ihrer Rede

unterbrechend, „Jesus Gott! die Billotte mit ihrem Kinde steigt aus dem Wagen!“

„Catherine! Catherine!“ wiederholten mehrere Stimmen.

„Ei! ja; seht, sie flüchtet sich dort durch das Gäßchen.“

Tante Angélique täuschte sich: Catherine flüchtete sich nicht; Catherine hatte Eile, zu ihrer Mutter zu kommen, und ging rasch; Catherine nahm den Weg durch das Gäßchen, weil es der kürzeste Weg war.

Bei dem Worte der Tante Angélique: „Es ist die Billotte!“ und bei dem Ausrufe ihrer Nachbarinnen: „Catherine!“ fingen mehrere Kinder an dieser nachzulaufen, und als sie sie erreicht hatten, sagten sie:

„Ah! ja, es ist wahr, es ist Mademoiselle . . .“

„Ja, meine Kinder, ich bin es,“ erwiederte Catherine mit sanftem Tone.

Hierauf, da sie besonders von den Kindern geliebt wurde, denen sie immer etwas, eine Liebkosung in Ermangelung von etwas Anderem, zu geben hatte, sagten die Kinder:

„Guten Tag, Mademoiselle Catherine!“

„Guten Tag, meine Kinder,“ versetzte Catherine. „Nicht wahr, meine Mutter ist nicht todt?“

„Oh! nein, noch nicht.“

Und ein anderes Kind fügte bei:

„Herr Raynal sagt, sie habe wohl noch acht bis zehn Tage zu leben.“

„Ich danke, meine Kinder!“ sprach Catherine.

Und sie ging weiter, nachdem sie ihnen einige Münze gegeben hatte.

Die Kinder kamen zurück.

„Nun?“ fragten die Basen.

„Nun!“ antworteten die Kinder, „sie ist es, und zum Beweise dient, daß sie sich bei uns nach ihrer Mutter erkundigt und uns dies gegeben hat.“

Und die Kinder zeigten die Münzstücke, die sie von Catherine bekommen.

„Es scheint, was sie verkauft hat, verkauft sich theuer in Paris, daß sie den Kindern, die ihr nachlaufen, weiße Stücke geben kann,“ sagte die Tante Angélique.

Tante Angélique liebte Catherine Billot nicht.

Catherine Billot war jung und schön, und Tante Angélique war alt und häßlich; Catherine Billot war groß und wohlgewachsen, Tante Angélique war klein und hinkend.

Sodann hatte bei Billot, aus dem Hause der Tante Angélique gejagt, Ange Pitou ein Asyl gefunden.

Endlich war es Billot, der am Tage der Erklärung der Menschenrechte gekommen, um den Abbé Fortier zu nöthigen, die Messe am Altar des Vaterlands zu lesen.

Lauter genügende Gründe, in Verbindung mit der natürlichen Bitterkeit ihres Charakters, daß Tante Angélique die Billot im Allgemeinen und Catherine insbesondere haßte.

Und wenn Tante Angélique haßte, so haßte sie sehr, und haßte sie als Scheinheilige.

Sie lief zu Mademoiselle Adelaide, der Nichte des Abbé Fortier, und theilte ihr die Neuigkeit mit.

Der Abbé Fortier soupirte einen in den Teichen von Wualée gefangenen Karpfen nebst einer Schüssel gesottener Eier und einer Platte Spinat.

Es war Fasttag.

Der Abbé Fortier hatte die starre, ascetische Miene eines Mannes angenommen, der jeden Augenblick auf das Märtyrthum gefaßt ist.

„Was gibt es wieder?“ fragte er, als er die zwei Frauen im Flurgange schwatzen hörte; „holt man mich, um den Namen Gottes zu bekennen?“

„Nein, noch nicht, mein lieber Oheim,“ erwiederte Mademoiselle Adelaide, „es ist nur Tante Angélique

(Jedermann gab, nach Piton, der alten Jungfer diesen Namen), nein, es ist nur Tante Angélique, die mir eine ärgerliche Neuigkeit mittheilt."

„Wir leben in einer Zeit, wo das Aergerniß auf den Straßen umherläuft," antwortete der Abbé Fortier ... „Was für ein neues Aergerniß melden Sie mir, Tante Angélique?"

Mademoiselle Adelaide führte die Stühlevermiethering vor den Abbé.

„Diener, Herr Abbé!" sagte diese.

„Dienerin, müßten Sie sagen, Tante Angélique," versetzte der Abbé, der auf seine pädagogischen Gewohnheiten nicht verzichten konnte.

„Ich habe immer sagen hören Diener," entgegnete die Tante Angélique; „ich wiederhole, was ich gehört; entschuldigen Sie, wenn ich Sie beleidigt habe, Herr Abbé."

„Nicht mich haben Sie beleidigt, Tante Angélique, sondern die Syntaxe."

„Ich werde mich bei ihr entschuldigen, so bald ich ihr begegne," erwiederte demüthig Tante Angélique.

„Gut, Tante Angélique, gut! Wollen Sie ein Glas Wein trinken?"

„Ich danke, Herr Abbé!" antwortete Tante Angélique, „ich trinke nie Wein."

„Sie haben Unrecht, der Wein ist durch die Vorschriften der Kirche nicht verboten."

„Oh! nicht weil der Wein verboten oder nicht verboten ist, trinke ich keinen Wein, sondern weil die Flasche neun Sous kostet."

„Sie sind also immer geizig?" fragte der Abbé, indem er sich in seinen Lehnstuhl zurückwarf.

„Ach! mein Gott! Herr Abbé, geizig! man muß es wohl sein, wenn man arm ist."

„Oh! Sie arm! und die Vermiethung der Stühle, ? ich Ihnen umsonst gebe, Tante Angélique, während

ich hundert Thaler von der ersten der besten Person dafür haben könnte."

„Ah! Herr Abbé, wie würde das diese Person machen? Umsonst, Herr Abbé! dabei ist nur Wasser zu trinken!"

„Darum biete ich Ihnen ein Glas Wein an, Tante Angélique."

„Nehmen Sie es doch an," sagte Mademoiselle Adelaide; „es wird meinen Oheim verdrießen, wenn Sie es nicht annehmen."

„Sie glauben, das werde Ihren Herrn Oheim verdrießen?" versetzte Tante Angélique, welche starb vor Verlangen, den Wein anzunehmen.

„Sicherlich."

„Dann ein paar Tröpfchen, Herr Abbé, um Ihnen nicht unangenehm zu sein."

„Gut!" sprach der Abbé Fortier, während er ein Glas mit einem Burgunder so rein wie ein Rubin voll schenkte; „leeren Sie mir das, Tante Angélique, und wenn Sie Ihre Thaler zählen, werden Sie glauben, Sie haben das Doppelte."

Tante Angélique setzte das Glas an ihre Lippen.

„Meine Thaler?" sagte sie. „Ah! Herr Abbé, reden Sie nicht solche Dinge, Sie, der Sie ein Mann des guten Gottes sind: man würde Ihnen glauben."

„Trinken Sie, Tante Angélique, trinken Sie."

Tante Angélique benetzte, als wollte sie nur dem Abbé Fortier Vergnügen machen, ihre Lippen am Glase, schlürfte aber dann, indem sie die Augen schloß, mit gottseliger Miene das Drittel seines Inhalts.

„Oh! wie stark das ist!" sagte sie; „ich weiß nicht, wie man puren Wein trinken kann."

„Und ich," versetzte der Abbé, „ich weiß nicht, wie man Wasser in seinen Wein gießen kann; doch gleichviel, das hält mich nicht ab, zu wetten, Tante Angélique, daß Sie einen hübschen Schatz haben."

„Oh! Herr Abbé, Herr Abbé, sagen Sie das nicht, ich kann nicht einmal meine Steuern bezahlen, die sich auf drei Livres zehn Sous jährlich belaufen."

Nach diesen Worten verschluckte Tante Angélique das zweite Drittel des im Glase enthaltenen Weines.

„Ja, ich weiß, daß Sie das sagen; doch ich stehe nichtsdestoweniger dafür, daß an dem Tage, wo Sie den Geist aufgeben, Ihr Neffe Ange Piton, wenn er gut sucht, in irgend einem alten wollenen Strumpfe genug finden wird, um die ganze Rue du Pleux zu kaufen."

„Herr Abbé! Herr Abbé!" rief Tante Angélique, „wenn Sie solche Dinge äußern, so werden Sie machen, daß mich die Räuber ermorden, welche die Pachthöfe niederbrennen und die Ernten abschneiden; denn auf das Wort eines frommen Mannes wie Sie werden sie glauben, ich sei reich ... Oh! mein Gott! mein Gott! welch ein Unglück!"

Und die Augen feucht von einer Thräne des Wohlbehagens, leerte sie den Rest des Glases.

„Ei!" sagte der Abbé immer spöttisch, „Sie sehen wohl, daß Sie sich an dieses Weinchen gewöhnen würden, Tante Angélique."

„Gleichviel!" erwiederte die Tante Angélique, „dieser Wein ist sehr stark."

Der Abbé hatte sein Abendbrod beendigt.

„Nun," fragte er, „lassen Sie hören! was ist das neue Aergerniß, das Israel in Aufruhr bringt?"

„Herr Abbé, die Billotte ist so eben mit ihrem Kinde auf der Diligence angekommen."

„Ah! ah!" versetzte der Abbé, „ich glaubte, sie habe es ins Findelhaus gebracht?"

„Und sie hätte wohl daran gethan," erwiederte die Tante Angélique; „der arme Kleine hätte wenigstens nicht über seine Rückkehr zu erröthen gehabt."

„Wahrlich, Tante Angélique," sprach der Abbé,

„das ist die Anstalt unter einem neuen Gesichtspunkte betrachtet . . . Und was will sie hier?“

„Es scheint, sie will ihre Mutter besuchen; denn sie hat die Kinder gefragt, ob ihre Mutter noch lebe.“

„Sie wissen, Tante Angélique,“ sagte der Abbé mit einem boshaften Lächeln, „Sie wissen, daß die Mutter Billot zu beichten vergessen hat?“

„Oh! Herr Abbé,“ versetzte die Tante Angélique, „das ist nicht ihre Schuld; die arme Frau hat seit drei bis vier Monaten den Kopf verloren, wie es scheint, doch es war zur Zeit, da ihr ihre Tochter noch nicht so viel Kummer gemacht hatte, eine fromme, gottesfürchtige Frau, welche, wenn sie in die Kirche kam, immer zwei Stühle nahm, einen, um sich darauf zu setzen, den andern, um ihre Füße darauf zu legen.“

„Und ihr Mann?“ fragte der Abbé, dessen Augen vor Zorn funkelten; „der Bürger Billot, der Sieger der Bastille, wie viel Stühle nahm er?“

„Ah! ich weiß es nicht,“ antwortete Tante Angélique naiv; „er kam nie in die Kirche; doch was die Mutter Billot betrifft . . .“

„Es ist gut, es ist gut,“ versetzte der Abbé; „das ist eine Rechnung, die wir am Tage ihres Begräbnisses ins Reine bringen werden.“

Und er machte das Zeichen des Kreuzes und sagte:

„Sprecht das Dankgebet mit mir, meine Schwestern.“

Die alten Jungfern wiederholten das Zeichen des Kreuzes, das der Abbé gemacht hatte, und sprachen andächtig das Dankgebet.

---

# CXVI.

## Die Tochter und die Mutter.

Mittlerweile verfolgte Catherine ihren Weg. Als sie aus dem Gäßchen hervorkam, wandte sie sich nach links, erreichte einen Fußpfad, der querfeldein lief, und gelangte so auf den Weg nach Pisselen.

Alles war eine schmerzliche Erinnerung für Catherine diesen Weg entlang.

Vor Allem war es das Brückchen, wo Isidor von ihr Abschied genommen und wo sie ohnmächtig liegen geblieben bis zu dem Augenblicke, da sie Pitou kalt und zu Eis erstarrt aufgefunden.

Dann, als sie sich dem Pachthofe näherte, der hohle Weidenbaum, wo Isidor seine Briefe verbarg.

Dann, als sie noch näher hinzu kam, das kleine Fenster, durch welches Isidor bei ihr einstieg, und an dem auf den jungen Mann von Billot angelegt worden war, in jener Nacht, wo zum Glücke das Gewehr des Pächters abgebrannt hatte.

Endlich, dem großen Thore des Pachthofes gegenüber, der Weg nach Boursonne, den Catherine so oft durchlaufen hatte, und den sie so wohl kannte, der Weg, auf dem Isidor kam . . .

Wie oft hatte sie bei Nacht, an dieses Fenster gelehnt, die Augen auf die Straße geheftet, keuchend gewartet und, wenn sie im Schatten ihren Geliebten erschaut, der immer pünktlich, immer treu, ihre Brust sich lösen gefühlt und ihm dann ihre geöffneten Arme entgegengestreckt!

Heute war er todt; doch ihre vereinigten Arme schloßen wenigstens ihr Kind an ihre Brust.

Was sprachen denn alle diese Leute von ihrer Unehre, ihrer Schande?

Konnte ein so schönes Kind je für eine Mutter eine Unehre oder eine Schande sein?

Sie trat auch rasch und ohne Furcht in den Pachthof ein.

Ein großer Hund bellte, als sie vorüberging; plötzlich aber, da er seine junge Gebieterin erkannte, näherte er sich ihr in der ganzen Länge seiner Kette, richtete sich, die Pfoten in der Luft, auf und stieß kleine Freudenschreie aus.

Auf das Gebelle des Hundes erschien bei der Thüre ein Mann, der sehen wollte, was die Ursache sei.

„Mademoiselle Catherine!“ rief er.

„Vater Clouis!“ sagte das Mädchen.

„Ah! seien Sie willkommen, meine liebe Demoiselle!“ sprach der alte Jäger; „das Haus bedarf Ihrer Gegenwart.“

„Und meine arme Mutter?“ fragte Catherine.

„Ach! weder besser, noch schlechter, oder eher schlechter, als besser; sie erlischt, die liebe arme Frau.“

„Und wo ist sie?“

„In ihrer Stube.“

„Ganz allein?“

„Nein, nein, nein . . . Ah! das hätte ich nicht erlaubt. Ei! Sie müssen mich entschuldigen, Mademoiselle: in Abwesenheit von Ihnen Allen habe ich ein wenig den Herrn hier gespielt; die Zeit, die Sie in meiner armen Hütte zugebracht, machte mich gleichsam zum Familiengliede; ich liebte Sie so sehr, Sie und den armen Herrn Isidor!“

„Sie haben es erfahren?“ sagte Catherine, indem sie zwei Thränen abwischte.

„Ja, ja, getödtet durch die Königin, wie Herr

Georges . . . Nun, Mademoiselle, was wollen Sie? nicht wahr, er hat Ihnen dieses schöne Kind hinterlassen? man muß den Vater beweinen, doch dem Sohn lächeln."

„Meinen Dank, Vater Clouis," sprach Catherine dem alten Jäger die Hand reichend; „doch meine Mutter . . . ."

„Sie ist, wie ich Ihnen gesagt habe, in ihrer Stube mit Frau Clément, derselben Krankenwärterin, welche Sie gepflegt hat."

„Und . . ." fragte Catherine zögernd, „sie ist noch beim Bewußtsein, die arme Mutter?"

„Es gibt Augenblicke, wo man es glauben sollte," erwiederte der Vater Clouis: „so, wenn man Ihren Namen ausspricht . . . Ah! das ist das große Mittel, es hat bis vorgestern gewirkt; erst seit vorgestern gibt sie kein Zeichen des Bewußtseins mehr von sich, selbst wenn man von Ihnen spricht."

„Lassen Sie uns eintreten, Vater Clouis," sagte Catherine.

„Treten Sie ein, Mademoiselle!" versetzte der alte Jäger, indem er die Stubenthüre von Frau Billot öffnete.

Catherine tauchte ihren Blick in das Zimmer. In ihrem Bette mit den grünen Sarschevorhängen liegend, beleuchtet von einer der dreischnäbeligen Lampen, wie wir sie noch heute in den Pachthöfen sehen, wurde ihre Mutter, wie der Vater Clouis gesagt hatte, von Frau Clément gepflegt.

Diese dusselte, in einem Lehnstuhle sitzend, in jenem Zustande der den Krankenwärterinnen eigenthümlichen Schlafsucht, welche eine somnambule Mitte zwischen dem Wachen und dem wirklichen Schlafe ist.

Die arme Mutter Billot schien nicht verändert, nur war ihre Gesichtsfarbe elfenbeinartig bleich geworden.

„Meine Mutter! meine Mutter!" rief Catherine, sich auf das Bett stürzend.

Die Kranke öffnete die Augen und machte eine Bewegung mit dem Kopfe gegen Catherine; ein Blitz der Fassungskraft glänzte in ihrem Blicke; ihre Lippen stammelten unverständliche Laute, welche nicht einmal den Werth von Worten ohne Folge erreichten; ihre Hand hob sich auf und suchte durch das Gefühl die fast erloschenen Sinne des Gehörs und des Gesichts zu ergänzen; doch dieser Versuch scheiterte, die Bewegung erlosch, das Auge schloß sich wieder, der Arm lastete wie ein träger Körper auf dem Kopfe von Catherine, welche vor dem Bette ihrer Mutter kniete, und die Kranke versank wieder in die Unbeweglichkeit, aus der sie momentan bei dem galvanischen Schlage, den ihr die Stimme ihrer Tochter gegeben, hervorgegangen war.

Aus den zwei Lethargien des Vaters und der Mutter waren, wie zwei von entgegengesetzten Horizonten ausgehende Blitze, zwei ganz conträre Gefühle entsprungen.

Der Vater Billot war aus seiner Ohnmacht hervorgegangen, um Catherine fern von sich zu stoßen;

Die Mutter Billot war aus ihrer Erstarrung hervorgegangen, um Catherine an sich zu ziehen.

Die Ankunft von Catherine hatte eine Revolution im Pachthofe zur Folge.

Man erwartete Billot, und nicht seine Tochter.

Catherine erzählte den Unfall, der Billot widerfahren, und sagte, wie in Paris der Mann dem Tode so nahe, als es die Frau in Pisseleu war.

Nur folgte offenbar jedes von den zwei Sterbenden einem verschiedenen Wege: Billot ging vom Tode zum Leben; seine Frau ging vom Leben zum Tode.

Catherine kehrte in das Zimmer zurück, das sie als Mädchen bewohnte. Es waren viele Thränen für sie in den Erinnerungen, welche dieses Stübchen hervorrief, wo sie die schönen Träume des Kindes, die glühenden Leidenschaften des Mädchens durchlebt hatte, und wohin sie mit dem gebrochenen Herzen der Witwe zurückkehrte.

Von diesem Augenblicke an nahm übrigens Catherine in dem in Unordnung gerathenen Hause die ganze Herrschaft wieder auf, die ihr eines Tages ihr Vater mit Hintansetzung ihrer Mutter anvertraut hatte.

Der Vater Clouis schlug, nachdem er Dank und Belohnung empfangen, wieder den Weg nach seinem Bau ein, wie er seine Hütte beim Clouis-Stein nannte.

Am andern Tage kam der Doctor Raynal nach dem Pachthofe.

Er kam alle Tage dahin, mehr in einem Gefühle des Gewissens, als in einem Gefühle der Hoffnung; er wußte wohl, daß nichts hier zu thun war, und daß dieses Leben, das erlosch wie eine Lampe, die einen Rest von Oel verzehrt, durch keine menschliche Anstrengung gerettet werden konnte.

Der Doctor war sehr erfreut, als er das Mädchen angekommen fand.

Er nahm die große Frage in Angriff, die er mit Billot nicht zu verhandeln gewagt hatte, die der Sacramente.

Billot war, wie man weiß, ein wüthender Voltairianer.

Der Doctor war kein Mann von exemplarischer Frömmigkeit; nein, ganz im Gegentheil: mit dem Geiste der Zeit verband er den Geist der Wissenschaft.

War aber die Zeit noch beim Zweifel,, so war die Wissenschaft schon bei der Verneinnng.

Unter Umständen, wie die, in denen er sich befand, hielt er es indessen für Pflicht, die Verwandten zu warnen.

Die frommen Verwandten benützten die Warnung und ließen den Priester holen.

Die gottlosen Verwandten befahlen, wenn der Priester sich zeige, ihm die Thüre vor der Nase zu schließen.

Catherine war fromm.

Sie wußte nichts von den Zwistigkeiten, welche

zwischen Billot und dem Abbé Fortier stattgehabt, oder sie legte vielmehr kein großes Gewicht darauf.

Sie beauftragte Frau Clément, sich zum Abbé Fortier zu begeben, um ihn zu bitten, er möge ihrer Mutter die Sterbesacramente bringen. Pisseleu, das ein zu kleines Dörfchen war, um seine besondere Kirche und seinen eigenen Pfarrer zu haben, gehörte zu Villers-Coterets. Man beerdigte sogar auf dem Kirchhofe von Villers-Coterets die Todten von Pisseleu.

Eine Stunde nachher ertönte das Abendmahlglöckchen vor dem Thore des Pachthofes.

Das heilige Sacrament wurde auf den Knieen von Catherine empfangen.

Doch kaum war der Abbé Fortier in die Stube der Kranken eingetreten, kaum hatte er bemerkt, daß die, für welche man ihn rief, ohne Sprache, ohne Blick, ohne Stimme war, da erklärte er, er gebe die Absolution nur denjenigen, welche beichten können; und wie sehr man auch in ihn drang, er nahm das Abendmahl wieder mit.

Der Abbé Fortier war ein Priester von der finstern erschrecklichen Schule; er wäre der heilige Dominicus in Spanien und Valverde in Mexico gewesen.

Man konnte sich an keinen Andern wenden, als an ihn: Pisseleu gehörte, wie gesagt, zu seinem Kirchspiele, und kein Priester der Gegend hätte es gewagt, in seine Rechte überzugreifen.

Catherine war ein frommes und zartes Herz, zugleich aber voll Vernunft: sie machte sich aus der Weigerung des Abbé Fortier nur den Kummer, den sie sich machen mußte, und hoffte, Gott werde nachsichtiger gegen die arme Sterbende sein, als es sein Diener war.

Dann fuhr sie fort in Erfüllung ihrer Tochterpflichten gegen ihre Mutter, ihrer Mutterpflichten gegen ihr Kind, und sie theilte sich völlig zwischen dieser jungen

Seele, die ins Leben eintrat, und dieser müden Seele, die sich daraus entfernen sollte.

Acht Tage und acht Nächte verließ sie das Bett ihrer Mutter nur, um an die Wiege ihres Kindes zu gehen.

In der Nacht vom achten auf den neunten Tag, während Catherine am Bette der Sterbenden wachte, welche wie eine in eine Tiefe hinabgleitende Barke sich allmälig in die Ewigkeit versenkte, öffnete sich die Thüre von Frau Billot, und Pitou erschien auf der Schwelle.

Er kam von Paris, von wo er nach seiner Gewohnheit am Morgen abgegangen war.

Als sie ihn sah, schauerte Catherine.

Einen Augenblick befürchtete sie, ihr Vater sei gestorben.

Aber die Physiognomie von Pitou, ohne gerade heiter zu sein, war doch nicht die eines Menschen, der eine Trauerkunde bringt.

Es ging in der That immer besser bei Billot; seit vier bis fünf Tagen stand der Doctor für ihn, und am Morgen der Abreise von Pitou sollte der Kranke vom Hospital des Gros-Caillou nach dem Hause des Doctors gebracht werden.

Sobald Billot in Gefahr zu sein aufgehört, hatte Pitou seinen förmlichen Entschluß, nach Pisseleu zurückzukehren, erklärt.

Nicht für Billot befürchtete er mehr, sondern für Catherine.

Pitou hatte den Augenblick vorhergesehen, wo man Billot mittheilen würde, was man ihm noch nicht hatte mittheilen wollen: den Zustand, in welchem sich seine Frau befand.

Es war seine Ueberzeugung, in diesem Augenblicke, so schwach er war, werde Billot nach Villers-Coterets abreisen. Und was würde geschehen, wenn er Catherine im Pachthofe fände?

Der Doctor Gilbert hatte Pitou nicht verborgen,

welchen Eindruck auf den Kranken die Erscheinung von Catherine und ihr Aufenthalt von einem Augenblick an seinem Bette hervorgebracht.

Diese Erscheinung war offenbar im Grunde seines Geistes geblieben, wie im Grunde des Gedächtnisses, wenn man aufwacht, die Erinnerung an einen bösen Traum bleibt.

So wie die Vernunft bei ihm zurückgekehrt, hatte der Kranke Blicke umher geworfen, welche nach und nach von der Unruhe zum Hasse übergegangen waren.

Ohne Zweifel erwartete er jeden Augenblick, die unselige Vision wiedererscheinen zu sehen.

Er hatte übrigens kein Wort gesagt; nicht ein einziges Mal hatte er den Namen von Catherine ausgesprochen; doch der Doctor war ein zu tiefer Beobachter, um nicht Alles errathen, Alles gelesen zu haben.

Er hatte dem zu Folge, sobald Billot in der Wiedergenesung begriffen, Pitou nach dem Pachthofe abgeschickt.

Es war dessen Aufgabe, Catherine von da zu entfernen. Pitou hatte, um zu diesem Resultate zu gelangen, noch zwei bis drei Tage vor sich, denn der Doctor wollte es vor ein paar Tagen noch nicht wagen, die schlimme Kunde, welche Pitou gebracht, dem Wiedergenesenden zu eröffnen.

Pitou theilte Catherine seine Befürchtungen mit aller Bangigkeit mit, die ihm selbst der Charakter von Billot einflößte, doch Catherine erklärte, sie werde sich, und sollte sie ihr Vater am Bette der Sterbenden tödten, nicht entfernen, ehe sie ihrer Mutter die Augen zugedrückt habe.

Pitou seufzte tief über diesen Entschluß, doch er fand kein Wort, um ihn zu bekämpfen.

Er blieb also da, bereit, im Nothfalle zwischen dem Vater und der Tochter ins Mittel zu treten.

Es vergingen noch zwei Tage und zwei Nächte: das

Leben der Mutter Billot schien Athem um Athem zu entfliehen.

Schon seit zwei Tagen aß die Kranke nicht mehr; man erhielt sie nur dadurch, daß man ihr von Zeit zu Zeit einen Löffel voll Sirup in den Mund flößte.

Man hätte nicht glauben sollen, ein Körper könne mit einer solchen Unterstützung leben . . . Dieser arme Körper brauchte freilich so wenig!

In der Nacht vom zehnten auf den elften Tag, in dem Augenblick, wo jeder Athem bei ihr erloschen zu sein schien, schien sich die Kranke wiederzubeleben, die Arme machten einige Bewegungen, die Lippen rührten sich, die Augen öffneten sich groß und starr.

„Meine Mutter! meine Mutter!“ rief Catherine.

Und sie stürzte nach der Thüre, um ihr Kind zu holen.

Es war, als zöge Catherine die Seele ihrer Mutter mit sich fort: als sie den kleinen Isidor in ihren Armen haltend zurückkam, hatte die Sterbende eine Bewegung gemacht, um sich nach der Seite der Thüre zu wenden.

Die Augen waren ganz weit offen und starr geblieben.

Bei der Rückkehr von Catherine schleuderten die Augen einen Blitz, gab der Mund einen Schrei von sich, streckten sich die Arme aus.

Catherine fiel mit ihrem Kinde vor dem Bette ihrer Mutter auf die Kniee.

Da bewerkstelligte sich ein seltsames Phänomen: die Mutter Billot erhob sich auf ihrem Kissen und streckte langsam die Arme über dem Kopfe von Catherine und ihrem Sohne aus; dann sprach sie mit einer Anstrengung ähnlich der des jungen Sohnes von Krösus:

„Meine Kinder, ich segne Euch!“

Und sie sank auf ihr Kissen zurück, ihre Arme bogen sich, ihre Stimme erlosch.

Sie war todt.

Nur ihre Augen allein waren offen geblieben, als ob die gute Frau, weil sie sie nicht genug zu ihren

Lebzeiten gesehen, ihre Tochter noch von jenseits des Grabes hätte anschauen wollen.

---

## CXVII.

### Wo der Abbé Fortier in Betreff der Mutter Billot die Drohung vollführt, die er gegen die Tante Angélique ausgesprochen hatte.

Catherine schloß in frommer Weise die Augen ihrer Mutter zuerst mit der Hand, sodann mit den Lippen.

Frau Clément hatte längst diese letzte Stunde vorhergesehen und zum Voraus zwei Kerzen gekauft.

Während Catherine, ganz triefend von Thränen, in ihr Zimmer ihr Kind, das weinte, zurücktrug und es dadurch einschläferte, daß sie ihm ihre Brust gab, zündete Frau Clément die zwei Kerzen auf beiden Seiten des Bettes an, kreuzte die Hände der Todten auf ihrer Brust, gab ihr ein Crucifix in die Hände und stellte auf einen Stuhl eine Schüssel mit Weihwasser mit einem Buchszweige vom letzten Palmsonntag.

Als Catherine zurückkam, hatte sie nur noch beim Bette ihrer Mutter mit ihrem Gebetbuche in der Hand niederzuknieen.

Während dieser Zeit besorgte Pitou die anderen Leichenangelegenheiten: das heißt, da er es nicht wagte, zum Abbé Fortier zu gehen, mit welchem er, wie man sich erinnert, über den Fuß gespannt war, so ging er zum Sacristan, um die Todtenmesse zu bestellen, zu den Trägern, um sie von der Stunde zu unterrichten, zu der sie

den Sarg abholen sollten, zum Todtengräber, um ihn mit der Bereitung des Grabes zu beauftragen.

Von da begab er sich nach Haramont und benachrichtigte seinen Lieutenant, seinen Unterlieutenant und seine neunundbreißig Mann Nationalgarde, die Beerdigung von Frau Billot finde am andern Tage Morgens um elf Uhr statt.

Da die Mutter Billot zu ihren Lebzeiten, die arme Frau, weder ein öffentliches Amt, noch irgend einen Grad bei der Nationalgarde oder beim Heere inne gehabt hatte, so war die Mittheilung von Pitou officiös und nicht officiell, wohl verstanden; es war eine Einladung, der Beerdigung beizuwohnen, und nicht ein Befehl.

Doch man wußte zu genau, was Billot für die Revolution gethan hatte, welche die Köpfe verdrehte und alle Herzen entflammte, man wußte zu genau, welche Gefahr noch in diesem Augenblick Billot auf seinem Schmerzenslager lief, er, der in Vertheidigung der heiligen Sache verwundet worden, um nicht die Einladung als einen Befehl zu betrachten; die ganze Nationalgarde von Haramont versprach also ihrem Chef, freiwillig in Waffen am andern Tage um elf Uhr beim Hause der Todten zu erscheinen.

Pitou Am Abend war ~~Billot~~ im Pachthofe zurück; vor der Thüre traf er den Schreiner, der den Sarg auf seinen Schultern brachte.

Pitou hatte instinctartig alle Zartheiten des Herzens, die man so selten bei den Bauern und selbst bei den Leuten der Gesellschaft trifft; er ließ den Schreiner und seinen Sarg im Stalle verbergen, und um Catherine den Anblick der Todtenlade, das gräßliche Getöse des Hammers zu ersparen, trat er allein ein.

Catherine betete am Fuße des Bettes ihrer Mutter: der Leichnam war durch die fromme Sorge der zwei Frauen gewaschen und in sein Tuch genäht worden.

Pitou erstattete Catherine Bericht über die Verwen-

dung seines Tages, und forderte sie auf, ein wenig Luft zu schöpfen.

Catherine wollte aber ihre Pflichten bis zum Ende erfüllen und weigerte sich, in's Freie zu gehen.

„Es wird Ihrem lieben kleinen Isidor schädlich sein, wenn Sie nicht ausgehen," sagte Pitou.

„Nehmen Sie ihn mit und lassen Sie ihn Luft schöpfen, Herr Pitou."

Catherine mußte ein sehr großes Vertrauen zu Pitou haben, um ihm ihr Kind zu übergeben, und war es auch nur auf fünf Minuten.

Pitou ging hinaus, als wollte er gehorchen; doch nach fünf Minuten kam er zurück.

„Er will nicht mit mir gehen," sagte er: „er weint."

Catherine hörte in der That durch die offenen Thüren das Schreien ihres Kindes.

Sie küßte die Stirne des Leichnams, dessen Form und sogar Züge man durch das Tuch unterschied, und getheilt zwischen ihren zwei Gefühlen der Mutter und der Tochter, verließ sie ihre Mutter, um zu ihrem Kinde zu gehen.

Der kleine Isidor weinte in der That. Catherine nahm ihn in die Arme und ging Pitou folgend aus dem Pachthofe weg.

Hinter ihr trat der Schreiner mit seinem Sarge ein.

Pitou wollte Catherine ungefähr auf eine halbe Stunde entfernen.

Wie durch Zufall führte er sie auf den Weg nach Boursonne.

Dieser Weg war so voll von Erinnerungen für die Arme, daß sie hier eine halbe Meile ging, ohne ein Wort zu Pitou zu sagen: sie hörte auf die verschiedenen Stimmen ihres Herzens und antwortete ihnen stillschweigend, wie sie sprachen.

Als Pitou glaubte, die Einfargungsarbeit sei beendigt, sagte er:

„Mademoiselle Catherine, wenn wir nach dem Pachthofe zurückgingen?“

Catherine erwachte aus ihren Gedanken wie aus einem Traume.

„Ah! ja,“ antwortete sie. „Sie sind sehr gut, mein lieber Pitou.“

Und sie schlug wieder den Weg nach Pisseleu ein.

Bei der Rückkehr bedeutete Frau Clément mit dem Kopfe nickend, die Leichenoperation sei beendigt.

Catherine ging in ihr Zimmer, um den kleinen Isidor zu Bette zu bringen.

Nachdem dieser mütterlichen Sorge Genüge gethan war, wollte sie wieder ihren Platz am Bette ihrer Mutter einnehmen.

Doch auf der Schwelle ihres Zimmers fand sie Pitou.

„Mademoiselle Catherine,“ sagte er, „Alles ist beendigt.“

„Wie, Alles ist beendigt?“

„Ja. . . In unserer Abwesenheit. . .“

Pitou zögerte.

„In unserer Abwesenheit hat der Schreiner. . .“

„Ah! deshalb drangen Sie so darauf, daß ich ausgehe. . . . Ich begreife, guter Pitou.“

Und zur Belohnung erhielt Pitou von Catherine einen dankbaren Blick.

„Ein letztes Gebet, und ich komme zurück,“ fügte das Mädchen bei.

Catherine ging gerade auf die Stube ihrer Mutter zu und trat ein.

Pitou folgte ihr auf den Fußspitzen, doch er blieb auf der Schwelle stehen.

Der Sarg war auf zwei Stühle mitten im Zimmer gestellt.

Bei diesem Anblick blieb Catherine auch stehen, und neue Thränen entflossen ihren Augen.

Dann kniete sie vor dem Sarge nieder und stützte ihre durch die Ermüdung und den Schmerz bleich gewordene Stirne auf das Eichenholz.

Auf dem peinvollen Wege, der den Todten von seinem Sterbebette zum Grabe, seiner ewigen Wohnung, führt, stoßen die Lebenden, die ihm folgen, jeden Augenblick auf einen neuen Umstand, welcher bestimmt scheint, ihren leidenden Herzen alle ihre Thränen bis auf die letzte entstürzen zu machen.

Das Gebet war lang; Catherine konnte sich vom Sarge nicht losreißen; sie begriff wohl, die Arme, daß sie seit dem Tode von Isidor nur zwei Freunde auf Erden hatte: ihre Mutter und Pitou.

Ihre Mutter hatte sie gesegnet und von ihr Abschied genommen; heute im Sarge, würde ihre Mutter morgen im Grabe sein.

Pitou blieb ihr allein.

Man verläßt nicht ohne Kummer seinen vorletzten Freund, wenn dieser vorletzte Freund eine Mutter ist.

Pitou fühlte wohl, daß er Catherine zu Hülfe kommen mußte; er trat ein, und da er sah, daß seine Worte vergeblich waren, so suchte er Catherine unter den Armen aufzuheben.

„Noch ein Gebet, Herr Pitou! ein einziges!"

„Sie werden sich krank machen, Mademoiselle Catherine," sagte Pitou.

„Und dann?"

„Dann hole ich eine Amme für Herrn Isidor."

„Du hast Recht, Du hast Recht, Pitou," versetzte Catherine. „Mein Gott! wie gut bist Du, Pitou! mein Gott! wie liebe ich Dich!"

Pitou wankte und wäre beinahe rückwärts gefallen. Er lehnte sich bei der Thüre an die Wand an, und

stille Thränen, fast der Freude, flossen über seine Wangen.

Hatte Catherine nicht gesagt, sie liebe ihn?

Pitou täuschte sich nicht über die Art, wie ihn Catherine liebte; doch auf welche Art sie ihn auch liebte: es war viel für ihn?

Nachdem sie ihr Gebet beendigt, stand Catherine, wie sie es Pitou versprochen, auf, ging langsamen Schrittes gegen ihn zu und stützte sich auf seine Schulter.

Pitou schlang seinen Arm um den Leib von Catherine, um sie fortzuziehen.

Diese ließ mit sich machen; doch ehe sie über die Schwelle trat, drehte sie den Kopf über die Schulter von Pitou, warf noch einen Blick auf den, traurig durch die zwei Kerzen beleuchteten, Sarg und sprach:

„Gott befohlen, meine Mutter! zum letzten Male Gott befohlen!"

Und sie ging hinaus.

Vor der Thüre des Zimmers von Catherine und in dem Augenblicke, wo diese hier eintreten wollte, hielt sie Pitou zurück.

Catherine fing an Pitou so gut zu kennen, daß sie begriff, Pitou habe ihr etwas zu sagen.

„Nun?" fragte sie.

„Mademoiselle Catherine," stammelte Pitou ein wenig verlegen, „finden Sie nicht, es sei der Augenblick gekommen, den Pachthof zu verlassen?"

„Ich werde den Pachthof erst verlassen, wenn ihn meine Mutter verlassen hat," antwortete Catherine.

Catherine sprach diese Worte mit einer solchen Festigkeit, daß Pitou wohl sah, es sei ein unwiderruflicher Entschluß.

„Und wenn Sie den Pachthof verlassen," sagte Pitou: „Sie wissen, daß es eine halbe Meile von hier zwei Orte gibt, wo sie einer guten Aufnahme sicher sind:

das ist die Hütte des Vaters Clouis und das kleine Haus von Pitou."

Pitou nannte seine Stube und sein Cabinet ein Haus.

„Ich danke, Pitou!" erwiederte Catherine, indem sie zu gleicher Zeit mit dem Kopfe nickend bezeichnete, sie werde das eine oder das andere von diesen Asylen annehmen.

Catherine kehrte in ihr Zimmer zurück, ohne sich um Pitou zu bekümmern, der seinerseits immer sicher war, er werde ein Lager finden.

Am andern Morgen, von zehn Uhr an, erschienen die zum Leichenbegängniß berufenen Freunde beim Pachthofe. Alle Pächter der Umgegend fanden sich am Zusammenkunftsorte ein. Der Maire von Villers-Coterets, der gute Herr von Longpré, war unter den Ersten.

Um halb elf Uhr kam die Nationalgarde von Haramont mit klingendem Spiele und flatternder Fahne, ohne daß ein Mann fehlte.

Ganz schwarz gekleidet, in ihren Armen ihr Kind haltend, das wie sie schwarz angethan war, empfing Catherine jeden Ankommenden, und Keiner, wir müssen es sagen, hatte ein anderes Gefühl, als das der Ehrfurcht für diese Mutter und dieses Kind mit ihrer doppelten Trauerkleidung.

Um elf Uhr waren über dreihundert Personen beim Pachthofe versammelt.

Der Priester, der Kirchendiener, die Träger fehlten allein.

Man wartete eine Viertelstunde.

Nichts kam.

Pitou stieg auf den höchsten Speicher des Pachthofes.

Vom Fenster aus überschaute man die Ebene, die sich von Villers-Coterets zum Dörfchen Pisseleu erstreckt.

So gute Augen Pitou auch hatte, er sah nichts.

Er stieg wieder herab und theilte Herrn von Longpré nicht nur seine Beobachtungen, sondern auch seine Reflexionen mit.

Seine Beobachtungen waren, es komme gewiß nichts; seine Reflexionen, es werde wahrscheinlich nichts kommen.

Man hatte ihm den Besuch des Abbé Fortier und die Weigerung von diesem, die Mutter Billot mit den Sacramenten zu versehen, erzählt.

Pitou kannte den Abbé Fortier; er errieth Alles: der Abbé Fortier wollte den Beistand seines heiligen Amtes der Beerdigung von Frau Billot nicht gewähren, und der Vorwand, nicht die Ursache, war der Mangel der Beichte.

Diese von Pitou Herrn von Longpré und von Herrn von Longpré den Anwesenden mitgetheilten Reflexionen brachten einen schmerzlichen Eindruck hervor.

Man schaute sich stillschweigend an, dann sagte eine Stimme:

„Nun, was! wenn der Herr Abbé Fortier die Messe nicht lesen will, so kann man sie auch entbehren."

Diese Stimme war die von Désiré Maniquet.

Désiré Maniquet war bekannt wegen seiner antireligiösen Ansichten.

Es trat ein Augenblick des Stillschweigens ein.

Offenbar schien es der Versammlung sehr kühn, sich der Messe zu überheben.

Und man war doch mitten in der Schule Voltaire und Rousseau.

„Meine Herren," sprach der Maire, „gehen wir immerhin nach Villers-Coterets. In Villers-Coterets wird sich Alles erklären."

„Nach Villers-Coterets!" riefen alle Stimmen.

Pitou winkte vier von seinen Leuten; man schob die Läufe von zwei Flinten unter den Sarg und hob die Todte auf.

Bei der Thüre kam der Sarg an Catherine, welche

kniete, und am kleinen Isidor, den sie neben sich hatte knieen lassen, vorüber.

Als man den Sarg vorbeigetragen hatte, küßte Catherine die Schwelle dieser Thüre, wohin sie nie mehr einen Fuß zu setzen gedachte, stand dann auf und sagte zu Pitou:

„Sie werden mich in der Hütte von Vater Clonis finden.“

Und sie entfernte sich rasch durch den Hof des Hauses und die Gärten, welche auf die Gründe von Naue gingen.

---

## CXVIII.

### Wo der Abbé Fortier sieht, daß es nicht immer so leicht ist, als man glaubt, das gegebene Wort zu halten.

Das Trauergeleite zog schweigsam, in einer langen Linie auf der Straße hin, als plötzlich diejenigen, welche den Schluß bildeten, einen Ruf vernahmen.

Sie wandten sich um.

Ein Reiter sprengte im stärksten Galopp von der Seite von Ivors, das heißt auf der Straße von Paris, herbei.

Ein Theil seines Gesichtes war von zwei schwarzen Bandstreifen durchfurcht; er hielt seinen Hut in der Hand und machte ein Zeichen, daß man warte.

Pitou wandte sich um wie die Andern.

„Ah!“ sagte er, „Herr Billot! . . . Gut! ich möchte nicht in der Haut des Abbé Fortier stecken!“

Beim Namen Billot machte Jedermann Halt.

Der Reiter kam rasch näher, und sowie er näher kam, erkannte ihn Jeder seinerseits, wie ihn Piton erkannt hatte.

An der Spitze des Zuges angelangt, sprang Billot von seinem Pferde, dem er den Zügel auf den Hals warf, und nachdem er mit so kräftiger Stimme, daß Jeder es hörte, gesagt hatte: „Guten Morgen und meinen Dank, Bürger!“ nahm er hinter dem Sarge den Platz von Piton ein, der in seiner Abwesenheit das Trauergeleit anführte.

Ein Stallknecht übernahm das Pferd und brachte es nach dem Pachthofe.

Jeder warf einen neugierigen Blick auf Billot.

Er war ein wenig mager und sehr bleich geworden.

Ein Theil seiner Stirne und die nächste Umgebung seines linken Auges hatte die bläuliche Farbe des ausgetretenen Blutes behalten.

Seine an einander gepreßten Zähne, seine zusammengezogenen Brauen bezeichneten einen finstern Zorn, der nur auf den Augenblick, sich nach außen zu verbreiten, wartete.

„Wissen Sie, was vorgefallen ist?“ fragte Piton.

„Ich weiß Alles,“ antwortete Billot.

Sobald Gilbert dem Pächter mitgetheilt, in welchem Zustande sich seine Frau befand, hatte er ein Cabriolet gemiethet, das ihn bis Nanteuil geführt.

Sodann, da ihn das Pferd nicht mehr weiter hatte bringen können, hatte Billot, so schwach er noch war, einen Postklepper genommen; in Levignan hatte er gewechselt, und er kam nach dem Pachthofe, als das Leichengeleit eben abgegangen war.

Mit zwei Worten hatte ihm Frau Clément Alles gesagt. Billot war wieder zu Pferde gestiegen: bei der

Biegung der Mauer hatte er das Geleit erblickt, das die Straße entlang zog, und er hatte es durch sein Rufen aufgehalten.

Nun war, wie gesagt, er es, der, die Stirne gefaltet, den Mund drohend, die Arme auf der Brust gekreuzt, den Zug anführte.

Schon schweigsam und düster, wurde der Zug noch schweigsamer und noch düsterer.

Beim Eingange von Villers-Coterets fand man eine Gruppe von Personen, welche warteten.

So wie der Zug durch die Straßen vorrückte, kamen Männer, Weiber, Kinder aus den Häusern, grüßten Billot, der ihnen mit dem Kopfe nickend antwortete und schloßen sich den Reihen an ihrem Schweife an.

Als der Zug auf den Platz kam, zählte er über fünfhundert Personen.

Vom Platze aus fing man an die Kirche zu erschauen.

Was Pitou vorher gesehen, geschah: die Kirche war geschlossen.

Man kam an die Thüre und machte Halt.

Billot war leichenbleich geworden; der Ausdruck seines Gesichtes wurde immer drohender.

Die Kirche und die Mairie stießen an einander. Der Kirchendiener, der zugleich Hausmeister der Mairie war und folglich sowohl vom Maire als vom Abbé Fortier abhing, wurde gerufen und von Herrn von Longpré befragt.

Der Abbé Fortier hatte allen Leuten der Kirche verboten, bei der Beerdigung mitzuwirken.

Der Maire fragte, wo die Kirchenschlüssel seien.

Die Schlüssel waren beim Meßner.

„Hole die Schlüssel," sagte Billot zu Pitou.

Pitou öffnete den Cirkel seiner langen Beine, kam nach fünf Minuten zurück und sagte:

„Der Abbé hat die Schlüssel zu sich bringen lassen, um sicher zu sein, daß die Kirche nicht geöffnet werde."

„Man muß die Schlüssel beim Abbé holen," rief Désiré Maniquet, ein geborener Anstifter bei allen extremen Mitteln.

„Ja, ja, holen wir die Schlüssel beim Abbé!" riefen zweihundert Stimmen!

„Das wäre sehr langwierig," versetzte Billot, „und wenn der Tod an eine Thüre klopft, so pflegt er nicht zu warten."

Da schaute er umher: der Kirche gegenüber baute man ein Haus.

Die Zimmerleute vierten einen Balken ab.

Billot ging gerade auf sie zu und bedeutete ihnen durch ein Zeichen mit der Hand, er bedürfe des Balkens, den sie abvierten.

Die Arbeiter traten auf die Seite.

Der Balken war auf Bohlen gelegt.

Billot schob seinen Arm zwischen dem Balken und der Erde, ungefähr um die Mitte des Holzstückes, durch; dann hob er ihn mit einer einzigen Anstrengung auf.

Doch er hatte auf mangelnde Kräfte gerechnet.

Unter dem ungeheuren Gewichte wankte der Coloß, und man glaubte einen Augenblick, er werde fallen.

Das war das Zucken eines Blitzes; Billot erlangte, auf eine erschreckliche Weise lächelnd, sein Gleichgewicht wieder; dann rückte er, den Balken unter dem Arme, mit langsamem, aber festem Schritte vor.

Man hätte glauben sollen, es sei einer von den Sturmböcken des Alterthums, mit denen die Alexander, die Hannibal und die Cäsar die Mauern umstürzten.

Er stellte sich mit ausgespreizten Beinen vor die Thüre, und die furchtbare Maschine fing an zu spielen.

Die Thüre war von Eichenholz; die Riegel, die Schlösser, die Angeln waren von Eisen.

Beim dritten Stoße waren die Riegel, die Schlösser, die Angeln gesprengt; die Thüre gähnte geöffnet.

Billot ließ den Balken fallen.

Vier Männer hoben ihn auf und trugen ihn mit Mühe an den Platz, wo ihn Billot genommen.

„Herr Maire," sprach Billot, „lassen Sie nun den Sarg meiner armen Frau, die Niemand etwas zu Leide gethan, mitten in den Chor bringen, und Du, Pitou, versammle die Kirchendiener, die Cantoren und die Chorknaben; ich übernehme den Priester;

Der Maire trat, dem Sarge voran, in die Kirche ein. Pitou suchte die Cantoren, die Chorknaben und die Kirchendiener auf, wobei er sich von seinem Lieutenant Désiré Maniquet und vier Mann für den Fall, daß er sie widerspänstig finden würde, begleiten ließ; Billot wandte sich nach dem Hause des Abbé Fortier.

Mehrere Männer wollten Billot begleiten.

„Laßt mich allein," sagte er; „vielleicht wird das, was ich zu thun im Begriffe bin, ernst werden: Jedem die Verantwortlichkeit für seine Werke."

Und er entfernte sich rasch.

Es war das zweite Mal im Zeitraume von einem Jahre, daß sich der revolutionäre Pächter dem royalistischen Priester gegenüber finden sollte.

Man erinnert sich, was das erste Mal vorgefallen war; man sollte wahrscheinlich Zeuge einer ähnlichen Scene sein.

Als man ihn raschen Schrittes nach der Wohnung des Abbé gehen sah, blieb auch Jeder unbeweglich auf der Schwelle der Thüre und folgte ihm, den Kopf schüttelnd, mit den Augen, jedoch ohne einen Schritt zu machen.

„Er hat verboten, ihm zu folgen," sagten die Zuschauer zu einander.

Die große Thüre des Abbé war geschlossen wie die der Kirche.

Billot schaute umher, ob in der Gegend nicht ein Gebäude sei, von dem er einen neuen Balken entlehnen

könnte; es war nur ein durch müßige Kinder losgemachter und in seiner Höhle wie ein Zahn in seiner Lade zitternder Weichstein da.

Der Pächter ging auf den Weichstein zu, rüttelte ihn heftig, erweiterte seine Höhle und riß ihn aus seiner Umschließung mit Pflastersteinen.

Dann hob er ihn über seinen Kopf empor, wie ein anderer Ajax oder ein zweiter Diomedes, wich drei Schritte zurück und schleuderte den Granitblock mit derselben Kraft, wie es eine Catapult gethan hätte.

Die zerbrochene Thüre flog in Stücke.

Zu gleicher Zeit, da sich Billot auf diese furchtbare Weise Bahn brach, öffnete sich das Fenster des ersten Stockes, und der Abbé Fortier erschien, aus Leibeskräften seine Pfarrkinder zu Hülfe rufend.

Doch die Stimme des Hirten fand kein Gehör bei der Herde, welche fest entschlossen, den Wolf und den Schäfer die Sache mit einander ausfechten zu lassen.

Billot brauchte eine gewisse Zeit, um die zwei oder drei Thüren, welche ihn noch vom Abbé Fortier trennten, zu sprengen, wie er die erste gesprengt hatte.

Die Sache nahm ihm ungefähr zehn Minuten weg.

Nach Ablauf von zehn Minuten, nachdem die erste Thüre zertrümmert war, konnte man aus dem immer heftigeren Geschrei und den immer ausdrucksvolleren Geberden des Abbé entnehmen, diese wachsende Agitation komme davon her, daß sich ihm die Gefahr immer mehr nähere.

Man sah in der That plötzlich hinter dem Priester den bleichen Kopf von Billot erscheinen, dann eine Hand sich ausstrecken und sich mächtig auf seine Schulter niedersenken.

Der Priester klammerte sich an das hölzerne Querstück an, das dem Fenster als Gesims diente; er war selbst ein Mann von einer sprüchwörtlichen Stärke, und

es wäre für Hercules nichts Leichtes gewesen, ihn zum Loslassen zu bringen.

Billot schlang seinen Arm wie einen Gürtel um den Leib des Priesters, stemmte sich auf seinen Beinen an und riß mit einem Rucke, um eine Eiche zu entwurzeln, den Abbé Fortier von dem in seinen Händen zerbrechenden Querstücke.

Der Pächter und der Priester verschwanden in den Tiefen des Zimmers, und man hörte nur noch das Geschrei des Abbé, das sich immer mehr entfernte, wie das Gebrülle eines Stieres, den ein Löwe des Atlas nach seiner Höhle schleppt.

Mittlerweile hatte Pitou zitternd Cantoren, Chorknaben, den Meßner und den Thürsteher herbeigeführt; Alles dies hatte sich beeilt, zuerst Chorrock und Chorhemd anzuziehen, und dann die Kerzen anzuzünden und alle Dinge für die Todtenmesse vorzubereiten.

Man war so weit, als man aus dem kleinen Ausgange, der auf den Schloßplatz führte, Billot hervorkommen sah.

Er schleppte den Priester nach sich, und zwar, trotz seines Widerstandes, mit so raschem Schritte, als ob er allein gegangen wäre.

Das war kein Mensch mehr; es war eine der Kräfte der Natur, etwas wie ein Strom oder eine Lawine; nichts Menschliches schien fähig, ihm zu widerstehen: es hätte eines Elementes bedurft, um gegen ihn zu kämpfen.

Der arme Abbé hörte hundert Schritte von der Kirche auf sich zu sträuben.

Er war völlig gebändigt.

Alle Anwesende traten auf die Seite, um diese zwei Männer durchgehen zu lassen.

Der Abbé warf einen erschrockenen Blick auf die wie eine Glasscheibe zerbrochene Thüre, und als er an ihren Plätzen, — ihr Instrument, ihre Hellebarde oder ihr Buch in der Hand, — alle diese Leute sah, denen er

einen Fuß in die Kirche zu setzen verboten hatte, da schüttelte er den Kopf, als hätte er erkannt, etwas Mächtiges, Unwiderstehliches laste nicht nur auf der Religion, sondern auch auf ihren Dienern.

Er trat in die Sacristei ein und kam nach einem Augenblicke in seiner Amtstracht und das heilige Sacrament in der Hand wieder heraus.

Doch in dem Momente, wo er, nachdem er die Stufen des Altars hinaufgestiegen war und das heilige Ciborium auf den heiligen Tisch gesetzt hatte, sich umwandte, um die ersten Worte der Messe zu sprechen streckte Billot die Hand aus und rief:

„Genug, schlechter Diener Gottes! ich habe nur Deinen Stolz zu beugen gesucht; doch man soll erfahren, daß eine fromme Frau, wie die meinige, die Gebete eines fanatischen und haßerfüllten Priesters Deiner Art entbehren kann."

Dann, als ein gewaltiger Lärm in Folge dieser Worte unter den Gewölben der Kirche aufstieg, sprach er:

„Ist das eine Entheiligung, so falle sie auf mich zurück."

Und sich gegen das ungeheure Geleit umwendend, das nicht nur die Kirche, sondern auch den Platz der Mairie und den des Schlosses füllte, rief er:

„Bürger, nach dem Friedhofe!"

Alle Stimmen wiederholten: „Nach dem Friedhofe!"

Die vier Träger schoben aufs Neue die Läufe ihrer Flinten unter den Sarg, hoben den Körper auf und gingen wie sie gekommen waren, ohne Priester, ohne Kirchengesänge, ohne das Leichengepränge, mit dem die Religion den Schmerz der Menschen zu geleiten pflegt, unter Anführung von Billot, welchem ein Trauerzug von sechshundert Personen folgte, nach dem Friedhofe, der, wie man sich erinnert, fünfundzwanzig Schritte vom Hause der Tante Angélique entfernt lag.

Die Thüre des Friedhofes war geschlossen wie die des Abbé Fortier, wie die der Kirche.

Hier, vor diesem schwachen Hindernisse, hielt Billot seltsamer Weise an.

Der Starke achtete die Ruhe der Todten.

Auf einen Wink des Pächters lief Pitou zum Todtengräber.

Der Todtengräber hatte den Schlüssel des Friedhofes, das war ganz richtig.

Nach fünf Minuten brachte Pitou nicht nur den Schlüssel, sondern auch zwei Spaten.

Der Abbé Fortier hatte die arme Todte sowohl aus der Kirche, als von der heiligen Erde verbannt: der Todtengräber hatte Befehl erhalten, kein Grab zu graben.

Bei dieser letzten Kundgebung des Hasses des Priesters gegen den Pächter durchlief etwas wie ein Drohungsschauer, die Anwesenden. Wäre im Herzen von Billot ein Viertel von der Galle gewesen, welche in die Seele der Devoten tritt, so brauchte Billot nur ein Wort zu sagen, und der Abbé Fortier hatte endlich die Satisfaction des Märtyrthums, das er mit gewaltigem Geschrei an dem Tage herbeigerufen, wo er sich geweigert, die Messe am Altar des Vaterlands zu lesen.

Billot hatte aber den Zorn des Volkes und des Löwen; er zerriß, zerbrach, zermalmte im Vorübergehen, kam jedoch nicht wieder auf seinen früheren Weg zurück.

Er machte Pitou, dessen Absicht er begriff, ein Zeichen des Dankes, nahm den Schlüssel aus seinen Händen, öffnete die Thüre, ließ den Sarg zuerst hineintragen und folgte demselben, wonach ihm das Leichengeleit folgte, das sich aus Allem, was gehen konnte, rekrutirt hatte.

Die Royalisten und die Devoten waren allein zu Hause geblieben,

Es versteht sich von selbst, daß Tante Angélique, welche zu den Letzteren gehörte, mit Schrecken ihre Thüre,

über abscheuliche Ruchlosigkeit schreiend und die himmlischen Blitze auf das Haupt ihres Neffen herabrufend geschlossen hatte.

Doch Alles, was ein gutes Herz, einen guten Sin und die Familienliebe besaß; Alles, was der der Barmherzigkeit unterschobene Haß, die der Milde unterschoben Rache empörte, kurz drei Viertel der Stadt waren nicht gegen Gott, nicht gegen die Religion, sondern gegen die Priester und ihren Fanatismus protestirend, d

An dem Orte angelangt, wo das Grab hätte sei sollen, und wo der Todtengräber, der nicht gewußt, e werde den Befehl erhalten, es nicht zu graben, sch seinen Platz bezeichnet hatte, streckte Billot die Hand gegen Pitou aus, und dieser gab ihm einen von seinen zw Spaten.

Da begannen Billot und Pitou, mit entblößten Haupte, inmitten eines Kreises von Bürgern, die da Haupt wie sie entblößt, unter der verzehrenden Sonn der letzten Julitage, das Grab der Unglücklichen zu graben, welche, fromm und ergeben unter Allen, sehr erstaun gewesen wäre, hätte man ihr zu ihren Lebzeiten gesag was für ein Aergerniß sie nach ihrem Tode verursache werde.

Die Arbeit dauerte eine Stunde, und weder den Einen, noch dem Anderen der zwei Arbeiter fiel es ein sich zu erheben, ehe sie beendigt war.

Mittlerweile hatte man Seile geholt, und als di Arbeit beendigt war, lagen die Seile bereit.

Es waren abermals Billot und Pitou, die den Sar in das Grab versenkten.

Diese zwei Menschen erwiesen auf eine so einfach und natürliche Art die letzte Pflicht derjenigen, welch sie erwartete, daß keinem der Anwesenden der Gedank kam, ihnen Hülfe zu leisten.

Man hätte es als eine Ruchlosigkeit betrachtet, i nicht bis zum Ende machen zu lassen.

Nur schlich bei den ersten Schaufeln voll Erde, die auf dem eichenen Sarge erschollen, Billot mit der Hand über seine Augen und Piton mit dem Aermel.

Dann füllten sie entschlossen die Grube mit der Erde auf.

Als dies beendigt war, schleuderte Billot seinen Spaten fern von sich und streckte seine Arme gegen Piton aus.

Piton warf sich dem Pächter an die Brust, und Billot sprach:

„Gott ist mein Zeuge, daß ich in Dir umarme, was es Alles an einfachen und großen Tugenden auf Erden gibt: die Menschenliebe, die aufopfernde Ergebenheit, die Selbstverleugnung und die Brüderlichkeit, und daß ich mein Leben dem Triumphe dieser Tugenden weihen werde.“

Und die Hand über dem Grabe erhebend:

„Gott ist mein Zeuge, daß ich einen ewigen Krieg schwöre dem König, der mich hat morden lassen; den Adeligen, die meine Tochter entehrt; den Priestern, die meiner Frau das Begräbniß verweigert.“

Hienach wandte sich Billot gegen die Zuschauer um, welche voll Sympathie für diese doppelte Beschwörung, und sagte:

„Brüder! eine neue Nationalversammlung wird statt der Verräther, welche zu dieser Stunde bei den Feuillants sitzen, zusammenberufen werden; wählet mich zum Repräsentanten bei dieser Versammlung, und Ihr sollt sehen, ob ich meine Eide zu halten weiß.“

Ein Ruf allgemeiner Beistimmung erfolgte auf den Vorschlag von Billot, und zur Stunde wurde auf dem Grabe seiner Frau, einem erschrecklichen Altar würdig des furchtbaren Schwures, den er empfangen, die Candidatur von Billot für die gesetzgebende Versammlung festgestellt; wonach, und nachdem Billot seinen Landsleuten für die Sympathie, die sie ihm in seiner Freund-

schaft und in seinem Hasse bewiesen, gedankt hatte, Jeder, Bauer oder Städter, sich nach Hause zurückzog, — in seinem Herzen jenen Geist revolutionärer Propaganda mitnehmend, dem in ihrer Verblendung seine tödtlichsten Waffen gerade diejenigen, — Könige, Adelige und Priester — gerade diejenigen lieferten, welche er verschlingen sollte.

---

## CXIX.

### Billot Abgeordneter.

Die von uns so eben erzählten Ereignisse hatten einen tiefen Eindruck, nicht nur auf die Einwohner von Villers-Coterets, sondern auch auf die Pächter der umliegenden Dörfer hervorgebracht.

Die Pächter sind aber eine große Macht bei der Wahlangelegenheit: sie beschäftigen jeder zehn, zwanzig, dreißig Tagelöhner, und obgleich das Wahlrecht zwei Abstufungen hatte, hing doch die Wahl völlig von dem ab, was man das Land nannte.

Jeder Mann hatte, als er Billot verließ und ihm zum Abschied die Hand drückte, einfach zu ihm die zwei Worte gesagt:

„Sei ruhig!"

Und Billot war wirklich ruhig nach dem Pachthofe zurückgekehrt, denn zum ersten Male erschaute er ein mächtiges Mittel, dem Adel- und dem Königthum das Böse, das sie ihm angethan, wiederzuvergelten.

Billot fühlte, er urtheilte nicht, und sein Verlangen nach Rache war blind wie die Streiche, die er empfangen.

Er kehrte nach dem Pachthofe zurück, ohne von Catherine ein Wort zu sprechen. Niemand konnte wissen, ob ihm ihre vorübergehende Anwesenheit bekannt war. Bei keinem Umstande hatte er seit einem Jahre ihren Namen genannt; seine Tochter war für ihn, als ob sie nicht mehr existirte.

Nicht so war es bei Pitou, diesem Goldherzen! er hatte es auf das Innigste beklagt, daß ihn Catherine nicht lieben konnte; als er aber Isidor gesehen und sich mit dem eleganten jungen Manne verglichen, da hatte er vollkommen begriffen, daß Catherine ihn liebe.

Er hatte Isidor beneidet, doch Catherine durchaus nicht gegrollt; im Gegentheil, er hatte sie immer mit einer tiefen, unbegrenzten Ergebenheit geliebt.

Sagen, diese Ergebenheit sei von Beklemmungen völlig frei gewesen, hieße lügen, doch selbst diese Beklemmungen, die das Herz von Pitou bei jedem neuen Beweise von Liebe, den sie ihrem Liebhaber gab, bedrückten, zeugten von der unaussprechlichen Güte dieses Herzens.

Nachdem Isidor in Varennes getödtet worden, hatte Pitou für Catherine nur noch ein tiefes Mitleid empfunden; da hatte er, — gerade das Gegentheil von Billot, — dem jungen Manne vollkommen Gerechtigkeit widerfahren lassen und sich dessen erinnert, was Schönes, Gutes, Edelmüthiges in demjenigen war, welcher, ohne es zu vermuthen, sein Nebenbuhler gewesen.

Hiedurch war erfolgt, was wir gesehen: daß nicht nur Pitou vielleicht die betrübte und in Trauer gekleidete Catherine mehr geliebt, als er die heitere und coquette Catherine geliebt hatte, sondern daß er sogar, was man für unmöglich gehalten hätte, dazu gelangt war, daß er die arme kleine Waise fast eben so sehr als sie liebte.

Man wird sich also nicht wundern, daß Pitou, nachdem er wie die Andern vom Pächter Abschied genom-

men, statt sich nach dem Pachthofe zu wenden, gegen Haramont ging.

Man war übrigens so sehr an das unerwartete Verschwinden und die ebenso unerwarteten Rückkehren von Pitou gewöhnt, daß sich trotz der hohen Stellung, die er als Kapitän im Dorfe einnahm, Niemand um seine Abwesenheiten bekümmerte; wenn Pitou abgegangen, so flüsterte man sich zu:

„Der General Lafayette hat ihn rufen lassen."

Und damit war Alles gesagt.

Kam Pitou zurück, so fragte man ihn nach Neuigkeiten aus der Hauptstadt, und da Pitou, mit Hülfe von Gilbert, die frischesten und besten gab, da man einige Tage, nachdem er diese Neuigkeiten gegeben, die Vorhersagungen von Pitou sich verwirklichen sah, so hatte man fortwährend das blindeste Vertrauen zu ihm sowohl als Kapitän, wie als Propheten.

Gilbert seinerseits wußte, was alles Gutes und Hingebendes in Pitou war; er fühlte, in einem gegebenen Augenblicke sei es ein Mensch, dem er sein Leben, das Leben von Sebastian, einen Schatz, eine Sendung, kurz Alles, was man mit Ruhe der Redlichkeit und der Stärke übergibt, anvertrauen könnte. So oft Pitou nach Paris kam, fragte ihn Gilbert, ohne daß dies Pitou im Mindesten erröthen machte, ob er etwas brauche; fast immer antwortete Pitou: „Nein, Herr Gilbert;" was Herrn Gilbert nicht abhielt, Pitou einige Louis d'or zu geben, welche Pitou in seine Tasche steckte.

Einige Louis d'or nebst seinen Privatmitteln und dem Zehenten, den er in Naturerzeugnissen vom Walde des Herzogs von Orleans erhob, das war für Pitou ein Vermögen; Pitou hatte noch nie das Ende seiner paar Louis d'or gesehen, wenn er Herrn Gilbert wiedersah und ein Händedruck des Doctors in seiner Tasche die Quelle des Pactolus erneuerte.

Man erstaunte also nicht, daß Pitou bei der Stim-

mung seines Gemüthes in Beziehung auf Catherine und Isidor sich hastig von Billot trennte, um zu erfahren, was aus der Mutter und dem Kinde geworden.

Sein Weg, wenn er nach Haramont ging, führte ihn am Clouis-Steine vorbei; hundert Schritte von der Hütte begegnete er dem Vater Clouis, der mit einem Hasen in seiner Jagdtasche zurückkam.

Es war sein Hasentag.

Mit zwei Worten theilte der Vater Clouis Piton mit, Catherine sei gekommen und habe ihn um ihr altes Lager gebeten, das er ihr schleunigst wieder eingeräumt; sie habe viel geweint, die Arme, als sie in die Stube zurückgekehrt, wo sie Mutter geworden, und wo ihr Isidor so lebhafte Beweise seiner Liebe gegeben.

Doch alle diese Trübsale waren nicht ohne eine Art von Reiz; Jeder, der einen großen Schmerz empfunden hat, weiß, daß die grausamen Stunden diejenigen sind, wo die versiegten Thränen zu fließen sich weigern, die glücklichen und süßen Stunden die, wo man die Thränen wiederfindet.

Als Piton auf der Schwelle der Hütte erschien, fand er Catherine, die Wangen feucht, ihr Kind in den Armen, auf ihrem Bette sitzend.

Sobald sie Piton sah, legte Catherine das Kind in ihren Schooß und bot dem jungen Manne die Hände und die Stirne; Piton ergriff ganz freudig ihre beiden Hände, küßte sie auf die Stirne, und das Kind fand sich einen Augenblick geschirmt unter dem Bogen, den über ihm diese sich pressenden Hände, diese auf die Stirne seiner Mutter gedrückten Lippen von Piton bildeten.

Dann fiel Piton vor Catherine auf die Kniee, küßte die Hände des Kindes und sagte:

„Ah! Mademoiselle Catherine, seien Sie ruhig, ich bin reich: es wird Herrn Isidor an nichts mangeln.“

Piton hatte fünfzehn Louis d'or: er nannte das reich sein.

Selbst gut von Geist und Herz, schätzte Catherine Alles, was gut war.

„Ich danke, Herr Pitou," erwiederte sie, „ich glaube Ihnen und bin glücklich, Ihnen zu glauben, denn Sie sind mein einziger Freund, und würden Sie mich verlassen, so wären wir allein auf der Erde; doch nicht wahr, Sie werden uns nie verlassen?"

„Oh! Mademoiselle," versetzte Pitou schluchzend, „sagen Sie mir nicht solche Dinge! Sie würden mich alle Thränen meines Leibes weinen machen!"

Pitou weinte in der That so stark, daß er dem Ersticken nahe.

„Ich habe Unrecht," sprach Catherine, „ich habe Unrecht: entschuldigen Sie mich."

„Nein," sagte Pitou, „nein, Sie haben im Gegentheil Recht! ich bin dumm, daß ich so weine."

„Herr Pitou, ich habe Luft nöthig; geben Sie mir den Arm, daß wir uns ein wenig unter den großen Bäumen ergehen. Ich glaube, das wird mir wohl thun."

„Und mir auch, Mademoiselle, denn ich fühle, daß ich ersticke."

Das Kind hatte keine Luft nöthig; es hatte reichlich seine Nahrung am mütterlichen Busen genommen, und es bedurfte des Schlafes.

Catherine legte es auf ihr Bett und gab Pitou den Arm.

Nach fünf Minuten befanden sie sich unter den grossen Bäumen des Waldes, einem prächtigen von der Hand des Herrn der Natur, seiner göttlichen, seiner ewigen Tochter, errichteten Tempel.

Dieser Spaziergang, wobei sich Catherine auf seinen Arm stützte, erinnerte Pitou unwillkürlich an den, welchen er zwei und ein halbes Jahr vorher am Pfingsttage Catherine nach dem Ballsaale führend gemacht, wo zu seinem großen Schmerze Isidor mit ihr getanzt hatte.

Wie viele Ereignisse hatten sich während dieser dritte-

halb Jahre aufgehäuft, und wie sehr, ohne ein Philosoph auf der Höhe von Herrn von Voltaire oder Herrn Rousseau zu sein, begriff Pitou, daß er und Catherine nur im allgemeinen Wirbel fortgerissene Atome waren!

Doch diese Atome in ihrer Geringfügigkeit hatten nichtsdestoweniger, wie die vornehmen Leute, wie die Fürsten, wie der König, wie die Königin, ihre Freude und ihren Schmerz; diese Mühle, welche sich in den Händen des Verhängnisses drehend die Kronen zermalmte und die Throne in Staub verwandelte, hatte das Glück von Catherine zermalmt und in Staub verwandelt nicht mehr und nicht minder, als hätte sie auf einem Throne gesessen und eine Krone auf dem Haupte getragen.

Nach drittehalb Jahren hatte im Ganzen diese Revolution, zu der er so mächtig beigetragen, übrigens ohne zu wissen, was er that, folgende Verschiedenheit in der Lage von Pitou herbeigeführt.

Drittehalb Jahre vorher war Pitou ein armer, von Tante Angélique fortgejagter, von Billot aufgenommener, von Catherine beschützter, Isidor geopferter Bauernbursche gewesen.

Heute war Pitou eine Macht; er hatte einen Säbel an der Seite, Epauletten auf der Schulter; man nannte ihn Kapitän; Isidor war getödtet, und er, Pitou, war es, der Catherine und ihr Kind beschützte.

Die Antwort von Danton, als man ihn fragte: „In welcher Absicht machen Sie eine Revolution?“ „Um hinunter zu bringen, was oben ist, und hinauf, was unten ist,“ war also in Beziehung auf Pitou vollkommen genau.

Aber man hat gesehen, obgleich ihm alle diese Idee im Kopfe herumtrabten, zog doch der gute, der beschei dene Pitou keinen Vortheil daraus, und er war es, de auf den Knieen Catherine anflehte, sie möge ihm erlau ben, daß er sie und ihr Kind beschütze.

Catherine ihrerseits hatte, wie alle leidende Herzen, eine viel feinere Schätzung im Schmerz, als in der

Freude. Piton, der zur Zeit ihres Glückes für sie nur ein braver Bursche ohne Wichtigkeit war, wurde das fromme Geschöpf, das er in Wirklichkeit, das heißt, der Mensch der Güte, der Unschuld und der Ergebenheit. Hieraus erfolgte, daß sie, unglücklich und eines Freundes bedürftig, begriff, Pitou sei gerade der Freund, den sie brauche, und immer von Catherine empfangen mit einer gegen ihn ausgestreckten Hand, mit einem reizenden Lächeln auf den Lippen, fing Pitou an ein Leben zu führen, von dem er nie, selbst in seinen Träumen des Paradieses, eine Ahnung gehabt hatte.

Während dieser Zeit verfolgte Billot, immer stumm hinsichtlich seiner Tochter, indeß er seine Ernte machte, seinen Gedanken, zum Abgeordneten bei der gesetzgebenden Versammlung ernannt zu werden. Ein einziger Mann hätte den Sieg über ihn davon tragen können, wäre er von demselben Ehrgeize besessen gewesen; doch ganz nur seinem Glücke und seiner Liebe hingegeben, genoß der Graf von Charny mit Andrée, in seinem Herrenhause in Boursonne eingeschlossen, die Freuden einer unerwarteten Glückseligkeit; die Welt vergessend, glaubte sich der Graf von Charny von ihr vergessen; der Graf von Charny dachte nicht einmal daran.

Da sich nichts im Canton Villers-Coterets der Wahl von Billot widersetzte, so wurde Billot mit einer ungeheuren Stimmenmehrheit zum Abgeordneten gewählt.

Als Billot gewählt war, bemühte er sich, so viel als möglich Geld zu realisiren. Das Jahr war gut gewesen; er machte den Theil seiner Grundeigenthümer, nahm den seinigen, behielt, was er an Korn für seine Saaten, was er an Hafer, Stroh und Heu für das Futter seiner Pferde, was er an Geld für die Nahrung seiner Leute brauchte, und ließ eines Morgens Pitou kommen.

Pitou machte, wie wir erwähnt, von Zeit zu Zeit Billot seinen Besuch.

Billot empfing Piton immer mit offener Hand, bot ihm Frühstück an, wenn es die Stunde des Frühstücks war, Mittagsbrod, wenn es die Stunde des Mittagessens war, ein Glas Wein oder Obstmost, war es die Stunde, ein Glas Obstmost oder Wein zu trinken.

Nie aber hatte Billot Piton holen lassen.

Nicht ohne Besorgniß begab sich also Piton nach dem Pachthofe.

Billot war immer ernst; Niemand konnte sagen, er habe ein Lächeln über die Lippen des Pächters ziehen sehen seit dem Augenblicke, wo seine Tochter den Pachthof verlassen.

Billot war noch ernster als gewöhnlich.

Er reichte indessen, wie er dies zu thun pflegte, seine Hand Piton, drückte sogar stärker als gewöhnlich die, welche ihm Piton gab, und behielt sie in seinen Händen.

Piton schaute den Pächter mit Erstaunen an.

„Piton," sagte dieser, „Du bist ein redlicher Mensch."

„Ei! ich glaube wohl, Herr Billot," erwiederte Piton.

„Und ich, ich weiß es gewiß."

„Sie sind sehr gut, Herr Billot."

„Ich habe also beschlossen, Dich, wenn ich abgehe, an die Spitze des Pachthofes zu stellen."

„Mich, Herr Billot?" versetzte Piton erstaunt; „unmöglich!"

„Warum unmöglich?"

„Ei! Herr Billot, weil es eine Menge Einzelheiten gibt, wobei das Auge einer Frau unerläßlich ist."

„Ich weiß es," erwiederte Billot; „Du wirst selbst die Frau wählen, welche die Beaufsichtigung mit Dir theilen soll; ich frage Dich nicht nach ihrem Namen; ich brauche ihn nicht zu wissen; und komme ich nach dem Pachthofe, so werde ich Dich acht Tage vorher davon

benachrichtigen, damit, sollte ich diese Frau nicht sehen, oder sollte sie mich nicht sehen, dieselbe Zeit hätte, sich zu entfernen."

„Gut, Herr Billot."

„Es ist nun auf der Tenne das für die Aussaat nöthige Korn; auf dem Speicher Hafer, Stroh und Heu, so viel als für das Futter der Pferde erforderlich, und in dieser Schublade das für den Lohn und die Kost der Leute nothwendige Geld."

Billot öffnete eine Schublade voll Geld.

„Einen Augenblick Geduld, Herr Billot!" sagte Pitou; „wie viel ist in dieser Schublade?"

„Ich weiß es nicht," erwiederte Billot, während er sie wieder zurückschob.

Dann schloß er sie, gab den Schlüssel Pitou und sagte:

„Wenn Du kein Geld mehr hast, wirst Du von mir verlangen."

Pitou begriff, was Alles an Vertrauen in dieser Antwort lag; er öffnete beide Arme, um Billot damit zu umfangen; doch plötzlich wahrnehmend, was er gethan, sei sehr vermessen von ihm, sagte er:

„Oh! verzeihen Sie, Herr Billot; ich bitte tausendmal um Verzeihung!"

„Verzeihung für was?" fragte Billot ganz gerührt von dieser Demuth; „Verzeihung dafür, daß ein ehrlicher Mensch seine Arme ausgestreckt hat, um einen andern ehrlichen Menschen zu umfangen? Auf, komm, Pitou! komm, umarme mich!"

Pitou warf sich in die Arme von Billot.

„Und wenn Sie zufällig dort meiner bedürfen ..." sagte er.

„Sei ruhig, Pitou, ich werde Dich nicht vergessen," sprach Billot.

Und er fügte bei:

„Es ist zwei Uhr Nachmittags; ich reise um fünf

Uhr nach Paris ab. Um sechs Uhr kannst Du mit der Frau hier sein, die Du zu Deiner Unterstützung gewählt haben wirst."

„Gut!" sagte Pitou. „Dann habe ich keine Zeit zu verlieren! Auf Wiedersehen, lieber Herr Billot!"

„Auf Wiedersehen, Pitou!"

Pitou eilte aus dem Pachthofe fort.

Billot folgte ihm mit den Augen, so lange er ihn sehen konnte; dann, als er verschwunden war, sagte er:

„Oh! warum hat sich meine Tochter Catherine nicht eher in einen braven Burschen wie Pitou verliebt, als in diesen adeligen Schuft, der sie als Witwe, ohne verheirathet, als Mutter, ohne Frau gewesen zu sein, hinterließ!"

Es ist nun unnöthig, zu sagen, daß um fünf Uhr Billot in die Diligence von Villers-Coterets nach Paris stieg, und daß um sechs Uhr Pitou, Catherine und der kleine Isidor in den Pachthof kamen.

---

## CXX.

## Anblick der neuen Versammlung.

Am 1. October 1791 sollte die Eröffnung der gesetzgebenden Versammlung stattfinden.

Billot kam, wie die andern Abgeordneten, am Ende des Septembers an.

Die neue Versammlung bestand aus siebenhundert fünf und vierzig Mitgliedern; unter ihnen zählte man

vierhundert Advocaten und Rechtsgelehrte; zwei und siebenzig Literaten, Journalisten, Dichter; siebenzig constitutionelle Priester, das heißt, Priester, die der Constitution den Eid geleistet; — die zweihundert und drei Uebrigen waren Grundeigenthümer oder Pächter wie Billot, Grundeigenthümer und Pächter zugleich, oder Leute, welche freie Künste und sogar Handwerke trieben.

Der eigenthümliche Charakter, unter welchem die neuen Abgeordneten erschienen, war indessen die Jugend: die Mehrzahl derselben war nicht über sechs und zwanzig Jahre alt; man hätte glauben sollen, es sei eine neue, unbekannte Generation, von Frankreich abgesandt, um gewaltsam mit der Vergangenheit zu brechen: geräuschvoll, stürmisch, revolutionär kam sie, um die Tradition zu entthronen; fast Alle von cultivirtem Geiste, die Einen, wie gesagt, Dichter, die Andern Advokaten, wieder Andere Chemiker; voll Energie, von einer außerordentlichen Begeisterung, von einer gränzenlosen Hingebung an Ideen, sehr unwissend in den Staatsangelegenheiten, unerfahren, Schwätzer, leichtsinnig, streitsüchtig, brachten sie offenbar die große, aber furchtbare Sache, die man das Unbekannte nennt.

Das Unbekannte in der Politik ist aber immer die Besorgniß. Condorcet und Brissot ausgenommen, konnte man fast jeden von diesen Menschen fragen: „Wer sind Sie?"

In der That, wo waren die Lichter und sogar die Fackeln der constituirenden Versammlung? wo waren die Mirabeau, die Barnave, die Siéyès, die Dupont, die Bailly, die Robespierre, die Cazalès? Alles dies war verschwunden.

Stellenweise, wie verirrt unter dieser glühenden Jugend, einige weiße Köpfe.

Die Uebrigen repräsentirten das junge oder männliche Frankreich, Frankreich mit schwarzen Haaren.

Schöne Köpfe, für eine Revolution abzuhauen, die auch fast alle abgehauen wurden!

Außer dem fühlte man den Bürgerkrieg im Innern keimen, man fühlte den Krieg mit dem Auslande kommen; alle diese jungen Leute waren keine einfache Abgeordnete; es waren Streiter: die Gironde, — die sich im Falle des Krieges ganz, vom zwanzigsten bis zum fünfzigsten Jahre, an die Gränze zu marschiren angeboten hatte, — die Gironde schickte eine Vorhut.

Diese Vorhut, das waren die Vergniaud, die Guadet, die Gensonné, die Fonfrède, die Ducos; es war dieser Kern, der sich die Gironde nennen und seinen Namen einer weltbekannten Partei geben sollte, welche, trotz ihrer Fehler, durch ihre Mißgeschicke sympathisch geblieben ist.

Von einem Kriegshauche geboren, traten sie mit einem Sprunge und wie Athleten kampfgierig in die blutige Arena des politischen Lebens ein.

Wenn man sie nur stürmisch ihre Plätze in der Kammer einnehmen sieht, erräth man in ihnen jenes Wehen des Sturmes, das die Ungewitter vom 20. Juni, 10. August und 21. Februar machen wird.

Keine rechte Seite mehr: die Rechte ist aufgehoben; folglich keine Aristokraten mehr.

Die ganze Versammlung ist gegen zwei Feinde gewaffnet: die Adeligen, die Priester.

Widerstreben diese, so ist das Mandat, das sie erhalten, ihren Widerstand zu brechen.

Was den König betrifft, so hat man das Gewissen der Abgeordneten als Richter hinsichtlich des Verfahrens gelassen, das man gegen ihn beobachten soll; man beklagt ihn, man hofft, er werde der dreifachen Macht der Königin, der Aristokratie und der Geistlichkeit entkommen; unterstützt er sie, so wird man ihn mit ihnen vernichten.

Der arme König! man nennt ihn weder mehr Kö-

vierhundert Advokaten und Rechtsgelehrte; zwei und siebenzig Literaten, Journalisten, Dichter; siebenzig constitutionelle Priester, das heißt, Priester, die der Constitution den Eid geleistet; — die zweihundert und drei Uebrigen waren Grundeigenthümer oder Pächter wie Billot, Grundeigenthümer und Pächter zugleich, oder Leute, welche freie Künste und sogar Handwerke trieben.

Der eigenthümliche Charakter, unter welchem die neuen Abgeordneten erschienen, war indessen die Jugend: die Mehrzahl derselben war nicht über sechs und zwanzig Jahre alt; man hätte glauben sollen, es sei eine neue, unbekannte Generation, von Frankreich abgesandt, um gewaltsam mit der Vergangenheit zu brechen; geräuschvoll, stürmisch, revolutionär kam sie, um die Tradition zu entthronen; fast Alle von cultivirtem Geiste, die Einen, wie gesagt, Dichter, die Andern Advokaten, wieder Andere Chemiker; voll Energie, von einer außerordentlichen Begeisterung, von einer gränzenlosen Hingebung an Ideen, sehr unwissend in den Staatsangelegenheiten, unerfahren, Schwätzer, leichtsinnig, streitsüchtig, brachten sie offenbar die große, aber furchtbare Sache, die man das Unbekannte nennt.

Das Unbekannte in der Politik ist aber immer die Besorgniß. Condorcet und Brissot ausgenommen, konnte man fast jeden von diesen Menschen fragen: „Wer sind Sie?“

In der That, wo waren die Lichter und sogar die Fackeln der constituirenden Versammlung? wo waren die Mirabeau, die Barnave, die Siéyès, die Dupont, die Bailly, die Robespierre, die Cazalès? Alles dies war verschwunden.

Stellenweise, wie verirrt unter dieser glühenden Jugend, einige weiße Köpfe.

Die Uebrigen repräsentirten das junge oder männliche Frankreich, Frankreich mit schwarzen Haaren.

Schöne Köpfe, für eine Revolution abzuhauen, die auch fast alle abgehauen wurden!

Außer dem fühlte man den Bürgerkrieg im Innern keimen, man fühlte den Krieg mit dem Auslande kommen; alle diese jungen Leute waren keine einfache Abgeordnete; es waren Streiter: die Gironde, — die sich im Falle des Krieges ganz, vom zwanzigsten bis zum fünfzigsten Jahre, an die Gränze zu marschiren angeboten hatte, — die Gironde schickte eine Vorhut.

Diese Vorhut, das waren die Vergniaud, die Guadet, die Gensonné, die Fonfrède, die Ducos; es war dieser Kern, der sich die Gironde nennen und seinen Namen einer weltbekannten Partei geben sollte, welche, troß ihrer Fehler, durch ihre Mißgeschicke sympathisch geblieben ist.

Von einem Kriegshauche geboren, traten sie mit einem Sprunge und wie Athleten kampfgierig in die blutige Arena des politischen Lebens ein.

Wenn man sie nur stürmisch ihre Plätze in der Kammer einnehmen sieht, erräth man in ihnen jenes Wehen des Sturmes, das die Ungewitter vom 20. Juni, 10. August und 21. Februar machen wird.

Keine rechte Seite mehr: die Rechte ist aufgehoben; folglich keine Aristokraten mehr.

Die ganze Versammlung ist gegen zwei Feinde gewaffnet: die Adeligen, die Priester.

Widerstreben diese, so ist das Mandat, das sie erhalten, ihren Widerstand zu brechen.

Was den König betrifft, so hat man das Gewissen der Abgeordneten als Richter hinsichtlich des Verfahrens gelassen, das man gegen ihn beobachten soll; man beklagt ihn, man hofft, er werde der dreifachen Macht der Königin, der Aristokratie und der Geistlichkeit entkommen; unterstützt er sie, so wird man ihn mit ihnen vernichten.

Der arme König! man nennt ihn weder mehr Kö-

nig, noch Ludwig den XVI., noch Majestät: man nennt ihn die executive Gewalt.

Die erste Bewegung der Abgeordneten, als sie in diesen Saal eintraten, der ihnen hinsichtlich seiner Eintheilung völlig fremd, war, daß sie umherschauten.

Auf jeder Seite öffnete sich eine vorbehaltene Tribune.

„Für wen sind diese Tribunen?“ fragten mehrere Stimmen.

„Diese Tribunen sind für die abgehenden Deputirten,“ antwortete der Baumeister.

„Ho! ho!“ murmelte Vergniaud, „was soll das bedeuten? ein Censurausschuß? Ist die Legislative *) eine Repräsentantenkammer der Nation, oder eine Schülerclasse?“

„Warten wir,“ sagte Hérault de Séchelles, „wir werden sehen, wie sich unsere Herren benehmen.“

„Huissier!“ rief Thuriot, „Sie werden ihnen, so wie sie eintreten, sagen, es sei in der Versammlung ein Mann, der beinahe den Gouverneur der Bastille von seinen Mauern hinabgeworfen hätte, und dieser Mann heiße Thuriot.“

Anderthalb Jahre später nannte man diesen Mann Tue-Roi. **)

Der erste Act der neuen Versammlung war, daß sie eine Deputation nach den Tuilerien schickte.

Der König war so unklug, sich durch einen Minister suppliren zu lassen.

„Meine Herren,“ sagte der Minister, „der König kann sie in diesem Augenblicke nicht empfangen; kommen Sie in drei Stunden wieder.“

Die Abgeordneten entfernten sich.

---

*) Gesetzgebende Versammlung.

**) Königstödter.

„Nun?" fragten die andern Mitglieder, als sie dieselben so bald zurückkommen sahen.

„Bürger!" erwiederte einer der Abgesandten, „der König ist nicht bereit, und wir haben drei Stunden voraus."

„Wohl!" rief von seinem Platze aus der Hinkebein Couthon, „benützen wir diese drei Stunden. Ich trage darauf an, daß der Titel Majestät abgeschafft werde."

Ein allgemeines Hurrah antwortete. Der Titel Majestät wurde durch Zuruf abgeschafft.

„Wie wird man die executive Gewalt nennen?" fragte sodann eine Stimme.

„Man wird sie den König der Franzosen nennen," antwortete eine andere Stimme. „Dieser Titel ist schön genug, daß sich Herr Capet damit begnügen mag."

Aller Augen wandten sich gegen den Mann, der den König von Frankreich Herr Capet genannt hatte.

Es war Billot.

„Gut: es bleibe beim König der Franzosen," rief man fast einstimmig.

„Warten Sie," sagte Couthon, „es bleiben uns noch zwei Stunden übrig. Ich habe einen neuen Antrag zu machen."

„Thun Sie es!" riefen alle Stimmen.

„Ich beantrage, daß man beim Eintritt des Königs aufstehe, sobald aber der König eingetreten ist, sich wieder setze und sich bedecke."

Es herrschte einen Augenblick ein furchtbarer Tumult: das Zustimmungsgeschrei war so heftig, daß man es hätte für ein Geschrei der Opposition halten können.

Als der Lärm sich endlich legte, bemerkte man, daß alle Welt einverstanden war.

Der Antrag wurde angenommen.

Couthon schaute nach der Pendeluhr.

„Wir haben noch eine Stunde," sagte er. „Ich habe einen dritten Antrag zu machen."

„Sprechen Sie," rief man von allen Seiten.

„Ich beantrage," sprach Conthon mit der sanften Stimme, welche bei Gelegenheit auf eine so entsetzliche Weise zu vibriren wußte, „ich beantrage, daß es keinen Thron mehr für den König gebe, sondern einen einfachen Armstuhl."

Der Redner wurde durch gewaltiges Beifallklatschen unterbrochen.

„Warten Sie," rief er, die Hand erhebend, „ich bin noch nicht zu Ende."

Sogleich trat wieder Stille ein.

„Ich beantrage, daß der Stuhl des Königs zur Linken des Präsidenten stehe."

„Sehen Sie wohl zu!" sprach eine Stimme, „das heißt nicht nur den Thron abschaffen, sondern sogar den König subordiniren."

„Ich beantrage, nicht nur den Thron abzuschaffen, sondern auch den König zu subordiniren," sagte Conthon.

Hierauf erfolgten erschreckliche Acclamationen; es lagen der ganze 20. Juni und der ganze 10. August in diesem furchtbaren Händeklatschen.

„Es ist gut, Bürger," sprach Conthon, „die drei Stunden sind abgelaufen. Ich danke dem König der Franzosen, daß er uns hat warten lassen: wir haben unsere Zeit beim Warten nicht verloren."

Die Deputation kehrte nach den Tuilerien zurück.

Diesmal empfing sie der König, doch es war ein Entschluß gefaßt worden.

„Meine Herren," sprach er, „ich kann mich erst in drei Tagen in die Assemblée begeben."

Die Deputirten schauten sich an.

„Es wird also am 4. sein, Sire?" sagten sie.

„Ja, meine Herren, es wird am 4. sein," antwortete der König.

Und er wandte ihnen den Rücken zu.

Am 4. October ließ der König sagen, er sei leidend und werde sich erst am 7. in die Sitzung begeben.

Dessen ungeachtet hielt am 4., in Abwesenheit des Königs, die Constitution von 1791, das heißt das wichtigste Werk der letzten Versammlung, ihren Einzug in die neue Versammlung.

Sie war umgeben und bewacht von den zwölf ältesten Deputirten der constituirenden Versammlung.

„Gut!“ sagte eine Stimme, „das sind die zwölf Greise der Apokalypse!“

Der Archivar Camus trug sie und bestieg damit die Tribune.

„Volk,“ sprach er, wie ein zweiter Moses, „hier sind die Gesetztafeln.“

Dann begann die Ceremonie des Eides.

Die ganze Versammlung defilirte traurig und kalt; Viele wußten zum Voraus, diese unmächtige Constitution werde nicht ein Jahr leben: man schwor, um zu schwören, weil es eine auferlegte Ceremonie war.

Drei Viertel von denjenigen, welche schworen, waren entschlossen, ihren Eid nicht zu halten.

Es verbreitete sich indessen in Paris das Gerücht von den drei in der Versammlung gefaßten Beschlüssen:

Keine Majestät mehr!

Keinen Thron mehr!

Einen einfachen Armstuhl zur Linken des Präsidenten!

Damit war ungefähr gesagt: „Keinen König mehr!“

Das Geld war, wie gewöhnlich, das Erste, was Angst bekam: die Fonds sanken entsetzlich; die Banquiers fingen an zu befürchten.

Am 9. October ging eine große Veränderung vor.

Nach dem neuen Gesetze gab es keinen Obercommandanten der Nationalgarde mehr.

Am 9. October sollte Lafayette seine Entlassung nehmen, und jeder von den sechs Legionschefs sollte seinerseits commandiren.

„Sprechen Sie," rief man von allen Seiten.

„Ich beantrage," sprach Couthon mit der sanften Stimme, welche bei Gelegenheit auf eine so entsetzliche Weise zu vibriren wußte, „ich beantrage, daß es keinen Thron mehr für den König gebe, sondern einen einfachen Armstuhl."

Der Redner wurde durch gewaltiges Beifallklatschen unterbrochen.

„Warten Sie," rief er, die Hand erhebend, „ich bin noch nicht zu Ende."

Sogleich trat wieder Stille ein.

„Ich beantrage, daß der Stuhl des Königs zur Linken des Präsidenten stehe."

„Sehen Sie wohl zu!" sprach eine Stimme, „das heißt nicht nur den Thron abschaffen, sondern sogar den König subordiniren."

„Ich beantrage, nicht nur den Thron abzuschaffen, sondern auch den König zu subordiniren," sagte Couthon.

Hierauf erfolgten erschreckliche Acclamationen; es lagen der ganze 20. Juni und der ganze 10. August in diesem furchtbaren Händeklatschen.

„Es ist gut, Bürger," sprach Couthon, „die drei Stunden sind abgelaufen. Ich danke dem König der Franzosen, daß er uns hat warten lassen: wir haben unsere Zeit beim Warten nicht verloren."

Die Deputation kehrte nach den Tuilerien zurück.

Diesmal empfing sie der König, doch es war ein Entschluß gefaßt worden.

„Meine Herren," sprach er, „ich kann mich erst in drei Tagen in die Assemblée begeben."

Die Deputirten schauten sich an.

„Es wird also am 4. sein, Sire?" sagten sie.

„Ja, meine Herren, es wird am 4. sein," antwortete der König.

Und er wandte ihnen den Rücken zu.

Am 4. October ließ der König sagen, er sei leidend und werde sich erst am 7. in die Sitzung begeben.

Dessen ungeachtet hielt am 4., in Abwesenheit des Königs, die Constitution von 1791, das heißt das wichtigste Werk der letzten Versammlung, ihren Einzug in die neue Versammlung.

Sie war umgeben und bewacht von den zwölf ältesten Deputirten der constituirenden Versammlung.

„Gut!" sagte eine Stimme, „das sind die zwölf Greise der Apokalypse!"

Der Archivar Camus trug sie und bestieg damit die Tribune.

„Volk," sprach er, wie ein zweiter Moses, „hier sind die Gesetztafeln."

Dann begann die Ceremonie des Eides.

Die ganze Versammlung defilirte traurig und kalt; Viele wußten zum Voraus, diese unmächtige Constitution werde nicht ein Jahr leben: man schwor, um zu schwören, weil es eine auferlegte Ceremonie war.

Drei Viertel von denjenigen, welche schworen, waren entschlossen, ihren Eid nicht zu halten.

Es verbreitete sich indessen in Paris das Gerücht von den drei in der Versammlung gefaßten Beschlüssen:

Keine Majestät mehr!

Keinen Thron mehr!

Einen einfachen Armstuhl zur Linken des Präsidenten!

Damit war ungefähr gesagt: „Keinen König mehr!"

Das Geld war, wie gewöhnlich, das Erste, was Angst bekam: die Fonds sanken entsetzlich; die Banquiers fingen an zu befürchten.

Am 9. October ging eine große Veränderung vor.

Nach dem neuen Gesetze gab es keinen Obercommandanten der Nationalgarde mehr.

Am 9. October sollte Lafayette seine Entlassung nehmen, und jeder von den sechs Legionschefs sollte seinerseits commandiren.

Der für die königliche Sitzung bestimmte Tag kam; man erinnert sich, daß es der 7. war.

Der König trat ein.

Ganz im Widerspruche mit dem, was man hatte erwarten können, so groß war noch das Privilegium, stand man beim Eintritte des Königs nicht nur auf, man entblößte sich nicht nur, sondern es erscholl sogar einstimmiges Beifallklatschen.

Die Assemblée rief: „Es lebe der König!"

Sogleich aber, als hätten die Royalisten den neuen Abgeordneten eine Herausforderung zuschleudern wollen, riefen die Tribunen:

„Es lebe Seine Majestät!"

Ein langes Gemurre durchlief die Bänke der Repräsentanten der Nation: die Augen erhoben sich zu den Tribunen, und man erkannte, daß vornehmlich von den den abgetretenen Deputirten der constituirenden Versammlung vorbehaltenen Tribunen diese Rufe ausgegangen waren.

„Es ist gut, meine Herren," sagte Couthon; „morgen wird man sich mit Euch beschäftigen."

Der König bedeutete durch ein Zeichen, er wolle sprechen.

Man hörte.

Die Rede, die er hielt, ein Werk von Duport du Tertre, war äußerst geschickt abgefaßt und brachte eine große Wirkung hervor; sie handelte ganz von der Nothwendigkeit, die Ordnung aufrecht zu erhalten und sich in der Liebe für das Vaterland zu vereinigen.

Pastoret präsidirte der Versammlung.

Pastoret war Royalist.

Der König hatte in seiner Rede gesagt, es sei für ihn Bedürfniß, geliebt zu werden.

„Und für uns, Sire, ist es auch Bedürfniß, von Ihnen geliebt zu sein," erwiederte der Präsident.

Bei diesen Worten brach der ganze Saal in einen Beifallssturm aus.

Der König nahm in seiner Rede die Revolution als beendigt an.

Einen Augenblick glaubte es die Assemblée wie er.

Der in der Nationalversammlung hervorgebrachte Eindruck verbreitete sich alsbald in Paris.

Der König ging am Abend mit seiner Familie ins Theater.

Er wurde mit donnerndem Beifall empfangen.

Viele weinten, und er selbst, der so wenig zugänglich für diese Art von Empfindsamkeit, vergoß Thränen.

In der Nacht schrieb der König an alle Mächte, um ihnen seine Annahme der Constitution von 1791 mitzutheilen.

Man weiß übrigens, daß er eines Tags, in einem Augenblick der Begeisterung, diese Constitution, ehe sie nur vollendet war, beschworen hatte.

Am andern Tage erinnerte sich Couthon dessen, was er am Tage vorher den Constituirenden versprochen hatte.

Er verkündigte, er habe eine Motion zu machen.

Man kannte die Motionen von Couthon.

Jeder schwieg.

„Bürger," sprach Couthon, „ich verlange, daß man aus dieser Versammlung jede Spur von Privilegium verschwinden mache, und daß folglich alle Tribunen dem Publikum geöffnet werden."

Die Motion wurde einstimmig angenommen.

Am andern Tage ergriff das Publikum Besitz von den Tribunen der vormaligen Deputirten, und von dieser Besitzergreifung an war der Schatten der Constituirenden verschwunden.

---

# CXXI.

## Frankreich und das Ausland.

Die Versammlung war, wie gesagt, besonders gegen die Adeligen und die Priester abgesandt.

Es war ein wahrer Kreuzzug, nur trugen die Fahnen statt: Gott will es, den Wahlspruch: Das Volk will es, an sich.

Am 9. October, dem Tage der Entlassung von Lafayette, lasen Gallois und Gensonné ihren Bericht über die religiösen Unruhen in der Vendée.

Er war vernünftig, gemäßigt, und brachte gerade darum einen tiefen Eindruck hervor.

Wer hatte ihn eingegeben, wenn nicht geschrieben?

Ein sehr gewandter Politiker, den wir später auf der Bühne und in diesem Buche wiedererscheinen sehen.

Die Assemblée war duldsam.

Eines ihrer Mitglieder, Fauchet, verlangte nur, daß der Staat aufhöre, die Priester zu bezahlen, welche erklären würden, sie wollen der Stimme des Staates nicht gehorchen, man möge indessen denjenigen Widerspänstigen, welche alt und gebrechlich seien, Pensionen geben.

Ducos ging weiter: er rief die Toleranz an; er verlangte, daß man den Priestern jede Freiheit lasse, den Eid zu schwören oder nicht zu schwören.

Noch weiter ging der constitutionelle Bischof Torne. Er erklärte geradezu, die Weigerung der Priester stehe mit großen Tugenden im Zusammenhange.

Wir werden sogleich sehen, wie die Devoten von Avignon diese Toleranz erwiederten.

Nach der, übrigens nicht beendigten, Discussion in

Betreff der constitutionellen Priester ging man zu den Emigrirten über.

Das hieß vom inneren Kriege zum äußeren Kriege gehen und somit die zwei Wunden Frankreichs berühren.

Fauchet hatte die Frage der Geistlichkeit behandelt, Brissot behandelte die der Emigration.

Er nahm sie von der erhabenen und humanen Seite; er nahm sie da, wo sie Mirabeau ein Jahr vorher aus seinen sterbenden Händen hatte fallen lassen.

Er verlangte, daß man einen Unterschied zwischen der Emigration der Furcht und der des Hasses mache; er verlangte, daß man nachsichtig gegen die eine, streng gegen die andere sei.

Seiner Ansicht nach konnte man die Bürger nicht in das Königreich einschließen; man mußte ihnen im Gegentheil alle Thore desselben offen lassen.

Er wollte nicht einmal die Confiscation gegen die Emigration des Hasses.

Er verlangte nur, daß man aufhöre, diejenigen zu bezahlen, welche sich gegen Frankreich bewaffnet haben.

In der That, wunderbar! Frankreich fuhr fort im Auslande die Gehalte den Lambesc, den Condé, den Karl von Lothringen zu bezahlen.

Wir werden sogleich sehen, wie die Emigrirten diese Milde erwiederten.

Als Fauchet seine Rede vollendete, erhielt man Nachrichten von Avignon.

Als Brissot die seinige endigte, erhielt man Nachrichten von Europa.

Dann erschien eine große Helle im Westen wie ein ungeheurer Brand: das waren Nachrichten von Amerika.

Fangen wir mit Avignon an.

Geben wir mit wenigen Worten die Geschichte von diesem zweiten Rom.

Benedict XI. war 1304 eines anstößig plötzlichen Todes gestorben.

Man sagte auch, er sei durch Feigen vergiftet worden.

Philipp der Schöne, der Bonifaz VIII. durch die Hand von Colonna beohrfeigt hatte, hielt die Augen auf Perugia geheftet, wo das Conclave gehalten wurde.

Seit langer Zeit hatte er den Gedanken, das Papstthum von Rom wegzuziehen und nach Frankreich zu bringen, um es, — hätte er es einmal in seinem Gefängniß, — zu seinem Vortheil arbeiten zu lassen, und, wie unser großer Meister Michelet sagt, „um ihm die lucrativen Bullen zu dictiren, seine Unfehlbarkeit auszubeuten und den heiligen Geist zum Schreiber und Einnehmer für das Haus Frankreich zu bestellen."

Eines Tags kam zu ihm ein staubbedeckter, sterbensmüder Bote, der kaum sprechen konnte.

Er brachte ihm folgende Kunde:

Die französische Partei und die antifranzösische Partei hielten sich so gut im Conclave die Wage, daß kein Papst aus den Wahlen hervorging, und daß davon die Rede war, in einer andern Stadt ein neues Conclave zu versammeln.

Dieser Beschluß kam den Perugianern nicht recht, denn es lag ihnen viel an der Ehre, daß ein Papst in ihrer Stadt gewählt werde.

Sie gebrauchten auch ein sinnreiches Mittel.

Sie zogen einen Cordon um das Conclave, um es zu verhindern, daß man den Cardinälen zu essen und zu trinken bringe.

Die Cardinäle erhoben ein gewaltiges Geschrei.

„Wählt einen Papst, und Ihr sollt zu essen und zu trinken bekommen," riefen die Perugianer.

Die Cardinäle hielten vier und zwanzig Stunden aus.

Nach vier und zwanzig Stunden entschieden sie sich.

Es wurde beschlossen, die antifranzösische Partei sollte drei Cardinäle wählen, und die französische Partei sollte aus diesen drei Candidaten einen Papst wählen.

Die antifranzösische Partei wählte drei erklärte Feinde von Philipp dem Schönen.

Unter der Zahl dieser drei Feinde war aber Bertrand de Got *), Erzbischof von Bordeaux, von dem man wußte, daß er noch mehr der Freund von seinem Interesse, als der Feind von Philipp dem Schönen war.

Ein Bote ging ab, der diese Nachricht überbringen sollte.

Dies war der Bote, der den Weg in vier Tagen und vier Nächten zurückgelegt hatte und sterbensmüde ankam.

Es war keine Zeit zu verlieren.

Philip schickte einen Expressen an Bertrand de Got, der durchaus nichts von der hohen Sendung, die ihm zu Theil geworden, wußte, und lud ihn zu einer Zusammenkunft im Walde von Andelys ein.

Die Zusammenkunft fand in einer finstern Nacht, welche einer Beschwörungsnacht glich, mitten auf einer Kreuzstraße, nach der drei Wege mündeten, statt; unter einer ähnlichen Lage beschworen diejenigen, welche übermenschliche Begünstigungen erlangen wollten, den Teufel und küßten, indem sie seine Vasallen zu sein gelobten, den Pferdefuß Satans.

Nun fing man, — ohne Zweifel, um den Erzbischof zu beruhigen, — damit an, daß man die Messe hörte; hiebei schworen sich auf dem Altar, im Augenblicke der Aufhebung der Hostie, der König und der Prälat Verschwiegenheit; dann erloschen die Kerzen, der Priester, der die Messe gelesen, entfernte sich, gefolgt von seiner Chorknaben und das Kreuz und die heiligen Gefäße m sich nehmend, als hätte er eine Profanation befürchte

*) Bertrand d'Agoust. D. Uebers.

wenn sie die stummen Zeugen der Scene wären, welche vor sich gehen sollte.

Der Erzbischof und der König blieben allein.

Wer unterrichtete von dem, was wir sagen wollen, Villani, bei welchem wir es lesen?

Satan vielleicht, der sicherlich als Dritter bei der Zusammenkunft war.

„Erzbischof," sprach der König zu Bertrand de Got, „ich habe die Gewalt, Dich zum Papste zu machen, wenn ich will: darum bin ich zu Dir gekommen."

„Den Beweis?" fragte Bertrand de Got.

„Den Beweis? hier ist er," erwiederte der König.

Und er zeigte ihm einen Brief seiner Cardinäle, welche, statt ihm zu sagen, die Wahl sei gemacht, ihn fragten, wen sie wählen sollten.

„Was muß ich thun, um Papst zu werden?" sagte der Gasconier, der ganz außer sich vor Freude sich Philipp dem Schönen zu Füßen warf.

„Dich verbindlich machen, mir die sechs Gefälligkeiten zu gewähren, um die ich Dich bitten werde," antwortete der König.

„Sprecht, mein König," sagte Bertrand de Got, „ich bin Euer Unterthan, und es ist meine Pflicht, Euch zu gehorchen."

Der König hob ihn auf, küßte ihn auf den Mund und sprach:

„Die sechs Gefälligkeiten, um die ich Dich bitte, sind die folgenden . . ."

Bertrand de Got hörte mit allen seinen Ohren; denn er befürchtete, der König werde nicht Dinge, die sein Seelenheil gefährden, sondern unmögliche Dinge von ihm verlangen.

„Die erste ist," sagte Philipp, „daß Du mich mit er Kirche versöhnst und mir Vergebung der Missethat :rschaffst, die ich dadurch begangen, daß ich in Anagni n Papst Bonifaz VIII. habe verhaften lassen."

„Bewilligt!“ erwiederte rasch Bertrand de Got.

„Die zweite ist, daß Du mir und den Meinigen wieder die Communion gibst.“

Philipp der Schöne war excommunicirt.

„Bewilligt!“ sagte Bertrand de Got, erstaunt, daß man so wenig von ihm verlangte, um ihn so groß zu machen.

Es waren allerdings noch vier Bitten übrig.

„Die dritte ist, daß Du mir den Zehenten der Geistlichkeit in meinem Königreiche auf fünf Jahre bewilligst, um die Kosten des Krieges in Flandern bestreiten zu helfen.“

„Bewilligt.“

„Die vierte ist, daß Du die Bulle von Papst Bonifaz: Ausculta, fili, annullirst und vernichtest.

„Bewilligt! bewilligt!“

„Die fünfte ist, daß Du die Cardinalswürde Marco Jacopo und Messire Pietro von Colonna wiederverleihst, und mit ihnen gewisse Freunde von mir zu Cardinälen machst.“

„Bewilligt! bewilligt! bewilligt!“

Als sodann Philipp schwieg, fragte der Erzbischof mit Bangigkeit:

„Und die sechste, mein König?“

„Die sechste?“ erwiederte Philipp der Schöne, „ich behalte mir vor, hierüber seiner Zeit und gehörigen Ortes zu reden, denn das ist etwas Großes und Geheimes.“

„Großes und Geheimes?“ wiederholte Bertrand de Got.

„So groß und so geheim,“ versetzte der König, „daß Du mir zum Voraus die Bewilligung auf das Crucifix schwörst.“

Und er zog ein Crucifix aus seiner Brust und bot es dem Erzbischof dar.

Dieser zögerte nicht einen Augenblick; das war der

letzte Graben, über den er zu springen hatte: hatte er den Sprung gemacht, so war er Papst.

Er streckte die Hand gegen das Bild des Heilands aus und sprach mit fester Stimme:

„Ich schwöre!"

„Es ist gut!" sagte der König. „In welcher Stadt meines Reiches willst Du nun gekrönt werden?"

„In Lyon."

„Komm mit mir! Du bist Papst unter dem Namen Clemens V."

Clemens V. folgte Philipp dem Schönen, doch er war sehr in Unruhe wegen des sechsten Punktes, den sein Fürst von ihm zu verlangen sich vorbehielt.

Am Tage, wo er dies that, sah Clemens V., daß es etwas Geringes war; er machte auch keine Schwierigkeit: es war die Vernichtung des Templer-Ordens.

Alles dies ist wahrscheinlich nicht ganz nach dem Herzen Gottes; darum zeigte Gott seine Unzufriedenheit auf eine augenscheinliche Weise.

In dem Momente wo der Zug, die Kirche verlassend, in der Clemens V. gekrönt worden war, an einer mit Zuschauern beladenen Mauer vorüberkam, stürzte die Mauer ein, verletzte den König, tödtete den Herzog von Bretagne und warf den Papst nieder.

Die Tiara fiel und das Symbol des Papstthums rollte entwürdigt in die Gosse.

Acht Tage nachher bekommen bei einem Festmahle, das der neue Papst gibt, die Leute Seiner Herrlichkeit und die der Cardinäle Streit.

Der Bruder des Papstes will sie trennen; er wird getödtet.

Das waren schlimme Vorzeichen.

Mit den schlimmen Vorzeichen verband sich sodann das böse Beispiel: der Papst brandschatzte die Kirche doch eine Frau brandschatzte den Papst. Diese Frau war die schöne Brunissande, welche nach der Behaup-

tung der Chronikschreiber jener Zeit der Christenheit mehr kostete, als das heilige Land.

Der Papst erfüllte seine Versprechen eines nach dem andern. Dieser Papst, den Philipp gemacht, war sein Papst, eine Art von Henne mit goldenen Eiern, die er Morgens und Abends legen ließ, und der er ihren Bauch zu öffnen drohte, wenn sie nicht legte.

Jeden Tag nahm er, wie der Kaufmann von Venedig, seinem Gläubiger ein Pfund Fleisch von dem Gliede, das ihm beliebte.

Endlich, nachdem Bonifaz VIII. als Ketzer und falscher Papst erklärt worden, nachdem der König des Kirchenbannes entbunden worden, nachdem die Zehenten der Geistlichkeit auf fünf Jahre bewilligt und zwölf dem König ergebene Männer zu Cardinälen ernannt waren, nachdem die Bulle von Bonifaz VIII., welche Philipp dem Schönen den Beutel der Geistlichkeit verschloß, widerrufen, der Templer-Orden aufgelöst und die Tempelherren in Verhaft genommen waren, — geschah es, daß am 1. Mai 1308 Kaiser Albrecht von Oesterreich starb.

Da hatte Philipp der Schöne den Gedanken, seinen Bruder Karl von Valois zum Kaiser wählen zu lassen.

Clemens V. sollte abermals manoeuvriren, um dieses Resultat herbeizuführen.

Die Knechtschaft des Verkauften währte fort; gesattelt und gezäumt, sollte die arme Seele von Bertrand de Got vom König von Frankreich bis in die Hölle geritten werden.

Sie hatte endlich die Velleität, ihren furchtbaren Reiter abzuwerfen.

Clemens V. schrieb ostensibel zu Gunsten von Karl von Valois, insgeheim gegen ihn.

Von diesem Augenblicke an mußte er darauf bedacht sein, sich aus dem Königreiche zu entfernen; das Leben des Papstes war um so weniger in Sicherheit auf dem

Gebiete des Königs, als die Ernennung der zwölf Cardinäle die zukünftigen Papstwahlen in die Hände des Königs von Frankreich legte.

Clemens V. erinnerte sich der Feigen von Benedict XI.

Er war in Poitiers.

Es gelang ihm, bei Nacht zu entkommen und Avignon zu erreichen.

Ziemlich schwer ist es, zu erklären, was Avignon war.

Es war Frankreich, und es war nicht Frankreich.

Es war eine Gränze, eine Freistadt, ein Ueberrest von Reich, eine Republik wie San Marino.

Nur wurde es von zwei Königen regiert.

Vom König von Neapel als Grafen von Provence;

Vom König von Frankreich als Grafen von Toulouse.

Jeder von ihnen hatte die Herrschaft von einer Hälfte von Avignon.

Keiner konnte einen Flüchtling auf dem Boden des Andern verhaften lassen.

Clemens V. flüchtete sich natürlich auf den Theil von Avignon, der dem König von Neapel gehörte.

Doch wenn er der Gewalt von König Philipp dem Schönen entging, so entging er nicht dem Fluche des Großmeisters vom Templer-Orden.

Vom Wallgange seinen Scheiterhaufen besteigend, hatte Jacques von Molay seine zwei Henker beschworen, auf die Ladung ihres Opfers am Ende des Jahres vor Gott zu erscheinen.

Clemens V. gehorchte zuerst der grauenvollen Ladung. In einer Nacht träumte er, er sehe seinen Palast in Flammen; „von dieser Nacht an," sagt sein Biograph, „war er nicht mehr heiter, und währte er nicht mehr lange."

Sieben Monate nachher kam die Reihe an Philipp.

Wie starb er?

Es gibt zwei Versionen über seinen Tod.

Die eine oder die andere scheint eine von der Hand Gottes gefallene Rache zu sein.

Die von Sauvage übersetzte Chronik läßt ihn auf der Jagd sterben.

„Er sah den Hirsch auf sich zukommen, zog seinen Degen, gab seinem Pferde die Sporen, und während er den Hirsch zu treffen glaubte, trug ihn sein Pferd gegen einen Baum mit solcher Schnelligkeit, daß der gute König hart im Herzen getroffen zu Boden fiel und nach Corbeil gebracht wurde.“

Hier verschlimmerte sich nach der Angabe der Chronik die Krankheit dergestalt, daß der König daran starb.

Man sieht, die Krankheit konnte nicht schlimmer werden.

Guillaume von Nangis erzählt dagegen den Tod des Siegers von Mons-en-Puelle also:

„Philipp, König von Frankreich, wurde durch eine lange Krankheit zurückgehalten, deren, den Aerzten unbekannte, Ursache für diese und für viele Andere der Gegenstand großer Verwunderung war, um so mehr, als weder sein Puls, noch sein Urin andeuteten, er sei krank oder in Todesgefahr. Endlich ließ er sich durch die Seinigen nach Fontainebleau, seinem Geburtsorte, bringen. Hier, nachdem er in Gegenwart und im Angesichte einer großen Anzahl Leute das Sacrament mit bewunderungswürdiger Frömmigkeit und Inbrunst empfangen hatte, übergab er seine Seele glücklich dem Schöpfer, im Bekenntniß des wahren und katholischen Glaubens, im dreißigsten Jahre seiner Regierung, am Freitag, am Vorabend vom Feiertag des heiligen Andreas.“

Jeder bis auf Dante findet einen Tod für den Mann seines Hasses.

Er läßt ihm von einem Wildschweine den Ba[illegible] aufschlitzen.

„Er starb an einem Rüsselschlage, der Betrüg[illegible] den man an der Seine die Münze hat fälschen sehen

Die Päpste, welche Avignon nach Clemens V. bewohnten, nämlich Johann XXII., Benedict XII., Clemens VI., warteten nur auf eine Gelegenheit, um Avignon zu kaufen.

Sie bot sich für den Letzten.

Eine noch minderjährige junge Frau, Johanna von Neapel, wir sagen nicht verkaufte es, sondern gab es für die Absolution eines Mordes, den ihre Liebhaber begangen hatten.

Volljährig geworden, reclamirte sie gegen die Abtretung; doch Clemens VI. hielt fest.

So daß, als Gregor XI. im Jahre 1377 den Sitz des Papstthums wieder nach Rom verlegte, Avignon, von einem Legaten verwaltet, dem heiligen Stuhle unterworfen blieb.

Es war noch so 1791, als die Ereignisse kamen, welche diese lange Abschweifung veranlaßt haben.

Wie an dem Tage, wo Avignon noch zwischen dem König von Neapel, Grafen von Provence, und dem König von Frankreich, Grafen von Toulouse, getheilt war, gab es zwei Avignon in Avignon: das Avignon der Priester, das Avignon der Handelsleute.

Das Avignon der Priester hatte hundert Kirchen, zweihundert Klöster, seinen Palast des Papstes.

Das Avignon der Handelsleute hatte seinen Fluß, seine Arbeiter in Seidenzeugen, seinen Transit von Lyon nach Marseille, von Nimes nach Turin.

Es gab gewisser Maßen in dieser unglücklichen Stadt die Franzosen des Königs und die Franzosen des Papstes.

Die Franzosen von Frankreich waren wirklich Franzosen; die Franzosen von Italien waren fast Italiener.

Die Franzosen von Frankreich gaben sich viel Mühe, arbeiteten viel, um zu leben, um ihre Frauen, um ihre Kinder zu ernähren, und es gelang ihnen kaum.

Die Franzosen von Italien, das heißt die Priester, hatten Alles, Reichthum und Macht; das waren Aebte,

Bischöfe, Erzbischöfe, Cardinäle, müßig, elegant, keck, Cicisbei bei den vornehmen Damen, Herren bei den Frauen aus dem Volke, welche, wenn sie vorüberkamen, niederknieten, um ihre weißen Hände zu küssen.

Wollen Sie einen Typus hievon?

Nehmen Sie den schönen Abt Maury; das war ein ächter Franco-Italiener vom Comtat, Sohn eines Schusters, Aristokrat wie Lauzun, stolz wie ein Clermont-Tonnerre, frech wie ein Lackei.

Ueberall, ehe sie Männer sind und folglich Leidenschaften haben, lieben sich die Kinder.

In Avignon wird man sich hassend geboren.

Am 14. September 1791, — zur Zeit der constituirenden Versammlung, — hatte ein Decret des Königs Avignon und das Comtat Venaissin mit Frankreich vereinigt.

Seit einem Jahre war Avignon bald in den Händen der französischen Partei, bald in den Händen der antifranzösischen Partei.

Der Sturm hatte 1790 begonnen.

In einer Nacht belustigten sich die Papisten damit, daß sie einen mit den drei Farben geschmückten Strohmann aufhingen.

Am Morgen sprang Avignon bei diesem Anblick.

Man riß aus ihren Häusern vier Papisten, welche nicht dafür konnten: zwei Adelige, einen Bürger, einen Arbeiter; man hing sie an der Stelle des Strohmannes auf.

Die französische Partei hatte zu Häuptern zwei junge Leute, Duprat und Mainvielle, und einen Mann von einem gewissen Alter Namens Lescuyer.

Dieser Letzte war ein Franzose in der vollen Bedeutung des Wortes: er war Picard, von einem glühenden und zugleich überlegten Charakter, und hatte in Avignon seinen Aufenthalt als Notar und Secretär der Municipalität.

Diese drei Männer hatten einige Soldaten, zwei bis dreitausend vielleicht, auf die Beine gebracht und mit ihnen gegen Carpentras eine Expedition versucht, welche mißglückt war.

Der Regen, ein kalter, eisiger Regen, einer von den Regen, welche vom Berge Ventoux herabkommen, zerstreute das Heer von Mainvielle, Duprat und Lescuyer, wie der Sturm die Flotte von Philipp II. zerstreut hatte.

Wer hatte diesen wunderbaren Regen fallen gemacht? wer hatte die Macht gehabt, das revolutionäre Heer zu zerstreuen?

Die Jungfrau!

Duprat, Mainvielle und Lescuyer hatten aber einen Catalonier genannt der Chevalier Patus, den sie zum General ernannt, im Verdachte, er habe so wirksam die Jungfrau bei dem Wunder unterstützt, daß sie ihm die ganze Ehre davon zuerkannten.

In Avignon ist ein Verrath bald bestraft: man tödtet den Verräther.

Patus wurde getödtet.

Woraus bestand nun das die französische Partei vertretende Heer?

Aus Bauern, Lastträgern, Ausreißern.

Man suchte einen Mann aus dem Volke, um diese Leute aus dem Volke zu befehligen.

Man glaubte den Mann, den man brauchte, in einem gewissen Mathieu Jouve, der sich Jourdan nennen ließ, gefunden zu haben.

Geboren in Saint-Juste, beim Puy-en-Velay, war er Anfangs Maulthiertreiber, dann Soldat, dann Schenkwirth in Paris gewesen.

In Avignon verkaufte er Krapp.

Das war ein Mensch, der mit Morden und Verbrechen aller Art prahlte.

Er zeigte einen Säbel und sagte, mit diesem Säbel

habe er dem Gouverneur der Bastille und zwei Gardes du corps am 6. October den Kopf abgeschlagen.

Halb mit Spott, halb mit Furcht hatte das Volk dem Beinamen Jourdan, den er sich gegeben, den Coupe-Tête *) beigefügt.

Duprat, Mainvielle, Lescuyer und ihr General Jourdan-Coupe-Tête waren lange genug Herren der Stadt gewesen, daß man anfing sie weniger zu fürchten.

Eine dumpfe, weit umfassende Verschwörung organisirte sich gegen sie geschickt, und im Finstern schleichend, wie es die Verschwörungen der Priester sind.

Es handelte sich darum, die religiösen Leidenschaften wiederzuerwecken.

Die Frau eines französischen Patrioten hatte ein Kind ohne Arme geboren.

Es verbreitete sich das Gerücht, bei Nacht einen silbernen Engel aus einer Kirche entwendend, habe diesem der Patriot den Arm gebrochen.

Das gebrechliche Kind war nichts Anderes als eine Strafe Gottes.

Der Vater war genöthigt, sich zu verbergen; man hätte ihn in Stücke gehauen, ohne sich nur zu erkundigen, in welcher Kirche der Engel gestohlen worden.

Die Jungfrau beschützte und begünstigte besonders die Royalisten, waren sie nun Chouans in Bretagne oder Papisten in Avignon.

1789 hatte die Jungfrau in einer Kirche der Rue du Bac geweint.

1790 war sie im vendeeischen Bocage hinter einer alten Eiche erschienen.

1791 hatte sie das Heer von Duprat und Mainvielle, ihnen Hagel ins Gesicht blasend, zerstreut.

In der Kirche der Franciscaner endlich war sie

---

*) Kopfabschneider.

ohne Zweifel aus Scham über die Gleichgültigkeit des Volkes, erröthet.

Dieses besonders von den Frauen, — die Männer schenkten ihm keinen großen Glauben, — bestätigte Wunder hatte die Geister schon zu einer gewissen Höhe gesteigert, als sich ein noch viel mehr aufregendes Gerücht in Avignon verbreitete.

Eine große Kiste mit Silberzeug war aus der Stadt gebracht worden.

Am andern Tage war es nicht mehr eine Kiste, es waren sechs Kisten.

Am zweiten Tage waren es achtzehn volle Kisten.

Und was für Silberzeug war es, das diese achtzehn Kisten enthielten?

Die Effecten des Leihhauses, welche die französische Partei, die Stadt räumend, der Sage nach mitnahm.

Bei dieser Kunde durchzog ein Sturmwind die Stadt; dieser Wind ist das bekannte Zu-zu, das bei den Aufständen pfeift und die Mitte hält zwischen dem Brüllen des Tigers und dem Zischen der Schlange.

Das Elend war so groß in Avignon, daß fast Jeder etwas verpfändet hatte.

So wenig der Arme verpfändet hatte, er hielt sich für ruinirt.

Der Reiche wird bei einer Million ruinirt, der Arme bei einem Lumpen.

Alles ist relativ.

Das war am 16. October, an einem Sonntage Morgens.

Alle Bauern der Umgegend waren in die Stadt gekommen, um die Messe zu hören.

Man ging zu jener Zeit nur bewaffnet; es waren folglich Alle bewaffnet.

Der Augenblick war also gut gewählt, und der Streich wurde gut gespielt.

Es gab da weder mehr eine französische Partei,

noch eine antifranzösische: es waren Diebe, welche einen schändlichen Raub begangen, die Armen bestohlen hatten.

Die Menge strömte nach der Kirche der Franciscaner; Bauern, Stadtbürger, Handwerksleute, Lastträger, Weiße, Rothe, Dreifarbige, schrieen, auf der Stelle, ohne Verzug müsse ihnen die Municipalität durch das Organ ihres Secretärs Lescuyer Rechenschaft geben.

Warum hatte sich der Zorn des Volkes gegen Lescuyer gerichtet?

Man weiß es nicht. Soll ein Leben einem Menschen gewaltsam entrissen werden, so gibt es solche Verhängnisse.

Plötzlich, mitten unter dem Gottesdienste, brachte man Lescuyer.

Er hatte sich nach der Municipalität geflüchtet, als er erkannt, ergriffen, — nein, nicht ergriffen, — mit Faustschlägen, mit Fußtritten, mit Stockstreichen in die Kirche getrieben worden war.

Sobald er in der Kirche, stieg der Unglückliche, bleich, aber dennoch kalt und ruhig, auf die Kanzel und versuchte es, sich zu rechtfertigen.

Das war leicht, er brauchte nur zu sagen: „Oeffnet und zeigt das Leihhaus dem Volke, und es wird sehen, daß alle Gegenstände, welche weggenommen zu haben man uns beschuldigt, noch dort sind.“

Er fing an:

„Meine Brüder, ich habe die Revolution für nöthig erachtet; ich habe mit meiner ganzen Macht dazu beigetragen . . .“

Doch man ließ ihn nicht weiter gehen, man befürchtete zu sehr, er könnte sich rechtfertigen.

Rauh wie der Nordwestwind, unterbrach ihn das entsetzliche Zu = zu.

Ein Lastträger stieg hinter ihm auf die Kanzel und warf ihn dieser Meute zu.

Von diesem Augenblicke an ertönte das Halali.

Man zog ihn nach dem Altar. Hier mußte der Revolutionär erwürgt werden, auf daß das Opfer der Jungfrau, in deren Namen man bei Allem dem handelte, angenehm wäre.

Noch lebend, machte er sich im Chor von den Händen der Mörder los und flüchtete sich in einen Chorstuhl.

Eine liebereiche Hand reichte ihm Schreibzeug.

Er sollte schreiben, was er zu sagen nicht Zeit gehabt.

Eine unerwartete Hülfe gab ihm einen Augenblick Frist.

Ein bretagnischer Edelmann, der zufällig, nach Marseille reisend, vorüberkam, war in die Kirche eingetreten und von Mitleid für das arme Opfer erfaßt worden. Mit dem Muthe und der Hartnäckigkeit eines Bretagners wollte er den Unglücklichen retten; zwei oder dreimal entfernte er die Messer oder die Stöcke, von denen er eben getroffen werden sollte, und er rief: „Meine Herren, im Namen des Gesetzes! meine Herren, im Namen der Ehre! meine Herren, im Namen der Menschlichkeit!"

Die Messer und die Stöcke wandten sich sodann gegen ihn; doch unter den Messern und den Stöcken bedeckte er fortwährend den armen Lescuyer mit seinem Leibe und rief: „Meine Herren, im Namen der Menschlichkeit!"

Endlich wurde das Volk müde, so lange seines Jägerrechts beraubt zu sein; es ergriff den Edelmann und schleppte ihn fort, um ihn aufzuhängen.

Drei Männer befreiten aber den Fremden und riefen:

„Machen wir zuerst mit Lescuyer ein Ende, wir werden diesen hernach wiederfinden."

Das Volk begriff die Richtigkeit dieses Raisonnement und ließ den Bretagner los.

Man nöthigte ihn, zu entfliehen.

Er hieß Herr von Roſély.

Lescuyer hatte nicht Zeit gehabt, zu ſchreiben; hätte er auch Zeit gehabt, ſein Zettel wäre nicht geleſen worden: es herrſchte ein zu großer Tumult.

Doch mitten unter dieſem Tumulte gewahrte Lescuyer hinter dem Altar eine kleine Ausgangsthüre; erreichte er dieſe Thüre, ſo war er vielleicht gerettet!

Er raffte ſich auf und ſtürzte in dem Augenblick fort, wo man ihn vom Schrecken niedergeworfen glaubte.

Lescuyer war nahe daran, die Thüre zu erreichen; die Mörder waren unverſehens berückt worden; doch am Fuße des Altars verſetzte ihm ein Taffetarbeiter einen ſo furchtbaren Stockſtreich auf den Kopf, daß der Stock zerbrach.

Lescuyer fiel betäubt nieder, wie ein Ochs unter dem Schlagbeile fällt.

Er rollte gerade dahin, wo man ihn haben wollte: an den Fuß des Altars.

Sodann, während die Weiber, um dieſe Lippen zu beſtrafen, welche die revolutionäre Blasphemie: „Es lebe die Freiheit!" ausgeſprochen, ihm die Lippen zerſchnitten, tanzten ihm die Männer auf dem Bauche und zermalmten ihn wie den heiligen Stephan mit Steinwürfen.

Mit ſeinen blutigen Lippen rief Lescuyer:

„Gnade, meine Brüder! im Namen der Menſchlichkeit, meine Schweſtern! bewilligt mir den Tod!"

Das heißt zu viel verlangen: man verurtheilte ihn, ſeinen Todeskampf zu durchleben.

Er dauerte bis zum Abend.

Der Unglückliche koſtete den ganzen Tod!

Das waren die Nachrichten, welche der geſetzgebenden Verſammlung als Antwort auf die philanthropiſche Rede von Fauchet zukamen.

Allerdings kam zwei Tage nachher eine andere Kunde.

Duprat und Jourdan waren von dem, was vorging, unterrichtet worden.

Wo sollten sie ihre zerstreuten Leute finden?

Duprat hatte eine Idee: in Form eines Rappells die bekannte silberne Glocke läuten, welche nur bei zwei Anlässen ertönte: bei der Weihung der Päpste, bei ihrem Tode.

Sie gab einen ungewöhnlichen, geheimnißvollen, selten gehörten Ton von sich.

Dieser Ton brachte zwei entgegengesetzte Wirkungen hervor.

Er machte das Herz der Papisten zu Eis erstarren, er verlieh den Revolutionären wieder den Muth.

Beim Tone dieser Glocke, die einen unbekannten Sturm läutete, eilten die Leute vom Lande aus der Stadt und entflohen Jeder in der Richtung seines Wohnortes.

Bei diesem Rufe der silbernen Glocke versammelte Jourdan ungefähr dreihundert von seinen Soldaten.

Er nahm wieder die Thore der Stadt und ließ hier hundert und fünfzig Mann, um sie zu bewachen.

Mit den hundert und fünfzig Anderen marschirte er gegen die Franciscaner-Kirche.

Er hatte zwei Kanonen; diese pflanzte er gegen die Menge auf, schoß und tödtete auf's Gerathewohl.

Dann drang er in die Kirche ein.

Die Kirche war verlassen; Lescuyer röchelte zu den Füßen der Jungfrau, welche so viel Wunder gethan, aber nicht die Gnade gehabt hatte, ihre Hand auszustrecken, um diesen Unglücklichen zu retten.

Man hätte glauben sollen, er könne nicht sterben: dieser blutige Fetzen, der nur noch eine Wunde, war auf das Leben erpicht.

Man trug ihn so durch die Straßen; überall, wo der Zug durchkam, schloßen die Leute ihre Fenster und riefen:

„Ich war nicht bei den Franciscanern!“

Jourdan und seine hundert und fünfzig Mann konnen fortan mit Avignon und seinen dreißigtausend Einwohnern machen, was sie wollten, so groß war der Schrecken.

Sie machten damit im Kleinen, was Marat und Panis mit Paris am 2. September machten.

Man wird später sehen, warum wir sagen Marat und Panis, und nicht Danton.

Man ermordete siebenzig bis achtzig Unglückliche, die man durch die päpstlichen Oubliettes im Thurme der Glacière stürzte.

Das war die Nachricht, welche kam und durch erschreckliche Repressalien den Tod von Lescuyer vergessen machte.

Was die Emigrirten betrifft, welche Brissot vertheidigte, und denen er Frankreich seine Thore wollte öffnen sehen, sie thaten Folgendes im Auslande:

Sie versöhnten Oesterreich mit Preußen und machten zwei Freunde aus diesen zwei geborenen Feinden:

Sie bewirkten, daß Rußland unserem Botschafter verbot, sich in den Straßen von Petersburg zu zeigen, und einen Gesandten zu den Flüchtlingen in Coblenz schickte.

Sie machten, daß Bern eine Schweizer-Stadt bestrafte, die das revolutionäre Ça ira gesungen hatte.

Sie machten, daß Genf, die Vaterstadt von Rousseau, der so viel für diese Revolution gethan, welche die Franzosen vollführten, gegen uns die Mündung seiner Kanonen richtete.

Sie machten, daß der Bischof von Lüttich sich weigerte, einen französischen Gesandten zu empfangen.

Allerdings thaten die Könige von selbst ganz Anderes.

Rußland und Schweden schickten uneröffnet Lud-

wig XVI. die Depechen zurück, worin er ihnen mittheilte daß er der Constitution beigetreten.

Spanien weigerte sich, sie zu empfangen, und überlieferte der Inquisition einen Franzosen, der dem San Benito nur dadurch entging, daß er sich selbst tödtete.

Venedig warf auf den St. Marcus-Platz den Leichnam eines in der Nacht auf Befehl des Rathes der Zehn erwürgten Mannes mit dem einfachen Anhängezettel:

„Erdrosselt als Freimaurer!“

Der Kaiser und der König von Preußen antworteten endlich, doch sie antworteten mit einer Drohung.

„Wir wünschen,“ sagten sie, „daß man der Nothwendigkeit zuvorkomme, ernste Maßregeln gegen die Rückkehr der Dinge zu ergreifen, welche zu so traurigen Vorzeichen Anlaß geben!“

Also Bürgerkrieg in der Vendée, Bürgerkrieg im Süden, Kriegsdrohung des Auslandes überall.

Sodann, jenseits des Atlantischen Meeres, das Geschrei der ganzen Bevölkerung einer Insel, die man ermordet.

Was ist denn dort im Westen geschehen? wer sind die schwarzen Sklaven, welche, müde, geschlagen zu werden, nun tödten?

Es sind die Neger von St. Domingo, die sich eine blutige Genugthuung nehmen!

Wie haben sich die Dinge ereignet?

Mit zwei Worten, — das heißt, auf eine weniger weitschweifige Art als bei Avignon: bei Avignon haben wir uns fortreißen lassen; mit zwei Worten werden wir es Ihnen erklären.

Die constituirende Versammlung hatte den Negern die Freiheit versprochen.

Ogé, ein junger Mulatte, eines von den wackeren glühenden, hingebenden Herzen, wie ich viele habe kennen lernen, war über die Meere zurückgekehrt und hatte die

befreienden Decrete in dem Augenblick, wo sie erlassen worden, mitgenommen.

Obschon noch nichts Officielles über diese Decrete angelangt war, forderte er doch den Gouverneur, in seinem Drange nach Freiheit, auf, sie zu verkündigen.

Der Gouverneur gab Befehl, ihn zu verhaften; Ogé flüchtete sich nach dem spanischen Theile der Insel.

Die spanischen Behörden, — man weiß, wie Spanien für die Revolution gesinnt war, — die spanischen Behörden lieferten ihn aus.

Ogé wurde bei lebendigem Leibe gerädert!

Ein panischer Schrecken folgte auf diese Hinrichtung; man vermuthete, er habe eine große Anzahl Mitschuldige auf der Insel; die Pflanzer machten sich selbst zu Richtern und vervielfältigten die Executionen.

In einer Nacht empörten sich sechzigtausend Neger; die Weißen wurden durch den ungeheuren Brand, der ihre Pflanzungen verzehrte, aufgeweckt.

Acht Tage nachher war der Brand im Blute gelöscht.

Was wird Frankreich, ein in einen Feuerkreis eingeschlossener, armer Salamander machen?

Wir werden es sogleich sehen!

---

# CXXII.

## Der Krieg.

In seiner schönen, energischen Rede über die Emigrirten hatte Brissot klar die Absichten der Könige und die Todesart, die sie der Revolution vorbehielten, nachgewiesen.

Würde man sie schlachten?

Nein, man würde sie ersticken!

Nachdem er sodann das Gemälde des europäischen Bundes gemacht, nachdem er diesen Kreis von Fürsten gezeigt, die Einen mit dem Schwerte in der Hand und offen die Fahne des Hasses aufpflanzend, die Andern noch ihr Gesicht mit der Larve der Heuchelei bedeckend, bis sie dieselbe abwerfen könnten, rief er:

„Nun, es sei! nehmen wir nicht nur die Herausforderung vom aristokratischen Europa an, sondern kommen wir ihm sogar zuvor; warten wir nicht, bis man uns angreift: greifen wir selbst an!“

Und bei diesem Rufe begrüßte ein ungeheurer Beifallssturm den Redner.

Brissot, mehr ein Mann des Instinctes, als des Genies, hatte geantwortet auf den heiligen Gedanken, auf den Gedanken der Hingebung, der bei den Wahlen von 1791 den Vorsitz geführt: Krieg!

Nicht jener egoistische Krieg, den ein Despot erklärt, um eine seinem Throne, seinem Namen, dem Namen von einem seiner Verbündeten angethane Beleidigung zu rächen, oder eine unterworfene Provinz seinem Königreiche oder seinem Kaiserthum beizufügen, sondern der Krieg, der den Lebenshauch mit sich führt; der Krieg,

dessen schmetternde Fanfaren überall, wo sie gehört werden, sagen: „Erhebet Euch, Ihr, die Ihr frei sein wollt! wir bringen Euch die Freiheit!"

Und, in der That, die Welt fing an ein großes Gemurre zu hören, das, ähnlich dem Tosen einer Fluth, immer mehr stieg und zunahm.

Dieses Gemurre war das von dreißig Millionen Stimmen, welche noch nicht sprachen, aber schon brüllen, und dieses Gebrülle hatte Brissot durch die Worte übersetzt: „Warten wir nicht, bis man uns angreift: greifen wir selbst an!"

Von dem Augenblicke, wo auf seine drohende Rede ein allgemeines Beifallklatschen geantwortet hatte, war Frankreich stark; es konnte nicht nur angreifen, sondern es sollte sogar siegen.

Es blieben die Detailfragen. Unsere Leser mußten bemerken, daß es ein geschichtliches Buch ist, und nicht ein Roman, was wir machen; wir werden wahrscheinlich nie auf diese große Epoche zurückkommen, der wir schon Blanche von Beaulieu und den Chevalier von Maison Rouge, so wie ein seit drei Jahren geschriebenes Buch, das noch nicht erschienen ist, aber erscheinen wird, entlehnt haben: wir müssen also Alles das, was sie enthält, ausdrücken.

Nichtsdestoweniger werden wir rasch über diese Detailfragen hingehen, um so schnell als möglich zu den Ereignissen zu kommen, die wir noch zu erzählen haben, und mit denen mehr insbesondere die Personen unseres Buches vermengt sind.

Die Erzählung der Ereignisse in der Vendée, der Metzeleien in Avignon, der Insulten Europas erscholl wie ein Donnerschlag in der gesetzgebenden Versammlung. Am 20. October begnügte sich Brissot, wie wir gesehen, mit einer Auflage auf die Güter der Emigrirten, am 25. verurtheilte Condorcet ihre Güter zum Sequester und

# CXXII.

## Der Krieg.

In seiner schönen, energischen Rede über die Emigrirten hatte Brissot klar die Absichten der Könige und die Todesart, die sie der Revolution vorbehielten, nachgewiesen.

Würde man sie schlachten?

Nein, man würde sie ersticken!

Nachdem er sodann das Gemälde des europäischen Bundes gemacht, nachdem er diesen Kreis von Fürsten gezeigt, die Einen mit dem Schwerte in der Hand und offen die Fahne des Hasses aufpflanzend, die Andern noch ihr Gesicht mit der Larve der Heuchelei bedeckend, bis sie dieselbe abwerfen könnten, rief er:

„Nun, es sei! nehmen wir nicht nur die Herausforderung vom aristokratischen Europa an, sondern kommen wir ihm sogar zuvor; warten wir nicht, bis man uns angreift: greifen wir selbst an!“

Und bei diesem Rufe begrüßte ein ungeheurer Beifallssturm den Redner.

Brissot, mehr ein Mann des Instinctes, als des Genies, hatte geantwortet auf den heiligen Gedanken, auf den Gedanken der Hingebung, der bei den Wahlen von 1791 den Vorsitz geführt: Krieg!

Nicht jener egoistische Krieg, den ein Despot erklärt, um eine seinem Throne, seinem Namen, dem Namen von einem seiner Verbündeten angethane Beleidigung zu rächen, oder eine unterworfene Provinz seinem Königreiche oder seinem Kaiserthum beizufügen, sondern der Krieg, der den Lebenshauch mit sich führt; der Krieg,

dessen schmetternde Fanfaren überall, wo sie gehört werden, sagen: „Erhebet Euch, Ihr, die Ihr frei sein wollt! wir bringen Euch die Freiheit!“

Und, in der That, die Welt fing an ein großes Gemurre zu hören, das, ähnlich dem Tosen einer Fluth, immer mehr stieg und zunahm.

Dieses Gemurre war das von dreißig Millionen Stimmen, welche noch nicht sprachen, aber schon brüllten, und dieses Gebrülle hatte Brissot durch die Worte übersetzt: „Warten wir nicht, bis man uns angreift: greifen wir selbst an!“

Von dem Augenblicke, wo auf seine drohende Rede ein allgemeines Beifallklatschen geantwortet hatte, war Frankreich stark; es konnte nicht nur angreifen, sondern es sollte sogar siegen.

Es blieben die Detailfragen. Unsere Leser mußten bemerken, daß es ein geschichtliches Buch ist, und nicht ein Roman, was wir machen; wir werden wahrscheinlich nie auf diese große Epoche zurückkommen, der wir schon Blanche von Beaulieu und den Chevalier von Maison Rouge, so wie ein seit drei Jahren geschriebenes Buch, das noch nicht erschienen ist, aber erscheinen wird, entlehnt haben: wir müssen also Alles das, was sie enthält, ausdrücken.

Nichtsdestoweniger werden wir rasch über diese Detailfragen hingehen, um so schnell als möglich zu den Ereignissen zu kommen, die wir noch zu erzählen haben, und mit denen mehr insbesondere die Personen unseres Buches vermengt sind.

Die Erzählung der Ereignisse in der Vendée, der Metzeleien in Avignon, der Insulten Europas erscholl wie ein Donnerschlag in der gesetzgebenden Versammlung. Am 20. October begnügte sich Brissot, wie wir gesehen, mit einer Auflage auf die Güter der Emigrirten, am 25. verurtheilte Condorcet ihre Güter zum Sequester und

... den Bürgereid. — Den Bürgereid
... außerhalb Frankreich, gegen
... anerkennen!
... Repräsentanten, von denen der
... Andere der Mirabeau dieser
... Vergniaud, Isnard.
... den poetischen, zarten, sympa-
... die Revolutionen nach sich
... fruchtbaren Limoges, sanft
... gut und glücklich ge-
... den Intendanten des
... Schule von Bordeaux ge-
... weniger feid, weniger mächtig
... schon von den Griechen
... Mythologie überladen, wo
... als die von Bar-
... lebendigen, einflußreicher
... das war die mensch-
... in der Versammlung
... Zornausbrüchen der
... einer Brust den Aus-
... hervorspringen; das
... leidenschaftlichen Partei
... über der Lage
... seine Feinde nannte
... sie fragten, w
... sie da
... ihm, wenn
... seine Brust zu
... sie zeigte sich durch
... der Partei de
... Gironde.
... von Vergniaud
... — Isnard war d
... geboren in Gra

:r Heimath der Wohlgerüche und des Mistrals *), hatte
: die heftigen plötzlichen Zornausbrüche dieses Riesen
:r Luft, der mit demselben Hauche die Felsen entwur=
lt und die Rosen entblättert; seine unbekannte Stimme
rach los wie einer von jenen unerwarteten Donnern
:r ersten Gewitter des Sommers: beim ersten Tone
eser Stimme schauerte die ganze Versammlung, die
erstreutesten schauten empor, und Jedermann war, be=
:nd wie Kain bei der Stimme Gottes, im Begriffe, zu
agen: „Sprichst Du mit mir, Herr?“

Man hatte ihn unterbrochen.

„Ich frage,“ rief er, „ich frage die Versammlung,
rankreich, die Welt, — Sie, mein Herr! . . .“

Und er bezeichnete den Unterbrecher.

„Ich frage, ob Einer da ist, der, in gutem Glau=
:n und in der geheimen Zustimmung seines Gewissens
ehaupten will, die emigrirten Prinzen conspiriren nicht
egen das Vaterland. . . Ich frage zweitens, ob Einer
i dieser Versammlung ist, der zu behaupten wagt, jeder
Mensch, der conspirire, müsse nicht schleunigst angeklagt,
rfolgt und bestraft werden.

„Ist Einer da, so stehe er auf.“

. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

„Man hat Ihnen gesagt, die Milde sei die Pflicht
r Stärke, gewisse Mächte setzen ihre Truppen auf den
riedensfuß; und ich, ich sage Ihnen, daß wir wachen
üssen, daß der Despotismus und die Aristokratie weder
uhe noch Rast haben, und daß die Nationen, wenn sie
nen Augenblick einschlafen, gefesselt wiedererwachen.
as am Wenigsten verzeihliche Verbrechen ist das, wel=
es zum Zwecke hat, den Menschen zur Sklaverei zurück=
führen. Wäre das Feuer des Himmels in der Gewalt
r Menschen, so müßte man diejenigen damit schlagen,
elche sich an der Freiheit der Völker vergreifen.“

*) Nordwestwind.

forderte von ihnen den Bürgereid. — Den Bürgereid von Menschen, die sich außerhalb Frankreich, gegen Frankreich bewaffnet, aufhielten!

Da erhoben sich zwei Repräsentanten, von denen der Eine der Barnave, der Andere der Mirabeau dieser Versammlung wurden: Vergniaud, Isnard.

Vergniaud, eine von den poetischen, zarten, sympathetischen Erscheinungen, wie sie die Revolutionen nach sich ziehen, war ein Kind der fruchtbaren Limoges, sanft, mehr liebreich, als leidenschaftlich, gut und glücklich geboren, ausgezeichnet durch Turgot, den Intendanten des Limousin, und von ihm in die Schule von Bordeaux geschickt; seine Rede war weniger herb, weniger mächtig, als die von Mirabeau; aber, obschon von den Griechen inspirirt und ein wenig mit Mythologie überladen, weniger weitschweifig, weniger rabulistisch, als die von Barnave. Was den fortdauernd lebendigen, einflußreichen Theil seiner Beredtsamkeit bildete, das war die menschliche Note, die ewig darin vibrirte; in der Versammlung, unter den glühenden und erhabenen Zornausbrüchen der Tribunen, hörte man immer aus seiner Brust den Ausdruck der Natur oder des Mitleids hervorspringen; das Haupt einer erbitterten, heftigen, streitsüchtigen Partei, schwebte er immer ruhig und würdig über der Lage, selbst wenn die Lage tödtlich war; seine Feinde nannten ihn unentschieden, weich, zuweilen indolent; sie fragten, wo seine Seele sei, welche abwesend zu sein schien; sie hatten Recht: seine Seele wohnte nur in ihm, wenn er eine Anstrengung machte, um sie in seine Brust zu fesseln; sie irrte umher auf den Lippen, sie zeigte sich durchscheinend in den Augen, sie vibrirte in der Harfe der schönen, der guten, der reizenden Candeille.

Isnard, — ganz das Gegentheil von Vergniaud, der gewisser Maßen ihre Ruhe, — Isnard war der Zorn der legislativen Versammlun~. Geboren in Grasse

der Heimath der Wohlgerüche und des Mistrals *), hatte
er die heftigen plötzlichen Zornausbrüche dieses Riesen
der Luft, der mit demselben Hauche die Felsen entwur-
zelt und die Rosen entblättert; seine unbekannte Stimme
brach los wie einer von jenen unerwarteten Donnern
der ersten Gewitter des Sommers: beim ersten Tone
dieser Stimme schauerte die ganze Versammlung, die
Zerstreutesten schauten empor, und Jedermann war, be-
bend wie Kain bei der Stimme Gottes, im Begriffe, zu
fragen: „Sprichst Du mit mir, Herr?“

Man hatte ihn unterbrochen.

„Ich frage,“ rief er, „ich frage die Versammlung,
Frankreich, die Welt, — Sie, mein Herr! . . .“

Und er bezeichnete den Unterbrecher.

„Ich frage, ob Einer da ist, der, in gutem Glau-
ben und in der geheimen Zustimmung seines Gewissens
behaupten will, die emigrirten Prinzen conspiriren nicht
gegen das Vaterland. . . Ich frage zweitens, ob Einer
in dieser Versammlung ist, der zu behaupten wagt, jeder
Mensch, der conspirire, müsse nicht schleunigst angeklagt,
verfolgt und bestraft werden.

„Ist Einer da, so stehe er auf.“

. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

„Man hat Ihnen gesagt, die Milde sei die Pflicht
der Stärke, gewisse Mächte setzen ihre Truppen auf den
Friedensfuß; und ich, ich sage Ihnen, daß wir wachen
müssen, daß der Despotismus und die Aristokratie weder
Ruhe noch Rast haben, und daß die Nationen, wenn sie
einen Augenblick einschlafen, gefesselt wiedererwachen.
Das am Wenigsten verzeihliche Verbrechen ist das, wel-
ches zum Zwecke hat, den Menschen zur Sklaverei zurück-
zuführen. Wäre das Feuer des Himmels in der Gewalt
der Menschen, so müßte man diejenigen damit schlagen,
welche sich an der Freiheit der Völker vergreifen.“

---

*) Nordwestwind.

Es war das erste Mal, daß man solche Worte hörte; diese derbe, ungestüme Beredtsamkeit riß Alles mit sich fort, wie die Lawine, die von den Alpen herabkommt, Bäume, Herden, Hirten, Häuser fortreißt.

Noch während der Sitzung wurde beschloßen:

„Wenn Ludwig Stanislaus Xaver, französischer Prinz, nicht in zwei Monaten zurückkehrt, so entsagt er seinen Rechten auf die Regentschaft."

Ferner am 8. November:

„Wenn die Emigrirten nicht bis zum 1. Januar zurückkehren, so werden sie der Conspiration schuldig erklärt, gerichtlich verfolgt und mit dem Tode bestraft werden."

Am 29. November ist sodann die Reihe an den Priestern.

„Der Bürgereid wird in der Frist von acht Tagen gefordert werden.

„Diejenigen, welche ihn verweigern, werden der Empörung verdächtig gehalten und zur Ueberwachung der Behörden empfohlen.

„Befinden sie sich in einer Gemeinde, wo religiöse Unruhen entstehen, so kann sie das Directorium des Departements von ihrem gewöhnlichen Wohnorte entfernen.

„Sind sie ungehorsam, so werden sie auf ein Jahr eingesperrt; reizen sie zum Ungehorsam auf, auf zwei Jahre.

„Die Gemeinde, wo die bewaffnete Macht einzuschreiten genöthigt ist, hat die Kosten davon zu tragen.

„Die Kirchen sollen nur für den besoldeten Cultus des Staates dienen; diejenigen, welche nicht hiefür nöthig sind, können für einen andern Cultus gekauft werden, aber nicht für die, welche den Eid verweigern.

„Die Municipalitäten werden an die Departements und diese an die gesetzgebende Versammlung die Li[illegible] der Priester, welche geschworen, und derjenigen, welc[illegible]

den Eid verweigert haben, mit Bemerkungen über ihre Verbindung unter sich und mit den Emigrirten schicken, damit die legislative Versammlung auf Mittel, die Rebellion zu vertilgen, bedacht sei.

„Die legislative Versammlung betrachtet als eine Wohlthat die guten Werke, welche die Landleute über die angeblichen religiösen Fragen aufklären können: sie wird sie drucken lassen und die Verfasser belohnen."

Wir haben gesagt, was aus den Constituirenden, sonst genannt die Constitutionellen, geworden, wir haben gezeigt, in welcher Absicht sie die Feuillants gegründet.

Ihr Geist war vollkommen im Einklange mit dem Departement Paris.

Es war der Geist von Barnave, von Lafayette, von Lameth, von Duport, von Bailly, der noch Maire war, aber es zu sein aufhören sollte.

Sie sahen in dem Decret über die Priester „ein Decret," wie sie sagten, „gegen das öffentliche Gewissen erlassen," sie sahen in dem Decret über die Emigrirten, „ein Decret gegen die Familienbande erlassen," ein Mittel, es mit der Macht des Königs zu versuchen.

Der Clubb der Feuillants entwarf und das Directorium von Paris unterzeichnete gegen diese zwei Decrete eine Protestation, in welcher man Ludwig XVI. bat, dem die Priester betreffenden Decret sein Veto entgegenzusetzen.

Man erinnert sich, daß die Constitution Ludwig XVI. das Recht des Veto vorbehielt.

Wer unterzeichnete diese Protestation? Der Mann, der zuerst die Geistlichkeit angegriffen, der Mephistopheles, der mit seinem Pferdefuß den Spiegel zerbrochen: Talleyrand! Der Mann, der seitdem gemacht hat, daß die Diplomatie mit der Loupe nicht mehr sehr klar in der Revolution sah.

Das Gerücht vom Veto verbreitete sich zum Voraus.

Die Cordeliers stellten Camille Desmoulins voran — diesen Lanzenträger, den man immer bereit findet seine Pieke mitten ins Ziel zu stoßen.

Er machte auch seine Petition.

Doch ein unmöglicher Stammler, wenn er das Wort zu nehmen versuchte, beauftragte er Fauchet, sie zu lesen.

Fauchet las sie.

Sie wurde vom Anfang bis zum Ende beklatscht.

Es war schwierig, die Frage mit mehr Ironie zu handhaben, und zugleich der Sache mehr auf den Grund zu gehen.

„Wir beklagen uns," sagte der Schulkamerad von Robespierre und der Freund von Danton, „wir beklagen uns weder über die Constitution, die das Veto zugestanden hat, noch über den König, der davon Gebrauch macht, indem wir uns der Maxime eines großen Politikers, des Machiavelli, erinnern: „„Soll der Fürst auf die Souverainetät verzichten, so wäre die Nation zu ungerecht, zu grausam, fände sie es schlimm, daß er sich beständig dem allgemeinen Willen widersetzt, weil es schwer und gegen die Natur ist, freiwillig von so hoch herabzufallen.""

„Durchdrungen von dieser Wahrheit, ein Beispiel an Gott selbst nehmend, dessen Gebote durchaus nicht unmöglich sind, werden wir nie vom vormaligen Souverain eine unmögliche Liebe für die nationale Souverainetät fordern, und wir finden es nicht schlimm, daß er sein Veto gerade den besten Decreten entgegensetzt."

Die Versammlung klatschte, wie gesagt, Beifall, nahm die Petition an, beschloß die Einschreibung in das Protocoll und die Uebersendung des Protocolls an die Departements.

Am andern Tage geriethen die Feuillants in Aufruhr.

Viele Mitglieder des Clubbs, Abgeordnete bei den Legislativen, hatten der Sitzung nicht beigewohnt.

Die am Tage vorher Abwesenden drangen am andern Tage stürmisch in die Versammlung ein.

Sie waren ihrer zweihundert und sechzig.

Man erklärte den Beschluß vom vorhergehenden Tage unter dem Zischen und Pfeifen der Tribunen für ungültig.

Das war der Krieg zwischen der gesetzgebenden Versammlung und dem Clubb, der sich von da an nur um so mehr auf die durch Robespierre vertretenen Jacobiner und auf die durch Danton repräsentirten Cordeliers stützte.

Danton gewann in der That an Popularität, sein ungeheurer Kopf fing an sich über die Menge zu erheben; ein Riese Adamastor wuchs er vor dem Königthum, und er sagte zu ihm: „Nimm dich in Acht! das Meer, auf dem du schiffst, heißt das Meer der Stürme!"

Dann kommt plötzlich die Königin den Jacobinern gegen die Feuillants zu Hülfe.

Der Haß von Marie Antoinette ist bei der Revolution das gewesen, was auf dem Atlantischen Meere die Windstöße sind.

Marie Antoinette haßte Lafayette, der sie am 6. October gerettet, der seine Popularität um des Hofes willen am 17. Juli verloren hatte.

Lafayette trachtete darnach, Bailly als Maire von Paris zu ersetzen.

Die Königin, statt Lafayette zu unterstützen, ließ die Royalisten zu Gunsten von Pétion stimmen. Seltsame Verblendung! zu Gunsten von Pétion, ihrem brutalen Reisegefährten bei der Rückkehr von Varennes.

Am 19. December erscheint der König in der legislativen Versammlung; er bringt sein Veto gegen das über die Priester erlassene Decret.

Am Tage vorher hatte bei den Jacobinern eine ernste Demonstration stattgefunden.

Ein Schweizer von Neuchatel, Virchaux, derselbe, der auf dem Marsfelde die Petition für die Republik schrieb, hatte der Gesellschaft einen Damascener-Säbel, bestimmt für den ersten General, der die Feinde der Freiheit besiegen würde, angeboten.

Isnard war da; er nahm den Säbel des jungen Republicaners, zog ihn aus der Scheide, stürzte auf die Tribune und rief:

„Hier ist das Schwert des Würgengels! Es wird siegreich sein! Frankreich wird einen gewaltigen Schrei ausstoßen, und die Völker werden antworten; die Erde wird sich dann mit Streitern bedecken, und die Feinde der Freiheit werden von der Liste der Menschheit gelöscht sein!"

Ezechiel hätte nicht besser gesprochen!

Das gezogene Schwert sollte nicht wieder in die Scheide gesteckt werden: ein doppelter Krieg war dem Innern und dem Auslande erklärt.

Das Schwert des Republicaners von Neuchatel sollte zuerst den König von Frankreich treffen; dann, nach dem König von Frankreich, die auswärtigen Könige.

---

# CXXIII.

## Ein Minister von der Façon von Frau von Staël.

Gilbert hatte die Königin nicht wiedergesehen seit dem Tage, wo ihn diese, nachdem sie ihn gebeten, einen Augenblick in ihrem Cabinet auf sie zu warten, hier gelassen, um den politischen Plan zu hören, den Herr von Breteuil von Wien zurückbrachte, und der in folgenden Worten abgefaßt war:

„Es mit Barnave machen wie mit Mirabeau, Zeit gewinnen, die Constitution beschwören, sie buchstäblich vollziehen, um zu zeigen, daß sie unausführbar ist. Frankreich wird erkalten, sich langweilen; die Franzosen haben einen leichten Sinn: es wird eine neue Mode entstehen, und die Freiheit wird vorübergehen.

„Geht die Freiheit nicht vorüber, so wird man ein Jahr gewonnen haben, und in einem Jahre werden wir zum Kriege bereit sein.“

Seit dieser Zeit waren sechs Monate verlaufen, die Freiheit war nicht vorübergegangen, und die fremden Fürsten waren offenbar im Zuge, ihr Versprechen zu erfüllen, und trafen Anstalten zum Kriege.

Gilbert war ganz erstaunt, als er eines Morgens den Kammerdiener der Königin bei sich eintreten sah.

Er dachte Anfangs, der König sei krank und lasse ihn holen.

Doch der Kammerdiener beruhigte ihn.

Man verlangte nach ihm im Schlosse.

Gilbert wollte durchaus wissen, wer nach ihm ver-

lange, doch der Kammerdiener, der ohne Zweifel Befehle hatte, ging nicht ab von der Formel:

„Man verlangt nach Ihnen im Schlosse.“

Gilbert hegte eine tiefe Anhänglichkeit für den König; er beklagte Marie Antoinette noch mehr als Frau, denn als Königin: sie flößte ihm weder Liebe, noch Ergebenheit ein, er fühlte nur ein inniges Mitleid für sie.

Er gehorchte schleunigst.

Man führte ihn in das Entresol ein, wo man Barnave empfing.

Eine Frau erwartete ihn in einem Fauteuil; sie stand auf, als sie Gilbert erscheinen sah.

Gilbert erkannte Madame Elisabeth.

Für diese hatte er eine tiefe Ehrfurcht, denn er wußte, was Alles von engelischer Güte in ihrem Herzen war.

Er verbeugte sich vor ihr und begriff auf der Stelle die Lage.

Weder der König, noch die Königin hatten es gewagt, ihn in ihrem Namen holen zu lassen: man stellte Madame Elisabeth voran.

Die ersten Worte von Madame Elisabeth bewiesen dem Doctor, daß er sich in seinen Vermuthungen nicht täuschte.

„Herr Gilbert,“ sprach sie, „ich weiß nicht, ob Andere die Zeichen von Theilnahme, die Sie meinem Bruder bei unserer Rückkehr von Versailles gegeben, die, welche Sie meiner Schwägerin bei unserer Ankunft von Varennes gegeben, vergessen haben: ich erinnere mich derselben.“

Gilbert verbeugte sich.

„Madame,“ sagte er, „Gott hat in seiner Weisheit beschlossen, Sie sollen alle Tugenden haben, selbst die des Gedächtnisses, eine seltene Tugend in unseren Tagen, besonders bei den königlichen Personen.“

„Sie sagen das nicht hinsichtlich meines Bruders, nicht wahr, Herr Gilbert? Mein Bruder spricht oft mit mir von Ihnen, und er hält sehr viel auf Ihre Erfahrung."

„Als Arzt?" fragte lächelnd Gilbert.

„Als Arzt, ja, mein Herr; nur glaubt er, Ihre Erfahrung lasse sich zugleich auf die Gesundheit des Königs und auf die des Königreiches anwenden."

„Der König ist sehr gut, Madame! Für welche von beiden Gesundheiten läßt er mich in diesem Augenblicke rufen?"

„Es ist nicht der König, der Sie rufen läßt, mein Herr," erwiederte Madame Elisabeth leicht erröthend, denn dieses keusche Herz konnte nicht lügen, „ich bin es."

„Sie, Madame?" fragte Gilbert. „Oh! es ist wenigstens nicht Ihre Gesundheit, was Sie quält. Ihre Blässe ist die der Ermattung und der Unruhe, nicht die der Krankheit."

„Sie haben Recht, mein Herr, nicht für mich zittere ich, für meinen Bruder: er beunruhigt mich."

„Mich auch, Madame," sprach Gilbert.

„Ah! unsere Besorgniß kommt wahrscheinlich nicht aus derselben Quelle; ich will sagen, er beunruhige mich wegen seiner Gesundheit."

„Sollte der König krank sein?"

„Nicht gerade," versetzte Madame Elisabeth, „doch der König ist niedergeschlagen, entmuthigt . . . So hat er heute vor zehn Tagen, — Sie begreifen, ich zähle die Tage, — heute vor zehn Tagen hat er nicht ein einziges Wort gesprochen, außer mit mir und bei seiner gewöhnlichen Partie Trictrac, wo er genöthigt ist, die bei diesem Spiele unerläßlichen Worte zu sagen."

„Es sind heute elf Tage, daß er in der Assemblée erschienen ist, um ihr sein Veto zu bedeuten . . . Warum ist er nicht stumm am Morgen dieses Tages geworden, statt die Sprache am andern Tage zu verlieren!"

„Mein Herr," rief lebhaft Madame Elisabeth, „es war also Ihre Ansicht, mein Bruder hätte diesen gottlosen Beschluß sanctioniren sollen?"

„Madame, den König den Priestern gegen den Strom, der kommt, gegen die Fluth, welche steigt, gegen den Sturm, der tost, voranstellen heißt meiner Ansicht nach wollen, daß König und Priester mit einem Schlage zerschmettert werden."

„Was würden Sie aber an der Stelle meines Bruders thun?"

„Madame, es gibt in diesem Augenblicke eine Partei, welche wächst, wie jene Riesen von Tausend und eine Nacht, die, in ein Gefäß eingeschlossen, eine Stunde, nachdem das Gefäß zerbrochen ist, hundert Ellen hoch sind."

„Sie meinen die Jacobiner, mein Herr?"

Gilbert schüttelte den Kopf.

„Nein, ich meine die Gironde. Die Jacobiner wollen nicht den Krieg; die Gironde will ihn: der Krieg ist national!"

„Aber den Krieg . . . den Krieg mit wem, mein Gott? Mit dem Kaiser, unserem Bruder? mit dem König von Spanien, unserem Neffen? Unsere Feinde, Herr Gilbert, sind in Frankreich, und nicht außer Frankreich, und zum Beweise . . ."

Madame Elisabeth zögerte.

„Sprechen Sie, Madame," sagte Gilbert.

„Ich weiß wahrhaftig nicht, ob ich Ihnen das sagen kann, Doctor, obschon ich Sie deshalb habe kommen lassen."

„Sie können mir, einem ergebenen Manne, der bereit ist, sein Leben dem König zu opfern, Alles sagen."

„Mein Herr," fragte Madame Elisabeth, „glauben Sie, daß es ein Gegengift gibt?"

„Ein allgemeines? Nein, Madame; nur hat jede giftige Substanz ihr Gegengift, obgleich in der Regel,

ich muß es sagen, diese Gegengifte fast immer unmächtig sind."

„Oh! mein Gott!"

„Man müßte vor Allem wissen, ob das Gift ein mineralisches oder vegetabilisches ist. Gewöhnlich wirken die mineralischen Gifte auf den Magen und die Eingeweide, die vegetabilischen auf das Nervensystem. Welche Art von Gift meinen Sie, Madame?"

„Hören Sie, ich will Ihnen ein Geheimniß sagen."

„Ich höre, Madame."

„Nun, ich befürchte, man vergiftet den König."

„Wer soll sich eines solchen Verbrechens schuldig machen?"

„Vernehmen Sie, was geschehen ist: Herr Laporte . . . der Intendant der Civilliste, Sie wissen?"

„Ja, Madame . . ."

„Nun wohl, Herr Laporte hat uns mittheilen lassen, ein Mensch von der Officin des Königs, der sich als Pastetenbäcker im Palais-Royal etablirt hatte, werde zu den Functionen seiner früheren Stelle zurückkehren, die ihm der Tod seines Anwarters wiedergebe . . . Dieser Mensch, der ein unbändiger Jacobiner ist, hat ganz laut gesagt, man würde Frankreich durch die Vergiftung des Königs eine große Wohlthat erweisen."

„Im Allgemeinen, Madame, rühmen sich die Leute, die ein solches Verbrechen begehen wollen, nicht zum Voraus damit."

„Oh! mein Herr, es wäre so leicht, den König zu vergiften. Zum Glück hat derjenige, welchem wir mißtrauen, im Palaste nichts Anderes als Backwerk zu besorgen."

„Sie haben also Vorsichtsmaßregeln getroffen, Madame?"

„Ja, es ist beschlossen worden, der König soll nur noch Braten essen; das Brod soll durch Herrn Thierry, den Intendanten der kleinen Gemächer, gebracht werden, der

es zugleich übernimmt, den Wein zu liefern. Was das Backwerk betrifft, das der König sehr liebt, so hat Madame Campan Befehl erhalten, solches, wie für sich, bald bei dem einen, bald bei dem andern Pastetenbäcker zu kaufen. Man hat uns besonders empfohlen, dem gestoßenen Zucker zu mißtrauen."

„Weil man Arsenik darunter mischen kann, ohne daß man es bemerkt."

„Ganz richtig . . . Die Königin pflegte ihr Wasser mit solchem Zucker zu vermischen: wir haben das völlig aufgegeben. Der König, die Königin und ich, wir essen mit einander; wir behelfen uns ohne irgend eine Dienstperson: hat Eines von uns etwas zu verlangen, so klingelt es. Madame Campan bringt, sobald der König bei Tische sitzt, durch einen besonderen Eingang das Backwerk, das Brod und den Wein; man verbirgt Alles dies unter der Tafel, und man gibt sich den Anschein, als tränke man Wein vom königlichen Keller, als äße man das Brod und das Backwerk aus den Bäckereien des Hofes. So leben wir, mein Herr! Und dennoch zittern wir, die Königin und ich, jeden Augenblick, den König plötzlich erbleichen und die zwei furchtbaren Worte: „„Ich leide!"" aussprechen zu hören!"

„Lassen Sie mich Ihnen vor Allem versichern, Madame, daß ich an diese Vergiftungsdrohungen nicht glaube. Sodann aber stelle ich mich nichtsdestoweniger ganz und gar zu den Diensten Ihrer Majestäten. Was wünscht der König? Will der König mir ein Zimmer im Schloß geben? Ich werde hier bleiben, daß man mich jeden Augenblick findet, bis zu dem Momente, wo seine Befürchtungen . . ."

„Oh! mein Bruder befürchtet nichts," versetzte lebhaft Madame Elisabeth.

„Ich irre mich, Madame . . . Bis zu dem Mo-
nte, wo Ihre Befürchtungen vorüber sein werden. Ich
'e einige Praxis in den Giften und Gegengiften, und

ich werde mich bereit halten, sie zu bekämpfen, von welcher Art sie auch sein mögen; doch erlauben Sie mir, beizufügen, Madame, daß man, wenn der König wollte, bald nichts mehr für ihn zu befürchten hätte."

„Oh! was muß man zu diesem Ende thun?" fragte eine Stimme, welche nicht die von Madame Elisabeth war, und die durch ihren vibrirenden Klang Gilbert sich umzudrehen veranlaßte.

Der Doctor täuschte sich nicht, diese Stimme war die der Königin.

Gilbert verbeugte sich und sprach:

„Madame, brauche ich der Königin die Betheuerungen der Ergebenheit, die ich so eben Madame Elisabeth machte, zu wiederholen?"

„Nein, mein Herr, nein; ich habe Alles gehört.... Ich wollte nur wissen, was Ihre Gesinnung in Beziehung auf uns ist?"

„Die Königin hat an der Festigkeit meiner Gefühle gezweifelt?"

„Oh! mein Herr, so viele Köpfe und so viele Herzen drehen sich bei diesem Sturmwinde, daß man wahrhaftig nicht mehr weiß, wem man trauen soll."

„Und darum wird die Königin von der Hand der Feuillants einen von Frau von Staël façonnirten Minister empfangen?"

Die Königin schauerte.

„Sie wissen das?" sagte sie.

„Ich weiß, daß Eure Majestät mit Herrn von Narbonne in Verbindung steht."

„Und Sie tadeln mich ohne Zweifel?"

„Nein, Madame, das ist ein Versuch wie ein anderer."

„Sie haben Frau von Staël kennen lernen, mein Herr?" fragte die Königin.

„Ich habe diese Ehre gehabt, Madame. Als ich die Bastille verließ, begab ich mich zu ihr, und von Herrn

von Necker habe ich erfahren, daß ich auf Empfehlung der Königin verhaftet worden war."

Die Königin erröthete sichtbar; dann sagte sie mit einem Lächeln:

„Wir haben versprochen, nicht auf diesen Irrthum zurückzukommen."

„Ich komme nicht auf diesen Irrthum zurück, Madame; ich antworte auf eine Frage, die Euere Majestät an mich zu richten die Gnade hatte."

„Was denken Sie von Herrn Necker?"

„Das ist ein aus heterogenen Elementen zusammengesetzter Deutscher, der sich, durch das Barocke gehend, bis zur Emphase erhebt."

„Gehörten Sie aber nicht zu denjenigen, welche den König antrieben, ihn wiederzunehmen?"

„Herr Necker war, mit Recht oder mit Unrecht, der populärste Mann des Königreichs. Ich habe dem König gesagt: „„Sire, stützen Sie sich auf seine Popularität.""

„Und Frau von Staël?"

„Ihre Majestät erweist mir, glaube ich, die Ehre, mich zu fragen, was ich von Frau von Staël denke?"

„Ja."

„Ei! was das Körperliche betrifft: sie hat eine große Nase, grobe Züge, eine dicke Figur . . ."

Die Königin lächelte: der Frau war es nicht unangenehm, von einer andern Frau, mit der man sich viel beschäftigte, sagen zu hören, sie sei nicht schön.

„Fahren Sie fort," sagte sie.

„Ihre Haut ist von mittelmäßig anziehender Qualität; ihre Geberden sind eher energisch, als anmuthig; ihre Stimme ist rauh, zuweilen, um Zweifel zu erregen, ob es die einer Frau ist. Bei Allem dem zählt sie einundzwanzig bis fünfundzwanzig Jahre, hat den Hals einer Göttin, wundervolle schwarze Haare, herrliche Zähne, ein Auge voll Feuer: ihr Blick ist eine Welt!"

„Doch in moralischer Hinsicht? als Talent? als Verdienst?" fragte hastig die Königin.

„Sie ist gut und edelmüthig, Madame; nicht Einer ihrer Feinde wird ihr Feind bleiben, nachdem er sie eine Viertelstunde hat reden hören."

„Ich spreche von ihrem Genie, mein Herr; man macht nicht mit dem Herzen allein Politik."

„Madame, das Herz verdirbt nichts, selbst in der Politik; was das Wort Genie betrifft, das Eure Majestät ausgesprochen, seien wir geizig mit diesem Worte, Madame. Frau von Staël ist ein großes, ungeheures Talent, das sich aber nicht bis zum Genie erhebt; etwas Schwerfälliges, aber nicht Starkes, Dickes, aber nicht Mächtiges lastet an ihren Füßen, wenn sie die Erde verlassen will; von ihr zu Jean-Jacques, ihrem Meister, ist derselbe Abstand wie vom Eisen zum Stahl."

„Sie sprechen von ihrem Talente als Schriftstellerin; sprechen Sie ein wenig von der politischen Frau."

„Madame," erwiederte Gilbert, „in dieser Hinsicht gibt man nach meiner Meinung Frau von Staël viel mehr Bedeutung, als sie verdient Seit der Emigration von Mounier und von Lally ist ihr Salon die Tribune der englischen Partei, halbaristokratisch mit den zwei Kammern. Da sie bürgerlich und zwar sehr bürgerlich ist, so hat sie die Schwäche, die vornehmen Herren anzubeten; sie bewundert die Engländer, weil sie das englische Volk für ein ausnehmend aristokratisches Volk hält; sie kennt die Geschichte von England nicht; sie kennt den Mechanismus seiner Regierung nicht; so daß sie für Cavaliere aus der Zeit der Kreuzzüge unablässig unten geschöpfte Adelige von gestern hält. Die anderen Völker machen zuweilen mit dem Alten Neues; England macht mit dem Neuen beständig Altes."

„Sie glauben, vermöge dieses Gefühles schlage uns Frau von Staël Herrn von Narbonne vor?"

„Nicht wegen seines Verdienstes, denke ich."

„Niemand ist aber weniger aristokratisch, als Herr von Narbonne: man kennt nicht einmal seinen Vater."

„Oh! weil man nicht in die Sonne zu schauen wagt . . ."

„Herr Gilbert, ich bin Weib und liebe folglich die Klatschereien: was sagt man von Herrn von Narbonne?"

„Man sagt, er sei gewandt, muthig, witzig . . ."

„Ich spreche von seiner Geburt."

„Man sagt, als die Jesuiten-Partei Voltaire, Marchault, d'Argenson, — kurz diejenigen, welche man die Philosophen nannte, — habe vertreiben lassen, habe sie gegen Frau von Pompadour kämpfen müssen; die Traditionen von Regenten waren aber da: man wußte, was die väterliche Liebe, verdoppelt durch eine andere Liebe vermag; — da wählte man, — die Jesuiten haben eine glückliche Hand bei solchen Wahlen, Madame! — da wählte man eine Tochter des Königs und brachte sie dahin, daß sie sich diesem incestuos-heroischen Werke unterzog; hievon der reizende Cavalier, dessen Vater man nicht kennt, wie Eure Majestät sagt, nicht weil seine Geburt sich in der Dunkelheit verliert, sondern weil sie am Lichte verschmilzt."

„Sie glauben also nicht, wie die Jacobiner, wie Herr von Robespierre, zum Beispiel, Herr von Narbonne gehe aus der schwedischen Gesandtschaft hervor?"

„Doch, Madame, nur kommt er aus dem Boudoir der Frau und nicht aus dem Cabinet des Mannes. Annehmen, Herr von Staël sei von einer Bedeutung hiebei, hieße annehmen, er sei der Mann seiner Frau . . Oh! mein Gott! nein, Madame, es ist kein Gesandtenverrath; das ist eine Liebhaberschwäche. Es braucht nicht weniger, als die Liebe, diesen großen, ewigen Verblender, um eine Frau anzutreiben, in die Hand dieses leichtsinnigen Roué das riesige Schwert der Revolution zu geben."

„Sprechen Sie von dem, welches Herr Isnard im Clubb der Jacobiner geküßt hat?"

„Ach! Madame, ich spreche von dem, welches über Ihrem Haupte schwebt."

„Ihrer Ansicht nach, Herr Gilbert, haben wir also Unrecht, Herrn von Narbonne als Kriegsminister anzunehmen?"

„Sie würden besser daran thun, sogleich den zu nehmen, welcher auf ihn folgen wird."

„Wen denn?"

„Dumouriez."

„Dumouriez, einen Glücksofficier?"

„Ah! Madame, das große Wort ist heraus! . . . und dem gegenüber, welchen es trifft, ist es ungerecht!"

„Ist Herr Dumouriez nicht gemeiner Soldat gewesen?"

„Herr Dumouriez, ich weiß es wohl, Madame, ist nicht von dem Hofadel, dem man Alles opfert. Herr Dumouriez, ein Provinzadeliger, der ein Regiment weder erlangen, noch kaufen konnte, nahm Dienste als gemeiner Husar. Mit zwanzig Jahren ließ er sich von fünf bis sechs Reitern eher in Stücke hauen, als daß er sich ergeben hätte, und trotz dieses Zuges von Muth, trotz einer wahren Intelligenz hat er sich in den unteren Graden hingeschleppt."

„Seine Intelligenz, ja, er hat sie Ludwig XV. als Spion dienend entwickelt."

„Warum nennen Sie bei ihm Spioniren, was Sie bei Andern Diplomatie nennen? Es ist mir wohl bekannt, daß er, ohne Wissen der Minister des Königs, einen Briefwechsel mit dem König unterhielt. Wer ist der Hofadelige, der nicht eben so viel gethan hat?"

„Aber, mein Herr," rief die Königin, die ihr tiefes Studium der Politik durch die Details, in die sie einging, verrieth, „derjenige, welchen Sie mir empfehlen, ist ein wesentlich unmoralischer Mensch! er hat keine

Grundsätze, kein Ehrgefühl. Herr von Choiseul hat mir gesagt, Dumouriez habe ihm zwei Projecte in Betreff der Corsen, eines, um sie zu knechten, das andere, um sie zu befreien, vorgelegt."

„Das ist wahr, Madame; doch Herr von Choiseul hat vergessen, Ihnen zu sagen, das erste sei vorgezogen worden, und Dumouriez habe sich tapfer geschlagen, um ihm den Sieg zu verschaffen."

„Am Tage, wo wir Herrn Dumouriez als Minister annehmen, wird es sein, als ob wir Europa eine Kriegserklärung machten."

„Ei! Madame," versetzte Gilbert, „die Erklärung ist in allen Herzen gemacht! Wissen Sie, was die Register von diesem Departement an Bürgern angeben, die sich eingeschrieben, um freiwillig abzugehen? Sechsmalhunderttausend! Im Jura haben die Frauen erklärt, alle Männer können gehen, und wenn man ihnen Pieken geben wolle, so werden sie genügen, um das Land zu bewachen."

„Mein Herr, Sie haben ein Wort ausgesprochen, das mich beben macht," sagte die Königin.

„Entschuldigen Sie, Madame, und sagen Sie mir, welches Wort dies ist, damit mir kein solches Unglück mehr widerfährt."

„Sie haben das Wort Pieken ausgesprochen... Oh! die Pieken von neun und achtzig, mein Herr! ich sehe noch die Köpfe meiner zwei armen Gardes du corps auf der Spitze von zwei Pieken!"

„Und dennoch ist es eine Frau und eine Mutter, welche vorgeschlagen, eine Subscription zu eröffnen, um Pieken anfertigen zu lassen."

„Ist es auch eine Frau und eine Mutter, welche die Jacobiner veranlaßt hat, die rothe Mütze, die Blutfarbe, anzunehmen?"

„Hier ist Eure Majestät abermals in einem Irrthume begriffen," erwiederte Gilbert. „Man wollte die Gleichheit durch ein Symbol weihen, konnte aber nicht

decretiren, alle Franzosen sollen dieselbe Kleidung tragen; zur Erleichterung wählte man bloß einen Theil der Kleidung: die Mütze der armen Bauern; nur zog man die rothe Farbe vor, nicht weil es die düstere Farbe des Blutes ist, sondern im Gegentheil, weil das Rothe heiter, glänzend, der Menge angenehm ist."

„Es ist gut, Doctor," sprach die Königin, „ich verzweifle nicht, da Sie so sehr Parteigänger der neuen Erfindungen sind, Sie eines Tages, um dem König den Puls zu fühlen, mit der Pieke in der Hand und der rothen Mütze auf dem Kopfe kommen zu sehen."

Und halb spöttisch, halb bitter, da sie sah, daß sie diesen Mann bei keinem Punkte angreifen konnte, entfernte sich die Königin.

Madame Elisabeth wollte ihr folgen; Gilbert aber sprach mit einem fast flehenden Tone:

„Madame, nicht wahr, Sie lieben Ihren Bruder?"

„Oh!" erwiederte Madame Elisabeth, „es ist nicht Liebe, was ich für ihn hege, es ist Anbetung."

„Und Sie sind geneigt, ihm einen guten Rath mitzutheilen, einen Rath, der von einem Freunde kommt, nicht wahr?"

„Oh! sprechen Sie, und wenn der Rath wirklich gut ist. . ."

„Aus meinem Gesichtspunkte ist er vortrefflich."

„Dann reden Sie!"

„Nun wohl, dieser Rath ist, sobald sein Feuillant-Ministerium gefallen, — und das wird nicht lange währen, — ein Ministerium zu wählen, das insgesammt die rothe Mütze trägt, welche der Königin so sehr bange macht," sprach Gilbert.

Und er verbeugte sich tief vor Madame Elisabeth und ging ab.

---

# CXXIV.

## Die Roland.

Wir haben die Unterredung der Königin mit dem Doctor Gilbert berichtet, um den, immer ein wenig monotonen, Lauf einer geschichtlichen Erzählung zu unterbrechen, und um etwas minder trocken als in einem chronologischen Gemälde die Reihenfolge der Ereignisse und die Lage der Parteien zu zeigen.

Das Ministerium Narbonne dauerte drei Monate.

Eine Rede von Vergniaud tödtete es.

Wie Mirabeau gesagt hatte: „Ich sehe von hier aus das Fenster . . .“ so rief bei der Kunde, die Kaiserin von Rußland habe mit der Türkei einen Vertrag abgeschlossen, und Oesterreich habe mit Preußen am 7. Februar in Berlin ein Schutz- und Trutzbündniß unterzeichnet, — Vergniaud rief, die Tribune besteigend:

„Und ich auch, ich kann sagen, von dieser Tribune aus sehe ich den Palast, wo sich die Gegenrevolution anzettelt, und wo man die Manoeuvres vorbereitet, die uns Oesterreich in die Hände liefern sollen. . . . Der Tag ist gekommen, wo wir so viel Frechheit ein Ziel setzen und die Verschwörer verwirren können; die Furcht und der Schrecken sind oft von diesem Palaste im Namen des Despotismus ausgegangen; der Schrecken und die Furcht mögen heute im Namen des Gesetzes dahin zurückgehen!“

Und durch eine mächtige Geberde schien der herrliche Redner die zwei zerzausten Töchter der Angst und des Entsetzens vor sich her zu jagen.

Sie gingen in der That in die Tuilerien zurück,

nd, durch einen Liebeshauch emporgehoben, wurde Narbonne durch ein Sturmeswehen niedergestürzt.

Dieser Fall fand am Anfang des Märzes 1792 statt.

Es wurde auch kaum drei Monate nach der Unterredung der Königin mit Gilbert ein Mann, klein von Buchs, behende, munter, nervig, mit einem geistreichen Kopf, an dem Augen voll Feuer funkelten, sechs und fünfzig Jahre alt, obgleich er zehn Jahre weniger zu zählen schien, das Gesicht bedeckt mit den braunen Tinten der Bivouacs, bei König Ludwig XVI. eingeführt.

Er war bekleidet mit der Uniform eines Generalmajors.

Nur einen Augenblick blieb er allein in dem Salon, wo er eingeführt worden war; die Thüre öffnete sich, und der König trat ein.

Es war das erste Mal, daß diese zwei Personen sich einander gegenüber fanden.

Der König warf auf den kleinen Mann einen trüben Blick, der indessen nicht von Beobachtung frei; der kleine Mann heftete auf den König einen forschenden Blick voll Mißtrauen und Feuer.

Niemand war da geblieben, um den Fremden zu melden, was bewies, daß der Fremde zum Voraus gemeldet war.

„Sie sind es, Herr Dumouriez?“ sagte der König.

Dumouriez verbeugte sich und erwiederte:

„Ja, Sire.“

„Seit wann sind Sie in Paris?“

„Seit dem Anfange des Monats Februar, Sire.“

„Herr von Narbonne hat Sie kommen-lassen?“

„Um mir zu eröffnen, ich soll bei der Armee im Elsaß unter dem Marschall Luckner verwendet werden und die Division von Besançon commandiren.“

„Sie sind aber nicht abgegangen?“

„Sire, ich habe angenommen; doch ich glaubte Herrn von Narbonne bemerken zu müssen, da der Krieg

nahe bevorstehe (Ludwig XVI. bebte sichtbar), und allgemein zu werden drohe," fuhr Dumouriez fort, ohne daß er dieses Beben zu bemerken schien, „so glaube ich, es sei gut, sich mit dem Süden zu beschäftigen, wo man unversehens angegriffen werden könne; mir scheine es dem zu Folge dringend, einen Vertheidigungsplan für den Süden zu machen und dahin einen Obergeneral und eine Armee zu schicken."

„Ja, und Sie haben Ihren Plan Herrn von Narbonne gegeben, nachdem Sie ihn Herrn Gensonné und mehreren Mitgliedern der Gironde mitgetheilt?"

„Herr Gensonné ist mein Freund, und ich halte ihn wie mich für einen Freund Eurer Majestät."

„Ich habe es also mit einem Girondisten zu thun?" sagte lächelnd der König.

„Sire, Sie haben es mit einem Patrioten, einem treuen Unterthan seines Königs zu thun."

Ludwig XVI. biß sich auf seine dicke Lippen.

„Und um dem König und dem Vaterlande wirksamer zu dienen, haben Sie die interimistische Stelle des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten ausgeschlagen?"

„Sire, ich habe vor Allen geantwortet, ich ziehe einem interimistischen oder nicht interimistischen Ministerium das Commando vor, das mir versprochen gewesen; ich bin ein Soldat und kein Diplomat!"

„Man hat mir im Gegentheil versichert, sie seien das Eine und das Andere, mein Herr."

„Man hat mir zu viel Ehre angethan, Sire."

„Und auf diese Versicherung bin ich auf meinem Wunsche, daß Sie die Stelle annehmen, beharrt."

„Ja, Sire, und ich habe mich fortwährend geweigert, so sehr ich es bedauerte, Ihnen ungehorsam sein zu sollen."

„Und warum weigern sie sich?"

„Weil die Lage ernst ist, Sire; sie hat Herrn von Narbonne gestürzt und Herrn von Lessart compromit-

tirt; jeder Mann, der sich für Etwas hält, hat also das Recht, entweder sich nicht verwenden zu lassen, oder zu verlangen, daß man ihn nach seinem Werthe verwende. Ich bin nun Etwas werth, Sire, oder ich bin Nichts werth; bin ich Nichts werth, so lassen Sie mich in meiner Dunkelheit; wer weiß, für welches Geschick Sie mich aus derselben würden hervortreten lassen? Bin ich etwas werth, so machen Sie nicht aus mir einen Minister von einem Tag, eine Gewalt von einem Augenblick, sondern geben Sie mir, worauf ich mich stützen kann, damit Sie Ihrerseits sich auf mich stützen können. Unsere Angelegenheiten — ich bitte um Verzeihung, Sire, Eure Majestät sieht, daß ich aus Ihren Angelegenheiten die meinen mache, — unsere Angelegenheiten sind in zu großem Mißcredit im Auslande, als daß die Höfe mit einem interimistischen Minister unterhandeln könnten: dieses Interim, — verzeihen Sie die Offenherzigkeit eines Soldaten (nichts war weniger offenherzig als Dumouriez, doch unter gewissen Umständen lag ihm daran, es zu scheinen), — dieses Interim wäre ein Ungeschicklichkeit, gegen welche sich die Assemblée erheben würde, und die mich meiner Popularität bei ihr berauben müßte; ich sage mehr, dieses Interim würde den König compromittiren, der das Ansehen hätte, er halte an seinem alten Ministerium, und er warte nur auf eine Gelegenheit, um zu demselben zurückzukommen."

„Sie glauben also, wenn dies meine Absicht, die Sache wäre mir unmöglich?"

„Sire, ich glaube, es ist Zeit, daß Eure Majestät ein für alle Male mit der Vergangenheit bricht."

„Ja, und daß ich Jacobiner werde, nicht wahr? Sie haben das Laporte gesagt."

„Bei meiner Treue, wenn Eure Majestät dies thäte so würde sie wohl alle Parteien, und die Jacobiner vielleicht mehr als jede andere, in Verlegenheit bringen."

„Warum rathen Sie mir nicht sogleich, die rothe Mütze aufzusetzen?"

„Ei! Sire, wenn das ein Mittel wäre ..." sprach Dumouriez.

Der König schaute einen Augenblick mit einem gewissen Mißtrauen den Mann an, der ihm diese Antwort gegeben; dann sagte er:

„Es ist also ein Ministerium ohne Interim, was Sie wollen?"

„Ich will nichts, Sire; ich bin bereit, die Befehle des Königs zu empfangen; nur wäre es mir lieber, wenn mich die Befehle des Königs an die Gränze schickten, statt mich in Paris zurückzuhalten."

„Und wenn ich Ihnen im Gegentheil den Befehl geben würde, in Paris zu bleiben und definitiv das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten zu übernehmen, was würden Sie sagen?"

Dumouriez lächelte.

„Sire, ich würde sagen, Eure Majestät sei von Vorurtheilen zurückgekommen, die man ihr gegen mich eingegeben."

„Nun wohl, ja, ganz und gar, Herr Dumoriez. Sie sind mein Minister."

„Sire, ich weihe mich Ihrem Dienste, aber . ."

„Vorbehalte?"

„Erklärungen, Sire."

„Sprechen Sie, ich höre."

„Sire, die Ministerstelle ist nicht mehr, was sie früher war; ohne daß ich aufhöre, der treue Diener Eurer Majestät zu sein, werde ich, in das Ministerium eintretend, der Mann der Nation. Verlangen Sie also von heute an von mir nicht die Sprache, an die Sie meine Vorgänger gewöhnt haben: ich werde nur der Freiheit und der Constitution gemäß sprechen können; meine Functionen eingeschlossen, werde ich Ihnen nicht Hof machen; ich werde nicht die Zeit dazu haben

und also jede königliche Etiquette brechen, um meinem König besser zu dienen; ich werde nur mit Ihnen oder im Rathe arbeiten, und, ich sage es Ihnen zum Voraus, Sire, diese Arbeit wird ein Kampf sein."

„Ein Kampf, mein Herr! und warum?"

„Oh! das ist sehr einfach, Sire: fast Ihr ganzes diplomatisches Corps ist offen contrerevolutionär; ich werde Sie auffordern, es zu wechseln, ich werde Ihren Neigungen bei den Wahlen Zwang anthun; ich werde Euerer Majestät Subjecte vorschlagen, die sie nicht einmal dem Namen nach kennt, andere, die ihr mißfallen werden."

„Und in diesem Falle, mein Herr . . .?" unterbrach lebhaft Ludwig XVI.

„In diesem Falle, wenn der Widerwille Eurer Majestät zu stark, zu sehr motivirt ist, werde ich, da Sie der Herr sind, gehorchen; werden Ihnen aber Ihre Wahlen durch Ihre Umgebung in den Sinn gebracht und scheinen mir sichtbar gemacht, um Sie zu compromittiren, so werde ich Eure Majestät bitten, mir einen Nachfolger zu geben. . . . Sire, denken Sie an die erschrecklichen Gefahren, welche Ihren Thron belagern; Sire, man muß ihn durch das öffentliche Vertrauen aufrecht erhalten, und dieses hängt von Ihnen ab!"

„Erlauben Sie, mein Herr, daß ich Sie unterbreche."

„Sire. . ."

Dumouriez verbeugte sich.

„Diese Gefahren, ich habe längst an sie gedacht."

Dann die Hand gegen das Portrait von Karl I. ausstreckend, sagte Ludwig XVI., indem er seine Stirne mit seinem Taschentuche abwischte:

„Und wollte ich sie vergessen, so würde mich dieses Gemälde hier daran erinnern!"

„Sire. . ."

„Warten Sie, mein Herr, ich bin noch nicht zu

Ende. Die Lage ist dieselbe; die Gefahren sind also ähnlich; das Schaffot von White-Hall wird sich vielleicht auf dem Grève-Platze erheben."

„Das heißt zu weit sehen, Sire!"

„Das heißt an den Horizont sehen, mein Herr. In diesem Falle werde ich nach dem Schaffot gehen, wie Karl I. dahin gegangen ist, vielleicht nicht als Ritter wie er, doch wenigstens als Christ. . . . Fahren Sie fort, mein Herr."

Erstaunt über diese Festigkeit, die er nicht erwartete, hielt Dumouriez inne.

„Sire," sagte er sodann, „erlauben Sie mir, das Gespräch auf ein anderes Terrain zu führen."

„Wie Sie wollen, mein Herr," erwiederte der König, „doch es liegt mir daran, zu beweisen, daß ich die Zukunft nicht fürchte, die man mich fürchten machen will, oder daß ich, wenn ich sie fürchte, wenigstens darauf vorbereitet bin."

„Sire," sprach Dumouriez, „soll ich mich, trotz dessen, was ich Ihnen zu sagen die Ehre gehabt habe, immerhin als Ihren Minister der auswärtigen Angelegenheiten betrachten?"

„Ja, mein Herr."

„Dann werde ich in den ersten Ministerrath vier Depeschen bringen; ich mache den König im Voraus darauf aufmerksam, daß sie in keiner Hinsicht, — weder was die Grundsätze, noch was den Styl betrifft, — denen meiner Vorgänger gleichen werden; sie werden den Umständen angemessen sein. Ist diese erste Arbeit Eurer Majestät anständig, so fahre ich fort; wenn nicht, so werde ich immer meine Equipagen bereit halten, um Frankreich und meinem König an der Gränze zu dienen, und was man auch Eurer Majestät von meinen Talenten in der Diplomatie gesagt haben mag," fügte Dumouriez bei, „das ist mein wahres Element und der Gegenstand aller meiner Arbeiten seit sechs und dreißig Jahren."

Wonach er sich verbeugte, um abzugehen.

„Warten Sie," sagte der König, „wir sind nun über einen Punkt einverstanden, doch es bleiben sechs andere festzustellen."

„Meine Collegen."

„Ja, Sie sollen nicht kommen und mir sagen, Sie seien durch Diesen oder Jenen verhindert: wählen Sie Ihr Ministerium, mein Herr."

„Sire, Sie geben mir da eine schwere Verantwortlichkeit!"

„Ich glaube Ihren Wünschen zu dienen, wenn ich Sie damit belaste."

„Sire," sprach Dumouriez, „ich kenne Niemand in Paris, außer einem Manne Namens Lacoste, den ich Eurer Majestät für die Marine empfehle."

„Lacoste?" versetzte der König; „ist das nicht ein einfacher Obercommissär?"

„Ja, Sire, der eher seine Entlassung bei Herrn von Boynes genommen, als sich bei einer Ungerechtigkeit betheiligt hat."

„Das ist eine gute Empfehlung ... Und hinsichtlich der Andern sagen Sie?"

„Ich werde mich Raths erholen."

„Darf ich wissen, wen Sie zu Rathe ziehen wollen?"

„Brissot, Condorcet, Pétion, Röderer, Gensonné ..."

„Die ganze Gironde also."

„Ja, Sire."

„Gut, die Gironde mag gelten! wir werden sehen, ob sie sich besser herauszieht, als die Constitutionellen und die Feuillants."

„Dann bleibt noch Etwas, Sire."

„Was?"

„Es fragt sich, ob die vier Briefe, die ich zu schreiben gedenke, Eurer Majestät zusagen werden."

„Das werden wir heute Abend erfahren, mein Herr."

„Heute Abend, Sire?"

„Ja, die Dinge drängen; wir werden einen außerordentlichen Rath halten, der aus Ihnen, Herrn von Grave und Cahier von Gerville bestehen soll."

„Aber Duport du Tertre?"

„Er hat seine Entlassung genommen."

„Ich werde heute Abend zu den Befehlen Seiner Majestät sein."

Hienach verbeugte sich Dumouriez, um sich zu verabschieden.

„Nein," sagte der König, „warten Sie einen Augenblick, ich will Sie compromittiren."

Er hatte nicht vollendet, als die Königin und Madame Elisabeth erschienen.

Sie hielten ihre Gebetbücher in der Hand.

„Madame," sprach der König zu Marie Antoinette, „das ist Herr Dumouriez, der uns gut zu dienen verspricht, und mit dem wir heute Abend ein neues Ministerium festsetzen werden."

Dumouriez verbeugte sich, während die Königin mit Neugierde den kleinen Mann anschaute, der so viel Einfluß auf die Angelegenheiten Frankreichs haben sollte."

„Mein Herr," fragte sie, „kennen Sie den Doctor Gilbert?"

„Nein, Madame," antwortete Dumouriez.

„Nun, so machen Sie seine Bekanntschaft."

„Darf ich wissen, in welcher Hinsicht ihn mir die Königin empfiehlt?"

„Als einen vortrefflichen Propheten: vor drei Monaten hat er mir vorhergesagt, Sie werden der Nachfolger von Herrn von Narbonne sein."

In diesem Augenblicke öffnete man die Thüren vom Cabinet des Königs, der zur Messe gehen wollte.

Dumouriez ging hinter ihm ab.

Alle Höflinge traten vor ihm wie vor einem Pestkranken auf die Seite.

„Ich sagte es Ihnen wohl," flüsterte ihm der König lachend zu, „Sie sind nun compromittirt."

„Der Aristokratie gegenüber, Sire," erwiederte Dumouriez: „das ist eine neue Gnade, die mir Eure Majestät erweist."

Und er entfernte sich.

---

## CXXV.

## Hinter dem Vorhang.

Am Abend, zur verabredeten Stunde, erschien Dumouriez mit den vier Deputirten; Grave und Cahier von Gerville waren schon da und erwarteten den König.

Als ob der König, um zu erscheinen, nur den Eintritt von Dumouriez abgewartet hätte, trat, nachdem dieser durch eine Thüre eingetreten war, Ludwig XVI. durch die andere ein.

Die zwei Minister erhoben sich rasch; Dumouriez stand noch und brauchte sich nur zu verbeugen, der König grüßte mit dem Kopfe nickend.

Dann nahm er ein Fauteuil, setzte sich mitten an den Tisch und sprach:

„Meine Herren, setzen Sie sich."

Da schien es Dumouriez, die Thüre, durch welche der König eingetreten, sei offen geblieben, und der Vorhang bewege sich.

War das der Wind? war es die Berührung einer

Person, welche durch diesen Schleier horchte, der, wenn auch den Blick hemmend, doch den Ton durchdringen ließ?

Die drei Minister setzten sich.

„Haben Sie Ihre Depechen, mein Herr?“ fragte der König Dumouriez.

„Ja, Sire,“ erwiederte der General.

Und er zog die vier Briefe aus seiner Tasche.

„An welche Mächte sind sie gerichtet?“

„An Spanien, Oesterreich, Preußen und England.“

„Lesen Sie.“

Dumouriez warf einen zweiten Blick nach dem Vorhange und wurde durch seine Bewegung überzeugt, daß Jemand horchte.

Er begann die Lesung der Depechen mit einer festen Stimme.

Der Minister sprach im Namen des Königs, aber im Sinne der Constitution, — ohne Drohung, aber auch ohne Schwäche.

Er erörterte die wahren Interessen jeder Macht, hinsichtlich der französischen Revolution.

Da jede Macht sich ihrerseits über jacobinische Pamphlete beklagte, so schob er diese verächtlichen Injurien auf jene Preßfreiheit, deren Sonne so viel giftiges Gewürm auskriechen macht, zugleich aber auch so reiche Ernten zur Reife bringt.

Er verlangte endlich den Frieden im Namen einer freien Nation, deren erblicher Repräsentant der König sei.

Der König hörte, bei jeder Depeche seine Aufmerksamkeit verdoppelnd, zu.

„Ah!“ sagte er, als Dumouriez geendigt hatte, „nie habe ich Aehnliches gehört, General.“

„So müßten die Minister immer im Namen der Könige reden und schreiben,“ fügte Cahier von Gerville bei.

„Nun," sprach der König, „geben Sie mir diese
)epechen, sie werden heute abgehen."

„Sire, die Couriere sind bereit und warten im Hofe
:r Tuilerien."

„Ich hätte ein Duplicat zu behalten gewünscht, um
; der Königin mitzutheilen," versetzte der König mit
ner gewissen Verlegenheit.

„Ich habe den Wunsch Eurer Majestät vorhergesehen," erwiederte Dumouriez; „hier sind vier von mir
eglaubigte, gleichlautende Abschriften."

„Lassen Sie also Ihre Briefe abgehen," sagte der
:önig.

Dumouriez ging bis an die Thüre, durch welche er
ıngetreten war; ein Adjutant wartete: er übergab ihm
ie Briefe.

Einen Augenblick nachher hörte man den Galopp
ıehrerer Pferde, die sich gleichzeitig aus dem Hofe der
:uilerien entfernten.

„Wohlan!" sprach der König, seinen eigenen Gedan-
:n beantwortend, als dieses bezeichnende Getöse erloschen
›ar; „und nun wollen wir Ihr Ministerium sehen."

„Sire," sagte Dumouriez, „ich wünschte vor Allem,
ѕure Majestät würde Herrn Lahier von Gerville bitten,
r möge Einer der Unsern bleiben."

„Ich habe ihn schon darum gebeten," erwiederte der
:önig.

„Und ich mußte zu meinem Bedauern bei meiner
Weigerung beharren: meine Gesundheit zerrüttet sich von
:ag zu Tag mehr, und ich bedarf der Ruhe."

„Sie hören ihn, mein Herr?" fragte der König, sich
egen Dumouriez umwendend.

„Ja, Sire."

„Nun also, Ihre Minister, mein Herr?"

„Wir haben Herrn von Grave, der uns bleiben
›ill."

Herr von Grave streckte die Hand aus und sagte
„Sire, die Sprache von Herrn Dumouriez hat S
so eben durch ihre Offenherzigkeit in Erstaunen gesetz
die meine wird Sie noch viel mehr durch ihre Demu
in Erstaunen setzen.“

„Sprechen Sie, mein Herr,“ erwiederte der Köni

„Sire,“ sagte Herr von Grave, indem er ein P
pier aus seiner Tasche zog, „hier ist eine etwas streng
aber ziemlich gerechte Werthbestimmung, welche von m
eine Frau von viel Geist macht: haben Sie die Gü
dieselbe zu lesen.“

Der König nahm das Papier und las:

„„Grave ist Kriegsminister; das ist ein kleiner Ma
in jeder Hinsicht: die Natur hat ihn sanft und schüchte
gemacht; seine Vorurtheile gebieten ihm den Stolz, wä
rend ihm sein Herz liebenswürdig zu sein eingibt. Da
aus geht hervor, daß er in seiner Verlegenheit, A
auszugleichen, in Wahrheit nichts ist. Mir scheint, i
sehe ihn als Höfling hinter dem König gehen, den K
hoch auf seinem schwachen Körper, das Weiße sei
blauen Augen zeigend, die er nach dem Mahle nur m
Hülfe von drei bis vier Tassen Kaffee offen halten ka
wenig sprechend wie aus Zurückhaltung, in Wirklich
aber, weil es ihm an Ideen fehlt, und so sehr den K
unter den Geschäften seines Departements verliere
daß er früher oder später seine Entlassung ford
wird.““

„In der That,“ sprach Ludwig XVI., der bis z
Ende zu lesen angestanden und dies nur auf die A
forderung von Herrn von Grave selbst gethan ha
„das ist eine Frauenschätzung. Wäre sie von Frau v
Staël?“

„Nein, das ist von Stärkerem, es ist von Mada
Roland, Sire.“

„Und Sie sagten, Herr von Grave, dies sei I
Ansicht über Sie selbst?“

„In vielen Punkten, Sire. Ich werde also im Ministerium bleiben bis zu dem Augenblick, wo ich meinen Nachfolger auf das Laufende gebracht habe, wonach ich Eure Majestät meine Entlassung anzunehmen bitten werde."

„Sie haben Recht, mein Herr, das ist eine Sprache, welche noch viel wunderbarer, als die von Herrn Dumouriez. Gern würde ich, wenn Sie sich durchaus zurückziehen wollen, einen Nachfolger von Ihrer Hand empfangen."

„Ich wollte Eure Majestät bitten, mir zu erlauben, Ihr Herrn Servan vorzuschlagen, — einen redlichen Mann in der vollen Bedeutung des Wortes, von solidem Schlage, von reinen Sitten, mit der ganzen Strenge eines Philosophen und der Herzensgüte eines Weibes; überdies, Sire, erleuchteter Patriot, tapferer Soldat, wachsamer Minister!"

„Es bleibe bei Herrn Servan! Wir haben nun also drei Minister: Herr Dumouriez, auswärtige Angelegenheiten, Herr Servan, Krieg, Herr Lacoste, Marine. Wem werden wir die Finanzen geben?"

„Herrn Clavières, Sire, wenn es Ihnen beliebt. Das ist ein Mann, der große Kenntnisse im Finanzwesen und eine außerordentliche Geschicklichkeit in der Verwaltung des Geldes hat."

„Ja, in der That," sprach der König, „man sagt, er sei thätig, ein großer Arbeiter, aber jähzornig, halsstarrig, krittelig und häkelig in der Discussion."

„Das sind Fehler, welche alle Cabinetsmänner mit einander gemein haben, Sire."

„Wir wollen über die Fehler von Herrn Clavières weggehen; Herr Clavières also Finanzminister. Nun die Justiz, wem geben wir sie?"

„Sire, man empfiehlt mir einen Advocaten von Bordeaux, Herrn Duranthon."

„Die Gironde, wohl verstanden?"

Herr von Grave streckte die Hand aus und sagte:

„Sire, die Sprache von Herrn Dumouriez hat Sie so eben durch ihre Offenherzigkeit in Erstaunen gesetzt; die meine wird Sie noch viel mehr durch ihre Demuth in Erstaunen setzen."

„Sprechen Sie, mein Herr," erwiederte der König.

„Sire," sagte Herr von Grave, indem er ein Papier aus seiner Tasche zog, „hier ist eine etwas strenge, aber ziemlich gerechte Werthbestimmung, welche von mir eine Frau von viel Geist macht: haben Sie die Güte, dieselbe zu lesen."

Der König nahm das Papier und las:

„„Grave ist Kriegsminister; das ist ein kleiner Mann in jeder Hinsicht: die Natur hat ihn sanft und schüchtern gemacht; seine Vorurtheile gebieten ihm den Stolz, während ihm sein Herz liebenswürdig zu sein eingibt. Daraus geht hervor, daß er in seiner Verlegenheit, Alles auszugleichen, in Wahrheit nichts ist. Mir scheint, ich sehe ihn als Höfling hinter dem König gehen, den Kopf hoch auf seinem schwachen Körper, das Weiße seiner blauen Augen zeigend, die er nach dem Mahle nur mit Hülfe von drei bis vier Tassen Kaffee offen halten kann; wenig sprechend wie aus Zurückhaltung, in Wirklichkeit aber, weil es ihm an Ideen fehlt, und so sehr den Kopf unter den Geschäften seines Departements verlierend, daß er früher oder später seine Entlassung fordern wird.""

„In der That," sprach Ludwig XVI., der bis zum Ende zu lesen angestanden und dies nur auf die Aufforderung von Herrn von Grave selbst gethan hatte, „das ist eine Frauenschätzung. Wäre sie von Frau von Staël?"

„Nein, das ist von Stärkerem, es ist von Madame Roland, Sire."

„Und Sie sagten, Herr von Grave, dies sei Ihre Ansicht über Sie selbst?"

„In vielen Punkten, Sire. Ich werde also im Ministerium bleiben bis zu dem Augenblick, wo ich meinen Nachfolger auf das Laufende gebracht habe, wonach ich Eure Majestät meine Entlassung anzunehmen bitten werde."

„Sie haben Recht, mein Herr, das ist eine Sprache, welche noch viel wunderbarer, als die von Herrn Dumouriez. Gern würde ich, wenn Sie sich durchaus zurückziehen wollen, einen Nachfolger von Ihrer Hand empfangen."

„Ich wollte Eure Majestät bitten, mir zu erlauben, ihr Herrn Servan vorzuschlagen, — einen redlichen Mann in der vollen Bedeutung des Wortes, von solidem Schlage, von reinen Sitten, mit der ganzen Strenge eines Philosophen und der Herzensgüte eines Weibes; überdies, Sire, erleuchteter Patriot, tapferer Soldat, wachsamer Minister!"

„Es bleibe bei Herrn Servan! Wir haben nun also drei Minister: Herr Dumouriez, auswärtige Angelegenheiten, Herr Servan, Krieg, Herr Lacoste, Marine. Wem werden wir die Finanzen geben?"

„Herrn Clavières, Sire, wenn es Ihnen beliebt. Das ist ein Mann, der große Kenntnisse im Finanzwesen und eine außerordentliche Geschicklichkeit in der Verwaltung des Geldes hat."

„Ja, in der That," sprach der König, „man sagt, er sei thätig, ein großer Arbeiter, aber jähzornig, halsstarrig, krittelig und häkelig in der Discussion."

„Das sind Fehler, welche alle Cabinetsmänner mit einander gemein haben, Sire."

„Wir wollen über die Fehler von Herrn Clavières weggehen; Herr Clavières also Finanzminister. Nun die Justiz, wem geben wir sie?"

„Sire, man empfiehlt mir einen Advocaten von Bordeaux, Herrn Duranthon."

„Die Gironde, wohl verstanden?"

„Ja, Sire; das ist ein ziemlich erleuchteter Mann, sehr rechtlich, ein sehr guter Bürger, aber schwach und langsam; wir werden ihm Feuer unter den Leib machen und stark für ihn sein."

„Dann bleibt das Innere."

„Es ist die einstimmige Meinung, Sire, daß dieses Ministerium Herrn Roland gebührt."

„Madame Roland, wollen Sie sagen?"

„Herrn und Madame Roland."

„Sie kennen Beide?"

„Nein, Sire, doch wie man mir versichert, gleicht der Eine einem Manne von Plutarch, die Andere einer Frau von Livius."

„Wissen Sie, wie man Ihr Ministerium nennen wird, Herr Dumouriez, oder wie man es vielmehr schon nennt?"

„Nein, Sire."

„Das Ministerium ohne Hose."

„Ich nehme die Benennung an, Sire; man wird um so besser sehen, daß wir Männer sind."

„Und alle Ihre Collegen sind bereit?"

„Kaum die Hälfte von ihnen ist unterrichtet."

„Sie werden annehmen?"

„Ich bin dessen sicher."

„Nun so gehen Sie, mein Herr, und übermorgen der erste Ministerrath."

„Uebermorgen, Sire."

„Meine Herren," sagte der König, indem er sich an Cahier von Gerville und Grave wandte, „Sie haben bis übermorgen Zeit, zu überlegen."

„Sire, wir haben überlegt, und wir werden übermorgen nur kommen, um unsere Nachfolger einzuführen."

Die drei Minister entfernten sich.

Ehe sie aber die große Treppe erreicht hatten, holte sie ein Kammerdiener ein; dieser sprach zu Dumouriez:

„Herr General, der König bittet Sie, mir zu folgen; er hat Ihnen etwas zu sagen."

Dumouriez grüßte seine Collegen, blieb zurück und fragte:

„Der König oder die Königin?"

„Die Königin, mein Herr; doch sie hat es für unnöthig erachtet, diese Herren damit bekannt zu machen, daß sie nach Ihnen verlange."

Dumouriez schüttelte den Kopf.

„Oh! das befürchtete ich!" murmelte er.

„Sie wollen nicht?" fragte der Kammerdiener, der kein Anderer war, als Weber.

„Nein, ich folge Ihnen."

„Kommen Sie."

Der Kammerdiener führte durch nothdürftig erleuchtete Gänge Dumouriez nach dem Gemache der Königin.

Dann sagte er, ohne den General mit seinem Namen zu melden:

„Hier ist die Person, nach der Eure Majestät verlangt hat."

Nie, in dem Augenblick, wo er einen Angriff vollführt oder eine Bresche erstiegen, hatte sein Herz so gewaltig geklopft.

Das war so, weil er wohl begriff, daß er nie eine solche Gefahr gelaufen.

Der Weg, den man ihm geöffnet, war mit todten oder lebendigen Leichnamen besäet, und er hatte darauf an die Leiber von Calonne, von Necker, von Mirabeau, von Barnave und von Lafayette stoßen können.

Die Königin ging mit großen Schritten auf und ab; sie war sehr roth.

Dumouriez blieb auf der Schwelle der Thüre stehen, die sich hinter ihm schloß.

Die Königin trat mit einer majestätischen, gereizten Miene auf ihn zu und sprach, die Frage mit ihrer gewöhnlichen Lebhaftigkeit in Angriff nehmend:

„Mein Herr, Sie sind in diesem Augenblicke allmächtig, doch durch die Gunst des Volkes, und das Volk zerbricht schnell seine Götzen. Sie sollen viel Talent haben; haben Sie vor Allem das, einzusehen, daß weder der König, noch ich alle diese Neuerungen dulden können. Ihre Constitution ist eine Luftpumpe: das Königthum erstickt darunter aus Mangel an Luft; ich habe Sie also holen lassen, um Ihnen zu sagen, ehe Sie weiter gehen. Sie mögen Ihren Entschluß fassen und zwischen uns und den Jacobinern wählen."

„Madame," erwiederte Dumouriez, „ich bin trostlos über das peinliche Geständniß, das mir Eure Majestät macht; da ich aber die Königin hinter dem Vorhange, wo sie verborgen war, errathen habe, so erwartete ich das, was mir begegnet."

„Dann haben Sie eine Antwort vorbereitet?" sagte die Königin.

„Vernehmen Sie diese, Madame: Ich bin zwischen dem König und der Nation; doch vor Allem gehöre ich dem Vaterlande."

„Dem Vaterlande? dem Vaterlande?" wiederholte die Königin; „der König ist also nichts mehr, daß nun alle Welt dem Vaterlande gehört, und Niemand ihm?"

„Doch, Madame, der König ist immer der König; er hat aber der Constitution den Eid geleistet, und von dem Tage an, wo dieser Eid ausgesprochen war, muß der König einer der ersten Sklaven der Constitution sein."

„Ein gezwungener Eid, mein Herr! ein ungültiger Eid!"

Dumouriez blieb einen Augenblick stumm, und, ein geschickter Schauspieler, betrachtete er die Königin während dieses Augenblicks mit einem tiefen Mitleid.

„Madame," sagte er endlich, „erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, daß Ihr Heil, das des Königs, das Ihrer erhabenen Kinder an diese Constitution geknüpft sind, welche Sie verachten, und die Sie retten wird, wenn

Sie von ihr gerettet sein wollen . . . Ich würde Ihnen schlecht dienen, Madame, und ich würde dem König schlecht dienen, spräche ich anders."

Die Königin unterbrach ihn aber mit einer gebieterischen Geberde und entgegnete:

„Oh! mein Herr, ich versichere Ihnen, Sie schlagen einen falschen Weg ein."

Und mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke der Drohung fügte sie bei:

„Nehmen Sie sich in Acht!"

„Madame," erwiederte Dumouriez mit vollkommen ruhigem Tone. „ich bin über fünfzig Jahre alt; mein Leben ist durch viele Gefahren gegangen, und als ich das Ministerium übernahm, sagte ich mir, die ministerielle Verantwortlichkeit sei nicht die geringste der Gefahren, die ich laufe."

„Oh!" rief die Königin, indem sie ihre Hände an einander schlug, „es blieb Ihnen nichts mehr Anderes zu thun, als mich zu verleumden, mein Herr."

„Sie verleumden, Madame?"

„Ja . . . Soll ich Ihnen den Sinn der Worte, die Sie so eben ausgesprochen, erklären?"

„Thun Sie es, Madame."

„Wohl denn, Sie haben gesagt, ich sei im Stande, Sie ermorden zu lassen . . . Oh! oh! mein Herr!" rief die Königin.

Und zwei große Thränen entstürzten ihren Augen.

Dumouriez war so weit als möglich gegangen; er wußte, was er wissen wollte: ob noch eine empfindliche Fiber im Grunde dieses vertrockneten Herzens sei.

„Gott behüte mich, daß ich der Königin eine solche Beleidigung anthue!" sprach er; „der Charakter Eurer Majestät ist zu groß, zu edel, um dem Grausamsten ihrer Feinde einen solchen Verdacht einzuflößen; sie hat Beweise von Heldenmuth gegeben, die ich bewundert, und die mich zu ihr hingezogen."

„Sprechen Sie die Wahrheit, mein Herr?“ fragte die Königin mit einer Stimme, in der die Gemüthsbewegung allein noch bestand.

„Oh! Madame, ich schwöre es Ihnen bei meiner Ehre!“

„Dann entschuldigen Sie mich, und geben Sie mir Ihren Arm,“ sagte die Königin; „ich bin so schwach, daß es Augenblicke gibt, wo ich mich dem Fallen nahe fühle.“

Und sie warf in der That erbleichend den Kopf zurück.

War das eine Wirklichkeit? war es eines von den erschrecklichen Spielen, in denen die verführerische Medea so geschickt?

Dumouriez, so gewandt er selbst war, ließ sich dadurch einnehmen, oder, noch gewandter als die Königin, stellte er sich vielleicht, als ließe er sich einnehmen.

„Madame,“ sagte er, „glauben Sie mir, ich habe kein Interesse, Sie zu täuschen: ich verabscheue eben so sehr als Sie die Anarchie und die Verbrechen; glauben Sie mir, ich habe Erfahrung; ich bin besser gestellt, als Eure Majestät, um die Ereignisse zu beurtheilen; was vorgeht, ist keine Intrigue von Herrn von Orleans, wie man Ihnen hat zu verstehen gegeben; es ist nicht die Wirkung des Hasses von Herrn Pitt, wie Sie vermuthen; es ist nicht einmal eine augenblickliche Volksbewegung; es ist der fast einhellige Aufstand einer großen Nation gegen eingewurzelte Vorurtheile. Bei Allem dem, ich weiß es wohl, herrschen gewaltige Leidenschaften des Hasses, die den Brand schüren. Lassen wir die Schurken und die Narren beiseit; behalten wir bei der Revolution, welche in Erfüllung geht, nur den König und die Nation im Auge; Alles, was darauf abzielt, sie zu trennen, zielt auf ihren gegenseitigen Ruin ab. Ich, Madame, ich bin gekommen, um mit meiner ganzen Macht für ihre Vereinigung zu arbeiten; helfen Sie

mir, statt mir entgegenzutreten. Sie mißtrauen mir? Bin ich ein Hinderniß bei Ihren contrerevolutionären Projecten? Sagen Sie es mir: ich bringe auf der Stelle dem König mein Entlassungsgesuch, und ich gehe, um in einem Winkel über das Schicksal meines Vaterlands und das Ihre zu seufzen!"

„Nein! nein!" rief die Königin, „bleiben Sie und entschuldigen Sie mich!"

„Ich! Sie entschuldigen, Madame? Oh! ich bitte Sie inständig, demüthigen Sie sich nicht so!"

„Warum mich nicht demüthigen? Bin ich noch eine Königin? Bin ich nur noch eine Frau?"

Sie ging an das Fenster und öffnete es, trotz der Kälte des Abends; der Mond versilberte den entlaubten Gipfel der Bäume der Tuilerien.

„Nicht wahr, Jedermann hat ein Recht auf Licht und Sonne? Nun, mir allein sind die Sonne und die Luft versagt; ich wage es weder auf der Seite des Hofes, noch auf der Seite des Gartens ans Fenster zu stehen; vorgestern stelle ich mich daran auf der Seite des Hofes; ein Kanonier von der Wache schleudert mir eine plumpe Beleidigung zu und fügt bei: „„Oh! welches Vergnügen würde es mir machen, Deinen Kopf auf der Spitze meines Bajonnets zu tragen!"" Gestern öffne ich das Fenster, das nach dem Garten geht; auf der einen Seite sehe ich einen Mann, der auf einem Stuhle steht und Gräuel gegen uns vorliest; auf der andern einen Priester, den man nach einem Bassin schleppt und dabei mit Schmähungen und Schlägen überhäuft; und zu gleicher Zeit, als lägen diese Scenen im gewöhnlichen Laufe der Dinge, bemerke ich Leute, welche, ohne sich darum zu bekümmern, Ball schlagen oder ruhig spazieren gehen . . . Welche Zeit, mein Herr! welch ein Aufenthalt! welch ein Volk! Und Sie wollen, daß ich mich noch für eine Königin halte, daß ich mich noch für eine Frau halte?" rief die Königin.

Und sie warf sich auf ein Canapé und verbarg ihr Gesicht in ihren Händen.

Dumouriez setzte ein Knie auf die Erde, nahm ehrerbietig den Saum ihres Kleides und küßte ihn.

„Madame," sprach er, „von dem Augenblicke, wo ich mich anheischig mache, den Kampf auszuhalten, werden Sie wieder die glückliche Frau, werden Sie wieder die mächtige Königin, oder ich lasse dabei mein Leben!"

Und er stand auf, verbeugte sich vor der Königin und ging eiligst hinaus.

Die Königin schaute ihm mit einem verzweifelten Blicke nach.

„Die mächtige Königin!" wiederholte sie. „Vielleicht ist das durch Dein Schwert noch möglich, doch die glückliche Frau, nie! nie! nie!"

Und sie ließ den Kopf zwischen die Kissen des Canapé sinken und murmelte einen Namen, der ihr jeden Tag theurer und schmerzlicher wurde: den Namen Charny.

---

## CXXVI.

## Die rothe Mütze.

Dumouriez hatte sich, wie wir gesehen, rasch entfernt, vor Allem, weil ihm die Verzweiflung der Königin peinlich: ziemlich wenig gerührt durch die Ideen, war dies Dumouriez sehr durch die Menschen; er hatte kein Gefühl des politischen Gewissens, doch er war sehr empfänglich für das menschliche Mitleid; sodann erwartete i Brissot, um ihn bei den Jacobinern einzuführen, und

Dumouriez wollte nicht säumen, dem furchtbaren Clubb seine Ehrfurcht zu bezeigen.

Was die legislative Versammlung betrifft, — er bekümmerte sich wenig um sie, sobald er der Mann von Pétion, Gensonné, Brissot und der Gironde war.

Doch er war nicht der Mann von Robespierre, von Collot-d'Herbois und von Couthon, und es waren Collot-d'Herbois, Couthon und Robespierre die Männer, welche die Jacobiner lenkten.

Seine Gegenwart war nicht vorhergesehen; zu den Jacobinern kommen, das war ein für einen Minister des Königs zu verwegener Streich; man hatte auch kaum seinen Namen ausgesprochen, als sich Aller Augen gegen ihn wandten.

Was würde Robespierre bei diesem Anblicke thun?

Robespierre wandte sich um wie die Andern und horchte auf den Namen, der von Mund zu Mund flog; dann faltete er die Stirne, wurde kalt und schweigsam.

Eine eisige Stille verbreitete sich alsbald im Saale.

Dumouriez begriff, daß er seine Schiffe verbrennen mußte.

Die Jacobiner hatten als Zeichen der Gleichheit die rothe Mütze angenommen; nur drei bis vier Mitglieder hatten ohne Zweifel gedacht, ihr Patriotismus sei hinlänglich bekannt, daß es für sie nicht nöthig, einen solchen Beweis davon zu geben.

Robespierre gehörte zu dieser Zahl.

Dumouriez zögert nicht: er wirft seinen Hut fern von sich, nimmt vom Kopfe des Patrioten, neben dem er sitzt, dessen rothe Mütze, drückt sie sich bis auf die Ohren ein und besteigt, das Zeichen der Gleichheit aufpflanzend, die Tribune.

Der ganze Saal brach in einen Beifallssturm aus.

Etwas dem Zischen einer Viper Aehnliches schlängelte sich mitten durch diesen Beifallssturm und löschte ihn plötzlich aus.

Das war ein St! das von den dünnen Lippen von Robespierre kam.

Dumouriez gestand mehr als einmal seitdem, nie habe ihn das Pfeifen der Kanonenkugeln, welche auf einen Fuß über seinem Kopfe hingeflogen, schauern gemacht, wie das Zischen dieses von den Lippen des Exdeputirten von Arras kommenden St!

Dumouriez war aber ein gewaltiger Kämpe, General und Redner zugleich, schwer auf dem Schlachtfelde wie auf der Tribune aus dem Sattel zu heben.

Er wartete, bis die eisige Stille völlig wiederhergestellt war, und sprach dann mit vibrirender Stimme:

„Brüder und Freunde, alle Augenblicke meines Lebens sollen fortan Dem geweiht sein, daß ich den Willen des Volkes thue und das Vertrauen des constitutionellen Königs rechtfertige; ich werde in meine Unterhandlungen mit dem Auslande alle Kräfte eines freien Volkes legen, und diese Unterhandlungen werden entweder einen dauerhaften Frieden oder einen entscheidenden Krieg herbeiführen!"

Hier brach trotz des St! von Robespierre der Beifall aufs Neue los.

„Haben wir diesen Krieg," fuhr der Redner fort, „so werde ich meine politische Feder zerbrechen und meinen Rang im Heere einnehmen, um zu siegen oder frei mit meinen Brüdern zu sterben! Eine große Bürde lastet auf meinen Schultern: Brüder, helft mir sie tragen; ich bedarf der Rathschläge: laßt mir sie durch Eure Journale zukommen; sagt mir die Wahrheit, die reinste Wahrheit, stoßt aber die Verleumdung zurück und nicht einen Bürger, den Ihr als aufrichtig und unerschrocken kennt, und der sich der Sache der Revolution weiht."

Dumouriez hatte geendigt. Er stieg unter Beifallklatschen herab; dieses Beifallklatschen ärgerte Collot-Herbois, den so oft ausgezischten, so selten beklatschten Schauspieler.

„Warum dieses Beifallklatschen?" rief er von sei-

nem Platze aus. „Kommt Dumouriez als Minister hierher, so ist ihm nichts zu antworten; kommt er als Mitglied und als Bruder, so thut er nur seine Pflicht und stellt sich auf das Niveau seiner Meinungen; wir haben ihm also nur eine Antwort zu geben: er handle, wie er gesprochen hat!"

Dumouriez machte mit der Hand ein Zeichen, welches besagen wollte: „So habe ich es verstanden!"

Da erhob sich Robespierre mit seinem strengen Lächeln; man begriff, daß er nach der Tribune gehen wollte, und trat auf die Seite, daß er sprechen wollte, und schwieg.

Nur war dieses Stillschweigen im Vergleiche mit dem, welches Dumouriez empfangen hatte, sanft und sammetartig.

Er bestieg die Tribune und sprach mit seiner gewöhnlichen Feierlichkeit:

„Ich gehöre nicht zu denjenigen, welche es für durchaus unmöglich halten, daß ein Minister Patriot ist, und ich nehme sogar mit Vergnügen die Vorzeichen an, die uns Herr Dumouriez gibt. Wird er diese Vorzeichen erfüllt, wird er die gegen uns durch seine Vorgänger und die Verschworenen, die noch heute die Regierung leiten, trotz der Austreibung einiger Minister, bewaffneten Feinde gebändigt haben, dann werde ich erst geneigt sein, ihm Lobspenden zuzuerkennen; aber selbst dann werde ich nicht denken, jeder gute Bürger dieser Gesellschaft sei nicht seines Gleichen: das Volk allein ist groß, ist allein verehrungswürdig in meinen Augen; die Klappern der ministeriellen Macht verschwinden vor ihm. Aus Achtung vor dem Volke, vor dem Minister selbst, verlange ich, daß man seinen Eintritt hier nicht durch Huldigungen bezeichne, welche vom Verfalle des öffentlichen Geistes zeugen würden. Er fordert von uns Rathschläge: ich verspreche für meinen Theil, ihm Rathschläge zu geben, welche ihm und der öffentlichen Sache nützlich sein wer-

den. So lange Herr Dumouriez durch augenscheinliche Proben von Patriotismus und besonders durch dem Vaterlande geleistete wirkliche Dienste beweisen wird, daß er der Bruder der guten Bürger und der Vertheidiger des Volkes ist, wird er hier nur Stützen haben; ich fürchte nicht für diese Gesellschaft die Gegenwart eines Ministers, doch ich erkläre, daß ich in dem Augenblick, wo ein Minister hier mehr Gewicht hätte, als ein Bürger, seine Vertreibung verlangen würde. Es wird nie so sein!"

Und unter allgemeinem Beifallklatschen stieg der herbe Redner von der Tribune; doch eine Falle harrte seiner auf der ersten Stufe.

Begeisterung heuchelnd, war Dumouriez mit offenen Armen da.

„Tugendhafter Robespierre!" rief er, „unbestechlicher Bürger, erlaube, daß ich Dich umarme."

Und trotz der Gegenanstrengungen des Exdeputirten von Arras drückte er diesen an sein Herz.

Man sah nur den Act, der in Erfüllung ging, und nicht den Widerwillen, mit dem ihn Robespierre in Erfüllung gehen ließ.

Der ganze Saal brach aufs Neue in einen Beifallssturm aus.

„Komm," sagte leise Dumouriez zu Brissot, „die Komödie ist gespielt! Ich habe die rothe Mütze aufgesetzt und Robespierre umarmt: ich bin für heilig und unverletzlich erklärt."

Und er erreichte wirklich unter den Hurrahs des Saales und der Tribunen die Thüre.

An der Thüre wechselte ein junger Mann, bekleidet mit der Würde eines Huissier, mit dem Minister einen raschen Blick und einen noch rascheren Händedruck.

Dieser junge Mann war der Herzog von Chartres.

Es hatte elf Uhr Abends geschlagen. Brissot führte

Dumouriez. Beide begaben sich mit hastigem Schritte zu der Roland.

Die Roland wohnten immer noch in der Rue Guénégaud.

Sie waren am Tage vorher von Brissot davon unterrichtet worden, daß Dumouriez, auf die Eingebung von Gensonné und ihm, Brissot, dem König Roland zum Minister des Innern vorschlagen sollte.

Brissot hatte sodann Roland gefragt, ob er sich stark genug für eine solche Bürde fühle, und Roland hatte, einfach diesmal wie immer, geantwortet, er glaube es.

Dumouriez kam, um ihm zu eröffnen, die Sache sei gemacht.

Roland und Dumouriez kannten sich nur dem Namen nach; sie hatten sich noch nie gesehen.

Man begreift die Neugierde, mit der sich die zukünftigen Collegen betrachteten.

Nach den üblichen Complimenten, wobei Dumouriez Roland seine besondere Freude darüber aussprach, daß er zur Regierung einen erleuchteten und tugendhaften Patrioten wie ihn berufen sehe, fiel das Gespräch natürlich auf den König.

„Von dort wird das Hinderniß kommen," sagte Roland mit einem Lächeln.

„Nun wohl, hiebei werden Sie an mir eine Naivetät erkennen, mit der man mich sicherlich nicht beehrt: ich halte den König für einen redlichen Mann und für einen aufrichtigen Patrioten."

Als er sodann sah, daß Madame Roland nicht antwortete und sich nur auf ein Lächeln beschränkte, fragte Dumouriez:

„Das ist nicht die Ansicht von Madame Roland?"

„Sie haben den König gesehen?" sagte sie.

„Ja."

„Haben Sie die Königin gesehen?"

Dumouriez antwortete seinerseits auch nicht und beschränkte sich ebenfalls auf ein Lächeln.

Man verabredete, am andern Tage um elf Uhr Morgens zusammenzukommen, um den Eid zu leisten.

Wenn man die Assemblée verließe, sollte man sich zum König begeben.

Es schlug halb zwölf Uhr; Dumouriez wäre wohl geblieben, doch es war zu spät für kleine Leute wie die Roland.

Warum wäre Dumouriez geblieben?

Ah! das ist es.

Bei dem raschen Blicke, den eintretend Dumouriez auf die Frau und den Mann geworfen, hatte er sogleich das Alter des Mannes, — Roland war zehn Jahre älter als Dumouriez, und Dumouriez schien zwanzig Jahre weniger als Roland zu zählen, — und den Reichthum der Formen der Frau bemerkt. Madame Roland, wie gesagt, die Tochter eines Graveur, hatte von ihren Kinderjahren an in der Werkstätte ihres Vaters und, Frau geworden, im Cabinet ihres Mannes gearbeitet; die Arbeit, dieser harte Beschützer, hatte die Jungfrau geschützt, wie er die Gattin schützen sollte.

Dumouriez gehörte zu jener Race von Männern, welche einen alten Ehemann nicht sehen können, ohne zu lachen, und eine junge Frau nicht, ohne nach ihr zu begehren.

Er mißfiel auch zugleich der Frau und dem Manne.

Darum bemerkten Beide Brissot und dem General, es sei spät.

Brissot und Dumouriez entfernten sich.

„Nun,“ fragte Roland, als die Thüre wieder geschlossen war, „was denkst Du von unserem zukünftigen Collegen?“

Madame Roland lächelte.

„Es gibt Menschen,“ sagte sie, „die man nicht zweimal zu sehen braucht, um sich eine Meinung über sie zu

machen. Das ist ein verschmitzter Kopf, ein geschmeidiger Charakter, ein falscher Blick; er hat eine große Freude über die patriotische Wahl, die er Dir zu verkündigen beauftragt sei, ausgedrückt; es würde mich nicht wundern, wenn er dahin wirkte, daß man Dir früher oder später den Abschied gäbe."

„Das ist Punkt für Punkt meine Ansicht," sprach Roland.

Und Beide legten sich mit ihrer gewöhnlichen Ruhe zu Bette, ohne daß der Eine oder die Andere vermuthete, die eiserne Hand des Geschickes habe ihre zwei Namen mit Blutbuchstaben auf die Tabletten der Revolution geschrieben.

Am andern Morgen leistete der neue Minister der Nationalversammlung den Eid, dann begab er sich in die Tuilerien.

Roland hatte Schuhe mit Schnüren an, ohne Zweifel, weil er kein Geld besaß, um Schnallen zu kaufen; er trug einen runden Hut, da er nie einen andern getragen.

Er begab sich in seiner gewöhnlichen Tracht nach den Tuilerien; er war der Letzte in der Reihe seiner Collegen.

Der Ceremonienmeister, Herr von Brézé, ließ die fünf Ersten vorbeigehen, hielt aber Roland an.

Roland wußte nicht, warum man ihm den Eintritt verweigerte.

„Ich auch," sagte er, „ich bin Minister wie die Andern; Minister des Innern sogar!"

Der Ceremonienmeister schien ganz und gar nicht überzeugt.

Dumouriez hörte den Streit und trat dazwischen.

„Warum verweigern Sie Herrn Roland den Eintritt?" fragte er.

„Ei! mein Herr," rief der Ceremonienmeister, die Hände ringend, „ein runder Hut! und keine Schnallen!"

Dumouriez antwortete seinerseits auch nicht und beschränkte sich ebenfalls auf ein Lächeln.

Man verabredete, am andern Tage um elf Uhr Morgens zusammenzukommen, um den Eid zu leisten.

Wenn man die Assemblée verließe, sollte man sich zum König begeben.

Es schlug halb zwölf Uhr; Dumouriez wäre wohl geblieben, doch es war zu spät für kleine Leute wie die Roland.

Warum wäre Dumouriez geblieben?

Ah! das ist es.

Bei dem raschen Blicke, den eintretend Dumouriez auf die Frau und den Mann geworfen, hatte er sogleich das Alter des Mannes, — Roland war zehn Jahre älter als Dumouriez, und Dumouriez schien zwanzig Jahre weniger als Roland zu zählen, — und den Reichthum der Formen der Frau bemerkt. Madame Roland, wie gesagt, die Tochter eines Graveur, hatte von ihren Kinderjahren an in der Werkstätte ihres Vaters und, Frau geworden, im Cabinet ihres Mannes gearbeitet; die Arbeit, dieser harte Beschützer, hatte die Jungfrau geschützt, wie er die Gattin schützen sollte.

Dumouriez gehörte zu jener Race von Männern, welche einen alten Ehemann nicht sehen können, ohne zu lachen, und eine junge Frau nicht, ohne nach ihr zu begehren.

Er mißfiel auch zugleich der Frau und dem Manne.

Darum bemerkten Beide Brissot und dem General, es sei spät.

Brissot und Dumouriez entfernten sich.

„Nun," fragte Roland, als die Thüre wieder geschlossen war, „was denkst Du von unserem zukünftigen Collegen?"

Madame Roland lächelte.

„Es gibt Menschen," sagte sie, „die man nicht zweimal zu sehen braucht, um sich eine Meinung über sie zu

machen. Das ist ein verschmitzter Kopf, ein geschmeidiger Charakter, ein falscher Blick; er hat eine große Freude über die patriotische Wahl, die er Dir zu verkündigen beauftragt sei, ausgedrückt; es würde mich nicht wundern, wenn er dahin wirkte, daß man Dir früher oder später den Abschied gäbe."

„Das ist Punkt für Punkt meine Ansicht," sprach Roland.

Und Beide legten sich mit ihrer gewöhnlichen Ruhe zu Bette, ohne daß der Eine oder die Andere vermuthete, die eiserne Hand des Geschickes habe ihre zwei Namen mit Blutbuchstaben auf die Tabletten der Revolution geschrieben.

Am andern Morgen leistete der neue Minister der Nationalversammlung den Eid, dann begab er sich in die Tuilerien.

Roland hatte Schuhe mit Schnüren an, ohne Zweifel, weil er kein Geld besaß, um Schnallen zu kaufen; er trug einen runden Hut, da er nie einen andern getragen.

Er begab sich in seiner gewöhnlichen Tracht nach den Tuilerien; er war der Letzte in der Reihe seiner Collegen.

Der Ceremonienmeister, Herr von Brézé, ließ die fünf Ersten vorbeigehen, hielt aber Roland an.

Roland wußte nicht, warum man ihm den Eintritt verweigerte.

„Ich auch," sagte er, „ich bin Minister wie die Andern; Minister des Innern sogar!"

Der Ceremonienmeister schien ganz und gar nicht überzeugt.

Dumouriez hörte den Streit und trat dazwischen.

„Warum verweigern Sie Herrn Roland den Eintritt?" fragte er.

„Ei! mein Herr," rief der Ceremonienmeister, die Hände ringend, „ein runder Hut! und keine Schnallen!"

„Ah! mein Herr," erwiederte Dumouriez mit der größten Kaltblütigkeit, „ein runder Hut und keine Schnallen; Alles ist verloren!"

Und er schob Roland in das Cabinet des Königs.

---

# CXXVII.

## Das Aeußere und das Innere.

Dieses Ministerium, das so viel Mühe hatte, in das Cabinet des Königs zu gelangen, konnte man das Kriegsministerium nennen.

Am 1. März war Kaiser Leopold, getödtet durch die Reizmittel, die er selbst bereitete, gestorben.

Die Königin, welche in irgend einem jacobinischen Pamphlet gelesen hatte, eine Pastetenkruste werde den Kaiser von Oesterreich richten, die Königin, welche Gilbert hatte kommen lassen, um ihn zu fragen, ob es nicht ein allgemeines Gegengift gebe, die Königin hatte laut geschrieen, ihr Bruder sei vergiftet worden.

Mit Leopold war die temporisirende Politik Oesterreichs gestorben.

Derjenige, welcher den Thron bestieg, Franz II., — den wir gekannt haben, und der, nachdem er der Zeitgenosse unserer Väter gewesen, der unsere wurde, — war gemischt von deutschem und italienischem Blute. Ein Oesterreicher, geboren in Florenz, schwach, heftig, verschmitzt; ein redlicher Mann nach dem Sinne der Priester; eine harte, bigotte Seele, seine Falschheit unter einer wohlwollenden Physiognomie verbergend; gleichsam durch Fe-

derkraft gehend wie ein Automat, wie die Statue des Gouverneur oder das Gespenst des Königs von Dänemark; seine Tochter seinem Sieger gebend, um Ihm nicht seine Staaten geben zu müssen, sodann ihn von hinten schlagend beim ersten Rückzuge, zu dem ihn der eisige Wind des Nordens nöthigt; Franz II., der Mann der Kerker des Spielbergs, — das ist der Beschützer der Emigrirten, der Verbündete Preußens, der Feind Frankreichs!

Unser Gesandter in Wien, Herr von Noailles, war, so zu sagen, Gefangener in seinem Pallaste.

Unserem Gesandten in Berlin, Herrn von Ségur, ging dahin das Gerücht voraus, er komme, um die Geheimnisse des Königs von Preußen dadurch zu ergattern, daß er sich zum Liebhaber seiner Maitressen mache.

Zufällig hatte dieser König von Preußen Maitressen!

Herr von Ségur erschien in der öffentlichen Audienz zugleich mit dem Gesandten von Coblenz.

Der König wandte dem Botschafter Frankreichs den Rücken zu und fragte den Mann der Prinzen sogleich, wie sich der Graf d'Artois befinde.

Preußen glaubte sich zu jener Zeit, wie es sich heute noch glaubt, an der Spitze des deutschen Fortschrittes; es lebte von den seltsamen philosophischen Traditionen von König Friedrich, der zu den türkischen Widerständen und den polnischen Revolutionen anspornte, während er die Freiheiten Hollands erwürgte; eine Regierung mit gekrümmten Händen, welche unabläßig im trüben Wasser der Revolutionen bald Neufchatel, bald einen Theil von Pommern, bald einen Theil von Polen fischt.

Das waren unsere zwei sichtbaren Feinde: Franz II. und Friedrich Wilhelm; die noch unsichtbaren Feinde waren England, Rußland und Spanien.

Das Haupt dieses ganzen Bundes sollte der kriegerische König von Schweden sein, dieser als Riese bewaffnete

Zwerg, den man Gustav III. nannte, und den Katharina II. in ihrer Hand hielt.

Die Thronbesteigung von Franz II. gab sich durch folgende diplomatische Note kund:

1. Die im Königreiche begüterten deutschen Fürsten befriedigen, — mit anderen Worten die kaiserliche Oberlehensherrlichkeit mitten in unseren Departements anerkennen — Oesterreich selbst in Frankreich unterworfen sein.

2. Avignon zurückgeben, damit die Provence, wie früher, zerstückelt sei.

3. Die Monarchie auf dem Fuß vom 22. Juni 1789 wiederherstellen.

Diese Note entsprach augenscheinlich den geheimen Wünschen des Königs und der Königin.

Dumouriez zuckte darüber die Achseln.

Man hätte denken sollen, Oesterreich sei am 23. Juni eingeschlafen, und nach einem dreijährigen Schlafe glaube es am 24. Juni wiederzuerwachen.

Am 16. März 1792 ist Gustav auf einem Balle ermordet worden.

Zwei Tage nach dieser, Frankreich noch unbekannten, Ermordung kam die österreichische Note bei Dumouriez an.

Er brachte sie sogleich Ludwig XVI.

So sehr Marie Antoinette, die Frau der extremen Entschlüsse, einen Krieg wünschte, weil sie glaubte, es sei ein Befreiungskrieg für sie, ebenso sehr fürchtete der König, der Mann der die Mitte behauptenden Entschlüsse, der Langsamkeit, der Ausflüchte und der krummen Wege, eben so sehr, sagen wir, fürchtete der König den Krieg.

In der That, war der Krieg erklärt, so nehmet einen Sieg an: dann war er der Willkür des siegenden Generals preisgegeben; nehmet eine Niederlage an, dann

machte ihn das Volk dafür verantwortlich, schrie über Verrath und fiel über die Tuilerien her.

Drang endlich der Feind bis Paris vor, wen brachte er zurück?

Monsieur, das heißt den Regenten des Königreiches.

Ludwig XVI. entthront, Marie Antoinette als ungetreue Gattin in Anklagestand versetzt, die Kinder von Frankreich als im Ehebruche erzeugte erklärt, dies waren die Resultate der Rückkehr der Emigration nach Frankreich.

Der König traute den Oesterreichern, den Deutschen, den Preußen, aber er mißtraute den Emigrirten.

Als er die Note las, begriff er indessen, die Stunde, das Schwert Frankreichs zu ziehen, sei gekommen, und es lasse sich nicht zurückweichen.

Am 20. April treten der König und Dumouriez in die Nationalversammlung ein: sie bringen die Kriegserklärung an Oesterreich.

Die Kriegserklärung wird mit Begeisterung aufgenommen.

Zu dieser feierlichen Stunde, welcher sich zu bemächtigen der Roman nicht den Muth hat, weshalb er sie ganz der Geschichte überläßt, bestehen in Frankreich vier wohl geschiedene Parteien:

Die absoluten Royalisten; die Königin gehört hiezu;

Die constitutionellen Royalisten; der König behauptet, zu diesen zu gehören;

Die Republikaner;

Die Anarchisten.

Die absoluten Royalisten haben, abgesehen von der Königin, keine offenbare Häupter in Frankreich.

Sie werden vertreten im Auslande durch Monsieur, durch den Grafen d'Artois, durch den Prinzen von Condé und durch den Herzog Karl von Lothringen.

Herr von Breteuil in Wien, Herr Merci d'Argen-

son in Brüssel sind die Repräsentanten der Königin bei dieser Partei.

Die Häupter der constitutionellen Partei sind Lafayette, Bailly, Barnave, Lameth, Duport, kurz die Feuillants.

Der König verlangt nichts Anderes, als das absolute Königthum zu verlassen und mit ihnen zu gehen: er ist indessen mehr geneigt, sich hinten, als vorne zu halten.

Die Häupter der republikanischen Partei sind Brissot, Vergniaud, Guadet, Pétion, Roland, Isnard, Ducos, Condorcet und Couthon.

Die Häupter der Anarchisten sind Marat, Danton, Santerre, Gonchon, Camille Desmoulins, Hébert, Legendre, Fabre d'Eglantine und Collot d'Herbois.

Dumouriez wird sein, was man will, wenn er nur Interesse und Ruf dabei findet.

Robespierre ist in den Schatten zurückgetreten: er wartet.

Wem sollte man nun die Fahne der Revolution übergeben, welche Dumouriez, dieser schwankende Patriot, auf der Tribune der Nationalversammlung geschwungen hatte?

Lafayette, dem Manne vom Marsfelde!

Luckner! Frankreich kannte ihn nur durch das Böse, das er ihm als Parteigänger während des siebenjährigen Krieges zugefügt.

Rochambeau, der vom Kriege nur die Defensive wollte und sich dadurch gedemüthigt fühlte, daß er Dumouriez seine Befehle geradezu an seine Lieutenants richten sah ohne sie die Censur seiner alten Erfahrung passiren zu lassen.

Das waren die drei Männer, welche die drei rmeecorps commandirten, die ins Feld zu rücken bereit nden.

Lafayette hielt das Centrum; er sollte rasch an der Maas hinab, von Givet gegen Namur, marschiren.

Luckner bewachte die Franche-Comté.

Rochambeau Flandern.

Unterstützt von einem Corps, das Rochambeau von Flandern unter dem Commando von Biron schicken würde, sollte Lafayette Namur nehmen und gegen Brüssel marschiren, wo ihn mit offenen Armen die Revolution von Brabant erwartete.

Lafayette hatte die schöne Rolle: er war in der Vorhut; ihm behielt Dumouriez den ersten Sieg vor.

Dieser Sieg machte ihn zum Obergeneral.

War Lafayette Sieger und Obergeneral, Dumouriez Kriegsminister, so warf man die rothe Mütze ab, man zermalmte mit einer Hand die Gironde, mit der andern die Jacobiner.

Die Gegenrevolution war gemacht!

Aber Robespierre?

Robespierre war, wie gesagt, in den Schatten zurückgetreten, und Viele behaupteten, es gebe einen unterirdischen Gang von der Bude des Schreiners Duplay zur königlichen Wohnung von Ludwig XVI.

Kam nicht hievon die später von der Frau Herzogin von Angoulême an Mademoiselle Robespierre bezahlte Pension?

Doch diesmal wie immer ließ Lafayette Lafayette im Stiche.

Dann sollte man den Krieg mit Parteigängern des Friedens machen; die Proviantmeister besonders waren die Freunde unserer Feinde; sie hätten gern unsere Truppen ohne Lebensmittel und ohne Munition gelassen, und das thaten sie auch, um das Brod und das Pulver den Preußen und den Oesterreichern zu sichern.

Ueberdies bemerke man wohl, daß der Mann der dumpfen Ränke, der finstern Schleichwege, Dumouriez,

seinen Verkehr mit den Orleans nicht vernachlässigte, ein Verkehr, der seinen Untergang zur Folge hatte.

Biron war ein orleanistischer General.

So sollten Orleanisten und Feuillants, Lafayette und Biron, die ersten Schwertstreiche thun, die Fanfaren des ersten Sieges erschallen lassen.

Am 28. April Morgens bemächtigte sich Biron des Fleckens Quiévrain und marschirte gegen Mons.

Am andern Tage, am 29., begab sich Theobald Dillon von Lille gegen Tournay.

Biron und Dillon, zwei Aristokraten, zwei schöne und tapfere junge Leute, gewandt, geistreich, von der Schule von Richelieu, der Eine offen in seiner patriotischen Gesinnung, der Andere hat noch nicht Zeit gehabt, zu erfahren, welcher Meinung er war: er soll ermordet werden.

Wir haben irgendwo gesagt, die Dragoner seien die aristokratische Waffe des Heeres gewesen: zwei Regimenter Dragoner marschirten an der Spitze der dreitausend Mann von Biron.

Plötzlich fangen die Dragoner, ohne nur den Feind zu sehen, an zu schreien: „Rettet Euch! wir sind verrathen!“

Dann drehen sie um und reiten, immer schreiend, über die Infanterie weg, die sie niedertreten; die Infanterie glaubt, sie werden verfolgt, und flieht ebenfalls.

Alles wird von einem panischen Schrecken ergriffen.

Dillon stößt auf ein Corps von neuntausend Oesterreichern; die Dragoner seiner Vorhut bekommen Angst, fliehen, reißen die Infanterie mit sich fort, lassen Fuhrwerk, Equipagen, Artillerie im Stiche und, halten erst in Lille an.

Hier schieben die Flüchtlinge die Feigheit auf ihre Anführer und ermorden Theobald Dillon und den Oberstlieutenant Bertois, wonach sie die Leiber dem Pöbel von

Wille preisgeben; der sie aufhängt und um die Leichname tanzt.

Durch wen war diese Niederlage organisirt worden, wer hatte zum Zwecke, das Zagen sich des Herzens der Patrioten bemächtigen und das Vertrauen das Herz des Feindes erfüllen zu machen?

Die Gironde, die den Krieg gewollt hatte und auf zwei Seiten von der doppelten Wunde, die sie erhalten, blutete, die Gironde, — und man muß sagen, aller Anschein gab ihr Recht, — die Gironde klagte den Hof, das heißt die Königin an.

Ihre erste Idee war, Marie Antoinette Schlag für Schlag zurückzugeben.

Doch man hatte dem Königthum Zeit gelassen, sich mit einem Küraß zu bekleiden, der solider als jenes Bruststück, dessen Kugelfestigkeit die Königin in einer Nacht mit Andrée versucht hatte.

Die Königin hatte nach und nach die bekannte, von der constituirenden Versammlung genehmigte, constitutionelle Garde reorganisirt; sie belief sich auf nicht weniger als sechstausend Mann.

Und was für Leute! Raufer und Fechtmeister, welche die Repräsentanten selbst auf den Bänken der Nationalversammlung insultirten; Edelleute aus der Bretagne und der Vendée, Provençalen von Nimes und Arles, robuste Priester, welche, unter dem Vorwande der Eidesverweigerung, die Soutane abgeworfen und statt des Weihwedels den Degen, den Dolch und die Pistole genommen hatten; überdies eine Welt von St. Ludwigs-Rittern, welche man wußte nicht woher kamen, die man wußte nicht warum decorirte. Dumouriez selbst beklagt sich darüber in seinen Denkwürdigkeiten: welche Regierung auch auf die bestehende folgen mag, sie wird dieses schöne und unglückliche Kreuz, das man verschwendet, nicht wieder zu Ehren bringen können. Es sind sechstausend solche Kreuze seit zwei Jahren gegeben worden!

Dies ist so, daß der Minister der auswärtigen Angelegenheiten für sich das große Band ausschlägt und es Herrn von Watteville, Major des Schweizer Regiments Ernest, geben läßt.

Man mußte damit anfangen, daß man den Küraß angriff, dann würde man den König und die Königin schlagen.

Plötzlich verbreitete sich das Gerücht, bei der ehemaligen Militärschule sei eine weiße Fahne; diese Fahne, welche unverzüglich aufgesteckt werden sollte, habe der König gegeben . . . Das erinnerte an die schwarze Cocarde vom 5. und 6. October.

Bei der dem Volke bekannten contrerevolutionären Gesinnung des Königs und der Königin war man so erstaunt, die weiße Fahne nicht auf den Tuilerien flattern zu sehen, daß man sie an einem schönen Morgen auf einem andern Gebäude zu erschauen erwartete.

Als es Kunde von der Existenz dieser Fahne erhielt, begab sich das Volk nach der Kaserne.

Die Officiere wollten Widerstand leisten, die Soldaten verließen sie.

Man fand eine Fahne so groß wie eine Hand, welche in einen vom Dauphin geschenkten Kuchen gepflanzt worden war.

Doch außer diesem bedeutungslosen Fetzen fand man viele Hymnen zu Ehren des Königs, viele für die Assemblée beleidigende Lieder und Tausende von contrerevolutionären Blättern.

Bazire macht auf der Stelle der Assemblée eine Meldung: die Garde des Königs ist in ein Freudengeschrei ausgebrochen, als sie die Niederlage von Tournay und Quiévrain erfuhr; sie hat die Hoffnung ausgedrückt, in drei Tagen werde Valenciennes genommen und in vierzehn Tagen das fremde Heer in Paris sein.

Mehr noch: ein Reiter von dieser Garde, ein guter Franzose, Namens Joachim Murat, der in eine wahre

constitutionelle Garde, wie dies ihr Titel bezeichnete, einzutreten geglaubt hatte, nimmt seinen Abschied; — man hat ihn mit Geld bestechen und nach Coblenz schicken wollen.

Diese Garde ist eine furchtbare Waffe in den Händen des Königthums; kann sie nicht auf einen Befehl des Königs gegen die Nationalversammlung marschiren, die Manége umzingeln, die Repräsentanten der Nation gefangen nehmen oder sie vom Ersten bis zum Letzten tödten? Weniger als dies: kann sie nicht den König nehmen, mit ihm Paris verlassen, ihn an die Gränze führen, eine zweite Flucht nach Varennes machen, welche diesmal glücken wird?

Am 22. Mai, drei Wochen nach der doppelten Schlappe von Tournay und Quiévrain, schrieb auch Pétion, der neue Maire von Paris, der durch den Einfluß der Königin ernannte Mann, welcher sie von Varennes zurückgebracht hat, und den sie begünstigt aus Haß gegen den, welcher sie hatte fliehen lassen, Pétion schrieb an den Commandanten der Nationalgarde, drückte ihm ganz unverholen seine Befürchtungen über die mögliche Abreise des Königs aus und forderte ihn auf, zu beobachten, zu überwachen und die Patrouillen in der Umgegend zu vervielfältigen.

Zu überwachen, zu beobachten, was? Pétion sagt es nicht.

Die Patrouillen in der Umgegend von was zu vervielfältigen? Dasselbe Schweigen.

Doch wozu die Tuilerien und den König nennen?

Was beobachtet man? den Feind!

Um was vervielfältigt man die Patrouillen? Um das feindliche Lager!

Welches ist das feindliche Lager? Die Tuilerien.

Welcher ist der Feind? Der König.

So ist also die große Frage gestellt.

Es ist Pétion, der kleine Advocat von Chartres, der

Sohn eines Procurators, der sie dem Abkömmling vom heiligen Ludwig, dem Enkel von Ludwig XIV., dem König von Frankreich stellt!

Und der König von Frankreich beklagt sich darüber, denn er begreift, daß diese Stimme lauter spricht, als die seine; er beklagt sich in einem Briefe, den das Directorium des Departements an den Mauern von Paris anschlagen läßt.

Pétion bekümmert sich aber nicht im Mindesten darum; er antwortet nicht; er beharrt bei seinem Befehle.

Pétion ist also der wahre König.

Zweifelt Ihr daran, so sollt Ihr sogleich den Beweis erhalten.

Der Bericht von Bazire verlangt, daß man die constitutionelle Garde auflöse und die Verhaftung von Herrn von Brissac, ihrem Chef, beschließe.

Das Eisen war heiß: die Girondisten schmiedeten es als gewaltige Schmiede, was sie waren.

Es handelte sich für sie um Sein oder Nichtsein.

Das Decret wurde an demselben Tage erlassen, die constitutionelle Garde wurde verabschiedet, gegen den Herzog von Brissac erging ein Verhaftsbefehl, und die Posten der Tuilerien wurden wieder der Nationalgarde übergeben.

O Charny! Charny, wo warst Du? Du, der Du in Varennes beinahe die Königin mit Deinen dreihundert Reitern wiedergenommen hättest, was würdest Du in den Tuilerien mit sechstausend Mann gethan haben?

Charny lebte glücklich und vergaß Alles in den Armen von Andrée.

---

# CXXVIII.

## Die Rue Guénégaud und die Tuilerien.

Man erinnert sich, daß Grave seine Entlassung verlangt hatte; sie war vom König beinahe, von Dumouriez ganz verweigert worden.

Es war Dumouriez daran gelegen gewesen, Grave, der sein Mann, zu behalten; er hatte ihn in der That behalten; doch bei der Nachricht von der von uns erwähnten doppelten Schlappe mußte er seinen Kriegsminister opfern.

Er gab ihn auf, — einen dem Cerberus der Jacobiner, um sein Gebelle zu beschwichtigen, hingeworfenen Kuchen.

Er nahm statt seiner den Obersten Servan, Exgouverneur der Pagen, welchen er von Anfang an dem König vorgeschlagen.

Allerdings wußte er nicht, was für ein Mann sein College wurde, und welchen Schlag dieser Mann dem Königthum beibringen sollte.

Während die Königin in den Tuilerien wachte und nach dem Horizont schaute, ob sie die so sehr ersehnten Oesterreicher nicht kommen sehe, wachte eine andere Frau in ihrem kleinen Zimmer der Rue Guénégaud.

Die Eine war die Gegenrevolution, die Andere die Revolution.

Man begreift, daß es Madame Roland ist, die wir meinen.

Sie hatte Servan ins Ministerium gebracht, wie Frau von Staël Herrn von Narbonne.

Die Hand der Frauen ist überall in den drei entsetzlichen Jahren: 91, 92, 93.

Servan verließ den Salon von Madame Roland nicht; wie alle Girondisten, deren Hauch, Licht, Energie sie war, inspirirte er sich durch diese muthige Seele, welche unabläßig brannte, ohne sich je zu verzehren.

Man sagte, sie sei die Geliebte von Servan: sie ließ die Leute sagen, und, beruhigt durch ihr Gewissen, lächelte sie über die Verleumdung.

Jeden Tag sah sie ihren Gatten gelähmt vom Kampfe nach Hause kommen: er fühlte sich gegen den Abgrund mit seinem Collegen Clavières fortgerissen, und dennoch war nichts sichtbar, Alles ließ sich leugnen.

An dem Abend, wo ihm Dumouriez das Ministerium des Innern angeboten, hatte er seine Bedingungen gemacht.

„Ich habe kein anderes Vermögen als meine Ehre," hatte er gesagt; „meine Ehre soll unbefleckt aus dem Ministerium hervorgehen. Ein Secretär wird allen Conferenzen des Ministerraths beiwohnen und die Meinungsäußerungen von Jedem aufzeichnen; man wird auf diese Art sehen, ob ich mich je gegen den Patriotismus und die Freiheit verfehlt habe."

Dumouriez hatte beigestimmt; er fühlte das Bedürfniß, die Unpopularität seines Namens mit dem girondistischen Mantel zu bedecken; Dumouriez war einer von den Menschen, welche immer versprechen, entschlossen, später je nach den Umständen nicht zu halten.

Dumouriez hatte nicht gehalten, und Roland hatte vergebens seinen Secretär gefordert.

Da hatte Roland, da er dieses geheime Archiv nicht erlangen konnte, an die Oeffentlichkeit appellirt.

Er hatte das Journal der Thermometer gegründet, er sah aber selbst sehr wohl ein, daß es Sitzungen des Conseil gab, deren unmittelbare Veröffentlichung ein Verrath zum Vortheile des Feindes gewesen wäre.

Die Ernennung von Servan kam ihm zu Hülfe.

Doch das war nicht genug: neutralisirt durch Dumouriez, rückte der Conseil nicht weiter vor.

Die legislative Versammlung hatte wohl einen Schlag gethan: sie hatte die constitutionelle Garde verabschiedet und Brissac verhaftet.

Roland, als er mit Servan am 29. Mai Abends zurückkam, theilte die Neuigkeit zu Hause mit.

„Was hat man mit den verabschiedeten Garden gemacht?“ fragte Madame Roland.

„Nichts.“

„Sie sind also frei?“

„Ja; nur sind sie gezwungen gewesen, die blaue Uniform abzulegen.“

„Morgen werden sie die rothe Uniform anziehen und als Schweizer einhergehen.“

Am andern Tage waren in der That die Straßen von Paris von Schweizer Uniformen durchfurcht.

Die verabschiedeten Garden hatten nur die Kleider gewechselt.

Sie waren da, in Paris, streckten den Fremden die Hand entgegen, winkten ihnen zu kommen, bereit, denselben die Barrièren zu öffnen.

Die zwei Männer, Roland und Servan, fanden kein Mittel hiegegen.

Madame Roland nahm ein Blatt Papier, gab Servan eine Feder in die Hand und sagte:

„Schreiben Sie! . . Antrag, in Paris, aus Veranlassung des Festes vom 14. Juli, ein Lager von zwanzigtausend Freiwilligen zu errichten. . . .“

Servan ließ die Feder fallen, ehe er den Satz geendigt hatte.

„Nie wird der König einwilligen!“ sagte er.

„Man muß auch nicht dem König diese Maßregel vorschlagen, sondern der Nationalversammlung; man

muß sie auch nicht als Minister verlangen, sondern als Bürger."

Servan und Roland hatten beim Scheine eines Blitzes einen ungeheuren Horizont erschaut.

„Oh! Sie haben Recht!" sagte Servan; „hiemit und mit einem Decrete über die Priester halten wir den König."

„Sie begreifen wohl, nicht wahr? die Priester, das ist die Gegenrevolution in der Familie und in der Gesellschaft. Die Priester haben dem Credo den Satz beifügen lassen: „„Und diejenigen, welche die Steuer bezahlen, werden verdammt sein!"" Fünfzig beeidigte Priester sind ermordet worden; ihre Häuser hat man geplündert, ihre Felder seit sechs Monaten verwüstet; die Nationalversammlung richte ein Dringlichkeitsdecret gegen die widerspänstigen Priester. Vollenden Sie Ihre Motion, Servan! — Roland wird das Decret redigiren!"

Servan vollendete seinen Satz.

Roland schrieb mittlerweile.

„Die Deportation des widerspänstigen Priesters aus dem Königreiche wird in einem Monat stattfinden, wenn sie von vierundzwanzig activen Bürgern verlangt, vom District gebilligt und von der Regierung ausgesprochen wird; der Deportirte soll drei Franken täglich als Reisekosten bis zur Gränze erhalten."

Servan las seinen Antrag über das Lager von zwanzigtausend Freiwilligen.

Roland las seinen Entwurf des Decretes über die Deportation der Priester.

Die ganze Frage lag in der That hierin.

Handelte der König offen? Verrieth der König?

War der König wahrhaft constitutionell, so würde er die zwei Decrete sanctioniren.

Verrieth der König, so würde er sein Veto beisetzen.

„Ich werde die Motion über das Lager als Bürger unterzeichnen,“ sagte Servan.

„Und Vergniaud wird das Decret über die Priester beantragen,“ sagten gleichzeitig der Mann und die Frau.

Schon am andern Tage schleuderte Servan sein Verlangen der Nationalversammlung zu.

Vergniaud steckte das Decret in seine Tasche und versprach, es herauszuziehen, wenn es Zeit wäre.

Am Abend der Uebersendung der Motion an die Nationalversammlung trat Servan wie gewöhnlich in den Ministerrath.

Sein Schritt war bekannt; Roland und Clavières unterstützten ihn gegen Dumouriez, Lacoste und Duranthon.

„Oh! kommen Sie, mein Herr, und geben Sie Rechenschaft über Ihr Benehmen!“ rief Dumouriez.

„Wem, wenn es beliebt?“ fragte Servan.

„Ei! dem König, der Nation, mir!“

Servan lächelte.

„Mein Herr,“ sprach Dumouriez, „Sie haben heute einen wichtigen Schritt gethan.“

„Ja,“ erwiederte Servan, „ich weiß es, einen höchst wichtigen.“

„Haben Sie die Befehle des Königs eingeholt, um so zu handeln?“

„Nein, mein Herr, ich gestehe es.“

„Haben Sie Ihre Collegen um ihren Rath gefragt?“

„Eben so wenig, als ich die Befehle des Königs eingeholt habe, ich gestehe es.“

„Warum haben Sie dann so gehandelt?“

„Weil das mein Recht als Privatmann und als Bürger war.“

„Also haben Sie als Privatmann und als Bürger diese aufrührerische Motion übergeben?“

„Ja."

„Warum haben Sie dann Ihrer Unterschrift den Titel „Kriegsminister beigefügt?"

„Weil ich der Nationalversammlung beweisen wollte, ich sei bereit, als Minister zu unterstützen, was ich als Privatmann verlange."

„Mein Herr," sagte Dumouriez, „was Sie gethan haben, ist das Benehmen zugleich eines schlechten Bürgers und eines schlechten Ministers!"

„Mein Herr," erwiederte Servan, „erlauben Sie mir, nur mich zum Richter über Dinge zu nehmen, welche mein Gewissen betreffen; hätte ich einen Richter bei einer so zarten Frage zu nehmen, so würde ich darnach trachten, daß er nicht Dumouriez hieße."

Dumouriez erbleichte und machte einen Schritt gegen Servan.

Dieser legte die Hand an den Griff seines Degens. Dumouriez that dasselbe.

In diesem Augenblicke trat der König ein.

Er wußte noch nichts von der Motion von Servan.

Man schwieg.

Am andern Tage wurde das Decret, das die Versammlung der zwanzigtausend Föderirten in Paris verlangte, in der Assemblée verhandelt.

Der König war bestürzt bei dieser Nachricht.

Er ließ Dumouriez rufen.

„Sie sind ein treuer Diener, mein Herr," sagte er zu ihm, „ich weiß, wie Sie sich der Interessen des Königthums gegen diesen elenden Servan angenommen haben."

„Ich danke Eurer Majestät," erwiederte Dumouriez.

Dann, nach einer Pause, fragte er:

„Der König weiß, daß das Decret durchgegangen ist?"

„Nein, doch gleichviel; ich bin bei diesem Umstande

entschlossen, von meinem Rechte des Veto Gebrauch zu machen."

Dumouriez schüttelte den Kopf.

„Das ist nicht Ihre Ansicht, mein Herr?" fragte der König.

„Sire," antwortete Dumonriez, „ohne irgend eine Widerstandskraft, so, wie Sie es sind, dem Argwohne der Mehrzahl der Nation, der Wuth der Jacobiner, der tiefen Politik der republicanischen Partei bloßgestellt, — wird ein solcher Entschluß von Ihrer Seite eine Kriegserklärung sein."

„Gut, es sei, Krieg! Ich führe ihn wohl mit meinen Freunden: ich kann ihn mit meinen Feinden führen."

„Sire, beim einen haben Sie zehn Chancen des Sieges; beim andern zehn Chancen der Niederlage!"

„Sie wissen also nicht, in welcher Absicht man die zwanzigtausend Mann fordert?"

„Eure Majestät erlaube mir, fünf Minuten frei zu reden, und ich werde ihr beweisen, daß ich nicht nur weiß, was man begehrt, sondern auch vermuthe, was geschehen wird."

„Sprechen Sie, mein Herr," sagte der König: „ich höre."

Und, in der That, den Ellenbogen auf den Arm seines Fauteuil gestützt, den Kopf in seine hohle Hand gelegt, hörte Ludwig XVI.

„Sire," sprach Dumonriez, „diejenigen, welche dieses Decret verlangt haben, sind eben so sehr die Feinde des Vaterlands, als die des Königs."

„Sie sehen wohl!" unterbrach Ludwig XVI., „Sie gestehen es selbst!"

„Ich sage mehr: seine Vollziehung kann ein großes Unglück herbeiführen."

„Nun, also!"

„Erlauben Sie, Sire. . .

„Ja; weiter! weiter!"

„Der Kriegsminister ist sehr strafbar, daß er eine Versammlung von zwanzigtausend Mann bei Paris verlangt hat, während unsere Heere schwach, unsere Gränzen entblößt, unsere Kassen erschöpft sind.“

„Oh!“ murmelte der König, „strafbar, ich glaube es wohl!“

„Nicht nur strafbar, Sire, sondern auch unklug, — was noch viel schlimmer ist! unklug, daß er bei der Nationalversammlung die Zusammenkunft einer undisciplinirten Schaar beantragt, welche unter einem Namen herbeigerufen wird, der ihren Patriotismus übermäßig steigern muß, so daß sich der erste, der beste Ehrgeizige derselben bemächtigen kann.“

„Oh! es ist die Gironde, die durch die Stimme von Servan spricht.“

„Ja,“ erwiederte Dumouriez, „doch die Gironde wird nicht den Nutzen davon haben.“

„Es sind vielleicht die Feuillants, die den Nutzen ziehen werden?“

„Weder die Eine, noch die Andern; es werden die Jacobiner sein! die Jacobiner, deren Verbindungen sich über das ganze Königreich erstrecken, und die unter zwanzigtausend Föderirten vielleicht neunzehntausend Adepten finden werden. Glauben Sie also mir, Sire, die Beförderer des Decrets werden durch das Decret selbst gestürzt werden.“

„Ah! wenn ich das glaubte, so würde ich mich beinahe trösten!“ rief der König.

„Ich denke also, Sire, das Decret ist gefährlich für die Nation, für den König, für die Nationalversammlung und besonders für seine Urheber, deren Strafe es sein wird; und dennoch können Sie meiner Ansicht nach nichts Anderes thun, als es sanctioniren; es ist durch eine so tiefe Bosheit hervorgerufen worden, daß ich sage, Sire, es steckt eine Frau dahinter!“

„Madame Roland, nicht wahr? Warum stricken oder spinnen die Frauen nicht, statt Politik zu treiben?"

„Was wollen Sie, Sire? Frau von Maintenon, Frau von Pompadour und Madame Dubarry haben es dahin gebracht, daß sie die Gewohnheit verloren . . . Das Decret, sagte ich, ist durch eine Bosheit hervorgerufen, mit Heftigkeit debattirt, mit Begeisterung angenommen worden; alle Welt ist verblendet hinsichtlich dieses unglücklichen Decrets; machen Sie dabei von Ihrem Veto Gebrauch, so wird es nichtsdestoweniger vollzogen werden. Statt zwanzigtausend Mann versammelt durch ein Gesetz, die man folglich Ordonnanzen unterwerfen kann, werden aus den Provinzen, zur Zeit der Föderation, vierzigtausend Mann ohne ein Decret ankommen, welche mit einem Streiche die Constitution, die Nationalversammlung und den Thron umstürzen können! . . Wären wir Sieger gewesen, statt Besiegte zu sein," fügte Dumouriez die Stimme dämpfend bei; „hätte ich einen Vorwand gehabt, um Lafayette zum Obergeneral zu machen und hunderttausend Mann in seine Hand zu geben, Sire, dann sagte ich zu Ihnen: „„Nehmen Sie nicht an! . ."" Wir sind aber auswärts wie im Innern geschlagen, und ich sage, Sire: „„Nehmen Sie an!""

In diesem Augenblick kratzte man an der Thüre des Königs.

„Herein!" rief Ludwig XVI.

Es war der Kammerdiener Thierry.

„Sire," meldete er, „Herr Duranthon, der Justizminister, verlangt Eure Majestät zu sprechen."

„Was will er von mir? Sehen Sie nach, Herr Dumouriez."

Dumouriez ging hinaus.

In derselben Secundee wurde der Vorhang an der Verbindungsthüre, welche zur Königin ging, aufgehoben, und Marie Antoinette erschien.

„Sire! Sire!“ sagte sie, „halten Sie fest! Dieser Dumouriez ist ein Jacobiner wie die Andern! Hat er nicht die rothe Mütze aufgesetzt? Was Lafayette betrifft: Sie wissen, ich will lieber ohne ihn zu Grunde gehen, als durch ihn gerettet werden!“

Und da man die Tritte von Dumouriez sich der Thüre nähern hörte, fiel der Vorhang wieder, und die Vision verschwand.

---

## CXXIX.

### Das Veto.

Als der Vorhang niedergefallen war, wurde die Thüre wieder geöffnet.

„Sire,“ sagte Dumouriez, „auf den Antrag von Herrn Vergniaud ist das Decret gegen die Priester so eben durchgegangen.“

„Oh!“ rief der König, indem er aufstand, „das ist eine Verschwörung. Und wie ist das Decret abgefaßt?“

„Hier ist es, Sire, Herr Duranthon brachte es für Sie, Sire. Ich dachte, Eure Majestät würde mir die Ehre erweisen, mir allein ihre Meinung darüber zu sagen, ehe sie von dieser Sache im Cabinetsrathe spräche.“

„Sie haben Recht. Geben Sie mir dieses Papier.“

Und mit einer vor Aufregung zitternden Stimme las der König das Decret, dessen Inhalt wir schon gegeben haben.

Nachdem er gelesen, zerknitterte er das Papier in seinen Händen und warf es weit von sich.

„Nie werde ich ein solches Decret sanctioniren!“ sagte er.

„Sire,“ sprach Dumouriez, „entschuldigen Sie, daß ich diesmal einer der Eurer Majestät entgegengesetzten Ansicht bin.“

„Mein Herr, ich kann in politischen Dingen unschlüssig sein, in religiösen nie. In politischen Dingen urtheile ich mit meinem Geiste, und der Geist kann sich irren; in religiösen Dingen urtheile ich mit meinem Gewissen, und das Gewissen ist unfehlbar.“

„Sire,“ entgegnete Dumouriez, „vor einem Jahre haben Sie das Decret über den Eid der Priester sanctionirt.“

„Ei! mein Herr,“ rief der König, „ich bin genöthigt worden, dies zu thun!“

„Sire, hiebei hätten Sie Ihr Veto aussprechen müssen; das zweite Decret ist nur die Consequenz des ersten. Das erste hat alle Uebel Frankreichs herbeigeführt; das zweite ist das Mittel gegen diese Uebel: es ist hart, aber nicht grausam; das erste war ein religiöses Gesetz: es griff die Denkfreiheit in Dingen des Cultus an. Dieses ist ein politisches Gesetz, das nur die Sicherheit und die Ruhe des Königreichs betrifft; es ist die Sicherheit der nicht beeidigten Priester gegen die Verfolgung. Weit entfernt, sie durch Ihr Veto zu retten, nehmen Sie ihnen den Beistand des Gesetzes, setzen Sie dieselben der Gefahr der Ermordung aus, und treiben Sie die Franzosen an, ihre Henker zu werden. Es ist also meine Ansicht, Sire — verzeihen Sie die Offenherzigkeit eines Soldaten, — es ist meine Ansicht, daß, da Sie, ich wage es zu sagen, den Fehler begangen haben, das Decret über den Eid der Priester zu sanctioniren, Ihr Veto bei diesem zweiten Decrete angewendet, welches die Ströme des Blutes, das vergossen werden soll,

aufhalten kann, auf das Gewissen Eurer Majestät alle Verbrechen laden wird, zu denen sich das Volk hinreißen läßt."

„Zu was für Verbrechen soll es sich denn hinreißen lassen? zu was für Verbrechen, die größer als diejenigen, welche es schon begangen hat?" sagte eine Stimme, die aus der Tiefe des Gemaches kam.

Dumouriez bebte bei diesem vibrirenden Tone; er hatte den metallischen Klang der Stimme der Königin erkannt.

„Ah! Madame," sagte er, „ich hätte lieber Alles mit dem König zu Ende gebracht."

„Mein Herr," erwiederte die Königin mit einem bittern Lächeln für Dumouriez und einem beinahe verächtlichem Blicke für den König, „ich habe nur eine Frage an Sie zu machen."

„Welche, Madame?"

„Glauben Sie, daß der König noch länger die Drohungen von Roland, die Unverschämtheiten von Clavières und die Schurkereien von Servan ertragen soll?"

„Nein, Madame," erwiederte Dumouriez, „ich bin hierüber entrüstet wie Sie; ich bewundere die Geduld des Königs, und wenn dieser Punkt zur Sprache kommt, werde ich es wagen, den König zu bitten, er möge sein Ministerium ganz und gar wechseln."

„Ganz und gar?" versetzte der König.

„Ja; Eure Majestät entlasse uns alle Sechs, und sie wähle, wenn sie solche finden kann, Männer, welche keiner Partei angehören."

„Nein, nein," versetzte der König; „nein, Sie sollen bleiben, Sie und der gute Lacoste, und Duranthon auch; thun Sie mir aber den Gefallen, mich von diesen drei unverschämten Meuterern zu befreien; denn ich schwöre Ihnen, mein Herr, meine Geduld ist zu Ende."

„Die Sache ist gefährlich."

„Und Sie weichen vor der Gefahr zurück?" sagte die Königin.

„Nein, Madame," erwiederte Dumouriez, „nur werde ich meine Bedingungen machen."

„Ihre Bedingungen?" rief hoffärtig die Königin.

Dumouriez verbeugte sich.

„Sprechen Sie, mein Herr," sagte der König.

„Sire," sprach Dumouriez, „ich bin den Streichen von drei Parteien, welche Paris theilen, bloßgestellt. Girondisten, Feuillants, Jacobiner schlagen gegen mich um die Wette; ich bin völlig der Popularität beraubt und da man nur durch die öffentliche Meinung einige Fäden der Regierung festhalten kann, so kann ich Ihnen wirklich nur unter einer Bedingung nützlich sein."

„Unter welcher?"

„Daß man laut sagt, Sire, ich sei mit meinen zwei Collegen nur geblieben, um die zwei Decrete, welche so eben erlassen worden, zu sanctioniren."

„Das kann nicht sein!" rief der König.

„Unmöglich! unmöglich!" wiederholte die Königin.

„Sie schlagen dies aus?"

„Mein grausamster Feind würde mir nicht härtere Bedingungen, als die, welche Sie mir machen, auferlegen," sagte der König.

„Sire, so wahr ich ein Edelmann bin, bei meiner Soldatenehre, ich glaube, daß sie für Ihre Sicherheit nothwendig sind," sprach Dumouriez.

Sodann sich an die Königin wendend:

„Madame, wenn es nicht für Sie selbst ist, wenn die unerschrockene Tochter von Maria Theresia nicht nur die Gefahr verachtet, sondern sogar, nach dem Beispiele ihrer Mutter, bereit ist, derselben entgegenzugehen, so bedenken Sie, daß Sie nicht allein sind, denken Sie an den König, denken Sie an Ihre Kinder; statt sie an den Abgrund zu treiben, verbinden Sie sich mit mir um Seine Majestät am Rande des Abgrundes, gegen

den sich der Thron neigt, zurückzuhalten! Habe ich die Sanction der Decrete für nothwendig erachtet, ehe Seine Majestät gegen mich ihren Wunsch ausdrückte, von diesen zwei Meuterern, die ihr beschwerlich sind, befreit zu werden," fügte er bei, indem er sich an den König wandte, „so beurtheilen Sie, wie sehr ich sie, wenn es sich darum handelt, dieselben zu entfernen, für unerläßlich halten muß; entlassen Sie die Minister, ohne die Decrete zu sanctioniren, so wird das Volk zwei Motive haben, auf Sie aufgebracht zu sein: es wird Sie als einen Feind der Constitution ansehen, und die entlassenen Minister werden in seinen Augen für Märtyrer gelten, und ich stehe nicht dafür, daß binnen wenigen Tagen nicht die gewichtigsten Ereignisse zugleich Ihre Krone und Ihr Leben in Gefahr setzen. Ich für meine Person mache Eure Majestät zum Voraus darauf aufmerksam, daß ich nicht, selbst um ihr zu dienen, ich sage nicht gegen meine Grundsätze, sondern gegen meine Ueberzeugungen gehen kann. Duranthon und Lacoste denken wie ich; ich habe jedoch keinen Auftrag, für sie zu sprechen. Ich, was mich betrifft, das habe ich Ihnen gesagt, Sire, und ich wiederhole es, werde nur im Ministerium bleiben, wenn Eure Majestät die zwei Decrete sanctionirt."

Der König machte eine Bewegung der Ungeduld.

Dumouriez verbeugte sich und ging nach der Thüre.

Der König wechselte einen raschen Blick mit der Königin.

„Mein Herr!" rief diese.

Dumouriez blieb stehen.

„Bedenken Sie doch, wie hart es für den König ist, ein Decret zu sanctioniren, das nach Paris zwanzigtausend Schufte führt, die uns umbringen können!"

„Madame," erwiederte Dumouriez, „ich weiß, die Gefahr ist groß; darum muß man ihr ins Gesicht schauen und sie nicht übertreiben. Das Decret sagt, die executive Gewalt werde den Ort der Zusammenkunft dieser zwan-

zigtausend Mann bezeichnen, welche nicht lauter Schufte sind; es sagt auch, der Kriegsminister werde ihnen Officiere und eine Organisationsweise geben."

„Aber, mein Herr, der Kriegsminister ist Servan!"

„Nein, Sire: der Kriegsminister bin ich von dem Augenblicke an, wo Servan sich zurückzieht."

„Ah! ja, Sie?" sagte der König.

„Sie werden also das Kriegsministerium übernehmen?" fragte die Königin.

„Ja, Madame, und ich werde hoffentlich gegen Ihre Feinde das über Ihrem Haupte schwebende Schwert drehen."

Der König und die Königin schauten sich aufs Neue an, als wollten sie sich mit einander berathen.

„Nehmen Sie an," fuhr Dumouriez fort, „ich bezeichne Soissons als Platz für das Lager, ich ernenne dort als Commandanten einen festen und verständigen Generallieutenant mit zwei guten Generalmajoren; man wird diese Leute in Bataillons formiren; sowie vier bis fünf vorhanden sind, wird der Minister Gesuche der Generale benützen, um sie an die Gränze zu schicken, und dann, Sie sehen es wohl, Sire, wird dieses, in schlimmer Absicht gemachte Decret, weit entfernt, schädlich zu sein, nützlich werden."

„Sind Sie aber sicher, daß Sie die Erlaubniß erhalten, die Versammlung in Soissons stattfinden zu lassen?" fragte der König.

„Ich stehe dafür."

„Dann übernehmen Sie das Kriegsministerium."

„Sire," sagte Dumouriez, „beim Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten habe ich nur eine leichte, mittelbare Verantwortlichkeit; ganz anders ist es beim Kriegsministerium: Ihre Generale sind meine Feinde; Sie haben ihre Schwäche gesehen; ich werde für ihre Fehler verantwortlich sein; doch es handelt sich um das Leben Eurer Majestät, um die Sicherheit der Königin,

den sich der Thron neigt, zurückzuhalten! Habe ich die Sanction der Decrete für nothwendig erachtet, ehe Seine Majestät gegen mich ihren Wunsch ausdrückte, von diesen zwei Meuterern, die ihr beschwerlich sind, befreit zu werden," fügte er bei, indem er sich an den König wandte, „so beurtheilen Sie, wie sehr ich sie, wenn es sich darum handelt, dieselben zu entfernen, für unerläßlich halten muß; entlassen Sie die Minister, ohne die Decrete zu sanctioniren, so wird das Volk zwei Motive haben, auf Sie aufgebracht zu sein: es wird Sie als einen Feind der Constitution ansehen, und die entlassenen Minister werden in seinen Augen für Märtyrer gelten, und ich stehe nicht dafür, daß binnen wenigen Tagen nicht die gewichtigsten Ereignisse zugleich Ihre Krone und Ihr Leben in Gefahr setzen. Ich für meine Person mache Eure Majestät zum Voraus darauf aufmerksam, daß ich nicht, selbst um ihr zu dienen, ich sage nicht gegen meine Grundsätze, sondern gegen meine Ueberzeugungen gehen kann. Duranthon und Lacoste denken wie ich; ich habe jedoch keinen Auftrag, für sie zu sprechen. Ich, was mich betrifft, das habe ich Ihnen gesagt, Sire, und ich wiederhole es, werde nur im Ministerium bleiben, wenn Eure Majestät die zwei Decrete sanctionirt."

Der König machte eine Bewegung der Ungeduld.

Dumouriez verbeugte sich und ging nach der Thüre.

Der König wechselte einen raschen Blick mit der Königin.

„Mein Herr!" rief diese.

Dumouriez blieb stehen.

„Bedenken Sie doch, wie hart es für den König ist, ein Decret zu sanctioniren, das nach Paris zwanzigtausend Schufte führt, die uns umbringen können!"

„Madame," erwiederte Dumouriez, „ich weiß, die Gefahr ist groß; darum muß man ihr ins Gesicht schauen und sie nicht übertreiben. Das Decret sagt, die executive Gewalt werde den Ort der Zusammenkunft dieser zwan-

zigtausend Mann bezeichnen, welche nicht lauter Schufte sind; es sagt auch, der Kriegsminister werde ihnen Officiere und eine Organisationsweise geben."

„Aber, mein Herr, der Kriegsminister ist Servan!"

„Nein, Sire: der Kriegsminister bin ich von dem Augenblicke an, wo Servan sich zurückzieht."

„Ah! ja, Sie?" sagte der König.

„Sie werden also das Kriegsministerium übernehmen?" fragte die Königin.

„Ja, Madame, und ich werde hoffentlich gegen Ihre Feinde das über Ihrem Haupte schwebende Schwert drehen."

Der König und die Königin schauten sich aufs Neue an, als wollten sie sich mit einander berathen.

„Nehmen Sie an," fuhr Dumouriez fort, „ich bezeichne Soissons als Platz für das Lager, ich ernenne dort als Commandanten einen festen und verständigen Generallieutenant mit zwei guten Generalmajoren; man wird diese Leute in Bataillons formiren; sowie vier bis fünf vorhanden sind, wird der Minister Gesuche der Generale benützen, um sie an die Gränze zu schicken, und dann, Sie sehen es wohl, Sire, wird dieses, in schlimmer Absicht gemachte Decret, weit entfernt, schädlich zu sein, nützlich werden."

„Sind Sie aber sicher, daß Sie die Erlaubniß erhalten, die Versammlung in Soissons stattfinden zu lassen?" fragte der König.

„Ich stehe dafür."

„Dann übernehmen Sie das Kriegsministerium."

„Sire," sagte Dumouriez, „beim Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten habe ich nur eine leichte, mittelbare Verantwortlichkeit; ganz anders ist es beim Kriegsministerium: Ihre Generale sind meine Feinde; Sie haben ihre Schwäche gesehen; ich werde für ihre Fehler verantwortlich sein; doch es handelt sich um das Leben Eurer Majestät, um die Sicherheit der Königin,

um die ihrer erhabenen Kinder, um die Aufrechthaltung der Constitution, und ich nehme an! Ueber diesen Punkt, Sire, über die Sanction des Decrets die zwanzigtausend Mann betreffend, sind wir also einverstanden?"

„Sind Sie Kriegsminister, mein Herr, so verlasse ich mich ganz auf Sie."

„Kommen wir nun auf das Decret hinsichtlich der Priester."

„Dieses, mein Herr, werde ich, wie ich Ihnen schon gesagt habe, nie sanctioniren."

„Sire, dadurch, daß Sie das erste sanctionirten, haben Sie sich selbst in die Nothwendigkeit versetzt, das zweite zu sanctioniren."

„Ich habe einen ersten Fehler gemacht, den ich mir vorwerfe, das ist aber kein Grund, um einen zweiten zu machen."

„Sire, sanctioniren Sie dieses Decret nicht, so wird der zweite Fehler noch viel größer sein, als der erste."

„Sire!" sagte die Königin.

Der König wandte sich gegen Marie Antoinette um.

„Und Sie auch, Madame?"

„Sire, ich muß gestehen, daß ich bei diesem Punkte und nach den Erklärungen, die er uns gegeben hat, der Ansicht von Herrn Dumouriez bin."

„Nun wohl, dann . . ." sprach der König.

„Dann, Sire . . ." wiederholte Dumouriez.

„Ich willige ein, doch unter der Bedingung, daß Sie mich so bald als möglich von den drei Meuterern befreien."

„Glauben Sie, Sire," erwiederte Dumouriez, „ich werde die erste Gelegenheit ergreifen, und diese Gelegenheit, dessen bin ich sicher, Sire, wird nicht auf sich warten lassen."

Und er verbeugte sich vor dem König und der Königin und ging ab.

Beide folgten mit den Augen dem neuen Kriegsminister, bis die Thüre wieder geschlossen war.

„Sie haben mir gewinkt, daß ich annehmen soll," sprach der König; „was haben Sie mir nun zu sagen?"

„Nehmen Sie vor Allem das Decret in Betreff der zwanzigtausend Mann an," erwiederte die Königin; „lassen Sie ihn sein Lager in Soissons machen, lassen Sie ihn seine Leute zerstreuen, und hernach ... Nun, wohl, hernach werden Sie sehen, was Sie hinsichtlich des Decretes über die Priester zu thun haben."

„Er wird mich an mein Wort mahnen, Madame."

„Gut! er wird compromittirt sein, und Sie werden ihn festhalten."

„Er wird im Gegentheil mich festhalten, Madame; er wird mein Wort haben."

„Bah!" versetzte die Königin, „es gibt ein Mittel hiefür, wenn man ein Zögling von Herrn de la Vauguyon ist!"

Und sie nahm den Arm des Königs und zog ihn in das anstoßende Zimmer fort.

---

## CXXX.

## Die Gelegenheit.

Der wahre Krieg des Augenblicks wurde, wie gesagt, zwischen der Rue Guénégaud und den Tuilerien, zwischen der Königin und Madame Roland geführt.

Seltsamer Weise hatten die zwei Frauen auf ihre

Männer einen Einfluß, der sie alle Vier zum Tode führte.

Nur ging Jeder auf einem entgegengesetzten Wege dahin.

Die von uns so eben erzählten Ereignisse waren am 10. Juni vorgefallen; am Abend des 11. Juni trat Servan ganz freudig bei Madame Roland ein.

„Wünschen Sie mir Glück, liebe Freundin," sagte er; „ich habe die Ehre, aus dem Conseil gejagt worden zu sein."

„Wie dies?" fragte Madame Roland.

„Die Sache verhält sich ganz genau so: Diesen Morgen begab ich mich zum König, um mit ihm über einige Angelegenheiten meines Departements zu sprechen, und nachdem dies beendigt war, nahm ich warm die Frage über das Lager von zwanzigtausend Mann in Angriff; aber . . ."

„Aber . . ."

„Beim ersten Worte, das ich hievon sagte, wandte mir der König sehr übler Laune den Rücken zu, und heute Abend hat mir Herr Dumouriez im Namen Seiner Majestät das Portefeuille des Krieges wieder abgenommen."

„Dumouriez?"

„Ja."

„Er spielt da eine garstige Rolle, was mich aber nicht wundert. Fragen Sie Roland, was ich ihm über diesen Menschen an dem Tage sagte, wo ich ihn zum ersten Male sah. Ueberdies sind wir davon unterrichtet, daß er täglich Besprechungen mit der Königin hat."

„Das ist ein Verräther!"

„Nein, doch ein Ehrgeiziger. Holen Sie Roland und Clavières."

„Wo ist Roland?"

„Er gibt Audienzen im Ministerium des Innern."

„Und Sie, was werden Sie mittlerweile machen?"

„Einen Brief, den ich Ihnen bei Ihrer Rückkehr mittheilen werde ... Gehen Sie."

„Sie sind wahrhaftig die berühmte Göttin Vernunft, welche die Philosophen seit so langer Zeit anrufen."

„Und die die Leute von Gewissen gefunden haben ... Kommen Sie nicht ohne Clavières zurück."

„Diese Ermahnung wird wahrscheinlich einen Verzug veranlassen."

„Ich brauche eine Stunde."

„Arbeiten Sie! und der Genius Frankreichs inspirire Sie."

Servan ging ab. Als die Thüre kaum geschlossen war, saß Madame Roland an ihrem Bureau und schrieb folgenden Brief:

„Sire,

„Der gegenwärtige Zustand Frankreichs kann nicht länger fortwähren: das ist eine Krise, deren Heftigkeit den höchsten Grad erreicht hat; sie muß mit einem Ausbruche endigen, der Eure Majestät eben so sehr interessiren soll, als er von gewichtiger Bedeutung für das ganze Reich ist.

„Mit Ihrem Vertrauen beehrt und auf einen Posten gestellt, wo ich die Wahrheit sehen muß, wage ich es, sie Ihnen zu sagen; das ist eine Verpflichtung, die mir durch Sie selbst auferlegt wird. Die Franzosen haben sich eine Constitution gegeben; sie hat Unzufriedene und Rebellen gemacht; die Majorität der Nation will sie aufrecht erhalten; sie hat geschworen, sie um den Preis ihres Blutes zu vertheidigen, und mit Freuden hat sie den Bürgerkrieg gesehen, der ihr ein großes Mittel sie zu sichern bot. Doch die Minorität hat, unterstützt durch Hoffnungen, alle ihre Kräfte zusammengerafft, um den Vortheil zu erringen; hievon dieser innere Krieg gegen die Gesetze, diese Anarchie, über welche die guten

Bürger seufzen und die die Böswilligen sich zu Nutze zu machen besorgt gewesen sind, um das neue Regime zu verleumden; hievon die überall erregte Spaltung, denn nirgends besteht Gleichgültigkeit: man will entweder den Sieg oder die Abänderung der Constitution; man handelt, um sie aufrecht zu halten oder um sie zu verwandeln. Ich enthalte mich, zu prüfen, was sie an und für sich ist, um nur zu erwägen, was die Umstände heischen, und indem ich mich der Sache so viel als möglich fremd mache, suche ich, was man erwarten kann und was zu begünstigen sich geziemt.

„Eure Majestät genoß große Prärogative, von denen sie glaubte, sie gehören dem Königthum; erzogen in der Idee, sie sich zu bewahren, konnte sie sich dieselben nicht mit Vergnügen nehmen sehen; das Verlangen, dieselben sich zurückgeben zu lassen, war ebenso natürlich, als das Bedauern, sie vernichten zu sehen. Diese Gefühle, welche der Natur des menschlichen Herzens gleichsam ankleben, mußten an der Berechnung der Feinde der Revolution Theil nehmen; sie zählten also auf eine geheime Gunst, bis die Umstände eine erklärte Protection erlauben würden. Es konnten diese Gesinnungen der Nation selbst nicht entgehen, und sie mußten sie im Mißtrauen erhalten. Eure Majestät war daher beständig in der Alternative, ihren ersten Gewohnheiten, ihren Privatneigungen nachzugeben, oder durch die Philosophie dictirte, durch die Nothwendigkeit geforderte Opfer zu bringen; folglich die Rebellen dadurch kühn zu machen, daß Sie die Nation beunruhigten, oder diese dadurch zu beschwichtigen, daß Sie sich mit ihr verbanden. Alles hat sein Ziel, und das der Ungewißheit ist endlich gekommen.

„Kann Eure Majestät heute sich offen mit denjenigen verbinden, welche die Constitution abzuändern sich streben, oder muß sie sich edelmüthig und ohne Rücksicht dem weihen, daß sie ihr den Sieg verschafft? Das

ist die wahre Frage, deren Lösung der gegenwärtige Zustand der Dinge unvermeidlich macht.

„Was die sehr metaphysische Frage betrifft, ob die Franzosen für die Freiheit reif seien, so ist ihre Erörterung hier ohne Werth, denn es handelt sich nicht darum, zu beurtheilen, was in einem Jahrhundert aus uns wird geworden sein, sondern zu sehen, wozu die gegenwärtige Nation fähig ist.

„Die Erklärung der Menschenrechte ist ein politisches Evangelium geworden und die französische Constitution eine Religion, für welche das Volk umzukommen bereit ist. Man ist in der Hitze zuweilen auch schon so weit gegangen, daß man das Gesetz ergänzt hat, und war dieses nicht streng genug, um die Störer im Zaume zu halten, so haben sich die Bürger erlaubt, sie selbst zu bestrafen. So sind Güter von Emigrirten oder von Personen, die man als zu ihrer Partei gehörend erkannte, den Verwüstungen, welche die Rache einflößte, preisgegeben gewesen; darum haben sich so viele Departements genöthigt gesehen, streng gegen die Priester zu verfahren, welche die öffentliche Meinung geächtet hatte, und aus denen sie Opfer gemacht haben würde.

„Bei diesem Zusammenstoß der Interessen haben alle Gefühle den Ausdruck der Leidenschaft angenommen. Das Vaterland ist kein Wort, das die Einbildungskraft aus Wohlgefallen verschönert hat; es ist ein Wesen, dem man Opfer gebracht, dem man sich alle Tage mehr durch die Besorgnisse, die es verursacht, anschließt, das man durch große Anstrengungen geschaffen hat, das sich mitten unter Unruhen erhebt, und das man eben so sehr durch das, was es kostet, als durch das, was man davon hofft, liebt.

Bis zu welchem Grade muß diese Begeisterung steigen in dem Augenblicke, wo die auswärts vereinigten feindlichen Kräfte sich mit den inneren Intriguen einverstehen, um die unseligsten Streiche zu führen!

„Die Gährung ist außerordentlich in allen Theilen des Reiches; sie wird auf eine furchtbare Art losbrechen, wenn sie nicht endlich ein durch die Vernunft begründetes Vertrauen zu besänftigen vermag; doch dieses Vertrauen wird sich nicht mit Betheuerungen wieder herstellen: es vermöchte nur Thatsachen zur Basis zu haben.

„Es ist für die französische Nation augenscheinlich, daß ihre Constitution fortschreiten kann, daß die Regierung jede Stärke, die ihr nothwendig ist, haben wird, sobald Eure Majestät durchaus den Sieg dieser Constitution will, darum den legislativen Körper mit der ganzen Macht der Vollziehung unterstützt und so den Besorgnissen des Volkes jeden Vorwand und den Unzufriedenen jede Hoffnung benimmt.

„So sind, zum Beispiel, zwei Beschlüsse gefaßt worden; beide interessiren wesentlich die öffentliche Ruhe und die Wohlfahrt des Staates. Die Verzögerung ihrer Sanction flößt Mißtrauen ein; zieht sie sich in die Länge, so wird sie Unzufriedenheit verursachen, und ich muß sagen: bei der gegenwärtigen Gährung der Geister kann die Unzufriedenheit zu Allem führen!

„Es ist nicht mehr Zeit, zurückzuweichen; es ist sogar nicht mehr möglich; zu temporisiren. Die Revolution ist in den Geistern gemacht; sie wird sich um den Preis des Blutes vollenden und mit diesem besiegelt werden, kommt die Weisheit nicht Mißgeschicken zuvor, die sich noch vermeiden lassen.

„Ich weiß, daß man sich einbilden kann, man vermöge Alles zu bewerkstelligen und Alles im Zaume zu halten durch extreme Maßregeln; hätte man aber die Gewalt angewendet, um die Nationalversammlung zu zwingen, hätte man den Schrecken in Paris, die Spaltung und die Bestürzung in seinen Umgebungen verbreitet, so würde sich ganz Frankreich mit Entrüstung erheben und, sich selbst in den Gräueln eines Bürgerkrie-

ges zerreißend, jene finstere Energie, die Mutter der Tugenden und der Verbrechen, entwickeln, die immer unheilvoll für diejenigen, welche sie hervorgerufen haben.

„Die Wohlfahrt des Staates und das Glück Eurer Majestät sind innig verbunden; keine Macht ist im Stande, sie zu trennen; grausame Bangigkeiten und sichere Unglücksfälle werden Ihren Thron umgeben, wird er nicht durch Sie selbst auf die Grundlagen der Constitution gestützt und befestigt in dem Frieden, den ihre Aufrechthaltung uns endlich verschaffen muß.

„Die Stimmung der Geister, der Lauf der Dinge, die Gründe der Politik, das Interesse Eurer Majestät machen somit die Obliegenheit, sich mit dem gesetzgebenden Körper zu vereinigen und dem Wunsche der Nation zu entsprechen, unerläßlich; sie machen eine Nothwendigkeit aus dem, was die Principien als eine Pflicht darstellen; die diesem liebreichen Volke natürliche Empfänglichkeit ist aber bereit, ein Motiv der Dankbarkeit hierin zu finden. Man hat Sie grausam getäuscht, Sire, wenn man Ihnen Entfremdung oder Mißtrauen gegen dieses leicht zu rührende Volk einflößte; indem man Sie in beständiger Unruhe erhielt, hat man Sie zu einem Benehmen gebracht, das dieses Volk selbst beunruhigen mußte. Es sehe, daß Sie entschlossen sind, ihren Gang die Constitution, an die es seine Glückseligkeit geknüpft hat, nehmen zu lassen, und bald werden Sie der Gegenstand seiner Dankesäußerungen sein.

„Das Benehmen der Priester an vielen Orten, die Vorwände, die der Fanatismus den Unzufriedenen lieferte, haben ein weises Gesetz gegen die Ruhestörer veranlaßt. Eure Majestät gebe ihm ihre Sanction! die öffentliche Ruhe fordert sie und das Heil der Priester verlangt danach; besteht dieses Gesetz nicht in Kraft, so werden die Departements genöthigt sein, ihm, wie sie es allenthalben thun, Gewaltsmaßregeln zu substituiren, und das aufgebrachte Volk wird durch Excesse dabei ergänzen.

„Die Versuche unserer Feinde, die Aufregung, die sich wiederholt in der Hauptstadt kundgegeben hat, die außerordentlichen Besorgnisse, welche das Benehmen Ihrer Garde einflößte, und die durch die Beweise von Zufriedenheit unterhalten werden, welche man ihr durch Eure Majestät in einer unter den obwaltenden Umständen wahrhaft unpolitischen Proclamation hat geben lassen, die Lage von Paris, seine Nähe bei der Gränze haben das Bedürfniß eines Lagers in seiner Nachbarschaft fühlbar gemacht; diese Maßregel, deren Weisheit und Dringlichkeit von allen guten Geistern entschieden anerkannt worden ist, erwartet nur noch die Sanction Eurer Majestät. Warum müssen ihr Zögerungen das Ansehen der Unlust geben, während ihr die Schnelligkeit alle Herzen gewinnen würde! Schon haben die Versuche des Generalstabs der Pariser Nationalgarde gegen diese Maßregel auf die Vermuthung geführt, er handle durch höhere Eingebung; schon erregen die Declamationen einiger übertriebenen Demagogen den Verdacht, sie stehen in Verbindung mit den beim Umsturze der Constitution Interessirten; schon compromittirt die öffentliche Meinung alle Intentionen Eurer Majestät. Noch ein Verzug, und das Volk wird betrübt in seinem König den Freund und Genossen der Verschwörer sehen.

„Gerechter Himmel! solltest du mit Blindheit die Mächte der Erde geschlagen haben, und werden sie immer nur Räthe hören, die sie zu ihrem Untergange fortreißen?

„Ich weiß, daß die strenge Sprache der Wahrheit selten beim Throne angenommen wird; ich weiß auch, daß, weil sie sich nie dort hörbar macht, die Revolutionen nothwendig werden; ich weiß besonders, daß ich sie gegen Eure Majestät führen muß, nicht nur als den Gesetzen untergebener Bürger, sondern auch als mit ihrem Vertrauen beehrter oder mit Functionen, die es voraussetzen, bekleideter Minister, und ich kenne nichts,

was mich abhalten kann, eine Pflicht zu erfüllen, deren Bewußtsein ich habe.

„In demselben Geiste wiederhole ich Eurer Majestät meine Vorstellungen über die Verpflichtung und die Nützlichkeit, das Gesetz zu vollziehen, das einen Secretär im Conseil zu haben vorschreibt; schon die Existenz des Gesetzes allein spricht so mächtig, daß es scheinen sollte, der Vollzug müsse ohne Aufschub erfolgen; es ist aber wichtig, den Berathungen den erforderlichen Ernst, die nothwendige Weisheit und Reife zu erhalten, und verantwortliche Minister brauchen ein Mittel, ihre Meinungen zu constatiren: hätte dieses bestanden, so würde ich mich in gegenwärtigem Augenblicke nicht schriftlich an Eure Majestät wenden.

„Das Leben ist nichts für einen Mann, der seine Pflichten höher als Alles achtet; doch nach dem Glücke, sie erfüllt zu haben, ist das einzige Gut, für das er noch empfänglich ist, das, zu beweisen, daß er sie mit Treue erfüllt hat, und selbst dies ist eine Verbindlichkeit für den Staatsmann.

„Am 10. Juni 1792, im Jahre IV der Freiheit."

Der Brief war vollendet; er war in einem Zuge geschrieben worden, als Servan, Clavières und Roland zurückkamen.

Mit zwei Worten setzte Madame Roland den Plan den drei Freunden auseinander.

Der Brief, den man unter Dreien lesen würde, sollte am andern Tage den drei abwesenden Ministern vorgelesen werden: Duranthon, Lacoste und Dumouriez.

Sie würden ihn entweder gut heißen und ihre Unterschrift der von Roland beisetzen, oder sie würden ihn verwerfen, und Servan, Clavières und Roland würden collectiv ihre Entlassung nehmen, welche motivirt wäre durch die Weigerung ihrer Collegen, einen Brief zu un-

„Die Versuche unserer Feinde, die Aufregung, die sich wiederholt in der Hauptstadt kundgegeben hat, die außerordentlichen Besorgnisse, welche das Benehmen Ihrer Garde einflößte, und die durch die Beweise von Zufriedenheit unterhalten werden, welche man ihr durch Eure Majestät in einer unter den obwaltenden Umständen wahrhaft unpolitischen Proclamation hat geben lassen, die Lage von Paris, seine Nähe bei der Gränze haben das Bedürfniß eines Lagers in seiner Nachbarschaft fühlbar gemacht; diese Maßregel, deren Weisheit und Dringlichkeit von allen guten Geistern entschieden anerkannt worden ist, erwartet nur noch die Sanction Eurer Majestät. Warum müssen ihr Zögerungen das Ansehen der Unlust geben, während ihr die Schnelligkeit alle Herzen gewinnen würde! Schon haben die Versuche des Generalstabs der Pariser Nationalgarde gegen diese Maßregel auf die Vermuthung geführt, er handle durch höhere Eingebung; schon erregen die Declamationen einiger übertriebenen Demagogen den Verdacht, sie stehen in Verbindung mit den beim Umsturze der Constitution Interessirten; schon compromittirt die öffentliche Meinung alle Intentionen Eurer Majestät. Noch ein Verzug, und das Volk wird betrübt in seinem König den Freund und Genossen der Verschwörer sehen.

„Gerechter Himmel! solltest du mit Blindheit die Mächte der Erde geschlagen haben, und werden sie immer nur Räthe hören, die sie zu ihrem Untergange fortreißen?

„Ich weiß, daß die strenge Sprache der Wahrheit selten beim Throne angenommen wird; ich weiß auch, daß, weil sie sich nie dort hörbar macht, die Revolutionen nothwendig werden; ich weiß besonders, daß ich sie gegen Eure Majestät führen muß, nicht nur als den Gesetzen untergebener Bürger, sondern auch als mit ihrem Vertrauen beehrter oder mit Functionen, die es voraussetzen, bekleideter Minister, und ich kenne nichts,

was mich abhalten kann, eine Pflicht zu erfüllen, deren Bewußtsein ich habe.

„In demselben Geiste wiederhole ich Eurer Majestät meine Vorstellungen über die Verpflichtung und die Nützlichkeit, das Gesetz zu vollziehen, das einen Secretär im Conseil zu haben vorschreibt; schon die Existenz des Gesetzes allein spricht so mächtig, daß es scheinen sollte, der Vollzug müsse ohne Aufschub erfolgen; es ist aber wichtig, den Berathungen den erforderlichen Ernst, die nothwendige Weisheit und Reife zu erhalten, und verantwortliche Minister brauchen ein Mittel, ihre Meinungen zu constatiren: hätte dieses bestanden, so würde ich mich in gegenwärtigem Augenblicke nicht schriftlich an Eure Majestät wenden.

„Das Leben ist nichts für einen Mann, der seine Pflichten höher als Alles achtet; doch nach dem Glücke, sie erfüllt zu haben, ist das einzige Gut, für das er noch empfänglich ist, das, zu beweisen, daß er sie mit Treue erfüllt hat, und selbst dies ist eine Verbindlichkeit für den Staatsmann.

„Am 10. Juni 1792, im Jahre IV der Freiheit."

Der Brief war vollendet; er war in einem Zuge geschrieben worden, als Servan, Clavières und Roland zurückkamen.

Mit zwei Worten setzte Madame Roland den Plan den drei Freunden auseinander.

Der Brief, den man unter Dreien lesen würde, sollte am andern Tage den drei abwesenden Ministern vorgelesen werden: Duranthon, Lacoste und Dumouriez.

Sie würden ihn entweder gut heißen und ihre Unterschrift der von Roland beisetzen, oder sie würden ihn verwerfen, und Servan, Clavières und Roland würden collectiv ihre Entlassung nehmen, welche motivirt wäre durch die Weigerung ihrer Collegen, einen Brief zu un-

terzeichnen, der den drei so eben Genannten die wahre Meinung Frankreichs auszudrücken schien.

Man würde sodann den Brief in der Nationalversammlung niederlegen, und es könnte Frankreich kein Zweifel über die Ursache des Austritts der drei patriotischen Minister bleiben.

Der Brief wurde den drei Freunden vorgelesen, und sie fanden kein Wort daran zu ändern. Madame Roland war eine gemeinschaftliche Seele, aus der Jeder das Elixir der Vaterlandsliebe schöpfte.

Nicht dasselbe war aber am andern Tage der Fall, nachdem Roland den Brief Dumouriez, Lacoste und Duranthon vorgelesen hatte.

Alle Drei billigten den Gedanken, waren jedoch verschiedener Meinung über die Art, ihn auszudrücken; schließlich weigerten sie sich, zu unterzeichnen, indem sie sagten, es sei besser sich in Person zum König zu begeben.

Das war eine Art, der Frage auszuweichen.

Roland schickte noch am Abend dem König den Brief von ihm allein unterzeichnet.

Beinahe in demselben Augenblick übersandten Lacoste, Roland und Clavières ihre Entlassung.

Wie Dumouriez gesagt, hatte die Gelegenheit nicht auf sich warten lassen.

Allerdings hatte sie der König auch nicht versäumt.

Am andern Tage wurde, wie dies verabredet war, der Brief von Roland auf der Tribune zu gleicher Zeit vorgelesen, da man seine Entlassung und die seiner zwei Collegen Clavières und Servan verkündigte.

Die Nationalversammlung erklärte mit einer ungeheuren Stimmenmehrheit, die drei entlassenen Minister haben sich um das Vaterland wohl verdient gemacht.

So war der Krieg im Innern und auswärts erklärt.

Die Nationalversammlung wartete, um die ersten

Schläge zu führen, nur noch, bis sie wüßte, was der König in Betreff der zwei Beschlüsse thun würde.

---

## CXXXI.

## Der Zögling von Herrn de la Vauguyon.

In dem Augenblick, wo die Nationalversammlung den Dank für die drei abtretenden Minister durch Zuruf votirte und den Druck und die Versendung in die Departements des Briefes von Roland beschloß, erschien Dumouriez an der Thüre des Sitzungssaales.

Man wußte, daß er muthig, man wußte nicht, daß er verwegen war.

Er hatte gehört, was vorging, und kam kühn, um den Stier bei den Hörnern anzugreifen.

Der Vorwand seiner Anwesenheit in der Nationalversammlung war eine merkwürdige Denkschrift über den Zustand unserer militärischen Kräfte; Kriegsminister seit dem vorhergehenden Tage, hatte er diese Arbeit in der Nacht gemacht und machen lassen: es war eine Anklage gegen Servan, welche in Wirklichkeit auf Grave und besonders auf Narbonne, seinen Vorgänger, zurückfiel.

Servan war nur zehn bis zwölf Tage lang Minister gewesen.

Dumouriez kam sehr stark: er verließ so eben den König, den er beschworen hatte, er möge treu sein dem von ihm in Betreff der Sanction der zwei Beschlüsse gegebenen Worte, und der König hatte ihm nicht nur sein Versprechen erneuert, sondern ihm auch gesagt, die Geist-

lichen, die er zu Rathe gezogen, um sein Gewissen sicher zu stellen, seien jaste derselben Ansicht wie Dumouriez gewesen.

Der Kriegsminister ging auch gerade auf die Tribune zu; er bestieg sie unter verworrenem Geschrei und wildem Gebrülle.

Hier angekommen, verlangte er kalt das Wort.

Es wurde ihm unter einem entsetzlichen Tumulte bewilligt.

Die Begierde, zu hören, was Dumouriez sagen würde, machte endlich, daß man sich besänftigte.

„Meine Herren," sprach Dumouriez, „der General Gouvion ist getödtet worden; Gott hat ihn für seine Tapferkeit belohnt; er ist die Feinde Frankreichs bekämpfend gestorben; er ist sehr glücklich! Er ist nicht Zeuge unserer gräulichen Zwistigkeiten! Ich beneide ihn um sein Loos!"

Mit großer Würde und tiefer Melancholie gesprochen, machten diese paar Worte Eindruck auf die Nationalversammlung; überdies war dieser Tod eine Diversion für die ersten Gefühle. Man berathschlagte über das, was man thun sollte, um der Familie des Generals sein Beileid zu bezeigen, und es wurde beschlossen, der Präsident sollte einen Brief schreiben.

Dann verlangte Dumouriez zum zweiten Male das Wort.

Es wurde ihm bewilligt.

Er zog seine Denkschrift aus der Tasche, doch kaum hatte er den Titel: Denkschrift über das Kriegsministerium gelesen, als Jacobiner und Girondisten zu brüllen anfingen, daß man die Lesung nicht gestatte.

Da las der Minister, unter dem Lärmen, den Eingang mit so kräftigem Ausdruck, mit so klarer Stimme, man hörte, dieser Eingang sei gegen die Factionen

gerichtet und handle von den einem Minister schuldigen Rücksichten.

Eine solche Festigkeit war gemacht, um die Zuhörer von Dumouriez im höchsten Grade zu erbittern, wären sie selbst in einer minder reizbaren Stimmung des Geistes gewesen.

„Hört Ihr ihn?" rief Guadet; „er glaubt sich schon so sicher der Macht, daß er uns Rathschläge zu geben wagt!"

„Warum nicht?" erwiederte ruhig Dumouriez, indem er sich gegen den Unterbrecher umwandte.

Wir haben vor langer Zeit schon gesagt, das Klügste in Frankreich sei der Muth: der Muth von Dumouriez imponirte seinen Gegnern; man schwieg oder man wollte wenigstens hören, und man horchte.

Die Denkschrift war verständig, lichtvoll, geschickt berechnet: so sehr man gegen den Minister eingenommen war, bei zwei Stellen klatschte man Beifall.

Lacuée, der Mitglied des Militär-Ausschusses war, bestieg die Tribune, um Dumouriez zu antworten; da rollte dieser seine Denkschrift zusammen und steckte sie ruhig in die Tasche.

Die Girondisten sahen die Bewegung; Einer von ihnen rief:

„Seht Ihr ihn, den Verräther? Er steckt seine Denkschrift wieder in die Tasche; er will sich mit seiner Denkschrift aus dem Staube machen . . . Halten wir ihn zurück! dieses Stück wird zu seiner Beschämung dienen."

Dumouriez, der nicht einen Schritt gegen die Thüre gemacht hatte, zog aber auf dieses Geschrei seine Denkschrift wieder aus der Tasche und übergab sie dem Huissier.

Ein Secretär streckte sogleich die Hand danach aus und suchte, nachdem er sie erhalten, die Unterschrift.

„Meine Herren," sagte der Secretär, „die Denkschrift ist nicht unterzeichnet."

„Er unterzeichne sie! er unterzeichne sie!" rief man von allen Seiten.

„Das war wohl meine Absicht," erwiederte Dumouriez, „und die Schrift ist so gewissenhaft gemacht, daß ich nicht anstehe, ihr meinen Namen beizusetzen. Geben Sie mir Tinte und eine Feder."

Man gab ihm eine in die Tinte getauchte Feder.

Er setzte seinen Fuß auf die Stufen der Tribune und unterzeichnete die Denkschrift auf seinem Schooße.

Der Huissier wollte sie sodann wieder nehmen; Dumouriez schob aber seinen Arm zurück und legte die Denkschrift auf das Bureau; dann ging er mit kleinen Schritten und von Zeit zu Zeit stillstehend durch den Saal, und entfernte sich durch die unter den Bänken der Linken liegende Thüre.

Ganz das Gegentheil vom Eintritt, der von Geschrei und Gezische bedeckt gewesen war, wurde der Abgang von der größten Stille begleitet; die Zuschauer der Tribunen stürzten in die Gänge, um den Mann zu sehen, der einer ganzen Versammlung Trotz geboten hatte. Vor der Thüre der Feuillants war er von drei bis vierhundert Personen umgeben, die sich mit mehr Neugierde als Haß um ihn drängten, als hätten sie am Ende vorhersehen können, drei Monate später werde er Frankreich bei Valmy retten.

Einige royalistische Abgeordnete gingen hinter einander aus dem Saale weg und liefen Dumouriez nach; für sie unterlag es keinem Zweifel mehr: der General gehörte zu den Ihrigen. Das war es gerade, was Dumouriez vorhergesehen, und darum hatte er den König versprechen lassen, er werde den zwei Decreten seine Sanction geben.

„Ei! General," sagte Einer von ihnen, „sie machen den Teufel da drinnen."

„Sie sind ihm das wohl schuldig," erwiederte Dumouriez, „denn ich kenne nur den Teufel, der sie hat machen können."

„Sie wissen nicht," sagte ein Anderer, „es ist in der Nationalversammlung davon die Rede, Sie nach Orleans zu schicken und Ihnen dort den Proceß zu machen."

„Gut!" versetzte Dumouriez, „ich brauche Feierzeit; ich werde dort Bäder nehmen, Molken trinken und ausruhen."

„General," rief ein Dritter, „sie haben so eben den Druck Ihrer Denkschrift beschlossen."

„Desto besser! das ist eine Ungeschicklichkeit, welche alle Unparteiische zu mir zurückführen wird."

Mitten unter diesem Geleite und unter diesen Aeußerungen kam er nach dem Schlosse.

Der König empfing ihn vortrefflich.

Der neue Conseil war versammelt.

Servan, Clavières und Roland entlassend, hatte Dumouriez für ihre Ersetzung besorgt sein müssen.

Als Minister des Innern hatte er Mourgues von Montpellier vorgeschlagen, einen Protestanten, Mitglied mehrerer Academien, ehemaligen Feuillant, der sich aus dem Clubb zurückgezogen.

Der König hatte diesen angenommen.

Als Minister der auswärtigen Angelegenheiten hatt er Maulde, Sémonville oder Naillac vorgeschlagen.

Der König hatte Naillac gewählt.

Als Finanzminister hatte er Vergennes, einen Neffen des früheren Ministers, vorgeschlagen.

Vergennes hatte dem König vollkommen zugesagt, und der König hatte sogleich nach ihm geschickt, doch Vergennes hatte, während er die tiefste Ergebenheit für den König kundgegeben, die Stelle ausgeschlagen.

Man hatte sodann beschlossen, dem Minister des Innern sollte interimistisch auch das Finanzministerium

übertragen werden, und Dumouriez sollte, ebenfalls interimistisch, — in Erwartung von Naillac, der von Paris abwesend, — die auswärtigen Angelegenheiten besorgen.

Nur waren die vier Minister, die sich die ernste Lage der Dinge nicht verbargen, übereingekommen, wenn der König, nachdem er die Entlassung von Servan, Clavières und Roland erlangt, das Versprechen nicht halte, gegen welches diese Entlassung gemacht worden sei, werden sie abtreten.

Der neue Conseil war also, wie gesagt, versammelt.

Der König wußte schon, was in der Nationalversammlung vorgefallen; er beglückwünschte Dumouriez wegen der Haltung, die er beobachtet, sanctionirte unmittelbar den Beschluß über das Lager von zwanzigtausend Mann, verschob jedoch auf den andern Tag die Sanction des Decretes über die Priester.

Er wand einen Gewissensskrupel ein, der, wie er sagte, von seinem Beichtiger gehoben werden müsse.

Die Minister schauten einander an; ein erster Zweifel hatte ihr Herz beschlichen.

Im Ganzen konnte aber das furchtsame Gewissen des Königs dieser Frist bedürfen, um sich wiederzubefestigen.

Am andern Tage kamen die Minister auf die Frage vom vorhergehenden Abend zurück.

Doch die Nacht hatte ihr Werk gethan: der Wille, wenn nicht das Gewissen des Königs, hatte sich wiederbefestigt; er erklärte, er setze sein Veto dem Beschlusse entgegen.

Die vier Minister, Einer nach dem Andern, — Dumouriez zuerst, er, dem das Wort verpfändet worden war, — sprachen mit Ehrfurcht, aber mit Festigkeit zum König.

Der König hörte sie, die Augen schließend, in der Haltung eines Mannes an, dessen Entschluß gefaßt ist.

Als sie geendigt hatten, sprach der König in der That:

„Meine Herren, ich habe einen Brief an den Präsidenten der Nationalversammlnng geschrieben, um ihm meinen Entschluß mitzutheilen. Einer von Ihnen wird ihn contrasigniren, und Sie alle Vier werden ihn mit einander in die Nationalversammlung tragen."

Das war ein Befehl ganz im Wesen des alten Regime, aber übel klingend in den Ohren constitutioneller, folglich verantwortlicher Minister.

„Sire," sagte Dumouriez, nachdem er mit dem Blicke seine Collegen um Rath gefragt hatte, „haben Sie uns nichts mehr zu befehlen?"

„Nein," antwortete der König.

Und er zog sich zurück.

Die Minister blieben und beschloßen sogleich, eine Audienz für den andern Tag zu verlangen.

Sie kamen überein, sich in keine Erklärung einzulassen, sondern gemeinschaftlich ihren Abschied zu begehren.

Dumouriez begab sich nach Hause. Es war dem König beinahe geglückt, ihn, den feinen Politiker, den verschmitzten Diplomaten, den General mit dem durch die Intrigue verstärkten Muthe, zu hintergehen!

Er traf drei Billets von verschiedenen Personen, die ihm mittheilten, es finden Zusammenrottungen im Faubourg Saint-Antoine und Berathungen bei Santerre statt.

Er schrieb sogleich an den König, um ihn von dem, was man ihm mittheilte, in Kenntniß zu setzen.

Eine Stunde nachher erhielt er folgendes, nicht vom König unterzeichnetes, aber eigenhändeg von ihm geschriebenes Billet:

„Glauben Sie nicht, mein Herr, daß es gelingt,

mich durch Drol
ist gefaßt."

Dumouriez

„Sire, Si

der Anwendun
Meine College
an Eure Maje
bewillige, uns
pfangen; ich
einen Nachfol
vierundzwanzi
der Angelegen
und meine C

Er ließ
bringen, um

Der Se
halb ein Uh

„Ich n
sehen, und
schreiben."

Die C
Schlosse an

Man
nen konnte

E

zwar
zu ve

rothe

dert
alten

fayette

vollkom

erkannt hat, werden Sie alle gute Bürger um Ihren Thron geschaart finden!"

Man vernehme, was man thun konnte, was man im Sinne hatte:

Mit einem Pfiffe constitutionelle Garde, St. Ludwigs-Ritter und Schweizer versammeln;

An demselben Tag, zur selben Stunde die Kanonen der Sectionen nehmen; den Clubb der Jacobiner und die Nationalversammlung schließen; alle Royalisten der Nationalgarde vereinigen, — was ein Contingent von ungefähr fünfzehntausend Mann bilden würde, — und Lafayette erwarten, der in drei Tagen mit forcirten Märschen von den Ardennen kommen konnte.

Zum Unglück wollte die Königin nichts von Lafayette hören.

Lafayette war die gemäßigte Revolution, und nach der Ansicht der Königin konnte diese Revolution sich feststellen, ausdauern, Halt bekommen; die Revolution der Jacobiner würde im Gegentheil das Volk bald aufs Aeußerste treiben, und könnte keine Consistenz haben.

Oh! wenn Charny da gewesen wäre! doch man wußte nicht einmal, wo Charny war, und hätte man es auch gewußt, so wäre es eine zu große Erniedrigung, wenn nicht für die Königin, doch für die Frau gewesen, zu ihm seine Zuflucht zu nehmen.

Die Nacht verging im Schlosse stürmisch und in Berathungen; man hatte die Mittel zur Vertheidigung und sogar zum Angriffe, doch keine Hand, welche stark genug, um sie zu vereinigen und zu lenken.

Um zehn Uhr Morgens befanden sich die Minister beim König.

Das war am 16. Juni.

Der König empfing sie in seinem Zimmer.

Duranthon führte das Wort.

Im Namen Aller bat er, mit einer zarten und tie-

fen Ehrfurcht, um die Entlassung seiner Collegen und um die seine.

„Ja, ich begreife,“ sagte der König, „die Verantwortlichkeit!“

„Sire,“ rief Lacoste, „die königliche Verantwortlichkeit, ja; was uns betrifft, glauben Sie, wir sind bereit, für Eure Majestät zu sterben; aber für die Priester sterbend würden wir nur den Fall des Königthums beschleunigen!“

Ludwig XVI. wandte sich an Dumouriez und sagte zu ihm:

„Mein Herr, sind Sie immer noch der Gesinnung, die Ihr Brief von gestern gegen mich ausdrückte?“

„Ja, Sire,“ antwortete Dumouriez, „wenn sich Eure Majestät nicht durch unsere Treue und unsere Ergebenheit besiegen läßt.“

„Nun wohl,“ sprach der König mit düsterer Miene, „da Ihr Entschluß gefaßt ist, so nehme ich Ihre Entlassung an; ich werde die nöthigen Vorkehrungen treffen.“

Alle Vier verbeugten sich; Mourgues hatte sein Entlassungsgesuch schriftlich bei sich; er gab es dem König.

Die drei Andern trugen es mündlich vor.

Die Höflinge warteten im Vorzimmer; sie sahen die vier Minister herauskommen und erkannten an ihren Mienen, daß Alles beendigt war.

Die Einen freuten sich, die Andern erschraken darüber.

Die Atmosphäre wurde schwer wie an den heißen Sommertagen; man fühlte den Sturm kommen.

Vor der Thüre der Tuilerien traf Dumouriez den Commandanten der Nationalgarde, Herrn von Romainvilliers.

Er war so eben in aller Hast hier angekommen.

„Herr Minister,“ sagte er, „ich laufe hierher, um Ihre Befehle einzuholen.“

„Ich bin nicht mehr Minister, mein Herr," erwiederte Dumouriez.

„Man bemerkt aber Zusammenrottungen in den Vorstädten."

„Lassen Sie sich die Befehle vom König geben."

„Das drängt."

„So beeilen Sie sich! Der König hat meine Entlassung angenommen."

Herr von Romainvilliers sprang die Stufen hinab.

Am 17. Morgens sah Dumouriez die Herren von Chambonnas und Lajard bei sich eintreten. Beide erschienen im Auftrage des Königs, Chambonnas, um das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten, und Lajard, um das des Krieges in Empfang zu nehmen.

Der König erwartete am andern Morgen, am 18., Dumouriez, um mit ihm seine letzte Arbeit der Verrechnung und der geheimen Ausgaben abzuschließen.

Als man ihn wieder im Schlosse erscheinen sah, glaubte man, er kehre zu seinem Posten zurück, und man drängte sich um ihn, um ihm Glück zu wünschen.

„Meine Herren," sagte Dumouriez, „nehmen Sie sich in Acht! Sie haben es nicht mit einem Manne zu thun, der zurückkehrt, sondern mit einem Manne, der abgeht: ich komme, um meine Rechenschaft abzulegen!"

Sogleich entstand ein leerer Raum um ihn.

In diesem Augenblicke meldete ein Huissier, der König erwarte Herrn Dumouriez in seinem Gemache.

Der König hatte seine ganze Heiterkeit wiedererlangt.

War das Seelenstärke? war es trügerische Sicherheit?

Dumouriez legte seine Rechenschaft ab.

Nachdem die Arbeit beendigt war, stand Dumouriez auf.

„Sie werden sich also wieder zur Armee von Luck-

ner begeben?" sagte der König, während er sich in seinem Lehnstuhle zurückwarf.

„Ja, Sire; ich scheide mit Wonne von dieser gräulichen Stadt und habe nur ein Bedauern: daß ich Sie hier in Gefahr lasse."

„In der That," sprach der König mit anscheinender Gleichgültigkeit, „ich kenne die Gefahr, die mich bedroht!"

„Sire," sagte Dumouriez, „Sie müssen einsehen, daß ich nun nicht mehr aus persönlichem Interesse zu Ihnen rede: einmal aus dem Conseil entfernt, bin ich auf immer von Ihnen getrennt; aus Treue also, im Namen der reinsten Anhänglichkeit, aus Vaterlandsliebe, für Ihr Heil, für das der Krone, der Königin, Ihrer Kinder, im Namen Alles dessen, was dem Herzen des Menschen theuer und heilig ist, flehe ich Eure Majestät an, sie möge nicht auf der Anwendung ihres Veto bestehen: diese Hartnäckigkeit wird zu nichts nützen, und Sie werden sich zu Grunde richten, Sire."

„Reden Sie nicht mehr hievon," entgegnete ungeduldig Ludwig XVI.: „mein Entschluß ist gefaßt."

„Sire! Sire! Sie haben mir dasselbe hier in diesem Zimmer vor der Königin gesagt, als Sie mir die Decrete zu sanctioniren versprachen."

„Ich habe Unrecht gehabt, Ihnen dies zu versprechen, und ich bereue es."

„Sire, ich wiederhole Ihnen, — es ist dies das letzte Mal, daß ich die Ehre habe, Sie zu sehen, verzeihen Sie also meine Freimüthigkeit: ich bin drei und fünfzig Jahre alt und besitze Erfahrung, — nicht, als Sie mir die Decrete zu sanctioniren versprachen, hatten Sie Unrecht, sondern heute, da Sie sich weigern, Ihr Versprechen zu halten, haben Sie Unrecht . . . Man mißbraucht Ihr Gewissen, Sire; man führt Sie zum Bürgerkriege; Sie sind ohne Macht, Sie werden unterliegen; und die Geschichte wird Ihnen, während sie Sie

beklagt, vorwerfen, Sie haben die Mißgeschicke Frankreichs verursacht."

„Die Mißgeschicke Frankreichs?" versetzte der König; „mir, behaupten Sie, werde man sie vorwerfen?"

„Ja, Sire."

„Gott ist aber mein Zeuge, daß ich nur sein Glück will."

„Ich bezweifle es nicht, Sire; Sie sind jedoch Gott nicht nur für die Reinheit, sondern auch für die erleuchtete Ausführung Ihrer Intentionen Rechenschaft schuldig. Sie glauben die Religion zu retten: Sie vernichten sie; die Priester werden umgebracht werden; Ihre zerbrochene Krone wird in Ihrem Blute, in dem der Königin, in dem Ihrer Kinder vielleicht rollen, o mein König! mein König!" rief Dumouriez.

Und er drückte fast erstickend seine Lippen auf die Hand, die ihm Ludwig XVI. reichte.

Da sprach der König mit einer Heiterkeit und einer Majestät, der man ihn nicht hätte sollen fähig halten:

„Sie haben Recht, ich bin auf den Tod gefaßt; und ich verzeihe ihn zum Voraus meinen Mördern . . . Sie haben mir gut gedient; ich schätze Sie und weiß Ihnen Dank für Ihre Empfindsamkeit . . . Gott befohlen, mein Herr!"

Und rasch aufstehend, zog sich der König in eine Fenstervertiefung zurück.

Dumouriez nahm langsam seine Papiere zusammen, um Zeit zu haben, sein Gesicht den Umständen anzupassen, und dem König Zeit zu lassen, ihn zurückzurufen. Dann wandte er sich mit kleinen Schritten nach der Thüre, bereit, auf das erste Wort, das ihm der König sagen würde, zurückzukommen; doch dieses erste Wort war zugleich das letzte.

„Gott befohlen, mein Herr! seien Sie glücklich!" sagte der König.

ner begeben?" sagte der König, während er sich in seinem Lehnstuhle zurückwarf.

„Ja, Sire; ich scheide mit Wonne von dieser gräulichen Stadt und habe nur ein Bedauern: daß ich Sie hier in Gefahr lasse."

„In der That," sprach der König mit anscheinender Gleichgültigkeit, „ich kenne die Gefahr, die mich bedroht!"

„Sire," sagte Dumonriez, „Sie müssen einsehen, daß ich nun nicht mehr aus persönlichem Interesse zu Ihnen rede: einmal aus dem Conseil entfernt, bin ich auf immer von Ihnen getrennt; aus Treue also, im Namen der reinsten Anhänglichkeit, aus Vaterlandsliebe, für Ihr Heil, für das der Krone, der Königin, Ihrer Kinder, im Namen Alles dessen, was dem Herzen des Menschen theuer und heilig ist, flehe ich Eure Majestät an, sie möge nicht auf der Anwendung ihres Veto bestehen: diese Hartnäckigkeit wird zu nichts nützen, und Sie werden sich zu Grunde richten, Sire."

„Reden Sie nicht mehr hievon," entgegnete ungeduldig Ludwig XVI.: „mein Entschluß ist gefaßt."

„Sire! Sire! Sie haben mir dasselbe hier in diesem Zimmer vor der Königin gesagt, als Sie mir die Decrete zu sanctioniren versprachen."

„Ich habe Unrecht gehabt, Ihnen dies zu versprechen, und ich bereue es."

„Sire, ich wiederhole Ihnen, — es ist dies das letzte Mal, daß ich die Ehre habe, Sie zu sehen, verzeihen Sie also meine Freimüthigkeit: ich bin drei und fünfzig Jahre alt und besitze Erfahrung, — nicht, als Sie mir die Decrete zu sanctioniren versprachen, hatten Sie Unrecht, sondern heute, da Sie sich weigern, Ihr Versprechen zu halten, haben Sie Unrecht . . . Man mißbraucht Ihr Gewissen, Sire; man führt Sie zum Bürgerkriege; Sie sind ohne Macht, Sie werden unterliegen; und die Geschichte wird Ihnen, während sie Sie

beklagt, vorwerfen, Sie haben die Mißgeschicke Frankreichs verursacht."

„Die Mißgeschicke Frankreichs?" versetzte der König; „mir, behaupten Sie, werde man sie vorwerfen?"

„Ja, Sire."

„Gott ist aber mein Zeuge, daß ich nur sein Glück will."

„Ich bezweifle es nicht, Sire; Sie sind jedoch Gott nicht nur für die Reinheit, sondern auch für die erleuchtete Ausführung Ihrer Intentionen Rechenschaft schuldig. Sie glauben die Religion zu retten: Sie vernichten sie; die Priester werden umgebracht werden; Ihre zerbrochene Krone wird in Ihrem Blute, in dem der Königin, in dem Ihrer Kinder vielleicht rollen, o mein König! mein König!" rief Dumouriez.

Und er drückte fast erstickend seine Lippen auf die Hand, die ihm Ludwig XVI. reichte.

Da sprach der König mit einer Heiterkeit und einer Majestät, der man ihn nicht hätte sollen fähig halten:

„Sie haben Recht, ich bin auf den Tod gefaßt; und ich verzeihe ihn zum Voraus meinen Mördern . . . Sie haben mir gut gedient; ich schätze Sie und weiß Ihnen Dank für Ihre Empfindsamkeit . . . Gott befohlen, mein Herr!"

Und rasch aufstehend, zog sich der König in eine Fenstervertiefung zurück.

Dumouriez nahm langsam seine Papiere zusammen, um Zeit zu haben, sein Gesicht den Umständen anzupassen, und dem König Zeit zu lassen, ihn zurückzurufen. Dann wandte er sich mit kleinen Schritten nach der Thüre, bereit, auf das erste Wort, das ihm der König sagen würde, zurückzukommen; doch dieses erste Wort war zugleich das letzte.

„Gott befohlen, mein Herr! seien Sie glücklich!" sagte der König.

Nach diesen Worten war es nicht möglich, einen Augenblick länger zu bleiben.

Dumouriez ging ab.

Das Königthum hatte mit seiner letzten Stütze gebrochen; der König hatte seine Larve abgenommen.

Er stand mit entblößtem Gesichte vor dem Volke.

Sehen wir, was es seinerseits that, — dieses Volk.

---

## CXXXII.

## Eine Zusammenkunft in Charenton.

Ein Mann war den ganzen Tag im Faubourg Saint-Antoine, in Generalsuniform, auf einem dicken flämischen Rosse hin und hergeritten, hatte rechts und links die Hände gedrückt, hier die schönen Mädchen geküßt, dort den jungen Leuten zu trinken bezahlt.

Das war einer von den sechs Erben von Lafayette, der Bataillonschef Santerre.

Bei ihm, wie ein Adjutant bei seinem General reiten würde, ritt auf einem kräftigen Pferde ein Mann, in welchem man nach seiner Tracht einen Patrioten vom Lande erkennen konnte.

Eine Narbe ließ ihre Spur auf seiner Stirne, und wie der Bataillonschef ein treuherziges Lächeln, ein offenes Gesicht hatte, so hatte er ein finsteres Auge, eine drohende Physiognomie.

„Haltet Euch bereit, meine guten Freunde, wachet über die Nation! Die Verräther haben sich gegen sie verschworen; doch wir sind da," sagte Santerre.

„Was sollen wir thun, Herr Santerre?" fragten die Vorstädter. „Sie wissen, daß wir Ihnen gehören! Wo sind die Verräther? führen Sie uns gegen sie."

„Wartet," erwiederte Santerre. „Wenn der Augenblick gekommen ist! . ."

„Und der Augenblick kommt?"

Santerre wußte es nicht; doch aufs Gerathewohl antwortete er:

„Ja, ja, seid ruhig, man wird Euch davon in Kenntniß setzen."

Und der Mann, der Santerre folgte, neigte sich auf den Hals seines Pferdes, sprach gewissen Leuten, die er an gewissen Zeichen erkannte, ins Ohr und sagte zu ihnen:

„Am 20. Juni! am 20. Juni! am 20. Juni!"

Und die Leute gingen mit diesem Datum: auf zehn, zwanzig, dreißig Schritte bildete sich eine Gruppe um sie, und das Datum kreiste: „Am 20. Juni!"

Was würde man am 20. Juni thun? Man wußte es nicht; was man aber wußte, war, man würde etwas thun.

Unter der Zahl der Menschen, denen dieses Datum mitgetheilt worden, konnte man einige erkennen, die den schon von uns erzählten Ereignissen nicht fremd sind.

Saint-Hurnge, den wir am 5. October Morgens, vom Garten des Palais-Royal eine erste Schaar nach Versailles führend, haben abgehen sehen; Saint-Hurnge, dieser von seiner Frau vor 1789 betrogene Ehemann, in die Bastille gesetzt, am 14. Juli befreit, und sich am Adel und am Königthum für seine ehelichen Mißgeschicke und seine ungesetzliche Einkerkerung rächend.

Verrières, — nicht wahr, Sie kennen ihn? — er ist uns zweimal erschienen, dieser bis ans Kinn gespaltene Buckelige der Apokalypse: einmal in der Schenke von Sèvres mit Marat und dem als Frau verkleideten

Herzog von Aiguillon; ein ander Mal auf dem Marsfelde einen Augenblick, ehe das Feuer begann.

Fournier der Americaner, der durch die Räder eines Wagens auf Lafayette geschossen hat, und dessen Flinte versagte; er verspricht sich diesmal einen höheren Punkt, als den Commandanten der Nationalgarde zu treffen, und damit sein Gewehr nicht versagte, wird er mit einem Schwerte schlagen.

Herr von Beausire, der die Zeit, die wir ihn im Schatten gelassen, nicht benützt hat, um sich zu bessern; Herr von Beausire, der Mademoiselle Oliva aus den Händen des sterbenden Mirabeau wiederangenommen, wie der Chevalier des Grieux Manon Lescaut aus den Händen wiedernahm, die, nachdem sie sie einen Augenblick aus dem Kothe aufgehoben, dieselbe wieder in den Schlamm fallen ließen.

Monchy, ein krummes, hinkendes, säbelbeiniges Männchen, aufgeputzt mit einer ungeheuren dreifarbigen Schärpe, die ihm den halben Leib bedeckt, Municipalbeamter, Friedensrichter, was weiß ich?

Gonchon, der Mirabeau des Volkes, den Pitou noch häßlicher fand als den Mirabeau des Adels; Gonchon, der mit dem Aufruhr verschwand, wie in einem Zauberstücke, um später und immer hitziger, immer erschrecklicher, immer giftiger wiederzuerscheinen, der Dämon verschwindet, dessen der Autor für den Augenblick nicht bedarf.

Sodann, mitten unter dieser ganzen um die Ruinen der Bastille, wie auf einem zweiten Aventinischen Berge, versammelten Menge ging ein junger Mann hin und her, — mager, bleich, mit glatten Haaren, mit Augen voller Blitze, einsam wie der Adler, den er später zum [illegible]blem nehmen sollte, Niemand kennend und Niemand [illegible]nnt.

Das war der Artillerielieutenant Bonaparte, zufällig Urlaub in Paris, der junge Mann, über den, wie

man sich erinnert, am Tage, wo er bei den Jacobinern erschienen war, Cagliostro Gilbert eine so seltsame Prophezeiung gemacht hatte.

Durch wen war diese ganze Menge in Bewegung gesetzt, angereizt? Durch einen Mann mit der mächtigen Halsgestalt, mit der Löwenmähne, mit der brüllenden Stimme, den Santerre, nach Hause kehrend, in seiner Hinterbude, wo er ihn erwartete, finden sollte, — durch Danton!

Das ist die Stunde, wo der furchtbare Revolutionsmann, — der uns nur durch den Lärm, den er im Parterre des Théâtre-Français bei der Vorstellung von Karl IX. von Chénier gemacht hat, und durch seine entsetzliche Beredtsamkeit auf der Tribune der Cordeliers bekannt ist, — wirklich auf der politischen Bühne erscheint, von der er seine Riesenarme ausstrecken soll?

Woher kommt die Macht dieses Menschen, der so unheilvoll für das Königthum sein wird? Von der Königin selbst!

Sie hat Lafayette nicht bei der Mairie von Paris haben wollen, die haßerfüllte Oesterreicherin; sie hat ihm Pétion vorgezogen, den Mann der Reise von Varennes, der sich, kaum auf der Mairie, durch seinen Befehl, die Tuilerien zu überwachen, mit dem König in Kampf gesetzt.

Pétion hatte zwei Freunde, die er zu seiner Rechten und seiner Linken an dem Tage führte, wo er vom Stadthause Besitz ergriff: Manuel zu seiner Rechten, Danton zu seiner Linken.

Er hatte Manuel zum Anwalt der Commune gemacht, Danton zu seinem Substituten.

Vergniaud hatte, nach den Tuilerien deutend, auf der Tribune gesagt:

„Der Schrecken ist so oft aus diesem unseligen Palaste im Namen des Despotismus hervorgegangen; er kehre dahin im Namen des Gesetzes zurück!“

Herzog von Aiguillon; ein ander Mal auf dem Marsfelde einen Augenblick, ehe das Feuer begann.

Fournier der Americaner, der durch die Räder eines Wagens auf Lafayette geschossen hat, und dessen Flinte versagte; er verspricht sich diesmal einen höheren Punkt, als den Commandanten der Nationalgarde zu treffen, und damit sein Gewehr nicht versagte, wird er mit einem Schwerte schlagen.

Herr von Beausire, der die Zeit, die wir ihn im Schatten gelassen, nicht benützt hat, um sich zu bessern; Herr von Beausire, der Mademoiselle Oliva aus den Händen des sterbenden Mirabeau wiederangenommen, wie der Chevalier des Grieux Manon Lescaut aus den Händen wiedernahm, die, nachdem sie sie einen Augenblick aus dem Kothe aufgehoben, dieselbe wieder in den Schlamm fallen ließen.

Mouchy, ein krummes, hinkendes, säbelbeiniges Männchen, aufgeputzt mit einer ungeheuren dreifarbigen Schärpe, die ihm den halben Leib bedeckt, Municipalbeamter, Friedensrichter, was weiß ich?

Gonchon, der Mirabeau des Volkes, den Pitou noch häßlicher fand als den Mirabeau des Adels; Gonchon, der mit dem Aufruhr verschwand, wie in einem Zauberstücke, um später und immer hitziger, immer erschrecklicher, immer giftiger wiederzuerscheinen, der Dämon verschwindet, dessen der Autor für den Augenblick nicht bedarf.

Sodann, mitten unter dieser ganzen um die Ruinen der Bastille, wie auf einem zweiten Aventinischen Berge, versammelten Menge ging ein junger Mann hin und her, — mager, bleich, mit glatten Haaren, mit Augen voller Blitze, einsam wie der Adler, den er später zum Emblem nehmen sollte, Niemand kennend und Niemand bekannt.

Das war der Artillerielieutenant Bonaparte, zufällig im Urlaub in Paris, der junge Mann, über den, wie

man sich erinnert, am Tage, wo er bei den Jacobinern erschienen war, Cagliostro Gilbert eine so seltsame Prophezeiung gemacht hatte.

Durch wen war diese ganze Menge in Bewegung gesetzt, angereizt? Durch einen Mann mit der mächtigen Halsgestalt, mit der Löwenmähne, mit der brüllenden Stimme, den Santerre, nach Hause kehrend, in seiner Hinterbude, wo er ihn erwartete, finden sollte, — durch Danton!

Das ist die Stunde, wo der furchtbare Revolutionsmann, — der uns nur durch den Lärm, den er im Parterre des Théâtre-Français bei der Vorstellung von Karl IX. von Chénier gemacht hat, und durch seine entsetzliche Beredtsamkeit auf der Tribune der Cordeliers bekannt ist, — wirklich auf der politischen Bühne erscheint, von der er seine Riesenarme ausstrecken soll?

Woher kommt die Macht dieses Menschen, der so unheilvoll für das Königthum sein wird? Von der Königin selbst!

Sie hat Lafayette nicht bei der Mairie von Paris haben wollen, die haßerfüllte Oesterreicherin; sie hat ihm Pétion vorgezogen, den Mann der Reise von Varennes, der sich, kaum auf der Mairie, durch seinen Befehl, die Tuilerien zu überwachen, mit dem König in Kampf gesetzt.

Pétion hatte zwei Freunde, die er zu seiner Rechten und seiner Linken an dem Tage führte, wo er vom Stadthause Besitz ergriff: Manuel zu seiner Rechten, Danton zu seiner Linken.

Er hatte Manuel zum Anwalt der Commune gemacht, Danton zu seinem Substituten.

Vergniaud hatte, nach den Tuilerien deutend, auf der Tribune gesagt:

„Der Schrecken ist so oft aus diesem unseligen Palaste im Namen des Despotismus hervorgegangen; er kehre dahin im Namen des Gesetzes zurück!“

Nun, es war die Stunde gekommen, durch einen materiellen Act das schöne und furchtbare Bild des Redners der Gironde zu übersetzen; man mußte den Schrecken im Faubourg Saint-Antoine holen und ihn mit seinem mißtönigen Geschrei und seinen gekrümmten Armen in den Palast von Catharina von Medici treiben.

Wer konnte ihn besser hervorrufen, als der entsetzliche revolutionäre Zauberer, den man Danton nannte?

Danton hatte breite Schultern, eine mächtige Hand, eine athletische Brust, in der ein starkes Herz schlug; Danton, das war der Tamtam der Revolution; den Schlag, den er empfing, gab er sogleich durch ein gewaltiges Vibriren zurück, das sich auf die Menge, diese berauschend, verbreitete; Danton berührte einerseits das Volk durch Hébert, andererseits den Thron durch den Herzog von Orleans. Danton, zwischen dem Contremarquenhändler an der Straßenecke und dem königlichen Prinzen an der Ecke des Thrones, Danton hatte vor sich ein ganzes vermittelndes Clavier, von dem jede Taste mit einer socialen Fiber correspondirte.

Werft die Blicke auf diese Tonleiter: sie durchläuft zwei Octaven und ist im Einklange mit seiner mächtigen Stimme:

Hébert, Legendre, Gonchon, Rossignol, Momoro, Brune, Huguenin, Rotondo, Santerre, Fabre d'Eglantiene, Camille Desmoulins, Dugazon, Lazuski, Sillery, Genlis, der Herzog von Orleans.

Denn bemerke wohl, daß wir hier nur die sichtbaren Gränzen setzen. Wer wird uns nun sagen, wie tief sie hinabgeht, und wie hoch sie sich erhebt, diese Macht, über deren Gränzen unser Auge sich verliert?

Diese Macht war es, die den Faubourg Saint-Antoine aufwiegelte.

Schon am 16. nimmt ein Danton ergebener Mann, der Pole Lazuski, Mitglied des Rathes der Commune, die Sache in Angriff.

Er kündigt im Rathe an, am 20. Juni werden die zwei Vorstädte, der Faubourg Saint-Antoine und der Faubourg Saint-Marceau, der Nationalversammlung und dem König Petitionen in Beziehung auf das Veto über das die Priester betreffende Decret überreichen, und sie werden zugleich auf der Terrasse der Feuillants einen Freiheitsbaum zum Andenken an die Sitzung vom Ballhause und an den 20. Juni 1789 pflanzen.

Der Rath verweigert seine Genehmigung.

„Man wird sie entbehren können," flüsterte Danton Lazuski ins Ohr.

Und Lazuski wiederholte laut:

„Man wird sie entbehren können."

Das Datum des 20. Juni hatte folglich eine sichtbare Bedeutung und eine verborgene Bedeutung.

Die eine, die der Vorwand war: dem König eine Petition überreichen und einen Freiheitsbaum pflanzen.

Die andere, die das nur einigen Adepten bekannte Ziel war: Frankreich von Lafayette und den Feuillants erretten, und den unverbesserlichen König, den König des alten Regime, davon unterrichten, es gebe politische Stürme, in denen ein Monarch mit seinem Throne, mit seiner Krone, mit seiner Familie untergehen könne, wie in den Abgründen des Oceans ein Schiff mit Mann und Maus versinkt.

Danton erwartete, wie gesagt, Santerre in seiner Hinterbude. Er hatte ihm am vorhergehenden Tage durch Legendre sagen lassen, er brauche am nächsten Tage einen Anfang von Aufstand im Faubourg Saint-Antoine.

Am andern Tage war sodann Billot beim patriotischen Bierbrauer erschienen, hatte das Erkennungszeichen gemacht und ihm angekündigt, der Ausschuß gebe ihn für den ganzen Tag seiner Person bei.

Darum wußte Billot, während er das Ansehen

Nun, es war die Stunde gekommen, durch einen materiellen Act das schöne und furchtbare Bild des Redners der Gironde zu übersetzen; man mußte den Schrecken im Faubourg Saint-Antoine holen und ihn mit seinem mißtönigen Geschrei und seinen gekrümmten Armen in den Palast von Catharina von Medici treiben.

Wer konnte ihn besser hervorrufen, als der entsetzliche revolutionäre Zauberer, den man Danton nannte?

Danton hatte breite Schultern, eine mächtige Hand, eine athletische Brust, in der ein starkes Herz schlug; Danton, das war der Tamtam der Revolution; den Schlag, den er empfing, gab er sogleich durch ein gewaltiges Vibriren zurück, das sich auf die Menge, diese berauschend, verbreitete; Danton berührte einerseits das Volk durch Hébert, andererseits den Thron durch den Herzog von Orleans. Danton, zwischen dem Contremarquenhändler an der Straßenecke und dem königlichen Prinzen an der Ecke des Thrones, Danton hatte vor sich ein ganzes vermittelndes Clavier, von dem jede Taste mit einer socialen Fiber correspondirte.

Werft die Blicke auf diese Tonleiter: sie durchläuft zwei Octaven und ist im Einklange mit seiner mächtigen Stimme:

Hébert, Legendre, Gonchon, Rossignol, Momoro, Brune, Huguenin, Rotondo, Santerre, Fabre d'Eglantiene, Camille Desmoulins, Dugazon, Lazuski, Sillery, Genlis, der Herzog von Orleans.

Denn bemerke wohl, daß wir hier nur die sichtbaren Gränzen setzen. Wer wird uns nun sagen, wie tief sie hinabgeht, und wie hoch sie sich erhebt, diese Macht, über deren Gränzen unser Auge sich verliert?

Diese Macht war es, die den Faubourg Saint-Antoine aufwiegelte.

Schon am 16. nimmt ein Danton ergebener Mann, der Pole Lazuski, Mitglied des Rathes der Commune, die Sache in Angriff.

Er kündigt im Rathe an, am 20. Juni werden die zwei Vorstädte, der Faubourg Saint-Antoine und der Faubourg Saint-Marceau, der Nationalversammlung und dem König Petitionen in Beziehung auf das Veto über das die Priester betreffende Decret überreichen, und sie werden zugleich auf der Terrasse der Feuillants einen Freiheitsbaum zum Andenken an die Sitzung vom Ballhause und an den 20. Juni 1789 pflanzen.

Der Rath verweigert seine Genehmigung.

„Man wird sie entbehren können," flüsterte Danton Lazuski ins Ohr.

Und Lazuski wiederholte laut:

„Man wird sie entbehren können."

Das Datum des 20. Juni hatte folglich eine sichtbare Bedeutung und eine verborgene Bedeutung.

Die eine, die der Vorwand war: dem König eine Petition überreichen und einen Freiheitsbaum pflanzen.

Die andere, die das nur einigen Adepten bekannte Ziel war: Frankreich von Lafayette und den Feuillants erretten, und den unverbesserlichen König, den König des alten Regime, davon unterrichten, es gebe politische Stürme, in denen ein Monarch mit seinem Throne, mit seiner Krone, mit seiner Familie untergehen könne, wie in den Abgründen des Oceans ein Schiff mit Mann und Maus versinkt.

Danton erwartete, wie gesagt, Santerre in seiner Hinterbude. Er hatte ihm am vorhergehenden Tage durch Legendre sagen lassen, er brauche am nächsten Tage einen Anfang von Aufstand im Faubourg Saint-Antoine.

Am andern Tage war sodann Billot beim patriotischen Bierbrauer erschienen, hatte das Erkennungszeichen gemacht und ihm angekündigt, der Ausschuß gebe ihn für den ganzen Tag seiner Person bei.

Darum wußte Billot, während er das Ansehen

hatte, als sei er der Adjutant von Santerre, mehr als Santerre selbst.

Danton hatte sich mit Santerre auf die Nacht des kommenden Tages in einem kleinen Hause in Charenton, das auf dem rechten Ufer der Marne, am Ende der Brücke lag, zusammenbestellt.

Hier sollten sich alle jene Männer mit den seltsamen, unbekannten Existenzen treffen, die man immer den Lauf der Aufstände lenkend findet.

Jeder war pünktlich beim Rendez-vous.

Die Leidenschaften von allen diesen Menschen waren verschieden. Wo hatten sie ihren Ursprung genommen? Darüber wäre eine ganze düstere Geschichte zu schreiben. Einige handelten aus Liebe für das Vaterland; Viele, wie Billot, aus Rache für empfangene Beleidigungen; eine noch größere Zahl aus Haß, aus Nothdurft, aus schlechten Instincten.

Im ersten Stocke war ein geschlossenes Zimmer, in das nur die Häupter einzutreten das Recht hatten; sie kamen daraus herab, mit genauen, scharfen Instructionen: man hätte glauben sollen, es sei ein Tabernakel, wo ein unbekannter Gott die Aussprüche von sich gebe.

Ein riesiger Plan von Paris war auf einem Tische aufgelegt.

Der Finger von Danton zeichnete darauf die Quellen, die Zuflüsse, den Lauf und den Vereinigungspunkt dieser Menschenbäche und Menschenströme, welche zwei Tage nachher Paris überschwemmen sollten.

Der Bastille-Platz, nach welchem man durch die Straßen des Faubourg Saint-Antoine, durch das Quartier des Arsenals, durch den Faubourg Saint-Marceau mündet, wurde als Sammelplatz bezeichnet; die Nationalversammlung als Vorwand; die Tuilerien als Ziel.

Das Boulevard war die breite, sichere Straße, auf diese ganze tosende Woge verlaufen sollte.

Nachdem Jedem die Posten angewiesen waren, nach-

dem Jeder sich dabei einzufinden versprochen hatte, trennte man sich.

Das allgemeine Losungswort war: „Mit dem Schlosse ein Ende machen!“

Auf welche Art würde man ein Ende machen?

Das blieb unbestimmt.

Den ganzen Tag des 19. hielten sich Gruppen auf der Stelle der Bastille, in der Umgegend des Arsenals, im Faubourg Saint-Antoine auf.

Plötzlich erschien mitten unter diesen Gruppen eine kühne, erschreckliche Amazone, roth angethan, Pistolen im Gürtel und an der Seite jenen Säbel, der durch achtzehn andere Wunden das Herz von Suleau suchen und finden sollte.

Das war Théroigne von Méricourt, die schöne Lüttticherin.

Wir haben sie auf der Straße von Versailles am 5. October gesehen. Wie ist es ihr seit jener Zeit ergangen?

Lüttich hat sich empört: Théroigne wollte ihrer Vaterstadt zu Hülfe eilen; sie wurde unterwegs durch Agenten von Leopold verhaftet und achtzehn Monate lang in den Gefängnissen Oesterreichs festgehalten.

Ist sie entflohen? hat man sie gehen lassen? hat sie ihr Gitter durchfeilt? hat sie ihren Kerkermeister bestochen? Alles dies ist geheimnißvoll wie der Anfang ihres Lebens, gräßlich wie das Ende.

Wie dem sein mag, sie kommt zurück! Sie ist da! Von der Courtisane des Reichthums ist sie die Buhlerin des Volkes geworden; der Adel hat ihr das Geld gegeben, mit dem sie die wohl gehärteten Klingen, die damascirten Pistolen kaufen wird, um ihre Feinde damit zu treffen.

Das Volk erkennt sie auch und empfängt sie mit gewaltigem Geschrei.

Wie rechtzeitig kommt sie, so roth gekleidet, für das blutige Fest am andern Tage an, die schöne Théroigne!

Am Abend desselben Tages sieht sie die Königin längs der Terrasse der Feuillants hingaloppiren; sie begibt sich vom Bastille-Platze nach den Champs-Elysées, von der Volksversammlung zum patriotischen Bankett.

Von den Mansarden der Tuilerien, zu denen sie bei dem Geschrei, das sie gehört, hinaufgestiegen ist, erblickt die Königin zugerichtete Tafeln; der Wein kreist, patriotische Gesänge erschallen, und bei jedem Toast auf die Nationalversammlung, auf die Gironde, auf die Freiheit strecken die Tischgenossen die Faust gegen die Tuilerien aus.

Der Schauspieler Dugazon singt Lieder gegen den König und gegen die Königin, und vom Schlosse aus können der König und die Königin das Beifallklatschen hören, das auf jeden Refrain erfolgt.

Wer sind die Tischgenossen?

Die Föderirten von Marseille, geführt von Barbaroux: sie sind am Tage vorher angekommen.

Am 18. Juni hat der 10. August seinen Einzug in Paris gehalten!

---

## CXXXIII.

## Der 20. Juni.

Der Tag kommt frühzeitig im Monat Juni.

Um fünf Uhr Morgens waren die Bataillons versammelt.

Diesmal war der Aufstand geregelt; er hatte den Anblick einer Invasion angenommen.

Das Volk unterzog sich, Chefs anerkennend, einer Disciplin, hatte seinen bezeichneten Platz, seine Reihe, seine Fahne.

Santerre war zu Pferde mit einem Stabe von Leuten aus der Vorstadt.

Billot verließ ihn nicht; man hätte glauben sollen, er sei durch eine verborgene Macht beauftragt, ihn zu bewachen.

Die Versammlung war in drei Armeecorps abgetheilt:

Santerre commandirte das erste;

Saint-Hurugé das zweite;

Théroigne von Méricourt das dritte.

Gegen elf Uhr Morgens setzte sich auf einen von einem Unbekannten überbrachten Befehl die ungeheure Masse in Marsch.

Bei ihrem Abgange von der Bastille bestand sie aus ungefähr zwanzigtausend Mann.

Diese Schaar bot einen seltsamen, wilden, erschrecklichen Anblick!

Das von Santerre angeführte Bataillon war das regelmäßigste; es fanden sich dabei viele Uniformen und als Waffen eine Anzahl Flinten und Bajonnete.

Doch die zwei andern, waren die Armee des Volkes, eine Armee in Lumpen, hohläugig, abgemagert; vier Jahre Brodtheuerung und Hungersnoth und in diesen vier Jahren drei Revolutionen!

Das war der Schlund, aus der diese Armee hervorkam.

Hier auch keine Uniformen, keine Flinten, Kittel in Fetzen, zerrissene Blousen, seltsame Waffen in einer ersten Aufwallung des Zornes ergriffen: Pieken, Spieße, abgestumpfte Lanzen, Säbel ohne Griff, Messer an das Ende langer Stöcke gebunden, Zimmermannsäxte, Maurerhämmer, Schusterkneife.

Sodann, als Standarten, ein Galgen mit einer an einem Stricke bammelnden Puppe, die Königin vorstellend; ein Ochsenkopf mit seinen Hörnern, mit denen sich eine obscöne Devise verschlingt; ein Kalbsherz an einen Spieß gesteckt mit dem Worte: Aristokratenherz.

Ferner Fahnen mit den Wahlsprüchen:

Die Sanction oder den Tod!

Zurückberufung der patriotischen Minister!

Zittere, Tyrann! Deine Stunde ist gekommen!

An der Ecke der Rue Saint-Antoine spaltete sich die Schaar.

Santerre und seine Nationalgarde folgten dem Boulevard; Santerre hatte seine Uniform als Bataillonschef; Saint-Hurunge, auf einem trefflich gezäumten Pferde reitend, das ihm ein unbekannter Stallknecht gebracht hatte, und Théroigne von Méricourt, auf einer von Leuten mit bloßen Armen gezogenen Kanone liegend, folgten der Rue Sainte-Antoine.

Man sollte sich bei den Feuillants wiedervereinigen.

Drei Stunden lang defilirte die Armee, auf ihrem Marsche die Bevölkerung der Quartiere, durch die man zog, fortreißend.

Sie war jenen Strömen ähnlich, welche, wachsend, springen und schäumen.

Auf jedem Kreuzwege wuchs sie an, an jeder Ecke schäumte sie.

Die Masse dieses Volkes war schweigsam; nur trat sie in Zwischenräumen auf eine unerwartete Weise aus diesem Stillschweigen hervor und stieß ungeheures Geschrei aus, oder sang das bekannte Ça ira von 1790, das, allmälig sich modificirend, von einem Ermunterungsgesang ein Drohungsgesang wurde; endlich ließ sie die Rufe ertönen: „Es lebe die Nation! es leben die Sansculottes! nieder mit Herrn und Frau Veto!“

Lange, ehe man die Köpfe der Colonne erblickte, hörte man das Geräusch der Tritte dieser Menge, wie man das Rauschen einer steigenden Fluth hört; sodann, von Zeit zu Zeit, ertönte der Ausbruch ihrer Gesänge, ihrer Schreie, ihrer Rufe, wie das Pfeifen des Sturmes durch die Lüfte ertönt.

Auf dem Vendome-Platze angelangt, fand das Armeecorps von Santerre, das den Pappelbaum trug, der auf die Terrasse der Feuillants gepflanzt werden sollte, einen Posten von der Nationalgarde, der ihm den Weg versperrte; nichts wäre dieser Masse leichter gewesen, als den Posten zwischen ihren tausend Falten zu zermalmen; doch nein, das Volk hatte sich ein Fest versprochen und wollte lachen, sich belustigen, Herrn und Frau Veto erschrecken: es wollte nicht tödten. Diejenigen, welche den Baum trugen, gaben das Vorhaben, ihn auf die Terrasse zu pflanzen, auf und pflanzten ihn in den Hof in der Nähe der Capucines.

Die Nationalversammlung hörte den ganzen Lär-

men seit fast einer Stunde, als die Commissäre dieser Menge kamen und für diejenigen, welche sie vertraten, um die Erlaubniß baten, vor ihr defiliren zu dürfen.

Vergniaud verlangte die Zulassung, zu gleicher Zeit machte er aber den Antrag, sechzig Deputirte abzuschicken, um das Schloß zu beschützen.

Die Girondisten wollten auch den König und die Königin erschrecken, doch sie wollten nicht, daß man ihnen Böses zufüge.

Ein Feuillant bekämpfte den Antrag von Vergniaud und sagte, diese Vorsichtsmaßregel wäre eine Ungerechtigkeit gegen das Volk von Paris.

Lag nicht die Hoffnung auf ein Verbrechen unter diesem scheinbaren Vertrauen?

Die Zulassung wird bewilligt, das Volk der Vorstädte wird in Waffen im Saale defiliren.

Alsbald öffnen sich die Thüren und gewähren den dreißigtausend Petitionären Durchgang. Das Defilé beginnt um Mittag und ist erst um drei Uhr zu Ende.

Das Volk hat den ersten Theil von dem, was es verlangte, erreicht; es hat vor der Nationalversammlung defilirt, es hat seine Petition vorgelesen, es bleibt ihm nur noch übrig, vom König seine Sanction zu verlangen.

Wenn die Nationalversammlung die Deputation empfangen hatte, wie war es dem König möglich, sie nicht zu empfangen? Der König war sicherlich kein vornehmerer Herr, als der Präsident, da der König, wenn er zum Präsidenten kam, nur ein dem seinigen ähnliches Fauteuil, und zwar zu seiner Linken hatte.

Der König ließ auch antworten, er werde die Petition überreicht von zwanzig Personen empfangen.

Das Volk hatte nie geglaubt, es sollte ihm der Eintritt in die Tuilerien gestattet sein; es rechnete darauf, seine Abgeordneten werden eintreten, während es selbst unter den Fenstern defiliren würde.

Alle diese Fahnen mit drohenden Wahlsprüchen, alle diese kläglichen Standarten würde es den König und die Königin durch die Fensterscheiben sehen lassen.

Alle gegen das Schloß gehende Thüren hatte man geschlossen; es waren sowohl, im Hofe als im Garten der Tuilerien, drei Linienregimenter, zwei Schwadronen Gendarmerie, mehrere Bataillons Nationalgarde und vier Kanonen.

Die königliche Familie sah aus den Fenstern diesen scheinbaren Schutz und schien ziemlich ruhig.

Immer ohne schlimme Absicht, verlangte indessen das Volk, daß man ihm das Gitter öffne, das nach der Terrasse der Feuillants ging.

Die Officiere, die es bewachten, weigerten sich, es ohne den Befehl des Königs zu öffnen.

Da verlangten drei Municipalbeamte den Eintritt, um den Befehl zu holen.

Man ließ sie passiren.

Montjoye, der Verfasser der Geschichte von Marie Antoinette, hat ihre Namen aufbewahrt.

Es waren Boucher René, Boucher-Saint-Sauveur und Mouchet; Mouchet, dieser kleine Friedensrichter des Marais, krumm, säbelbeinig, ein Zwerg, mit der ungeheuren dreifarbigen Schärpe.

Sie wurden ins Schloß eingelassen und zum König geführt.

Mouchet nahm das Wort und sprach:

„Sire, eine Volksschaar marschirt unter der Aegide des Gesetzes; Sie dürfen keine Besorgniß haben: friedliche Bürger haben sich vereinigt, um eine Petition an die Nationalversammlung zu machen, und wollen ein bürgerliches Fest aus Veranlassung des im Ballhause im Jahre 1789 ausgesprochenen Schwures feiern. Die Bürger verlangen über die Terrasse der Feuillants zu passi-

ren, deren Thor nicht nur geschlossen ist, sondern zu welcher auch den Zugang eine aufgepflanzte Kanone verwehrt. Wir kommen nun, um zu bitten, Sire, daß dieses Gitter geöffnet und ein freier Durchgang gestattet werde."

„Mein Herr," erwiederte der König, „ich sehe an Ihrer Schärpe, daß Sie Municipalbeamter sind; es ist also Ihre Sache, das Gesetz vollziehen zu machen. Halten Sie es der Nationalversammlung wegen für nothwendig, so lassen Sie das Thor der Terrasse der Feuillants öffnen; die Bürger mögen über diese Terrasse defiliren und durch das Thor der Stallungen abgehen. Verständigen Sie sich zu diesem Ende mit dem Herrn Obercommandanten der Garde und sorgen Sie besonders dafür, daß die öffentliche Ruhe nicht gestört wird."

Die drei Municipalbeamten verbeugten sich und gingen ab, in Begleitung eines Officiers, der beauftragt war, zu bekräftigen, der Befehl, das Thor zu öffnen, sei wirklich vom König selbst gegeben worden.

Man öffnete das Gitter.

Sobald das Gitter geöffnet war, wollte Jeder hinein.

Es war zum Ersticken; man weiß, was die erstickende Menge ist: das ist der Dampf, der ausbricht und zertrümmert.

Das Gitter der Terrasse der Feuillants krachte wie ein Weidengeflechte.

Die Menge athmete und verbreitete sich heiter im Garten.

Man hatte es versäumt, das Thor der Stallungen zu öffnen.

Als sie dieses Thor geschlossen fand, defilirte die Menge vor der im Spalier an der Façade der Tuilerien aufgestellten Nationalgarde.

Dann ging sie durch das Thor vom Quai ab, und da sie im Ganzen nach ihrer Vorstadt zurückkehren mußte,

so wollte sie den Weg durch die Einlässe des Carrousel nehmen.

Die Einlässe waren geschlossen und bewacht.

Doch bedrängt, gestoßen, gequetscht, fängt die Menge an in Zorn zu gerathen.

Vor ihrem Tosen öffnen sich die Einlässe, und die Menge verbreitet sich auf dem ungeheuren Platze.

Hier erinnert sie sich, die Hauptangelegenheit des Tages sei die Petition an den König, daß er sein Veto aufhebe.

Eine Folge hievon ist, daß, statt ihres Weges zu ziehen, die Menge beim Carrousel wartet.

Eine Stunde vergeht; sie wird ungeduldig.

Sie wäre wohl gegangen, doch das stand den Führern nicht an.

Es waren Leute da, welche von Gruppe zu Gruppe gingen und sagten: „Bleibet, aber bleibet doch! der König wird seine Sanction geben; gehen wir nur mit der Sanction nach Hause, oder das wird wiederanfangen."

Die Menge fand, diese Leute haben vollkommen Recht; zu gleicher Zeit bedachte sie aber, die viel besprochene Sanction lasse lange auf sich warten.

Man hatte Hunger; das war der allgemeine Schrei.

Die Brodtheuerung hatte aufgehört; aber keine Arbeit, kein Geld mehr; und so wohlfeil das Brod ist, man gibt es doch nicht umsonst.

Alles dies war Morgens um fünf Uhr von seinem armseligen Bette aufgestanden, wo sich Viele am Abend vorher nüchtern niedergelegt hatten. Alles dies, Arbeiter mit ihren Weibern, Mütter mit ihren Kindern, Alles dies hatte sich auf den Weg begeben in der unbestimmten Hoffnung, der König werde das Decret sanctioniren, und die ganze Sache werde gut gehen.

Der König schien ganz und gar nicht geneigt, zu sanctioniren.

Es war heiß, und man hatte Durst.

Der Hunger, der Durst und die Hitze machen die Hunde wüthend.

Nun, dieses arme Volk wartete und geduldete sich.

Man fängt indessen an, an den Gittern des Schlosses zu rütteln.

Ein Municipalbeamter erscheint im Hofe der Tuilerien und haranguirt das Volk.

„Bürger,“ spricht er, „das ist das Domicil des Königs, und bewaffnet hineingehen hieße dasselbe verletzen. Der König will eine Petition in Empfang nehmen. doch nur überreicht von zwanzig Abgeordneten.“

Also die Abgeordneten, welche die Menge erwartet, die sie seit einer Stunde beim König glaubt, die Abgeordneten sind nicht eingeführt!

Plötzlich hört man gewaltiges Geschrei auf der Seite der Quais.

Das sind Santerre und Saint-Hurnge auf ihren Pferden; das ist Théroigne auf ihrer Kanone.

„Nun! was macht Ihr da vor diesem Gitter?“ ruft Saint-Hurnge; „warum geht Ihr nicht hinein?“

„In der That,“ sagen die Leute aus dem Volke, „warum gehen wir nicht hinein?“

„Ihr seht wohl, daß das Thor geschlossen ist,“ wenden mehrere Stimmen ein.

Théroigne springt von ihrer Kanone herab und ruft: „Sie ist geladen: sprengt das Thor mit der Kugel!“

Und man protzt die Kanone vor dem Thore auf.

„Wartet! wartet!“ rufen zwei Municipalbeamte, „keine Gewaltthat; man wird Euch sogleich öffnen!“

Und sie drücken wirklich auf den Schlagbaum, der die zwei Flügel schließt; der Schlagbaum spielt, das Thor öffnet sich.

Alle drängen sich hinein.

Wollt Ihr wissen, was die Menge ist, und welch einen furchtbaren Strom sie macht?

Nun, die Menge dringt ein; die Kanone rollt fort-

gerissen in ihren Wogen hin, zieht mit ihr durch den Hof, steigt mit ihr die Stufen hinauf, und findet sich mit ihr oben auf der Treppe.

Oben auf der Treppe sind Municipalbeamte mit der Schärpe.

„Was gedenkt Ihr mit einer Kanone zu thun?" fragen sie. „Eine Kanone in den Gemächern des Königs! Glaubt Ihr etwas durch eine solche Gewaltthätigkeit zu erlangen?"

„Das ist wahr," erwiedern diese Leute, selbst ganz erstaunt, daß diese Kanone da war.

Und sie wenden die Kanone um und wollen sie hinabführen.

Die Achse hängt sich an einer Thüre an, und die Mündung der Kanone ist gegen die Menge gekehrt.

„Gut! es ist Artillerie bis in den Gemächern des Königs!" rufen die Ankommenden, welche, da sie nicht wissen, wie sich dieses Stück hier findet, die Kanone von Théroigne nicht erkennen und glauben, sie sei gegen sie aufgeführt worden.

Auf den Befehl von Mouchet zerhauen und zertrümmern zwei Männer mit Aexten die Bekleidung der Thüre und machen die Kanone los, die sodann unter das Vestibule gebracht wird.

Diese Operation, durch welche man die Kanone zu befreien beabsichtigt, macht glauben, man breche die Thüren mit Axtstreichen auf.

Ungefähr zweihundert Edelleute sind ins Schloß geeilt, nicht um es zu vertheidigen, sondern sie glauben, man wolle dem König das Leben nehmen, und sie kommen, um mit ihm zu sterben.

Ueberdies sind da der alte Marschall von Mouchy; Herr d'Hervilly, Commandant der verabschiedeten constitutionellen Garde; Acloque, Commandant des Bataillon der Nationalgarde vom Faubourg Saint-Marceau; drei Grenadiere vom Bataillon des Faubourg Saint-Martin,

welche allein auf ihrem Posten geblieben waren, die Herren Lecrosnier, Bridand und Gosse; ein schwarz gekleideter Mann, der schon einmal herbeigeeilt ist, um seine Brust der Kugel der Mörder zu bieten, dessen Rathschläge man beständig verworfen hat, und der am Tage der Gefahr, die er zu beschwören versucht, sich als ein letzter Wall zwischen die Gefahr und den König stellt: Gilbert.

Sehr beunruhigt durch den erschrecklichen Lärmen dieser ganzen Menge, hatten sich der König und die Königin allmälig an diesen Lärmen gewöhnt.

Es war halb vier Uhr Nachmittags; sie hofften, das Ende des Tages werde verlaufen wie der Anfang.

Die königliche Familie war im Schlafzimmer des Königs versammelt.

Plötzlich erschallt das Geräusch der Aexte bis in diesem Gemache, nur zuweilen beherrscht durch Geschrei, das dem entfernten Heulen des Sturmes gleicht.

In diesem Augenblicke stürzt ein Mann in das Schlafzimmer des Königs und ruft:

„Sire, verlassen Sie mich nicht; ich stehe für Alles!“

---

# CXXXIV.

## Wo der König sieht, daß es gewisse Umstände gibt, unter denen man, ohne Jacobiner zu sein, die rothe Mütze aufsetzen kann.

Dieser Mann war der Doctor Gilbert.

Man sah ihn nur in fast periodischen Zwischenräumen, und bei allen großen Peripetien des ungeheuren Dramas, das sich entrollte.

„Ah! Doctor, Sie da! Was geht denn vor?“ fragten gleichzeitig der König und die Königin.

„Sire,“ erwiederte Gilbert, „das Schloß wird gestürmt und der Lärm, den Sie hören, ist der, den das Volk macht, das den König zu sehen verlangt.“

„Oh!“ rufen die Königin und Madame Elisabeth: „wir verlassen Sie nicht, Sire!“

„Sire,“ sprach Gilbert, „will mir der König auf eine Stunde die Gewalt geben, die ein Schiffskapitän auf einem Schiffe während des Sturmes hat?“

„Ich gebe sie Ihnen,“ antwortete der König.

In diesem Augenblick erschien der Commandant der Nationalgarde Acloque ebenfalls an der Thüre, — bleich, aber entschlossen, den König bis aufs Aeußerste zu vertheidigen.

„Mein Herr!“ rief Gilbert, „hier ist der König: er ist bereit, Ihnen zu folgen; sorgen Sie für den König.“

Sodann zum König:

„Gehen Sie, Sire, gehen Sie!“

„Aber ich,“ rief die Königin, „ich will meinem Gemahle folgen!“

„Und ich meinem Bruder!“ rief Madame Elisabeth.

„Folgen Sie Ihrem Bruder, Madame,“ sprach Gilbert zu Madame Elisabeth; „doch Sie, Madame, bleiben Sie,“ fügte er, sich an die Königin wendend, bei.

„Mein Herr!“ sagte Marie Antoinette.

„Sire! Sire!“ rief Gilbert, „um des Himmels willen, bitten Sie die Königin, sie möge sich auf mich verlassen, oder ich stehe für nichts.“

„Madame,“ sprach der König, „hören Sie auf den Rath von Herrn Gilbert, und, wenn es sein muß, gehorchen Sie seinen Befehlen.“

Dann zu Gilbert:

„Mein Herr, Sie stehen mir für die Königin und für den Dauphin?“

„Sire, ich stehe für sie, oder ich werde mit ihnen sterben! das ist Alles, was ein Steuermann während eines Sturmes sagen kann.“

Die Königin wollte einen letzten Versuch machen; Gilbert streckte aber die Arme aus, um ihr den Weg zu versperren.

„Madame,“ sagte er, „Sie, und nicht der König, laufen die wahre Gefahr. Mit Recht oder mit Unrecht bezüchtigt man Sie, Sie seien Schuld am Widerstande des Königs; Ihre Gegenwart würde ihn also bloßstellen, ohne ihn zu beschützen. Thun Sie den Dienst des Wetterableiters: wenden Sie den Blitz ab, wenn Sie können!“

„Dann falle der Blitz auf mich allein und verschone meine Kinder!“

„Ich habe mich dem König für Sie und für Ihre Kinder verbürgt, Madame. Folgen Sie mir.“

Hierauf wandte sich Gilbert an Frau von Lamballe, welche einen Monat vorher aus England und drei Tage vorher von Vernon angekommen war, und an die anderen Frauen und fügte bei:

„Folgen Sie uns.“

Die andern Frauen der Königin waren die Prinzessin von Tarent, die Prinzessin de la Trémouille, die Damen von Tourzel, von Mackau und de la Roche-Aymon.

Gilbert kannte das Innere des Schlosses: er orientirte sich.

Was er suchte, das war ein großer Saal, wo Jedermann sehen und hören könnte; das war ein erster Wall; er würde die Königin, ihre Kinder, die Frauen hinter diesen Wall stellen und sich vor den Wall selbst.

Er dachte an den Conseilsaal.

Zum Glücke war er noch frei.

Er schob die Königin, die Kinder, die Prinzessin von Lamballe in die Vertiefung eines Fensters. Die Minuten waren so kostbar, daß man nicht mehr Zeit hatte, zu sprechen: schon klopfte man an die Thüren.

Er schleppte den schweren Tisch des Conseil vor das Fenster; der Wall war gefunden.

Madame Royale stand auf dem Tische bei ihrem sitzenden Bruder.

Die Königin befand sich hinter ihnen: die Unschuld beschirmte die Unpopularität.

Marie Antoinette wollte sich im Gegentheil vor ihre Kinder stellen.

„Alles ist gut so," rief Gilbert mit dem Tone eines Generals, der ein entscheidendes Manoeuvre commandirt; „rühren Sie sich nicht."

Und da man an der Thüre rüttelte und er eine Woge von Weibern in dieser heulenden Fluth erkannte, zog er die Riegel und sagte:

„Tretet ein, Bürgerinnen; die Königin und ihre Kinder erwarten Euch!"

Sobald die Thüre geöffnet war, drang die Woge wie durch einen gebrochenen Damm ein.

„Wo ist sie, die Oesterreicherin? wo ist sie, Frau Veto?" riefen fünfhundert Stimmen.

Das war der furchtbare Augenblick.

Gilbert begriff, daß in diesem äußersten Momente alle Gewalt der Hand der Menschen entschlüpfte und in die Hand Gottes überging.

„Ruhe, Madame!" sagte er zur Königin; „ich brauche Ihnen die Güte nicht zu empfehlen!"

Eine Frau schritt den Andern, mit fliegenden Haaren, einen Säbel schwingend, schön vor Zorn, vor Hunger vielleicht, voran.

„Wo ist die Oesterreicherin?" rief sie; „sie soll nur von meiner Hand sterben."

Gilbert nahm sie beim Arme, führte sie vor die Königin und sagte:

„Hier ist sie!"

Da fragte die Königin mit ihrer sanftesten Stimme:

„Habe ich Ihnen ein persönliches Unrecht angethan, mein Kind?"

„Keines, Madame," erwiederte die Vorstädterin, ganz erstaunt zugleich über die Milde und die Majestät von Marie Antoinette.

„Nun, warum wollen Sie mich denn tödten?"

„Man hat mir gesagt, Sie stürzen die Nation ins Verderben," stammelte verblüfft das Mädchen, während es die Spitze seines Säbels gegen den Boden senkte.

„Dann hat man Sie getäuscht. Ich habe den König von Frankreich geheirathet; ich bin die Mutter des Dauphin, dieses Kindes hier, sehen Sie . . . ich bin Französin, ich werde mein Vaterland nie wiedersehen: ich kann also nur in Frankreich glücklich oder unglücklich sein. . . . Ach! ich war glücklich, als Ihr mich liebtet!" fügte die Königin bei.

Und sie stieß einen Seufzer aus.

Das Mädchen ließ seinen Säbel fallen und fing an weinen.

„Ah! Madame," sagte die Vorstädterin, „ich kannte

Sie nicht; verzeihen Sie mir: ich sehe, daß Sie gut sind."

„Fahren Sie fort, Madame," flüsterte Gilbert der Königin zu, „und Sie sind nicht nur gerettet, sondern es wird sogar all dies Volk in einer Viertelstunde vor Ihnen auf den Knieen liegen."

Sodann die Königin ein paar Nationalgarden, welche in aller Hast herbeikamen, und dem Kriegsminister Lajard, der mit dem Volke eingetreten war, vertrauend, eilte er zum König.

Der König war auf eine ungefähr ähnliche Scene gestoßen. Ludwig XVI. war dem Lärmen zugelaufen: in dem Augenblicke, wo er in den Saal des Oeil-de-Boeuf eintrat, öffneten sich die zertrümmerten Thürfüllungen, und die Bajonnete, die Piekenspitzen, die Axtschneiden drangen durch die Oeffnungen ein.

„Oeffnet!" rief der König, „öffnet!"

„Bürger," sprach mit lauter Stimme Herr d'Hervilly, „es ist unnöthig, die Thüre zu sprengen: der König will, daß man sie öffne!"

Zu gleicher Zeit zieht er die Riegel und dreht den Schlüssel; die halb zerbrochene Thüre knarrt auf ihren Angeln.

Herr Acloque und der Herzog von Mouchy haben Zeit gehabt, den König in die Vertiefung eines Fensters zu schieben, während einige anwesende Grenadiere hastig Bänke vor ihn werfen und aufhäufen.

Als er die Menge mit Geschrei, Gebrülle, Verwünschungen in den Saal stürzen sah, da rief der König unwillkürlich:

„Zu Hülfe, meine Herren!"

Vier Grenadiere zogen sogleich ihre Säbel aus der Scheide und stellten sich ihm zur Seite.

„Den Säbel in die Scheide, meine Herren!" rief der König; „bleiben Sie an meiner Seite, nur das verlange ich von Ihnen."

In der That, es wäre bald zu spät gewesen.

Ein Mann in Lumpen, mit nackten Armen, den Schaum auf dem Munde, stürzt auf den König los.

„Ah! da bist Du, Veto!“ ruft er.

Und er versucht es, mit einer an das Ende eines Stockes gebundenen Messerklinge dem König einen Stoß zu versetzen.

Einer von den Grenadieren, welcher trotz des Befehles des Königs seinen Säbel noch nicht wieder in die Scheide gesteckt hatte, schlägt den Stock mit seinem Säbel nieder.

Doch nun ist es der König selbst, der völlig wieder zu sich gekommen, den Grenadier mit der Hand auf die Seite schiebt, und er spricht:

„Lassen Sie mich, mein Herr! Was kann ich mitten unter meinem Volke zu befürchten haben?“

Hienach machte Ludwig XVI. einen Schritt vorwärts mit einer Majestät, der man ihn nicht fähig gehalten hätte, mit einem Muthe, welcher bei ihm bis dahin fremd geschienen, und bot seine Brust den Waffen aller Art dar, die man gegen ihn richtete.

„Stille!“ rief unter diesem erschrecklichen Tumulte eine Stentorstimme; „ich will sprechen.“

Vergebens hätten sich Kanonen unter diesem gräßlichen Geschrei hörbar zu machen gesucht, und dennoch erloschen Lärm und Geschrei bei dieser Stimme.

Es war die Stimme des Schlächters Legendre.

Er trat so nahe auf den König zu, daß er ihn beinahe berührte.

Man hatte einen Kreis um ihn gebildet.

In diesem Augenblick erschien ein Mann an der äußersten Linie des Kreises, und hinter der furchtbaren Gestalt von Danton erkannte der König das bleiche, aber heitere Gesicht von Gilbert.

Ein Blick des Königs fragte ihn: „Was haben Sie der Königin gemacht, mein Herr?“

Ein Lächeln des Doctors antwortete: „Sie ist in Sicherheit, Sire!“

Der König dankte Gilbert durch ein Zeichen.

„Mein Herr!“ sagte Legendre, sich an den König wendend.

Bei dem Worte mein Herr, das die Absetzung zu bezeichnen schien, drehte sich der König um, als ob ihn eine Schlange gebissen hätte.

„Ja, Herr . . . Herr Veto, mit Ihnen spreche ich,“ sagte Legendre; „hören Sie uns an, denn Sie sind gemacht, um uns zu hören. Sie sind ein Treuloser; Sie haben uns immer betrogen, und Sie betrügen uns noch; nehmen Sie sich in Acht! das Maß ist voll, und das Volk ist müde, Ihr Spielzeug und Ihr Opfer zu sein!“

„Nun, ich höre Sie, mein Herr,“ versetzte der König.

„Desto besser! Sie wissen, warum wir hieher gekommen sind? Wir sind gekommen, um von Ihnen die Sanction der Decrete und die Zurückberufung der Minister zu verlangen . . . Hier ist unsere Petition.“

Hiebei zog Legendre aus seiner Tasche ein Papier, das er entfaltete, und er las dieselbe drohende Petition, welche schon in der Nationalversammlung vorgelesen worden war.

Der König hörte ihn, die Augen auf den Boden geheftet, an, und als Legendre geendigt hatte, sagte er, wenigstens dem Anscheine nach, ohne die geringste Gemüthsbewegung:

„Mein Herr, ich werde thun, was mir die Gesetze und die Constitution zu thun gebieten.“

„Ah! ja,“ entgegnete eine Stimme, „das ist Dein großes Schlachtroß, die Constitution! die Constitution von 91, die Dir erlaubt, die ganze Maschine zu hemmen, Frankreich an den Pfahl zu binden und zu warten, bis die Oesterreicher kommen, um es daran zu erwürgen.“

Der König wandte sich gegen diese neue Stimme

um, denn er begriff, daß von dieser Seite ein ernsterer Angriff kam.

Gilbert machte auch eine Bewegung und legte seine Hand auf die Schulter des Mannes, der gesprochen hatte.

„Ich habe Sie schon gesehen, mein Freund," sagte der König. „Wer sind Sie?"

Und er schaute ihn mit mehr Neugierde als Furcht an, obgleich das Gesicht dieses Mannes einen Charakter erschrecklicher Entschlossenheit an sich trug.

„Ja, Sie haben mich schon gesehen, Sire. Sie haben mich schon dreimal gesehen: einmal bei der Rückkehr von Versailles am 16. Juli; einmal in Varennes; einmal hier . . . Sire, erinnern Sie sich meines Namens; ich habe einen Namen von unseliger Bedeutung: ich heiße Billot *)."

In diesem Augenblick verdoppelte sich das Geschrei; ein mit einer Pieke bewaffneter Mensch versuchte es, den König damit zu stechen.

Billot packte aber die Pieke, riß sie dem Mörder aus den Händen, zerbrach sie auf seinem Knie und sagte:

„Keinen Mord! Nur ein Eisen hat das Recht, diesen Mann zu berühren: das des Gesetzes. Es soll einem König von England durch ein Gericht des Volkes, das er verrathen, der Kopf abgeschlagen worden sein; Du mußt seinen Namen wissen, Ludwig? Vergiß ihn nicht!"

„Billot!" murmelte Gilbert.

„Oh! Sie mögen machen, was Sie wollen," versetzte Billot den Kopf schüttelnd, „dieser Mensch wird als Verräther gerichtet und verurtheilt werden!"

„Ja, Verräther!" riefen hundert Stimmen: „Verräther! Verräther! Verräther!"

---

*) Block.

Gilbert warf sich zwischen den König und das Volk.

„Fürchten Sie nichts, Sire," sagte er, „und suchen Sie durch irgend eine materielle Demonstration diese Wüthenden zufrieden zu stellen."

Der König nahm die Hand von Gilbert, legte sie auf sein Herz und sprach:

„Sie sehen, daß ich nichts fürchte, mein Herr; ich habe diesen Morgen die Sacramente empfangen: man mache mit mir, was man will. Was das materielle Zeichen betrifft, welches aufzustecken Sie mich ermahnen . . . nun, sind Sie zufrieden?"

Und der König nahm eine rothe Mütze vom Kopfe eines Sansculotte und setzte sie auf seinen eigenen Kopf.

Sogleich brach die Menge in ein Beifallklatschen aus.

„Es lebe der König! es lebe die Nation!" riefen alle Stimmen.

Ein Mann durchschnitt die Menge und näherte sich dem König: er hielt eine Flasche in der Hand.

„Wenn Du das Volk liebst, wie Du sagst, dicker Veto, so beweise es dadurch, daß Du auf die Gesundheit des Volkes trinkst."

Und er reichte ihm die Flasche.

„Trinken Sie nicht, Sire!" flüsterte dem König eine Stimme zu: „dieser Wein kann vergiftet sein."

„Trinken Sie, Sire; ich stehe für Alles," sagte Gilbert.

Der König nahm die Flasche und sprach:

„Ich trinke auf die Gesundheit des Volkes!"

Und er trank.

Aufs Neue schrie man von allen Seiten: „Es lebe der König!"

„Sire," sagte Gilbert, „Sie haben nichts mehr zu befürchten; erlauben Sie, daß ich zur Königin zurückkehre."

„Gehen Sie!" erwiederte der König, indem er ihm die Hand drückte.

um, denn er begriff, daß von dieser Seite ein ernsterer Angriff kam.

Gilbert machte auch eine Bewegung und legte seine Hand auf die Schulter des Mannes, der gesprochen hatte.

„Ich habe Sie schon gesehen, mein Freund," sagte der König. „Wer sind Sie?"

Und er schaute ihn mit mehr Neugierde als Furcht an, obgleich das Gesicht dieses Mannes einen Charakter erschrecklicher Entschlossenheit an sich trug.

„Ja, Sie haben mich schon gesehen, Sire. Sie haben mich schon dreimal gesehen: einmal bei der Rückkehr von Versailles am 16. Juli; einmal in Varennes; einmal hier . . . Sire, erinnern Sie sich meines Namens; ich habe einen Namen von unseliger Bedeutung: ich heiße Billot *)."

In diesem Augenblick verdoppelte sich das Geschrei; ein mit einer Pieke bewaffneter Mensch versuchte es, den König damit zu stechen.

Billot packte aber die Pieke, riß sie dem Mörder aus den Händen, zerbrach sie auf seinem Knie und sagte:

„Keinen Mord! Nur ein Eisen hat das Recht, diesen Mann zu berühren: das des Gesetzes. Es soll einem König von England durch ein Gericht des Volkes, das er verrathen, der Kopf abgeschlagen worden sein; Du mußt seinen Namen wissen, Ludwig? Vergiß ihn nicht!"

„Billot!" murmelte Gilbert.

„Oh! Sie mögen machen, was Sie wollen," versetzte Billot den Kopf schüttelnd, „dieser Mensch wird als Verräther gerichtet und verurtheilt werden!"

„Ja, Verräther!" riefen hundert Stimmen: „Verräther! Verräther! Verräther!"

---

*) Block.

Gilbert warf sich zwischen den König und das Volk.

„Fürchten Sie nichts, Sire," sagte er, „und suchen Sie durch irgend eine materielle Demonstration diese Wüthenden zufrieden zu stellen."

Der König nahm die Hand von Gilbert, legte sie auf sein Herz und sprach:

„Sie sehen, daß ich nichts fürchte, mein Herr; ich habe diesen Morgen die Sacramente empfangen: man mache mit mir, was man will. Was das materielle Zeichen betrifft, welches aufzustecken Sie mich ermahnen . . . nun, sind Sie zufrieden?"

Und der König nahm eine rothe Mütze vom Kopfe eines Sansculotte und setzte sie auf seinen eigenen Kopf.

Sogleich brach die Menge in ein Beifallklatschen aus.

„Es lebe der König! es lebe die Nation!" riefen alle Stimmen.

Ein Mann durchschnitt die Menge und näherte sich dem König: er hielt eine Flasche in der Hand.

„Wenn Du das Volk liebst, wie Du sagst, dicker Veto, so beweise es dadurch, daß Du auf die Gesundheit des Volkes trinkst."

Und er reichte ihm die Flasche.

„Trinken Sie nicht, Sire!" flüsterte dem König eine Stimme zu: „dieser Wein kann vergiftet sein."

„Trinken Sie, Sire; ich stehe für Alles," sagte Gilbert.

Der König nahm die Flasche und sprach:

„Ich trinke auf die Gesundheit des Volkes!"

Und er trank.

Aufs Neue schrie man von allen Seiten: „Es lebe der König!"

„Sire," sagte Gilbert, „Sie haben nichts mehr zu befürchten; erlauben Sie, daß ich zur Königin zurückkehre."

„Gehen Sie!" erwiederte der König, indem er ihm die Hand drückte.

In dem Augenblicke, wo Gilbert wegging, traten Isnard und Vergniaud ein.

Sie hatten die Nationalversammlung verlassen und kamen von selbst, um dem König einen Wall mit ihrer Volksbeliebtheit, im Nothfalle mit ihrem Leibe zu bilden.

„Ist der König da?" fragten sie.

Gilbert zeigte ihnen den König mit der Hand, und die beiden Deputirten eilten auf ihn zu.

Um zur Königin zu gelangen, mußte Gilbert mehrere Zimmer und unter anderen das Schlafzimmer des Königs durchschreiten.

Das Volk war überall eingedrungen.

„Ah!" sagten Leute, die sich auf das königliche Bett setzten, „der dicke Veto! er hat wahrlich ein Bett, das besser ist, als das unsere!"

Alles das konnte nicht mehr sehr beunruhigen; der erste Augenblick des Aufbrausens war vorüber.

Gilbert kam ruhiger zur Königin zurück.

Als er in den Saal eintrat, wo er sie gelassen hatte, warf er einen raschen Blick nach ihr, und er athmete.

Sie war immer noch auf demselben Platze; der kleine Dauphin hatte, wie sein Vater, eine rothe Mütze auf.

Im anstoßenden Zimmer fand ein gewaltiger Lärm statt, der den Blick von Gilbert nach der Thüre zog.

Diesen Lärmen machte herbeikommend Santerre.

Der Coloß trat in den Saal ein.

„Ho! ho!" rief er, „hier ist also die Oesterreicherin?"

Gilbert ging, den Saal in einer Diagonale durchschneidend, rasch auf ihn zu und sagte:

„Herr Santerre!"

Santerre wandte sich um.

„Ei!" rief er ganz freudig, „der Doctor Gilbert."

„Der nicht vergessen hat, daß Sie einer von denjenigen waren, welche ihm die Thore der Bastille geöff-

net haben . . . Lassen Sie mich Sie der Königin vorstellen."

„Der Königin? mich der Königin vorstellen?" brummte der Bierbrauer.

„Ja, der Königin. Schlagen Sie es aus?"

„Bei meiner Treue, nein!" erwiederte Santerre; „ich war im Begriffe, mich selbst vorzustellen, doch da Sie da sind . . ."

„Ich kenne Herrn Santerre," sagte die Königin; „ich weiß, daß im Augenblicke der Hungersnoth er allein die Hälfte des Faubourg Saint-Antoine genährt hat."

Santerre blieb erstaunt stehen; dann heftete er seinen Blick ein wenig verlegen auf den Dauphin, und als er sah, daß der Schweiß in großen Tropfen über die Wangen des armen Kindes floß, sagte er zu den Leuten aus dem Volke:

„Oh! nehmt doch diesem Kinde die Mütze ab. Ihr seht wohl, daß es erstickt."

Die Königin dankte ihm mit einem Blicke.

Sodann neigte sich der wackere Flamänder gegen sie, stützte seine Arme auf den Tisch, und sagte mit halber Stimme zu ihr:

„Sie haben sehr ungeschickte Freunde, Madame! ich kenne welche, die Ihnen bessere Dienste leisten würden."

Eine Stunde nachher hatte sich diese ganze Menge verlaufen, und der König kehrte in Begleitung seiner Schwester in das Zimmer zurück, wo ihn die Königin und seine Kinder erwarteten.

Die Königin lief auf ihn zu und warf sich zu seinen Füßen nieder; die zwei Kinder ergriffen seine Hände; man umarmte sich wie nach einem Schiffbruche.

Nun erst bemerkte der König, daß er die rothe Mütze noch auf dem Kopfe hatte.

„Oh!", rief er, „ich hatte sie vergessen!"

Und er nahm sie mit der vollen Hand und warf sie mit Ekel weit von sich.

Ein junger Artillerie-Officier, kaum zweiundzwanzig Jahre alt, hatte dieser ganzen Scene, an einen Baum der Terrasse am Flusse angelehnt, beigewohnt. Durch das Fenster hatte er alle Gefahren gesehen, die der König gelaufen, alle Demüthigungen, die er erduldet; doch bei der Episode mit der rothen Mütze hatte er es nicht länger aushalten können.

„Oh!“ murmelte er, „wenn ich nur zwölfhundert Mann und zwei Kanonen hätte, ich würde sehr rasch den König von dieser ganzen Canaille befreien!“

Da er aber seine zwölfhundert Mann und seine Kanonen nicht hatte, und da er den Anblick des häßlichen Schauspiels nicht mehr ertragen konnte, so entfernte er sich.

Dieser junge Officier war Napoleon Bonaparte.

---

## CXXXV.

## Reaction.

Die Räumung der Tuilerien ging so stumm und traurig vor sich, als das Erstürmen geräuschvoll und erschrecklich gewesen war.

Das Volk sagte sich, selbst erstaunt über das geringe Resultat des Tages: „Wir haben nichts erreicht; wir müssen wiederkommen.“

Das war in der That zu viel für eine Drohung, wenig für ein Attentat.

Diejenigen, welche über das hinaus, was vorgefal-, gesehen, hatten Ludwig XVI. nach seinem Rufe be-

urtheilt; sie erinnerten sich des Königs, wie er unter dem Kleide eines Lackeis nach Varennes floh, und sie sagten sich: „Beim ersten Lärmen, den Ludwig XVI. hört, wird er sich in einem Schranke, unter einem Tische, hinter einem Vorhange verbergen; man wird aufs Gerathewohl einen Degenstoß danach thun und dann einfach wie Hamlet, der den Tyrannen von Dänemark zu tödten glaubt, sagen: „„Eine Ratte!““

Er war ganz anders gewesen: nie hatte sich der König so ruhig benommen; sagen wir mehr: nie war der König so groß gewesen.

Die Beschimpfung war ungeheuer geworden; doch sie war nicht bis zur Höhe seiner Resignation gestiegen. Seine schüchterne Festigkeit, wenn man so sagen darf, hatte der Erregung bedurft, und in der Erregung hatte sie die Härte des Stahles angenommen; durch die außerordentlichen Umstände, unter denen man sich befand, emporgehoben, hatte er fünf Stunden lang, ohne zu erbleichen, die Aexte über seinem Haupte flammen, die Lanzen, die Schwerter, die Bajonnete vor seiner Brust zurückweichen sehen; kein General war vielleicht in zehn Schlachten, so mörderisch sie gewesen, eine Gefahr gelaufen der ähnlich, welcher Ludwig XVI. bei dieser langsamen Revue des Aufruhrs getrotzt hatte! Die Théroigne, die Saint-Hurunge, die Lazuski, die Fournier, die Verrière, alle diese Vertrauten des Mordes, waren in der sehr bestimmten Absicht, ihn zu tödten, abgegangen, doch diese unerwartete Majestät, die sich unter dem Sturme geoffenbart, hatte den Dolch ihren Händen entfallen gemacht. Ludwig XVI. hatte seine Passion gehabt; der königliche Ecce Homo hatte sich die Stirne umgeben von seiner rothen Mütze, wie Jesus von seiner Dornenkrone, gezeigt; und wie Jesus unter den Schmähungen und Mißhandlungen sagte: „Ich bin Euer Christus!“ so hatte Ludwig XVI. unter den Beleidigungen

und Beschimpfungen unablässig gesagt: „Ich bin Euer König!“

Das Thor der Tuilerien sprengend, hatte die revolutionäre Idee geglaubt, sie werde hier nur den trägen, zitternden Schatten des Königthums finden, und zu ihrem großen Erstaunen fand sie aufrecht und lebendig das Vertrauen des Mittelalters. Und man hatte einen Augenblick zwei Principien einander gegenüber gesehen, das eine in seinem Untergange, das andere in seinem Aufgange; etwas Erschreckliches, als ob man zugleich am Himmel eine Sonne, welche aufginge, ehe die andere untergegangen wäre, erblicken würde! Nur war eben so viel Größe und Glanz bei der einen wie bei der andern, eben so viel Treue und Glauben bei der Forderung des Volkes, als bei der Verweigerung des Königthums.

Die Royalisten waren entzückt, der Sieg war im Ganzen ihnen geblieben.

Durch Gewalt in Verzug gebracht, der Nationalversammlung zu gehorchen, hatte der König, statt, wie er dies zu thun bereit war, eines von den beiden Decreten zu sanctioniren, — der König, der wußte, daß er nicht mehr Gefahr lief, wenn er beide verwarf, als wenn er eines zurückwies, — hatte der König, sagen wir, sein Veto auf beide gesetzt.

Sodann war das Königthum an dem unseligen Tage des 20. Juni so tief hinabgestiegen, daß es schien, es habe den Boden des Abgrunds berührt, und es werde fortan nur wieder aufzusteigen haben.

Und die Sache schien wirklich so in Erfüllung zu gehen.

Am 21. erklärte die Nationalversammlung, es werde keine bewaffnete Bürgerschaar vor den Schranken zugelassen. Das hieß die Bewegung vom vorhergehenden Tage desavouiren, mehr noch, verdammen.

Am Abend des 20. war Pétion in den Tuilerien angekommen, als Alles gerade zu Ende gehen sollte.

„Sire," sagte er zum König, „ich habe zu dieser Stunde erst die Lage Eurer Majestät erfahren."

„Das ist erstaunlich!" erwiederte der König. „Es dauert doch schon ziemlich lange!"

Am andern Tage verlangten die Constitutionellen, die Royalisten und die Feuillants von der Nationalversammlung die Verkündigung des Kriegsgesetzes.

Man weiß, was die erste Verkündigung dieses Gesetzes am vorhergehenden 17. Juli auf dem Marsfelde herbeigeführt hatte.

Pétion lief nach der Nationalversammlung.

Man gründete dieses Verlangen auf neue Zusammenrottungen, welche stattfinden sollten.

Pétion versicherte, diese neuen Zusammenrottungen haben nie stattgefunden; er haftete für die Ruhe von Paris. Die Verkündigung des Kriegsgesetzes wurde verworfen.

Am Schlusse der Sitzung, gegen acht Uhr Abends, begab sich Pétion in die Tuilerien, um den König über den Zustand der Hauptstadt zu beruhigen. Er war begleitet von Sergent: Sergent, — Kupferstecher und Schwager von Marceau, war Mitglied des Municipalraths und einer der Administratoren der Polizei. — Ein paar andere Mitglieder der Municipalität hatten sich ihnen angeschlossen.

Als sie durch den Hof des Carrousels gingen, wurden sie von St. Ludwigs-Rittern, constitutionellen Garden und Nationalgarden insultirt. Pétion wurde persönlich angegriffen, Sergent wurde, trotz der Schärpe, die er trug, auf die Brust und ins Gesicht geschlagen und sogar durch einen Faustschlag niedergeworfen.

Kaum eingeführt, begriff Pétion, daß er zu einem Kampfe hierher gekommen war.

Marie Antoinette schleuderte ihm einen von den Blicken zu, wie sie nur die Augen von Maria Theresia

abzuschießen wußten: zwei entsetzliche, niederschmetternde Blitze.

Der König wußte schon, was in der Nationalversammlung vorgefallen war.

„Nun, mein Herr," sagte er zu Pétion, „Sie sind es also, der versichert, die Ruhe in der Hauptstadt sei wiederhergestellt?"

„Ja, Sire," antwortete Pétion; „das Volk hat Ihnen seine Vorstellungen gemacht, es ist ruhig und zufrieden."

„Gestehen Sie, mein Herr," sprach der König den Kampf beginnend, „gestehen Sie, daß der gestrige Tag ein großer Scandal ist, und daß die Municipalität weder das, was sie thun sollte, noch das, was sie thun konnte, gethan hat."

„Sire," erwiederte Pétion, „die Municipalität hat ihre Pflicht gethan; die öffentliche Meinung wird sie richten."

„Sagen Sie die ganze Nation, mein Herr."

„Die Municipalität fürchtet das Urtheil der Nation nicht."

„Und in welchem Zustande ist in diesem Augenblick Paris?"

„Ruhig, Sire."

„Das ist nicht wahr."

„Sire . . ."

„Schweigen Sie!"

„Der Beamte des Volkes hat nicht zu schweigen, Sire, wenn er seine Pflicht thut und die Wahrheit spricht."

„Es ist gut, gehen Sie."

Pétion verbeugte sich und ging ab.

Der König war so heftig gewesen, sein Gesicht trug den Ausdruck eines so tiefen Zornes an sich, daß die Königin, die aufbrausende Frau, die hitzige Amazone, darüber erschrocken war.

„Mein Gott!“ sagte sie zu Röderer, als sich Pétion entfernt hatte, „finden Sie nicht, daß der König sehr lebhaft gewesen ist, und fürchten Sie nicht, daß ihm diese Lebhaftigkeit bei den Parisern schadet?“

„Madame,“ erwiederte Röderer, „Niemand wird es erstaunlich finden, daß der König Stillschweigen einem seiner Unterthanen auferlegt, der die Achtung gegen ihn verletzt.“

Am andern Tage schrieb der König an die Nationalversammlung und beklagte sich über diese Profanation des Schlosses, des Königthums und des Königs.

Dann erließ er eine Proclamation an sein Volk.

Es gab also zwei Völker: das Volk, das den 20. Juni gemacht hatte, und das Volk, bei dem sich der König hierüber beklagte.

Am 24. ließen der König und die Königin die Nationalgarde die Revue passiren, und sie wurden mit Begeisterung empfangen.

An demselben Tage suspendirte das Directorium von Paris den Maire.

Was verlieh ihm eine solche Kühnheit?

Drei Tage nachher klärte sich die Sache auf.

Lafayette, der von seinem Lager mit einem einzigen Officier abgegangen war, kam am 27. in Paris an und stieg bei seinem Freunde, Herrn de la Rochefoucauld, ab.

In der Nacht unterrichtete man die Constitutionellen, die Feuillants und die Royalisten, und man war besorgt, die Tribunen für den andern Tag zu machen.

Am andern Tage erschien der General in der Nationalversammlung.

Drei Beifallssalven empfingen ihn, doch jede derselben wurde durch das Gemurre der Girondisten erstickt.

Man begriff, daß die Sitzung furchtbar sein sollte.

Der General Lafayette war einer der muthigsten Menschen, welche existirten, doch der Muth ist nicht die

Verwegenheit: es gehört sogar zu den Seltenheiten, daß ein wahrhaft muthiger Mann verwegen ist.

Lafayette sah ein, welche Gefahr er lief; allein gegen Alle spielte er um den Rest seiner Popularität: verlor er, so richtete er sich selbst zu Grunde, gewann er, so konnte er den König retten.

Das war um so schöner von seiner Seite, als er den Widerwillen des Königs, den Haß der Königin gegen ihn kannte: „Ich will lieber durch Pétion umkommen, als durch Lafayette gerettet werden!“

Vielleicht kam er auch nur, um einen Unterlieutenants-Trotz zu vollführen, um auf eine Herausforderung zu antworten.

Dreizehn Tage vorher hatte er zugleich an den König und an die Nationalversammlung geschrieben: an den König, um ihn zum Widerstande zu ermuntern; an die Nationalversammlung, um sie zu bedrohen, wenn sie anzugreifen fortfahre.

„Er ist sehr frech inmitten seiner Armee,“ hatte eine Stimme gesagt, „doch wir werden sehen, ob er dieselbe Sprache allein mitten unter uns spricht.“

Diese Worte waren Lafayette in seinem Lager bei Maubenge hinterbracht worden.

Vielleicht waren diese Worte die wahre Ursache seiner Reise nach Paris.

Er bestieg die Tribune unter dem Beifallklatschen der Einen, aber auch unter dem Murren und den Drohungen der Andern.

„Meine Herren,“ sprach er, „man hat mir vorgeworfen, ich habe meinen Brief vom 16. Juni mitten in meinem Lager geschrieben. Es war meine Pflicht, gegen diese Bezüchtigung der Furchtsamkeit zu protestiren, aus dem ehrenvollen Walle hervorzutreten, den die Zuneigung der Truppen um mich bildete, und allein vor Ihnen zu erscheinen. Sodann rief mich ein noch mächtigeres Motiv. Die Gewaltthätigkeiten vom 20. Juni haben

die Entrüstung aller guten Bürger und besonders des Heeres erregt; die Officiere, Unterofficiere und Soldaten sind nur Eins; ich habe von allen Corps Adressen voller Ergebenheit für die Constitution und voll Haß gegen die Meuterer erhalten; ich habe diese Kundgebungen gehemmt und es übernommen, allein die Gefühle Aller auszudrücken: ich spreche als Bürger mit Ihnen. Es ist Zeit, der Constitution Garantien zu geben, die Freiheit der Nationalversammlung, die des Königs, seine Würde zu sichern. Dringend bitte ich die Nationalversammlung, zu befehlen, daß die Excesse vom 20. Juni als Verbrechen der Majestätsbeleidigung verfolgt werden, wirksame Maßregeln zu ergreifen, um allen constituirten Gewalten und besonders der Ihrigen und der des Königs Achtung zu verschaffen und der Armee die Versicherung zu geben, daß die Constitution keinen Angriff im Innern erleiden werde, während die braven Franzosen ihr Blut für die Vertheidigung der Gränze vergießen!"

Guadet hatte sich langsam, und so wie er Lafayette seinem Redeschluß sich nähern fühlte, erhoben, mitten unter dem stürmischen Beifalle, der demselben zu Theil wurde, streckte der herbe Redner der Gironde den Arm als Zeichen aus, daß er zu antworten verlange. Wollte die Gironde den Pfeil der Ironie abschießen, so übergab sie Guadet den Bogen, und Guadet hatte nur aufs Gerathewohl einen Pfeil aus seinem Köcher zu nehmen.

Kaum war das Geräusch der letzten Beifallsäußerungen erloschen, da folgte das Getöse seiner vibrirenden Rede.

„In dem Augenblicke, wo ich Herrn Lafayette sah, bot sich meinem Geiste ein sehr tröstlicher Gedanke," rief er. „„Wir haben also keine äußere Feinde mehr,"" sagte ich mir; „„die Oesterreicher sind also besiegt,"" sagte ich mir; „„Herr Lafayette kommt, um uns seinen Sieg und ihre Vernichtung zu verkündigen!"" Die Illusion hat nicht lange gedauert, unsere Feinde sind immer

dieselben, unsere äußeren Gefahren haben sich nicht geändert, und dennoch ist Herr Lafayette in Paris; er tritt als Organ der redlichen Leute und des Herres auf! Diese redlichen Leute, wer sind sie? Dieses Heer, wie hat es deliberiren können? Ei! vor Allem zeige uns Herr Lafayette seinen Urlaub."

Bei diesen Worten fühlt die Gironde, der Wind werde sich nun ihr zuwenden, und sie sind in der That kaum gesprochen, da empfängt sie ein Beifallsdonner.

Ein Deputirter steht auf und ruft von seinem Platze:

„Meine Herren, Sie vergessen, mit wem Sie sprechen, und von wem die Rede ist, Sie vergessen besonders, was Lafayette ist! Lafayette ist der älteste Sohn der französischen Freiheit, Lafayette hat der Revolution sein Vermögen, seinen Adel, sein Leben geopfert."

„Ah!" ruft eine Stimme, „es ist seine Leichenrede, was Sie da halten."

„Meine Herren," spricht Ducos, „die Discussionsfreiheit ist unterdrückt durch die Gegenwart eines der Nationalversammlung fremden Generals in diesem Saale."

„Das ist nicht Alles!" ruft Vergniaud: „dieser General hat seinen Posten vor dem Feinde verlassen; ihm und nicht einem einfachen Generalmajor, den er statt seiner zurückgelassen, ist das Armeecorps, das er commandirt, anvertraut worden. Wir müssen wissen, ob er die Armee ohne Urlaub verlassen hat, und hat er sie ohne Urlaub verlassen, so verhafte man ihn und stelle ihn als Desertenr vor ein Gericht."

„Das ist der Zweck meiner Frage," sagt Guadet, „und ich unterstütze den Antrag von Vergniand."

„Unterstützt! unterstützt!" ruft die ganze Gironde.

„Die Namenaufrufung!" sagt Gensonné.

Die Namenaufrufung gibt eine Majorität von zehn Stimmen für die Freunde von Lafayette.

Gleich dem Volke am 20. Juni hatte Lafayette zu viel und zu wenig gewagt; das ist einer von den Siegen in der Art derjenigen, über welche sich Pyrrhus, der die Hälfte seines Heeres eingebüßt, beklagt: „Noch ein Sieg wie dieser, und ich bin verloren!" sagte er.

Wie Pétion, begab sich Lafayette, als er die Nationalversammlung verließ, zum König.

Er wurde mit einem freundlicheren Gesichte, aber mit einem nicht minder geschworenen Herzen empfangen.

Lafayette hatte dem König und der Königin mehr als sein Leben geopfert: er hatte ihnen seine Popularität zum Opfer gebracht.

Zum dritten Male machte er ihnen dieses Geschenk, das kostbarer als eines von denen, welche die Könige machen können: das erste Mal in Versailles am 6. October, das zweite Mal auf dem Marsfelde am 17. Juni, das dritte Mal an diesem Tage.

Lafayette hatte eine letzte Hoffnung; das war die Hoffnung, die er seinen Souverains in den Tuilerien mittheilen wollte: er würde am andern Tage eine Revue über die Nationalgarde mit dem König halten; es wär nicht zu zweifeln an der Begeisterung, die des Königs und des ehemaligen Obercommandanten Gegenwart einflößen müßte; Lafayette würde diesen Einfluß benützen, gegen die Nationalversammlung marschiren und die Gironde festnehmen: während des Tumultes würde der König abreisen und das Lager von Maubeuge erreichen.

Das war ein kühner Streich, doch bei der Beschaffenheit der Geister war er fast sicher.

Unglücklicher Weise trat um drei Uhr Morgens Danton bei Pétion ein, um ihn vom Complott zu unterrichten.

Bei Tagesanbruch bestellte Pétion die Revue ab.

Wer hatte denn den König und Lafayette verrathen?

Die Königin!

Hatte sie nicht gesagt, sie wolle lieber durch einen Andern umkommen, als durch Lafayette gerettet werden?

Sie hatte es richtig getroffen, sie sollte durch Danton umkommen.

In der Stunde, wo die Revue hätte stattfinden sollen, verließ Lafayette Paris und kehrte zu seiner Armee zurück.

Und dennoch hatte er noch nicht alle Hoffnung, den König zu retten, verloren.

---

## CXXXVI.

### Vergniaud wird sprechen.

Der Sieg von Lafayette, ein zweifelhafter Sieg, auf den ein Rückzug folgte, hatte ein seltsames Resultat gehabt.

Er hatte die Royalisten niedergeschlagen, während die vermeintliche Niederlage der Girondisten diese wieder aufgerichtet; sie hatte sie aufgerichtet, indem sie ihnen den Abgrund gezeigt, in welchen sie beinahe gefallen wären.

Man denke sich weniger Haß im Herzen von Marie Antoinette, und die Gironde war vielleicht zu dieser Stunde vernichtet.

Man durfte dem Hofe nicht Zeit lassen, den Fehler, den er begangen, wieder gut zu machen.

…n mußte wieder seine Kraft und seine Richtung
…tionären Strome geben, der einen Augenblick
und zu seiner Quelle zurückgegangen war.

Jeder suchte das Mittel, Jeder glaubte es gefunden zu haben; war sodann das Mittel vorgeschlagen, so sah man seine Unwirksamkeit, und man verzichtete darauf.

Madame Roland wollte durch eine große Erschütterung in der Nationalversammlung zum Ziele gelangen. Wer konnte aber diese Erschütterung hervorbringen? wer konnte diesen Streich führen? Vergniaud.

Was that aber dieser Achilles unter seinem Zelte? oder vielmehr der in den Gärten Armidas umherirrende Rinaldo? — Er liebte.

Es ist so schwer, zu hassen, wenn man liebt!

Er liebte die schöne Madame Simon Candeille, Schauspielerin, Dichterin, Tonkünstlerin; seine Freunde suchten ihn zuweilen ein paar Tage, ohne ihn zu treffen; dann fanden sie ihn endlich zu den Füßen der reizenden Frau liegend, eine Hand auf ihren Schooß ausgestreckt, mit der anderen zerstreut über die Saiten ihrer Harfe hinstreifend.

Sodann saß er jeden Abend im Orchester des Theaters, um diejenige zu beklatschen, welche er am Tage anbetete.

Eines Tages gingen zwei Deputirte in Verzweiflung aus der Nationalversammlung weg: diese Unthätigkeit von Vergniaud erschreckte sie für Frankreich.

Das waren Grangeneuve und Chabot.

Grangeneuve, der Advocat von Bordeaux, der Freund, der Nebenbuhler von Vergniaud, und, wie er, Deputirter der Gironde.

Chabot, der entkuttete Capuziner, der Verfasser oder einer der Verfasser des **Katechismus der Sansculottes**, der über das Königthum und die Religion die im Kloster angehäufte Galle ergoß.

Grangeneuve ging düster und nachdenkend neben Chabot.

Dieser schaute ihn an, und es schien ihm, als sähe

er durch die Stirne seines Collegen den Schatten seiner Gedanken ziehen.

„Was denkst Du?“ fragte ihn Chabot.

„Ich denke,“ erwiederte Grangeneuve, „daß alle diese Langsamkeiten das Vaterland entnerven und die Revolution tödten.“

„Ah! Du denkst dies!“ versetzte Chabot mit dem bittern Lachen, das seine Gewohnheit war.

„Ich denke,“ fuhr Grangeneuve fort, „daß, wenn das Volk dem Königthum Zeit läßt, das Volk verloren ist!“

Chabot ließ sein scharfes Gelächter hören.

„Ich denke,“ vollendete Grangeneuve, „daß es nur eine Stunde für die Revolutionen gibt; daß diejenigen, welche sie entwischen lassen, dieselbe nicht wiederfinden und dafür später Gott und der Nachwelt Rechenschaft schuldig sind.“

„Und Du glaubst, Gott und die Nachwelt werden von uns Rechenschaft über unsere Trägheit und unsere Unthätigkeit fordern?“

„Ich befürchte es.“

Dann, nach einem Stillschweigen, sagte Grangeneuve:

„Höre, Chabot, ich habe eine Ueberzeugung: daß das Volk von seiner letzten Niederlage müde ist; daß es sich nicht ohne einen mächtigen Hebel, ohne eine blutige Triebfeder erheben wird; es braucht einen Anfall von Wuth oder von Schrecken, aus dem es eine verdoppelte Energie schöpfen muß.“

„Wie soll man ihm diesen Anfall von Wuth oder von Schrecken geben?“ fragte Chabot.

„Hieran denke ich gerade,“ erwiederte Grangeneuve, „und ich glaube, ich habe das Geheimniß gefunden.“

Chabot näherte sich ihm; nach dem Stimmtone seines Gefährten hatte er begriffen, dieser werde ihm etwas Erschreckliches vorschlagen.

„Aber," fuhr Grangeneuve fort, „werde ich gleichfalls einen Mann finden, der fähig ist zu einem für einen solchen Act nothwendigen Entschlusse?"

„Sprich," sagte Chabot mit einem Ausdrucke von Festigkeit, der seinem Collegen keinen Zweifel lassen sollte; „ich bin zu Allem fähig, um zu vernichten, was ich hasse, und ich hasse die Könige und die Priester!"

„Nun wohl," sprach Grangeneuve, die Blicke auf die Vergangenheit werfend, „ich habe gesehen, daß reines Blut in der Wiege aller Revolutionen war, von der von Lucretia bis zu der von Sidney. Für die Staatsmänner sind die Revolutionen eine Theorie; für die Völker sind die Revolutionen eine Rache; will man die Menge zur Rache antreiben, so muß man ihm ein Opfer zeigen: dieses Opfer verweigert uns der Hof; nun wohl, geben wir es selbst unserer Sache!"

„Ich verstehe nicht," sagte Chabot.

„Nun, es muß Einer von uns — einer der Bekanntesten, einer der Hitzigsten, einer der Reinsten, — unter den Streichen der Aristokraten fallen."

„Fahre fort."

„Derjenige, welcher fallen wird, muß zur Nationalversammlung gehören, damit die Nationalversammlung die Rache in die Hand nehme; kurz, dieses Opfer muß ich sein!"

„Die Aristokraten werden Dich aber nicht schlagen, Grangeneuve: davor werden sie sich hüten!"

„Ich weiß es; darum sagte ich, man müsse einen Mann von Entschlossenheit finden. . . ."

„Wozu?"

„Um mich zu schlagen!"

Chabot wich einen Schritt zurück; Grangeneuve faßte ihn aber beim Arme und sagte:

„Chabot, so eben behauptetest Du, Du seist zu Allem fähig, um zu vernichten, was Du hassest: bist Du fähig, mich zu ermorden?"

Der Mönch blieb stumm. Grangeneuve fuhr fort:

„Mein Wort ist nichtig; mein Leben ist werthlos für die Freiheit, während ihr mein Tod im Gegentheil nützen wird. Meine Leiche wird die Fahne des Aufruhrs sein, und ich sage Dir. . ..“

Grangeneuve streckte mit einer heftigen Geberde die Hand gegen die Tuilerien aus.

„Dieses Schloß und diejenigen, welche es enthält, müssen in einem Sturme verschwinden!“

Chabot schaute Grangeneuve schauernd vor Bewunderung an.

„Nun?“ sagte Grangeneuve.

„Nun, großer Diogenes,“ erwiederte Chabot, „lösche Deine Laterne aus: der Mensch ist gefunden!“ –

„So laß uns Alles festsetzen, und diesen Abend noch werde es beendigt. Ich will heute Nacht allein hier (man befand sich vor den Einlässen des Louvre) an dem ödesten und dunkelsten Orte auf- und abgehen; glaubst Du, Deine Hand werde Dir versagen, so benachrichtige zwei andere Patrioten: ich werde dieses Zeichen machen, damit sie mich erkennen.“

Grangeneuve hob seine beiden Arme in die Luft empor.

„Sie werden mich niederstoßen, und ich verspreche Dir, zu fallen, ohne einen Schrei von mir zu geben.“

Chabot wischte mit seinem Taschentuche über seine Stirne.

„Am Tage wird man meinen Leichnam finden,“ fuhr Grangeneuve fort; „Du wirst den Hof anklagen; die Rache des Volkes wird das Uebrige thun.“

„Es ist gut,“ erwiederte Chabot; „heute Nacht!“

Und die zwei seltsamen Verschworenen drückten sich die Hand und verließen sich.

Grangeneuve begab sich nach Hause und machte sein Testament, das er von Bordeaux und ein Jahr rückwärts datirte.

Chabot speiste im Palais-Royal zu Mittag.

Nach dem Mittagessen trat er bei einem Messerschmied ein und kaufte ein Messer.

Als er von dem Messerschmied wegging, fielen seine Blicke auf die Theaterzettel.

Mademoiselle Candeille spielte: der Mönch wußte, wo er Vergniaud zu finden hatte.

Er begab sich nach der Comédie-Française, ging in die Loge der schönen Schauspielerin hinauf und fand bei dieser ihren gewöhnlichen Hof: Vergniaud, Talma, Chénier, Dugazon.

Sie spielte in zwei Stücken.

Chabot blieb bis zum Ende des Schauspiels.

Sodann, als das Schauspiel beendigt, als die schöne Künstlerin ausgekleidet war und Vergniaud sich anschickte, sie nach der Rue de Richelieu, wo sie wohnte, zurückzuführen, stieg er hinter seinem Collegen in den Wagen.

„Sie haben mir etwas zu sagen, Chabot?" fragte Vergniaud, der begriff, daß es der Capuziner mit ihm zu thun hatte.

„Ja . . . doch seien Sie unbesorgt, es wird nicht lange währen."

„So sagen Sie es sogleich."

Chabot zog seine Uhr.

„Es ist nicht die Stunde," erwiederte er.

„Und wann wird es die Stunde sein?"

„Um Mitternacht."

Die schöne Candeille zitterte bei diesem geheimnißvollen Dialog.

„Oh! mein Herr!" murmelte sie.

„Beruhigen Sie sich," versetzte Chabot, „Vergniaud hat nichts zu befürchten; nur bedarf das Vaterland seiner."

Der Wagen rollte nach der Wohnung der Schauspielerin.

Die Frau und die zwei Männer blieben schweigsam. Vor der Thüre von Mademoiselle Candeille fragte Vergniaud:

„Gehen Sie hinauf?“

„Nein, Sie werden mit mir kommen.“

„Aber, mein Gott! wohin führen Sie ihn denn?“ fragte die Schauspielerin.

„Zweihundert Schritte von hier; in einer Viertelstunde wird er frei sein, das verspreche ich Ihnen.“

Vergniaud drückte seiner schönen Geliebten die Hand, machte ihr ein Zeichen, um sie zu beruhigen, und entfernte sich mit Chabot durch die Rue Traversière.

Sie gingen durch die Rue Saint-Honoré und schlugen den Weg nach der Rue de l'Echelle ein.

An der Ecke dieser Straße drückte der Mönch mit einer Hand auf die Schulter von Vergniaud, und mit der andern zeigte er ihm einen Mann, der an den den Mauern des Louvre auf und abging.

„Siehst Du?“ fragte er Vergniaud.

„Was?“

„Diesen Mann?“

„Ja,“ antwortete der Girondist.

„Nun, es ist unser College Grangeneuve.“

„Was macht er da?“

„Er wartet.“

„Worauf wartet er?“

„Daß man ihn tödte.“

„Daß man ihn tödte?“

„Ja.“

„Und wer soll ihn tödten?“

„Ich!“

Vergniaud schaute Chabot an, wie man einen Narren anschaut.

„Erinnere Dich Spartas, erinnere Dich Roms und höre,“ sagte Chabot.

Dann erzählte er ihm Alles.

So wie der Mönch sprach, neigte Vergniaud das Haupt.

Er sah ein, welche Entfernung von ihm, dem weibischen Tribun, dem verliebten Löwen, bis zu diesem furchtbaren Republicaner war, der, wie Decius, nur einen Schlund verlangte, um sich hineinzustürzen, damit sein Tod das Vaterland rette.

„Es ist gut," sagte er, „ich verlange nur drei Tage, um meine Rede vorzubereiten."

„Und in drei Tagen?"

„Sei unbesorgt," erwiederte Vergniaud „in drei Tagen werde ich an dem Götzenbilde brechen, oder ich werde es umstürzen!"

„Ich habe Dein Wort, Vergniaud?"

„Ja."

„Es ist das eines Mannes?"

„Es ist das eines Republicaners!"

„Dann bedarf ich Deiner nicht mehr; geh und beruhige Deine Geliebte."

Vergniaud schlug wieder den Weg nach der Rue de Richelieu ein.

Chabot ging auf Grangeneuve zu.

Als dieser einen Mann auf sich zukommen sah, zog er sich nach der dunkelsten Stelle zurück.

Chabot folgte ihm dahin.

Grangeneuve blieb am Fuße der Mauer stehen, da er nicht mehr weiter gehen konnte.

Chabot näherte sich ihm.

Grangeneuve machte die Arme aufhebend das verabredete Zeichen.

Sodann, als Chabot unbeweglich blieb, sagte Grangeneuve:

„Nun, was hält Dich zurück? Stoß zu!"

„Das ist unnöthig," erwiederte Chabot, „Vergniaud wird sprechen."

„Es sei!“ versetzte Grangeneuve mit einem Seufzer; „doch ich glaube, das andere Mittel war besser!“

Was sollte das Königthum gegen solche Männer thun?

---

## CXXXVII.

## Vergniaud spricht.

Es war Zeit, daß Vergniaud sich entschloß.

Die Gefahr wuchs außen und im Innern.

Außen, in Regensburg, hatten sich die versammelten Gesandten einstimmig geweigert, den Minister Frankreichs anzunehmen.

England, das sich unsern Freund nannte, machte eine ungeheure Rüstung.

Die Fürsten des Reiches, welche ganz laut ihre Neutralität rühmten, führten nächtlicher Weile den Feind in ihre festen Plätze ein.

Der Markgraf von Baden hatte Oesterreicher nach Kehl, ganz nahe bei Straßburg, gebracht.

In Flandern war es noch schlimmer: Luckner, ein alter, einfältiger Haudegen, der allen Plänen von Dumouriez, dem einzigen Manne, wenn nicht von Genie, doch wenigstens von Kopf, den wir von dem Feinde hatten, entgegenwirkte.

Lafayette gehörte dem Hofe, und sein letzter Schritt hatte bewiesen, daß die Nationalversammlung, das heißt Frankreich, nicht auf ihn rechnen durfte.

Biron endlich, brav und redlich, entmuthigt durch

unsere ersten Niederlagen, begriff nur einen Defensiv-krieg.

Dies, was das Aeußere betrifft.

Im Innern verlangte das Elsaß mit gewaltigem Geschrei Waffen, doch der Kriegsminister, der ganz dem Hofe ergeben war, hütete sich wohl, ihm zu schicken.

Im Süden ließ ein Generallieutenant der Prinzen, Gouverneur von Nieder-Languedoc und den Cevennen seine Vollmachten durch den Adel beglaubigen.

Im Westen verkündigt ein einfacher Bauer, Allan Redeler, beim Ausgange der Messe, es finde eine bewaffnete Zusammenkunft der Freunde des Königs bei einer benachbarten Kapelle statt.

Auf den ersten Ruf versammelten sich daselbst fünfhundert Bauern. Die Chouannerie war in der Vendée und in der Bretagne gepflanzt: sie brauchte nur noch zu treiben.

Fast von allen Directorien der Departements kamen endlich contrerevolutionäre Adressen an.

Die Gefahr war groß, drohend, erschrecklich, so groß, daß es nicht mehr die Menschen waren, die sie bedrohte, es war das Vaterland.

Ohne laut proclamirt worden zu sein, liefen auch leise die Worte umher: „Das Vaterland ist in Gefahr!“

Die Nationalversammlung wartete übrigens.

Chabot und Grangeneuve hatten gesagt: „In drei Tagen wird Vergniaud sprechen!“

Und man zählte die verlaufenden Stunden.

Weder am ersten, noch am zweiten Tage erschien Vergniaud in der Versammlung.

Am dritten Tage kam Jeder schauernd herbei.

Nicht ein Abgeordneter fehlte auf seiner Bank; die Tribunen waren überfüllt.

Zuletzt von Allen trat Vergniaud ein.

Ein Gemurmel der Freude durchlief die Versamm-

lung, die Tribunen klatschten, wie es das Parterre beim Auftreten eines beliebten Schauspielers thut.

Vergniaud schaute empor, um mit den Augen zu suchen, wem dieses Klatschen gelte: ein Verdoppeln desselben unterrichtete ihn, daß es ihm galt.

Vergniaud war damals kaum drei und dreißig Jahre alt; sein Charakter war meditativ und träge; sein indolentes Genie gefiel sich in Nachlässigkeiten; er war nur glühend beim Vergnügen, als beeilte er sich, mit vollen Händen die Blumen einer Jugend zu pflücken, welche einen so kurzen Frühling haben sollte! Er ging spät zu Bette und stand kaum vor Mittag auf; sollte er sprechen, so bearbeitete er drei bis vier Tage vorher seine Rede, er blänkte, er putzte, er schärfte sie, wie am Vorabend einer Schlacht ein Soldat seine Waffen blänkt, putzt und schärft. Das war als Redner, was man in einem Fechtsaale einen schönen Fechter nennt; der Coup schien ihm nicht gut, wenn er nicht glänzend ausgeführt war und stark beklatscht wurde; er mußte sein Wort für die Augenblicke der Gefahr, für die äußersten Momente vorbehalten.

Er war nicht der Mann aller Stunden, hat ein Dichter gesagt; er war der Mann der großen Tage.

Was das Aeußere betrifft, so war Vergniaud eher klein als groß, nur war er ein Mann von robustem Körperbau, dem man den Athleten ansah. Seine Haare trug er lang und flatternd; bei seinen rednerischen Bewegungen schüttelte er sie, wie es ein Löwe mit seiner Mähne macht; unter seiner breiten Stirne glänzte, von dichten Brauen beschattet, ein Paar Augen voll von Sanftmuth oder von Flammen; die Nase war kurz, ein wenig breit, an den Flügeln stolz emporgerichtet; die Lippen waren dick, und wie aus der Oeffnung einer Quelle das Wasser reichlich und brausend hervorsprudelt, so flo-
…ie Worte in schäumenden, rauschenden Cascaden von
… Munde. Seine ganz von den Pocken gezeichnete

Haut schien mit Diamanten besäet zu sein, wie der noch nicht durch den Meißel des Bildhauers geglättete, sondern erst durch den Hammer des Gehülfen aus dem Groben gearbeitete Marmor; sein bleicher Teint färbte sich entweder mit Purpur oder wurde bleifarbig, je nachdem das Blut ihm zu Gesichte stieg oder sich zum Herzen zurückzog. In der Ruhe und unter der Menge war es ein gewöhnlicher Mensch, auf dem das Auge des Geschichtschreibers, so durchdringend es sein mochte, zu verweilen keinen Grund gehabt hätte; machte aber die Flamme der Leidenschaft sein Blut kochen, zuckten die Muskeln seines Gesichtes, gebot sein ausgestreckter Arm Stillschweigen und beherrschte die Menge, so wurde der Mensch zum Gotte, der Redner verwandelte sich, die Tribune war sein Thabor!

Dies war der Mann, welcher mit der noch geschlossenen, aber ganz mit Blitzen geladenen Hand ankam.

Aus dem Beifallklatschen, das bei seinem Anblick erscholl, errieth er, was man von ihm erwartete.

Er verlangte das Wort nicht; er ging gerade auf die Rednerbühne zu, stieg hinauf und begann seine Rede unter einem Stillschweigen voller Schauer.

Seine ersten Worte wurden mit dem traurigen, tiefen, concentrirten Tone eines niedergeschlagenen Mannes gesprochen; er schien schon am Anfang ermüdet, wie man es gewöhnlich am Ende ist: seit drei Tagen kämpfte er mit dem Genius der Beredtsamkeit, und er wußte, wie Simson, bei der äußersten Anstrengung, die er zu versuchen gedachte, werde er unfehlbar den Tempel umstürzen, und nachdem er die Tribune inmitten seiner noch stehenden Säulen, unter seinem noch schwebenden Gewölbe bestiegen, werde er über die Trümmer des Königthums schreitend davon herabsteigen.

Da der Geist von Vergniaud ganz in dieser Rede liegt, so werden wir sie unverkürzt hier geben; wir glau-

ben, man wird sie leicht dieselbe Neugierde empfinden, die man beim Besuche eines Arsenals vor einer jener historischen Kriegsmaschinen, welche die Mauern von Sagunt, Rom oder Carthago niedergeworfen hätten, empfinden würde.

„Bürger," sprach Vergniaud mit einer Anfangs kaum vernehmlichen Stimme, welche aber bald gewaltig und sonor wurde, „Bürger, ich komme zu Euch und ich frage Euch:

„Was ist denn die seltsame Lage, in der sich die Nationalversammlung befindet? Welches Verhängniß verfolgt uns und bezeichnet jeden Tag durch Ereignisse, die, Unordnung in unsere Arbeiten bringend, uns unablässig in die stürmische Aufregung der Besorgnisse, der Hoffnungen, der Leidenschaften zurückwerfen? Welches Geschick bereitet Frankreich die erschreckliche Gährung, in deren Schooße man versucht wäre, zu zweifeln, ob die Revolution rückwärts schreite, oder ob sie ihrem Ziele zuschreite?

„In dem Augenblicke, wo unsere Nord-Armeen in Belgien Fortschritte zu machen scheinen, sehen wir sie plötzlich vor dem Feinde zurückweichen; man führt den Krieg auf unser Gebiet zurück. Es wird von uns bei den unglücklichen Belgiern nichts bleiben, als die Erinnerung an die Brände, welche unsern Rückzug beleuchtet haben werden! Auf der Seite des Rheins häufen sich die Preußen unablässig an unseren entblößten Gränzen an. Wie kommt es, daß man gerade im Augenblick einer für die Existenz der Nation so entscheidenden Krise die Bewegung unserer Heere einstellt, durch eine plö[illegible]e Desorganisation des Ministeriums die Bande des [illegible] zerreißt und dem Zufall und unerfahrenen Händen das Heil des Reiches überläßt? Sollte es wahr sein, daß man unsere Siege fürchtet? Ist man mit dem Blute von Koblenz oder mit dem unsern geizig? Drohet der Fana-
[illegible]us der Priester uns zugleich den Zerklüftungen des

Bürgerkrieges und der Invasion preiszugeben, was ist dann die Absicht derjenigen, welche mit einer unüberwindlichen Halsstarrigkeit die Sanction unserer Beschlüsse verwerfen machen? Wollen sie über verlassene Städte, über verwüstete Felder regieren? Was ist genau das Quantum von Thränen, von Elend, von Blut, von Todten, das ihrer Rache genügt? Woran sind wir? Und Sie, meine Herren, deren Muth erschüttert zu haben die Feinde der Constitution sich schmeicheln, Sie, deren Gewissen, deren Redlichkeit sie jeden Tag dadurch zu beunruhigen suchen, daß sie Ihre Liebe für die Freiheit als Mentereigeist bezeichnen, — als hätten Sie vergessen, daß ein despotischer Hof und die feigen Helden der Aristokratie den Namen Menterer den Repräsentanten, welche den Eid im Ballhause schwuren, den Siegern der Bastille, allen denjenigen gaben, welche die Revolution gemacht und unterstützt haben! — Sie, die man nur verleumdet, weil Sie der Kaste fremd sind, welche die Constitution in den Staub geworfen hat, und weil die entarteten Menschen, die den Verlust der schändlichen Ehre, vor ihr zu kriechen, beklagen, nicht Genossen in Ihnen zu finden hoffen; Sie, die man gern vom Volke abwendig machen möchte, weil man weiß, daß das Volk Ihre Stütze ist, und daß es, würden Sie durch eine strafbare Abtrünnigkeit von seiner Sache selbst von ihm verlassen zu werden verdienen, leicht wäre, Sie aufzulösen; Sie, die man hat entzweien wollen, die Sie aber bis nach dem Kriege Ihre Spaltungen und Zwistigkeiten vertagen werden, da Sie es nicht so süß finden, sich zu hassen, daß Sie diesen höllischen Genuß der Wohlfahrt des Vaterlandes vorzögen; Sie, die man durch bewaffnete Petitionen erschrecken wollte, als wüßten Sie nicht, daß am Anfange der Revolution das Allerheiligste der Freiheit von Trabanten des Despotismus umgeben war Paris von der Armee des Hofes belagert wurde, und daß diese Tage der Gefahr die Tage des Ruhmes

unserer ersten Nationalversammlung waren; ich werde endlich Ihre Aufmerksamkeit auf den Zustand der Krise lenken, in welchem wir uns befinden.

„Diese inneren Unruhen haben zwei Ursachen: aristokratische Manoeuvres, priesterliche Manoeuvres; beide streben nach demselben Ziele, der Gegenrevolution.

„Der König hat seine Sanction Ihrem Beschlusse über die religiösen Unruhen verweigert. Ich weiß nicht, ob der finstere Geist der Medici und des Cardinals von Lothringen noch unter den Gewölben des Palastes der Tuilerien umherirrt, und ob das Herz des Königs durch die fantastischen Ideen, die man ihm in den Sinn gibt, beunruhigt wird; doch ohne ihm eine Beleidigung anzuthun und ihn zu bezüchtigen, er sei der gefährlichste Feind der Revolution, ist es nicht erlaubt, zu glauben, er wolle durch die Straflosigkeit zu den verbrecherischen Versuchen des priesterlichen Ehrgeizes aneifern und den hoffärtigen Helfershelfern der Tiara die Macht wiedergeben, mit der sie gleichmäßig die Völker und die Könige unterdrückt haben; es ist, ohne ihm eine Beleidigung anzuthun und ihn für den grausamsten Feind des Reiches zu erklären, nicht erlaubt, zu glauben, er gefalle sich darin, die Empörungen fortzupflanzen, die Unordnungen zu verewigen, die ihn durch den Bürgerkrieg zu seinem Untergange fortreißen würden. Ich schließe hieraus, daß er, wenn er sich Ihren Decreten widersetzt, sich für mächtig genug erachtet, ohne die Mittel, die Sie ihm bieten, den öffentlichen Frieden aufrecht zu erhalten. Geschieht es also, daß der Friede nicht aufrecht erhalten wird, daß die Fackel des Fanatismus abermals das Königreich in Brand zu stecken droht, daß die religiösen Gewaltthaten fortwährend die Departements verheeren, so sind die Agenten der königlichen Autorität selbst die Ursache aller unserer Uebel. Nun wohl! sie mögen mit ihrem Kopfe für alle Unruhen haften, deren Vorwand die Religion sein wird! zeigen Sie bei dieser

furchtbaren Verantwortlichkeit die Gränze Ihrer Geduld und der Besorgnisse der Nation.

„Ihre Fürsorge für die äußere Sicherheit des Reiches hat Sie ein Lager bei Paris beschließen lassen; alle Föderirte Frankreichs sollten hier am 14. Juli ihren Schwur, frei zu leben oder zu sterben, wiederholen. Der giftige Hauch der Verleumdung hat diesen Plan gebrandmarkt; der König hat seine Sanction verweigert. Ich achte zu sehr die Ausübung eines constitutionellen Rechtes, um bei Ihnen zu beantragen, die Minister für diese Weigerung verantwortlich zu machen; geschieht es aber, daß vor der Versammlung der Bataillons der Boden der Freiheit profanirt wird, so müssen Sie dieselben als Verräther behandeln! Sie müssen sie selbst in den Abgrund werfen, den ihre Sorglosigkeit oder ihre Böswilligkeit unter den Schritten der Freiheit gegraben haben wird! Zerreißen wir die Binde, welche die Intrigue oder die Schmeichelei auf die Augen des Königs gelegt haben, und zeigen wir ihm das Ziel, zu dem falsche Freunde ihn zu führen bemüht sind.

„Im Namen des Königs wiegeln die französischen Prinzen gegen uns die Höfe Europas auf; um die Würde des Königs zu rächen, ist der Vertrag von Pillnitz geschlossen worden; um den König zu vertheidigen, sieht man in Deutschland unter der Fahne des Aufruhrs die ehemaligen Compagnien der Gardes du corps herbeilaufen; um dem König zu Hülfe zu kommen, treten die Emigrirten in die österreichischen Heere ein und schicken sich an, den Schooß des Vaterlandes zu zerreißen; um sich diesen tapfern Rittern der königlichen Prärogative anzuschließen, verlassen Andere ihren Posten in Gegenwart des Feindes, werden zu Verräthern an ihren Schwüren, bestehlen die Kassen, bestechen die Soldaten, und setzen so ihre Ehre in die Feigheit, den Meineid, die Insubordination, den Diebstahl und die Morde. Kurz der König ist bei allen diesen Mißgeschicken!

„Ich lese nun in der Constitution:

„„Stellt sich der König an die Spitze eines Heeres und lenkt die Kräfte desselben gegen die Nation, oder er widersetzt sich nicht durch einen förmlichen Act einem solchen in seinem Namen ausgeführten Unternehmen, so wird er dafür angesehen werden, daß er die Regierung niedergelegt habe.““

„Vergebens würde der König antworten:

„„Allerdings behaupten die Feinde der Nation, sie handeln nur, um meine Macht wieder zu heben; doch ich habe bewiesen, daß ich nicht ihr Genosse war; ich habe der Constitution gehorcht; ich habe Truppen ins Feld gestellt. Allerdings waren diese Heere zu schwach; doch die Constitution bezeichnet nicht den Grad von Stärke, den ich ihnen geben mußte. Allerdings habe ich sie zu spät versammelt; doch die Constitution bezeichnet nicht die Zeit, zu der ich sie versammeln mußte. Allerdings hätten sie Reservelager unterstützen können; doch die Constitution verpflichtet mich nicht, Reservelager zu bilden. Allerdings, wenn die Generale ohne Widerstand auf dem feindlichen Gebiete vorrückten, befahl ich ihnen, zurückzuweichen; doch die Constitution gebietet mir nicht, den Sieg davonzutragen. Allerdings haben meine Minister die Nationalversammlung über die Zahl, die Disposition der Truppen und ihre Verproviantirung getäuscht; doch die Constitution gibt mir das Recht, meine Minister zu wählen; sie gebietet mir nirgends, mein Vertrauen den Patrioten zu gewähren und die Contrerevolutionäre fortzujagen. Allerdings hat die Nationalversammlung für die Vertheidigung des Vaterlandes nothwendige Beschlüsse gefaßt, welche zu sanctioniren ich mich geweigert; doch die Con[...]n garantirt mir diese Befugniß. Allerdings be[...]t sich die Gegenrevolution, ist der Despotismus

im Begriffe, sein eisernes Scepter wieder in meine Hände zu geben, werde ich Euch damit niederschmettern, werdet Ihr kriechen, werde ich Euch dafür bestrafen, daß Ihr die Frechheit gehabt habt, frei sein zu wollen; doch Alles dies geschieht constitutionell. Es ist mir kein Act entflossen, den die Constitution verdammt: es ist also nicht erlaubt, an meiner Treue gegen Euch und an meinem Eifer für ihre Vertheidigung zu zweifeln.""

„Meine Herren, wäre es möglich, daß bei den Calamitäten eines unseligen Krieges, bei den Unordnungen eines contrerevolutionären Umsturzes der König der Franzosen diese höhnische Sprache führte; wäre es möglich, daß er von seiner Liebe für die Constitution mit einer so verletzenden Ironie spräche, hätten wir dann nicht das Recht, ihm zu antworten:

„„O König! der Sie ohne Zweifel mit dem Tyrannen Lysander geglaubt haben, die Wahrheit sei nicht mehr werth, als die Lüge, und man müsse die Menschen mit Eiden belustigen, wie man die Kinder mit Knöchelchen belustigt; der Sie sich den Anschein gegeben, als liebten Sie die Gesetze, nur um die Macht zu behalten, die Ihnen dienen würde, um denselben zu trotzen, die Constitution, nur damit man Sie nicht vom Throne stürze, auf dem Sie bleiben mußten, um sie zu vernichten; die Nation, nur um den Erfolg Ihrer Treulosigkeiten zu sichern, indem Sie ihr Vertrauen einflößten, gedenken Sie uns heute durch heuchlerische Betheuerungen zu hintergehen? Gedenken Sie uns auf eine falsche Fährte über die Ursache unserer Mißgeschicke durch den Kunstgriff Ihrer Entschuldigungen und die Frechheit Ihrer Sophismen zu führen? Hieß es uns vertheidigen, den fremden Soldaten Streitkräfte entgegenstellen, deren Minderwerth nicht einmal die Ungewißheit über ihre Niederlage ließ? Hieß es uns vertheidigen, Pläne, welche darauf abziel

ten, das Innere des Königreiches zu befestigen, auf die Seite schieben, oder Anstalten zum Widerstande für eine Periode machen, wo wir schon die Beute der Tyrannen gewesen wären? Hieß es uns vertheidigen, nicht einen General im Zaume halten, der die Constitution verletzte, und dem Muthe von denjenigen, welche ihr dienten, Fesseln anlegen? Hieß es uns vertheidigen, unabläßig die Regierung durch beständige Desorganisation des Ministeriums lähmen? Ließ Ihnen die Constitution die Wahl der Minister für unser Glück oder für unsern Ruin? Machte sie Sie zum Chef unseres Heeres für unsern Ruhm oder für unsere Schmach? Gab sie Ihnen endlich das Sanctionsrecht, eine Civilliste und so viele große Prärogative, um constitutionell die Constitution und das Reich zu Grunde zu richten? Nein, nein, Mann, den die Großmuth Frankreichs nicht bewegen konnte! Mann, den die Liebe für den Despotismus allein empfindlich machen konnte! Sie haben den Willen der Constitution nicht erfüllt! Sie kann umgestürzt werden, doch Sie werden die Frucht Ihres Meineides nicht ernten; Sie haben sich nicht durch einen förmlichen Act den Siegen widersetzt, die man in Ihrem Namen davon trug, doch Sie werden die Frucht dieser schmählichen Triumphe nicht ernten! Sie sind nichts mehr für diese Constitution, die Sie so schändlich verletzt, für dieses Volk, das Sie so niederträchtig verrathen haben!"

„Da die von mir angeführten Thatsachen nicht frei sind von einem sehr auffallenden Zusammenhange mit mehreren Handlungen des Königs, da es gewiß ist, daß die falschen Freunde, die ihn umgeben, an die Verschworenen von Koblenz verkauft sind, und daß sie brennen vor Verlangen, den König zu Grunde zu richten, um die Krone auf das Haupt von einem der Chefs ihrer Complotte zu übertragen; da es für seine persönliche Sicherheit sowohl, als für die des Reiches wichtig ist, daß sein

Benehmen nicht mehr von Verdacht umgeben bleibe, so werde ich Ihnen eine Adresse vorschlagen, die ihn an die Wahrheiten, welche ich so eben habe hören lassen, erinnern soll, und worin man ihm darthun wird, daß die Neutralität, die er zwischen dem Vaterlande und Koblenz beobachtet, ein Verrath gegen Frankreich wäre.

„Ich verlange überdies, daß Sie erklären, das Vaterland sei in Gefahr. Sie werden sehen, daß bei diesem Rufe alle Bürger sich zusammenschaaren, die Erde sich mit Soldaten überzieht, und die Wunder sich erneuern, welche die Völker des Alterthums mit Ruhm bedeckt haben. Sind die regenerirten Franzosen von 89 dieses Patriotismus verlustig geworden? Ist nicht der Tag gekommen, diejenigen zu vereinigen, welche in Rom, und die, welche auf dem Aventinischen Berge sind? Werden Sie warten, bis, müde der Anstrengungen der Revolution, oder verdorben durch die Gewohnheit, um ein Schloß zu paradiren, schwache Menschen sich daran gewöhnen, von Freiheit ohne Begeisterung und von Sklaverei ohne Abscheu zu sprechen? Was bereitet man uns? Ist es die Militärherrschaft, die man feststellen will? Man hat den Hof im Verdachte treuloser Projecte; er gibt Anlaß, von militärischen Bewegungen, vom Kriegsgesetze zu reden; man macht die Einbildungskraft mit dem Blute des Volkes vertraut. Der Palast des Königs der Franzosen hat sich plötzlich in ein befestigtes Schloß verwandelt. Wo sind aber seine Feinde? Gegen wen richten sich diese Kanonen und diese Bajonnete? Die Freunde der Constitution sind aus dem Ministerium ausgestoßen worden; die Zügel der Regierung bleiben schwebend auf den Zufall, in dem Augenblicke, wo man, um sie festzuhalten, eben so viel Kraft, als Patriotismus bedürfte. Ueberall nährt man die Zwietracht, der Fanatismus triumphirt, die Connivenz der Regierung vermehrt die Dreistigkeit der fremden Mächte, die gegen uns Heer und Eisen speien, und kühlt die Sympathie der Völker

ten, das Innere des Königreiches zu befestigen, auf die Seite schieben, oder Anstalten zum Widerstande für eine Periode machen, wo wir schon die Beute der Tyrannen gewesen wären? Hieß es uns vertheidigen, nicht einen General im Zaume halten, der die Constitution verletzte, und dem Muthe von denjenigen, welche ihr dienten, Fesseln anlegen? Hieß es uns vertheidigen, unablässig die Regierung durch beständige Desorganisation des Ministeriums lähmen? Ließ Ihnen die Constitution die Wahl der Minister für unser Glück oder für unsern Ruin? Machte sie Sie zum Chef unseres Heeres für unsern Ruhm oder für unsere Schmach? Gab sie Ihnen endlich das Sanctionsrecht, eine Civilliste und so viele große Prärogative, um constitutionell die Constitution und das Reich zu Grunde zu richten? Nein, nein, Mann, den die Großmuth Frankreichs nicht bewegen konnte! Mann, den die Liebe für den Despotismus allein empfindlich machen konnte! Sie haben den Willen der Constitution nicht erfüllt! Sie kann umgestürzt werden, doch Sie werden die Frucht Ihres Meineides nicht ernten; Sie haben sich nicht durch einen förmlichen Act den Siegen widersetzt, die man in Ihrem Namen davon trug, doch Sie werden die Frucht dieser schmählichen Triumphe nicht ernten! Sie sind nichts mehr für diese Constitution, die Sie so schändlich verletzt, für dieses Volk, das Sie so niederträchtig verrathen haben!“

„Da die von mir angeführten Thatsachen nicht frei sind von einem sehr auffallenden Zusammenhange mit mehreren Handlungen des Königs, da es gewiß ist, daß die falschen Freunde, die ihn umgeben, an die Verschworenen von Koblenz verkauft sind, und daß sie brennen vor Verlangen, den König zu Grunde zu richten, um die Krone auf das Haupt von einem der Chefs ihrer Complotte zu übertragen; da es für seine persönliche Sicherheit sowohl, als für die des Reiches wichtig ist, daß sein

Benehmen nicht mehr von Verdacht umgeben bleibe, so werde ich Ihnen eine Adresse vorschlagen, die ihn an die Wahrheiten, welche ich so eben habe hören lassen, erinnern soll, und worin man ihm darthun wird, daß die Neutralität, die er zwischen dem Vaterlande und Koblenz beobachtet, ein Verrath gegen Frankreich wäre.

„Ich verlange überdies, daß Sie erklären, das Vaterland sei in Gefahr. Sie werden sehen, daß bei diesem Rufe alle Bürger sich zusammenschaaren, die Erde sich mit Soldaten überzieht, und die Wunder sich erneuern, welche die Völker des Alterthums mit Ruhm bedeckt haben. Sind die regenerirten Franzosen von 89 dieses Patriotismus verlustig geworden? Ist nicht der Tag gekommen, diejenigen zu vereinigen, welche in Rom, und die, welche auf dem Aventinischen Berge sind? Werden Sie warten, bis, müde der Anstrengungen der Revolution, oder verdorben durch die Gewohnheit, um ein Schloß zu paradiren, schwache Menschen sich daran gewöhnen, von Freiheit ohne Begeisterung und von Sklaverei ohne Abscheu zu sprechen? Was bereitet man uns? Ist es die Militärherrschaft, die man feststellen will? Man hat den Hof im Verdachte treuloser Projecte; er gibt Anlaß, von militärischen Bewegungen, vom Kriegsgesetze zu reden; man macht die Einbildungskraft mit dem Blute des Volkes vertraut. Der Palast des Königs der Franzosen hat sich plötzlich in ein befestigtes Schloß verwandelt. Wo sind aber seine Feinde? Gegen wen richten sich diese Kanonen und diese Bajonnete? Die Freunde der Constitution sind aus dem Ministerium ausgestoßen worden; die Zügel der Regierung bleiben schwebend auf den Zufall, in dem Augenblicke, wo man, um sie festzuhalten, eben so viel Kraft, als Patriotismus bedürfte. Ueberall nährt man die Zwietracht, der Fanatismus triumphirt, die Connivenz der Regierung vermehrt die Dreistigkeit der fremden Mächte, die gegen uns Heere und Eisen speien, und kühlt die Sympathie der Völke

ab, welche geheime Wünsche für den Sieg der Freiheit hegen. Die feindlichen Armeen setzen sich in Marsch; die Intrigue und die Treulosigkeit zetteln Verrathe an; der legislative Körper stellt diesen Complotten strenge, aber unzureichende Beschlüsse entgegen: die Hand des Königs zerreißt sie! Rufen Sie, es ist Zeit dazu, rufen Sie alle Franzosen herbei, um das Vaterland zu retten! Zeigen Sie ihnen den Abgrund in seiner ganzen Unermeßlichkeit! Nur durch eine außerordentliche Anstrengung können sie darüber wegsetzen! Es ist an Ihnen, sie hierauf durch eine elektrische Bewegung vorzubereiten, die das ganze Reich den Anlauf nehmen macht. Ahmen Sie selbst den Spartanern der Thermopylen nach, oder jenen ehrwürdigen Greisen des römischen Senats, welche auf ihrer Thürschwelle den Tod erwarteten, den wilde Sieger ihrem Vaterlande brachten! Sie brauchen nicht Wünsche zu hegen, damit Rächer aus Ihrer Asche erstehen: an dem Tage, wo Ihr Blut die Erde röthet, werden die Tyrannei, ihre Hoffart, ihre Paläste, ihre Beschützer auf immer vor der nationalen Allmacht und vor dem Zorne des Volkes verschwinden."

Es war in dieser furchtbaren Rede eine aufsteigende Kraft, eine wachsende Gradation, ein Crescendo von Stürmen, das die Luft mit einem ungeheuren, dem des Orkans ähnlichen Flügel schlug.

Die Wirkung war auch die einer Wettersäule: die ganze Nationalversammlung, Feuillants, Royalisten, Constitutionelle, Republicaner, Abgeordnete, Zuschauer, Bänke, Tribunen, Alles wurde umhüllt, fortgerissen, emporgehoben durch den mächtigen Wirbel; von allen Seiten erscholl das gewaltigste Geschrei der Begeisterung.

An demselben Abend schrieb Barbaroux an seinen Freund Rebecqui, der in Marseille geblieben war: „Schicke mir fünfhundert Mann, welche zu sterben wissen."

# CXXXVIII.

## Der dritte Jahrestag der Einnahme der Bastille.

Am 11. Juli erklärte die Nationalversammlung, das Vaterland sei in Gefahr.

Um aber diese Erklärung zu promulgiren, bedurfte es der Genehmigung des Königs.

Der König gab sie erst am 21. Abends.

Und, in der That, verkündigen, das Vaterland sei in Gefahr, das war ein Geständniß ihrer Unmacht von Seiten der Staatsgewalt; es war ein Aufruf an die Nation, sich selbst zu retten, da der König nichts mehr vermöge oder nichts mehr thun wolle.

Im Zwischenraume vom 11. auf den 21. Juli hatte ein großer Schrecken das Schloß in Bewegung gesetzt.

Der Hof machte sich für den 14. auf einen Anschlag gegen das Leben des Königs gefaßt.

Eine Adresse der Jacobiner hatte ihn in diesem Glauben bestärkt: sie war abgefaßt von Robespierre; das läßt sich leicht an ihrer doppelten Schneide erkennen.

Sie war gerichtet an die Föderirten, welche nach Paris zu dem Feste vom 14. Juli kamen, das im vorhergehenden Jahre so grausam mit Blut gefärbt worden war.

„Heil den Franzosen der drei und achtzig Departements," sagte der Unbestechliche; „Heil den Marseillern! Heil dem mächtigen, unbesiegbaren Vaterlande, das seine Kinder um sich versammelt am Tage seiner Gefahren

ab, welche geheime Wünsche für den Sieg der Freiheit hegen. Die feindlichen Cohorten setzen sich in Marsch; die Intrigue und die Treulosigkeit zetteln Verrathe an; der legislative Körper stellt diesen Complotten strenge, aber nothwendige Beschlüsse entgegen: die Hand des Königs zerreißt sie! Rufen Sie, es ist Zeit dazu, rufen Sie alle Franzosen herbei, um das Vaterland zu retten! Zeigen Sie ihnen den Abgrund in seiner ganzen Unermeßlichkeit! Nur durch eine außerordentliche Anstrengung können sie darüber wegsetzen! Es ist an Ihnen, sie hierauf durch eine elektrische Bewegung vorzubereiten, die das ganze Reich den Anlauf nehmen macht. Ahmen Sie selbst den Spartanern der Thermopylen nach, oder jenen ehrwürdigen Greisen des römischen Senats, welche auf ihrer Thürschwelle den Tod erwarteten, den wilde Sieger ihrem Vaterlande brachten! Sie brauchen nicht Wünsche zu hegen, damit Rächer aus Ihrer Asche erstehen: an dem Tage, wo Ihr Blut die Erde röthet, werden die Tyrannei, ihre Hoffart, ihre Paläste, ihre Beschützer auf immer vor der nationalen Allmacht und vor dem Zorne des Volkes verschwinden.“

Es war in dieser furchtbaren Rede eine aufsteigende Kraft, eine wachsende Gradation, ein Crescendo von Stürmen, das die Luft mit einem ungeheuren, dem des Orkans ähnlichen Flügel schlug.

Die Wirkung war auch die einer Wettersäule: die ganze Nationalversammlung, Feuillants, Royalisten, Constitutionelle, Republicaner, Abgeordnete, Zuschauer, Bänke, Tribunen, Alles wurde umhüllt, hingerissen, emporgehoben durch den mächtigen Wirbel; von allen Seiten erscholl das gewaltigste Geschrei der Begeisterung.

An demselben Abend schrieb Barbaroux an seinen Freund Rebecqui, der in Marseille geblieben war: „Schicke mir fünfhundert Mann, welche zu sterben wissen.“

---

## CXXXVIII.

## Der dritte Jahrestag der Einnahme der Bastille.

Am 11. Juli erklärte die Nationalversammlung, das Vaterland sei in Gefahr.

Um aber diese Erklärung zu promulgiren, bedurfte es der Genehmigung des Königs.

Der König gab sie erst am 21. Abends.

Und, in der That, verkündigen, das Vaterland sei in Gefahr, das war ein Geständniß ihrer Unmacht von Seiten der Staatsgewalt; es war ein Aufruf an die Nation, sich selbst zu retten, da der König nichts mehr vermöge oder nichts mehr thun wolle.

Im Zwischenraume vom 11. auf den 21. Juli hatte ein großer Schrecken das Schloß in Bewegung gesetzt.

Der Hof machte sich für den 14. auf einen Anschlag gegen das Leben des Königs gefaßt.

Eine Adresse der Jacobiner hatte ihn in diesem Glauben bestärkt: sie war abgefaßt von Robespierre; das läßt sich leicht an ihrer doppelten Schneide erkennen.

Sie war gerichtet an die Föderirten, welche nach Paris zu dem Feste vom 14. Juli kamen, das im vorhergehenden Jahre so grausam mit Blut gefärbt worden war.

„Heil den Franzosen der drei und achtzig Departements," sagte der Unbestechliche; „Heil den Marseillern! Heil dem mächtigen, unbesiegbaren Vaterlande, das seine Kinder um sich versammelt am Tage seiner Gefahren

und seiner Feste. Oeffnen wir unsere Häuser unseren Brüdern!

„Bürger, seid Ihr nur herbeigeeilt wegen einer leeren Föderationsfeier und wegen überflüssiger Eide? Nein, nein, Ihr eilt herbei auf den Schrei der Nation, die Euch, außen bedroht und innen verrathen, ruft! Unsere treulosen Chefs führen unsere Heere in die Falle; unsere Generale respectiren das Gebiet des österreichischen Tyrannen und verbrennen die Dörfer unserer belgischen Brüder; ein Ungeheuer, Lafayette! ist gekommen und hat die Nationalversammlung in's Gesicht beschimpft: erniedrigt, verhöhnt, bedroht, besteht sie noch? So viele Attentate wecken endlich die Nation auf, und Ihr seid herbeigeeilt. Die Einschläferer des Volkes werden es versuchen, Euch zu verführen: flieht ihre Schmeicheleien, flieht ihre Tafeln, wo man den Moderantismus und das Vergessen der Pflicht trinkt; bewahret Euren Argwohn in Eurem Herzen; die verhängnißvolle Stunde schlägt!

„Hier ist der Altar des Vaterlands! Werdet Ihr dulden, daß niederträchtige Götzenbilder sich zwischen die Freiheit und Euch stellen, um den Cultus, der ihr gebührt, zu usurpiren? Leisten wir den Eid nur dem Vaterlande, in die unsterblichen Hände des Königs der Natur. Alles erinnert uns auf diesem Marsfelde an den Meineid unserer Feinde; wir können nicht eine einzige Stelle aufgraben, die nicht mit dem unschuldigen Blute, das sie darauf vergossen, befleckt ist! Reiniget diesen Boden, rächet dieses Blut, und verlaßt diesen Umkreis nicht eher, als bis Ihr das Heil des Vaterlandes entschieden habt!“

Es war schwer, sich kategorischer zu erklären; nie ist ein Rath zum Morde in bestimmteren Ausdrücken gegeben worden; nie sind blutige Repressalien mit einer klareren und dringlicheren Stimme gepredigt worden.

Und, man bemerke wohl, es war Robespierre, der

verschmitzte Tribun, der umschweifige Redner, der mit seiner süßlichen Stimme zu den Abgeordneten der drei und achtzig Departements sagte: „Meine Freunde, glaubet mir, man muß den König tödten!“

Man hatte große Angst in den Tuilerien, der König besonders; man war überzeugt, der 20. Juni habe keinen anderen Zweck gehabt, als die Ermordung des Königs unter einem Getümmel, und wenn man das Verbrechen nicht begangen, so sei dies nur durch den Muth des Königs verhindert worden, der seinen Mördern imponirt habe.

Es war wohl etwas Wahres an Allem dem.

Das Verbrechen, sagte Alles das, was an Höflingen den zwei Verdammten blieb, die man den König und die Königin nannte, das Verbrechen, das am 20. Juni gescheitert ist, ist nun auf den 14. Juli verschoben worden.

Man war hievon so sehr überzeugt, daß man den König flehentlich bat, ein Bruststück anzulegen, damit der erste Messerstich auf seiner Brust sich abstumpfen, oder die erste Kugel darauf abprallen würde und seine Freunde hiedurch Zeit hätten, ihm zu Hülfe zu kommen.

Ach! die Königin hatte nicht mehr, wie das erste Mal, Andrée da, um ihr bei ihrer nächtlichen Arbeit zu helfen und um Mitternacht mit einer zitternden Hand, in einem abgelegenen Winkel der Tuilerien, wie sie es in Versailles gethan, die Solidität des seidenen Harnisches zu versuchen.

Zum Glücke war das Bruststück aufbewahrt worden, das der König bei seiner ersten Reise nach Paris, um der Königin Vergnügen zu machen, versucht, und sodann anzulegen sich geweigert hatte.

Nur war der König so scharf bewacht, daß man nicht einen Augenblick fand, um es ihn zum zweiten Male anziehen zu lassen und die Fehler zu verbessern, die es

haben konnte; Madame Campan trug es drei Tage unter ihrem Kleide.

Endlich, eines Morgens, als sie im Zimmer der Königin war und die Königin noch im Bette lag, trat der König ein und legte rasch seinen Rock ab, wonach Madame Campan die Thüren schloß und das Bruststück probirte.

Als das Bruststück probirt war, zog der König Madame Campan zu sich und sagte leise zu ihr:

„Um die Königin zufrieden zu stellen, thue ich, was ich thue; seien Sie unbesorgt, Campan, sie werden mich nicht ermorden; ihr Plan ist abgeändert, und ich muß mich auf eine andere Todesart gefaßt machen. In jedem Falle kommen Sie zu mir, wenn Sie von der Königin weggehen; ich habe Ihnen etwas anzuvertrauen."

Der König ging ab.

Die Königin hatte das Sondergespräch gesehen, ohne es zu hören; sie folgte dem König mit einem unruhigen Blicke, und als die Thüre wieder hinter ihm geschlossen war, fragte sie:

„Campan, was sagte Ihnen denn der König?"

Madame Campan warf sich, in Thränen zerfließend, auf die Kniee vor dem Bette der Königin, die ihr beide Hände reichte, und sie wiederholte laut, was der König leise gesagt hatte.

Die Königin schüttelte traurig den Kopf.

„Ja," sprach sie, „das ist die Meinung des Königs, und ich fange an seiner Ansicht beizutreten; der König behauptet, Alles, was in Frankreich vorgehe, sei eine Nachahmung dessen, was im vergangenen Jahrhundert in England vorgefallen; er liest unablässig die Geschichte des unglücklichen Karl, um sich besser zu benehmen, als es der König von England gethan hat ... Ja, ja, ich komme dazu, einen Proceß für den König zu befürchten, meine liebe Campan! Ich, was mich betrifft, ich bin

eine Fremde, und sie werden mich ermorden . . . Ach! was wird aus meinen armen Kindern werden?"

Die Königin konnte nicht weiter sprechen: ihre Stärke verließ sie; sie brach in ein Schluchzen aus.

Da stand Madame Campan auf und bereitete rasch ein Glas Zuckerwasser mit Aether; doch die Königin winkte ihr mit der Hand.

„Meine liebe Campan," sagte sie, „die Nervenübel sind die Krankheiten der glücklichen Frauen, doch alle Arzneimittel der Welt vermögen nichts gegen die Krankheiten der Seele! Seit meinen Mißgeschicken fühle ich meinen Körper nicht mehr, ich fühle nur mein Verhängniß. Sagen Sie nichts hievon dem König, und suchen Sie ihn nun auf."

Madame Campan zögerte, zu gehorchen.

„Nun, was haben Sie?" fragte die Königin.

„Oh! Madame!" rief Madame Campan, „ich muß Ihnen sagen, daß ich für Eure Majestät ein dem Bruststücke des Königs ähnliches Corset gemacht habe, und auf den Knieen bitte ich Eure Majestät, es anzuziehen."

„Ich danke, meine liebe Campan," erwiederte Marie Antoinette.

„Ah! Eure Majestät nimmt es also an?" rief die Kammerfrau ganz freudig.

„Ich nehme es an als einen Dank für Ihre gute, liebevolle Absicht, doch ich werde mich wohl hüten, es anzuziehen."

Und sie ergriff die Hand von Madame Campan und fügte bei:

„Ich werde zu glücklich sein, wenn sie mich ermorden! Mein Gott! sie werden mehr für mich gethan haben, als Du mir das Leben gebend gethan hast: sie werden mich davon befreit haben . . . Gehe, Campan, geh!"

Madame Campan ging hinaus; es war Zeit: sie erstickte.

Im Corridor traf sie den König, der ihr entgegenkam; als er sie sah, blieb er stehen und reichte ihr die Hand. Madame Campan ergriff die königliche Hand und wollte sie küssen, doch der König zog sie an sich und küßte sie auf beide Wangen.

Und ehe sie sich von ihrem Erstaunen erholt hatte, sagte er:-

„Kommen Sie!"

Der König ging ihr voran und blieb sodann in dem inneren Corridor stehen, der von seinem Zimmer zu dem des Dauphin führte; er suchte mit der Hand eine Feder und öffnete einen Schrank, der in der Mauer dadurch verborgen war, daß sich die Oeffnung desselben unter den braunen Einschnitten verlor, welche den schattirten Theil dieser gemalten Steine bildeten.

Das war der eiserne Schrank mit dem künstlichen Schlosse, den er mit Hülfe von Gamain verfertigt hatte.

Ein großes Portefeuille, voll von Papieren, lag in diesem Schranke, in welchem eines seiner Bretter mit ein paar tausend Louis d'or belastet war.

„Madame Campan," sagte der König, „nehmen Sie dieses Portefeuille und tragen Sie es in Ihr Zimmer."

Madame Campan versuchte es, das Portefeuille aufzuheben, doch es war zu schwer.

„Sire," sagte sie, „ich kann nicht."

„Warten Sie, warten Sie," erwiederte der König.

Und nachdem er den Schrank wieder geschlossen, der, sobald er geschlossen war, völlig unsichtbar wurde, nahm er das Portefeuille und trug es in das Cabinet von Madame Campan.

„Hier ist es!" sagte er, indem er sich die Stirne abwischte.

„Sire," fragte Madame Campan, „was soll ich mit diesem Portefeuille machen?"

„Die Königin wird es Ihnen sagen und Ihnen

zugleich mittheilen, was es enthält," antwortete der König.

Und er entfernte sich wieder.

Damit man das Portefeuille nicht sehe, schob es Madame Campan mit großer Anstrengung zwischen zwei Matratzen ihres Bettes; dann trat sie bei der Königin ein und sprach:

„Ich habe in meinem Zimmer ein Portefeuille, das der König dahin gebracht hat; er sagt mir, Eure Majestät werde mich unterrichten, was es enthalte, und was ich damit zu thun habe."

Da legte die Königin ihre Hand auf die von Madame Campan, welche, die Antwort erwartend, vor ihrem Bette stand, und erwiederte:

„Campan, das sind Stücke, welche tödtlich für den König wären, ginge man, was Gott verhüten wolle, so weit, daß man ihm den Proceß machen würde; doch es findet sich zugleich, und das ist es ohne Zweifel, was ich Ihnen sagen soll, in diesem Portefeuille der Rechenschaftsbericht über eine Sitzung des Conseil, in der der König seine Meinung gegen den Krieg ausgesprochen hat; er hat ihn von allen Ministern unterzeichnen lassen, und im Falle dieses Processes zählt er darauf, so sehr ihm die anderen Stücke schädlich wären, eben so sehr werde ihm dieses nützlich sein."

„Was soll ich aber mit diesem Portefeuille machen?" fragte fast erschrocken die Kammerfrau

„Was Sie wollen, Campan, wenn es nur in Sicherheit ist; Sie sind allein verantwortlich dafür; Sie werden sich übrigens nicht von mir entfernen, selbst wenn Sie nicht den Dienst haben; die Umstände sind so, daß ich jeden Augenblick Ihrer bedürfen könnte. In diesem Falle, da Sie eine von den Freundinnen sind, auf die man rechnen kann, wünsche ich Sie bei der Hand zu haben."

Das Fest vom 14. Juli kam.

Es handelte sich für die Revolution darum, nicht Ludwig XVI. zu ermorden, — wahrscheinlich hatte man nicht einmal diesen Gedanken, — sondern den Sieg von Pétion über den König zu proclamiren.

Wir haben gesagt, in Folge des 20. Juni sei Pétion durch das Directorium von Paris suspendirt worden.

Das wäre ohne die Beistimmung des Königs nichts gewesen, doch diese Suspension war durch eine an die Nationalversammlung übersandte königliche Proclamation bestätigt worden.

Am 13., das heißt am Vorabend des Jahrestages der Einnahme der Bastille, hatte die Nationalversammlung aus eigener Machtvollkommenheit diese Suspension aufgehoben.

Am 14. Morgens um elf Uhr stieg der König mit der Königin und seinen Kindern die große Treppe herab; drei- bis viertausend Mann unentschiedene Truppen escortirten die königliche Familie; die Königin suchte vergebens auf den Gesichtern der Soldaten und der Nationalgarden ein Merkmal von Sympathie; die Ergebensten wandten den Kopf ab und vermieden ihren Blick.

Was das Volk betrifft, so konnte man sich über seine Gefühle nicht täuschen; der Ruf: „Es lebe Pétion!“ erscholl von allen Seiten; sodann, um dieser Ovation etwas Dauerhafteres als die Begeisterung des Augenblicks zu geben, konnten der König und die Königin auf allen Hüten die drei Worte lesen, welche zugleich ihre Niederlage und den Triumph ihres Feindes bestätigten: „Es lebe Pétion!“

Die Königin war bleich und zitternd; trotz dessen, was sie zu Madame Campan gesagt hatte, überzeugt, es bestehe ein Complott gegen das Leben des Königs, schauerte sie jeden Augenblick, weil sie eine mit einem [illegible]er versehene Hand sich ausstrecken, einen mit einer [illegible]e bewaffneten Arm sich senken zu sehen glaubte.

Auf dem Marsfelde angelangt, stieg der König aus dem Wagen, nahm Platz zur Linken des Präsidenten der Nationalversammlung und ging mit ihm auf den Altar des Vaterlands zu.

Hier mußte sich die Königin vom König trennen, um auf die ihr vorbehaltene Tribune mit ihren Kindern zu steigen.

Sie blieb stehen, weigerte sich, hinaufzugehen, ehe er angekommen wäre, und folgte ihm mit den Augen.

Am Fuße vom Altar des Vaterlands entstand plötzlich eine von den Wogungen, wie sie die Mengen machen.

Der König verschwand wie überschwemmt.

Die Königin stieß einen Schrei aus und wollte ihm nacheilen.

Doch er erschien wieder und stieg die Stufen vom Altar des Vaterlands hinauf.

Unter den gewöhnlichen Symbolen, welche bei den Feierlichkeiten figuriren, wie die Gerechtigkeit, die Stärke, die Freiheit, war eines, das man, geheimnißvoll und erschrecklich, unter einem Florschleier glänzen sah, und das ein schwarz gekleideter, mit Cypressenzweigen bekränzter Mann trug.

Dieses entsetzliche Symbol zog besonders die Augen der Königin an.

Sie war wie an ihren Platz genagelt, und fast beruhigt über den König, der die Höhe vom Altar des Vaterlands erreicht hatte, konnte sie die Augen nicht von der finstern Erscheinung abwenden.

Mit einer äußersten Anstrengung die Fesseln ihrer Zunge lösend, fragte sie, ohne sich an Jemand zu wenden:

„Wer ist der schwarz gekleidete Mann mit dem Cypressenkranze?“

Eine Stimme, welche sie beben machte, antwortete:

„Der Henker!“

„Und was hält er in der Hand unter diesem Flor?“

„Das Beil von Karl I.“

[illegible]

## CXXXIX.

## Das Vaterland ist in Gefahr.

[illegible] gebildet.

Von Stunde zu Stunde, [illegible] sollte sich dieses gräßliche Programm [illegible].

Geführt von ihren sechs Commandanten waren die sechs Legionen der Nationalgarde vor [illegible] auf dem Stadthause versammelt.

Man organisirte hier zwei Cortèges, um [illegible] die Straßen von Paris und in die Vorstädte die Proclamation von der Gefahr des Vaterlandes zu bringen.

Danton hatte den Gedanken des erschütternden [illegible], und er hatte das Programm dazu vom [illegible] [illegible]gt.

Sergent, ein mittelmäßiger Künstler als Kupferstecher, aber ein Mann von ungeheurem Talente, um in Scene zu setzen; Sergent, dessen Haß sich durch die Beleidigungen, die man ihm in den Tuilerien zugefügt, verdoppelt hatte, — Sergent hatte in diesem ganzen Programm das großartige Gepränge entwickelt, dessen letztes Wort er am 10. August gab.

Jeder von den zwei Cortéges, der eine, der durch Paris hinauf-, der andere, der hinabgehen sollte, brach vom Stadthause Morgens um sechs Uhr auf.

Zuerst kam eine Abtheilung Cavalerie mit Musik an der Spitze; für diese Gelegenheit componirt, war die Melodie, welche die Musik spielte, düster und schien ein Leichenmarsch zu sein.

Hinter der Cavalerieabtheilung kamen sechs Kanonen, neben einander, wo die Straßen oder die Quais breit genug waren, zu zwei und zwei in den engen Straßen fahrend.

Sodann vier Huissiers zu Pferde, vier Fahnen tragend; auf jeder Fahne stand eines von den vier Worten geschrieben:

**Freiheit. — Gleichheit. — Constitution. — Vaterland.**

Hierauf zwölf Municipalbeamte mit Schärpe und dem Säbel an der Seite.

Sodann allein, vereinzelt wie Frankreich, ein Nationalgarde zu Pferde, ein großes dreifarbiges Banner haltend, auf dem die Worte geschrieben standen:

**Bürger, das Vaterland ist in Gefahr!**

Dann folgten, in derselben Ordnung, wie die ersten, sechs Kanonen mit dem tiefen Getöse, mit dem schweren Aufstoßen.

Dann ein Detachement von der Nationalgarde.

Endlich eine zweite Abtheilung Cavalerie, den Marsch schließend.

Man gebot Stillschweigen durch ein Wirbeln der Trommeln.

Sodann schwang man die Fahnen, und als kein Geräusch mehr hörbar, als der keuchende Athem von zehntausend Zuschauern gefangen in ihre Brust zurückgekehrt war, erhob sich die ernste Stimme des Municipalbeamten, und er verlas die Acte der Nationalversammlung und fügte bei:

## Das Vaterland ist in Gefahr.

Dieser letzte Ruf war furchtbar und vibrirte in allen Herzen.

Es war der Schrei der Nation, des Vaterlands, Frankreichs.

Es war eine Mutter im Todeskampfe, welche: „Zu Hülfe, meine Kinder!“ rief.

Und dann, von Stunde zu Stunde, donnerte der Kanonenschuß vom Pont-Neuf mit seinem Echo vom Arsenal.

Auf allen großen Plätzen von Paris, — der Vorplatz von Notre-Dame war der Mittelpunkt davon, — hatte man Amphitheater für die freiwilligen Anwerbungen errichtet.

In der Mitte dieser Amphitheater war ein breites, auf zwei Trommeln gelegtes Brett, das als Einschreibungstisch diente, und bei jeder Bewegung, welche diesen Amphitheatern verliehen wurde, stöhnten die Trommeln wie ein ferner Sturmeshauch.

Rings um diese Amphitheater waren Zelte mit drei- Wimpeln und Eichenkränzen darüber errichtet. nicipalbeamte mit Schärpe saßen um den Tisch

und übergaben, sowie die Einschreibungen stattfanden, den Freiwilligen Certificate.

Auf jeder Seite des Amphitheaters waren zwei Kanonen; am Fuße der doppelten Treppe, auf der man hinaufstieg, eine beständige Musik; vor den Zelten und derselben krummen Linie folgend ein Kreis von bewaffneten Bürgern.

Das war zugleich groß und schrecklich! Es war ein Rausch von Patriotismus!

Jeder eilte hinzu, um eingeschrieben zu werden. Die Schildwachen konnten diejenigen, welche kamen, nicht zurückstoßen: jeden Augenblick wurden die Reihen gebrochen.

Die zwei Treppen des Amphitheaters, — es war eine da um hinaufzusteigen, eine um herabzusteigen, — genügten nicht, so breit sie waren.

Jeder stieg hinauf, wie er konnte, unterstützt von denen, welche schon hinaufgestiegen waren; sodann, wenn man seinen Namen eingeschrieben, wenn er sein Certificat erhalten hatte, sprang er mit Ausrufungen des Stolzes zu Boden, schwang sein Pergament in der Luft, sang das Ça ira und küßte die Mündung der Kanonen.

Das war das Verlöbniß des französischen Volkes mit dem zweiundzwanzigjährigen Kriege, der, wenn er es nicht in der Vergangenheit gehabt hat, zum Resultate in der Zukunft die Freiheit der Welt haben wird.

Unter diesen Freiwilligen waren zu alte, welche, erhabene Gecken, ihr Alter verleugneten, zu junge, welche, fromme Lügner, sich auf die Fußspitzen erhoben und: „Sechzehn Jahre!" antworteten, während sie nicht vierzehn zählten.

So gingen von der Bretagne der alte Latour d'Auvergne, vom Süden der junge Viala ab.

Diejenigen, welche durch unauflösliche Bande zurückgehalten wurden, weinten, daß sie nicht abgehen

konnten; sie verbargen vor Scham ihre Köpfe in ihren Händen, und die Auserwählten riefen ihnen zu:

„Ei! so singt doch, Ihr Leute! ei! so ruft doch: „„Es lebe die Nation!““

Und plötzliche, furchtbare Schreie: „Es lebe die Nation!“ stiegen in die Lüfte empor, während von Stunde zu Stunde die Kanone vom Pont-Neuf und ihr Echo vom Arsenal donnerten.

Die Gährung war so groß, die Geister waren so mächtig erschüttert, daß die Nationalversammlung selbst über ihr Werk erschrak.

Sie ernannte vier Mitglieder, um Paris in allen Richtungen zu durchziehen.

Diese hatten den Auftrag, zu sagen:

„Brüder, im Namen des Vaterlands, keinen Aufstand! Der Hof will einen solchen, um die Entfernung des Königs zu erlangen: keinen Vorwand dem Hofe; der König muß unter uns bleiben.“

Dann fügten sie leise bei, die erschrecklichen Worteſäer: „Er muß bestraft werden!“

Und man klatschte überall, wo diese Männer durchkamen, in die Hände, und man hörte es durch die Menge laufen, wie man den Hauch eines Sturmes durch die Aeste eines Waldes laufen hört: „Er muß bestraft werden.“

Man sagte nicht wer, doch Jeder wußte wohl, wen er bestrafen wollte.

Das währte bis Mitternacht.

Bis um Mitternacht donnerten die beiden Kanonen; bis um Mitternacht stand die Menge um die Amphitheater aufgepflanzt.

Viele Freiwillige blieben da, um ihren ersten Bivouac vom Altar des Vaterlands zu datiren.

Jeder Kanonenschuß hatte bis ins Herz der Tuilerien ertönt.

Das Herz der Tuilerien, das war das Zimmer des

Königs, wo Ludwig XVI., Marie Antoinette, die königlichen Kinder und die Prinzessin von Lamballe sich versammelt hatten.

Sie verließen sich am Tage nicht; sie fühlten wohl, daß ihr Schicksal es war, was an diesem Tage gohr.

Die Familie trennte sich erst um Mitternacht, das heißt, als sie wußte, man habe die Kanonen zu lösen aufgehört.

Seit den Zusammenrottungen in den Vorstädten schlief die Königin nicht mehr im Erdgeschoße.

Ihre Freunde hatten es dahin gebracht, daß sie in ein Zimmer des ersten Stockes ging, das zwischen der Wohnung des Königs und der des Dauphin lag.

In der Regel bei Tagesanbruch erwachend, verlangte sie, daß man weder Läden, noch Vorhänge schließe, damit ihre Schlaflosigkeiten weniger peinlich seien.

Madame Campan schlief in demselben Zimmer wie die Königin.

Sagen wir, bei welcher Veranlassung die Königin eingewilligt hatte, daß eine ihrer Frauen bei ihr schlafe.

In einer Nacht, als die Königin sich niedergelegt hatte, — es war Morgens gegen ein Uhr, Madame Campan stand vor dem Bette von Marie Antoinette und plauderte mit ihr, — hörte man plötzlich im Corridor Tritte, sodann ein Geräusch ähnlich dem eines Kampfes zwischen zwei Menschen.

Madame Campan wollte nachsehen, was vorgehe, doch die Königin klammerte sich an ihre Kammerfrau oder vielmehr an ihre Freundin und sagte:

„Verlassen Sie mich nicht, Campan!"

Mittlerweile rief eine Stimme aus dem Corridor:

„Seien Sie ohne Furcht, Madame; es ist ein Schurke, der Sie tödten wollte, doch ich halte ihn."

Das war die Stimme des Kammerdieners.

„Mein Gott!" sagte die Königin, die Arme zum

Himmel erhebend, „welch ein Leben! Beschimpfungen am Tage, Mörder bei Nacht!"

Da rief die Königin dem Kammerdiener zu:

„Lassen Sie diesen Menschen los und öffnen Sie ihm die Thüre."

„Aber, Madame . . ." versetzte die Kammerfrau.

„Ei! meine Liebe, hielte man ihn fest, so würde er morgen von den Jacobinern im Triumphe umhergetragen."

Man ließ den Menschen los, der ein Toilettediener des Königs war.

Von diesem Tage an hatte es der König dahin gebracht, daß Jemand bei der Königin schlief.

Marie Antoinette hatte Madame Campan gewählt.

In der Nacht, welche auf die Proclamation der Gefahr des Vaterlands folgte, wachte Madame Campan gegen zwei Uhr Morgens auf: ein Mondstrahl drang, wie ein nächtliches Licht, wie eine befreundete Flamme, durch die Scheiben ein und brach sich auf dem Bette der Königin, dessen Tüchern er eine bläuliche Tinte gab.

Madame Campan hörte einen Seufzer: sie begriff, daß die Königin nicht schlief.

„Eure Majestät leidet?" fragte sie leise.

„Ich leide immer, Campan," erwiederte Marie Antoinette; „ich hoffe indessen, daß dieses Leiden bald endigen wird."

„Guter Gott! Madame," rief die Kammerfrau, „hat denn Eure Majestät abermals einen finstern Gedanken?"

„Nein, im Gegentheil, Campan," antwortete die Königin.

Und sie streckte ihre bleiche Hand aus, welche im Reflexe des Mondstrahles noch bleicher wurde, und sprach mit einer tiefen Melancholie:

„In einem Monat wird dieser Strahl uns frei und n unsern Fesseln entbunden sehen."

„Ah!" rief Madame Campan ganz freudig, „haben Sie den Beistand von Herrn von Lafayette angenommen und werden Sie fliehen?"

„Den Beistand von Herrn von Lafayette? Oh! nein, Gott sei Dank!" sagte die Königin mit einem Ausdrucke des Widerwillens, in dem man sich nicht täuschen konnte; „nein, doch in einem Monat wird mein Neffe Franz in Paris sein."

„Sind Sie dessen sicher, Majestät?" rief Madame Campan erschrocken.

„Ja," sprach die Königin, „Alles ist entschieden: es ist ein Bündniß zwischen Oesterreich und Preußen abgeschlossen; die zwei vereinigten Mächte marschiren gegen Paris; wir haben die Marschlinie der Prinzen und der verbündeten Heere, und wir können mit Sicherheit sagen: „„An dem und dem Tage werden unsere Retter in Valenciennes sein ... an dem und dem Tage in Verdun ... an dem und dem Tage in Paris.""

„Und Sie befürchten nicht ...?"

Madame Campan hielt inne.

„Ermordet zu werden?" vollendete die Königin ihren Satz. „Das ist wohl wahr, ich weiß es; doch wer nichts wagt, gewinnt nichts."

„Und an welchem Tage hoffen die verbündeten Souverains in Paris zu sein?" fragte Madame Campan.

„Zwischen dem 15. und 20. August," antwortete die Königin.

„Gott höre Sie!" sprach Madame Campan.

Gott hörte zum Glücke nicht; oder vielmehr er hörte und sandte Frankreich eine Hülfe, auf die es nicht rechnete: die Marseillaise.

---

## CXL.

## Die Marseillaise.

Was die Königin beruhigte, hätte sie gerade erschrecken müssen: das Manifest des Herzogs von Braunschweig.

Dieses Manifest, das, in den Tuilerien abgefaßt, erst am 20. Juli nach Paris zurückkommen sollte, war in den ersten Tagen des Monats abgegangen.

Sagen wir aber, was zu gleicher Zeit, da der Hof in Paris dieses wahnsinnige Stück redigirte, dessen Wirkung wir sogleich sehen werden, in Straßburg vorging.

Straßburg, eine unserer französischsten Städte, gerade weil es vorher österreichisch gewesen war, Straßburg, eines unserer festesten Bollwerke, hatte, wie gesagt, den Feind vor seinen Thoren.

In Straßburg versammelten sich auch seit sechs Monaten, das heißt seitdem vom Kriege die Rede war, diese jungen Bataillons von Freiwilligen mit dem glühenden, patriotischen Geiste.

Straßburg, seinen hohen Münsterthurm im Rhein spiegelnd, der uns allein vom Feinde trennte, war ein kochender Herd zugleich des Krieges, der Jugend, der Freude, des Vergnügens, der Bälle, der Revuen, wo sich der Lärm der Kriegsinstrumente beständig mit dem der Festinstrumente vermengte.

Von Straßburg, wo durch ein Thor die erst zu formirenden Freiwilligen ankamen, gingen durch das an-·re die Soldaten ab, die man für schlagfähig hielt; r fanden sich die Freunde wieder, umarmten sich und ten sich Lebewohl; die Schwestern weinten, die Mütter

beteten, die Väter sprachen: „Geht, und sterbt für Frankreich!"

Und Alles dies beim Schalle der Glocken, beim Donner der Kanonen, bei diesen zwei ehernen Stimmen, welche zu Gott sprechen, die eine, um seine Barmherzigkeit, die andere, um seine Gerechtigkeit anzurufen.

Bei einem dieser Abgänge, der feierlicher war als die andern, weil er beträchtlicher, lud der Maire von Straßburg, Dietrich, ein würdiger, vortrefflicher Patriot, diese jungen Leute zu sich ein, um bei einem Bankett mit den Officieren der Garnison zu fraternisiren.

Die zwei Töchter des Maire und zwölf bis fünfzehn von ihren Gespielinnen, blonde, edle Mädchen des Elsaß, die man nach ihren goldenen Haaren für Nymphen von Ceres gehalten hätte, sollten, nicht präsidiren bei diesem Bankett, doch es wenigstens verschönern und durchdüften.

Unter der Zahl der Geladenen, ein gewöhnlicher Genoß des Hauses Dietrich, ein Freund der Familie, war ein junger edler Hochburgunder Namens Rouget de l'Isle.

Wir haben ihn alt gekannt, und er selbst, der sie uns ganz mit eigener Hand schrieb, hat uns die Geburt dieser edlen Kriegsblume erzählt, deren Erschließen der Leser beiwohnen soll.

Rouget de l'Isle war damals zwanzig Jahre alt und lag als Officier vom Genie in Straßburg in Garnison.

Dichter und Musiker, war sein Piano eines von den Instrumenten, das man bei diesem ungeheuren Concerte hörte; seine Stimme eine von denen, welche unter den stärksten und patriotischsten ertönten.

Nie war ein mehr französisches, mehr nationales Fest von einer glühenden Junisonne beleuchtet worden.

Niemand sprach von sich, Alle sprachen von Frankreich.

Der Tod war allerdings da, wie bei den Banketten des Alterthums; doch der schöne, lächelnde Tod, nicht mit der häßlichen Sense und der grauenvollen Sanduhr, sondern in der einen Hand ein Schwert, in der andern eine Palme haltend!

Man suchte, was man singen könnte: das alte Ça ira war ein Gesang des Zornes und des Bürgerkriegs; man brauchte einen patriotischen, brüderlichen und dennoch für das Ausland drohenden Ruf.

Wer sollte der moderne Tyrtäos sein, der unter dem Dampfe der Kanonen, unter dem Pfeifen der Kugeln die Hymne Frankreichs dem Feinde zuschleudern würde?

Enthusiastisch, liebeglühend, patriotisch, antwortete Rouget de l'Isle auf diese Frage:

„Ich!“

Und er stürzte aus dem Saale.

In einer halben Stunde, während man sich kaum um seine Abwesenheit bekümmerte, war Alles gemacht, Worte und Musik, Alles war von einem Gusse, in die Form geflossen wie die Statue eines Gottes.

Rouget de l'Isle erschien wieder, die Haare zurückgeworfen, die Stirne mit Schweiß bedeckt, keuchend von dem Kampfe, den er gegen die zwei erhabenen Schwestern, die Musik und die Poesie, bestanden hatte.

„Höret,“ sprach er, „höret Alle!“

Als seine Stimme ertönte, wandten sich Alle um, die Einen ihr Glas in der Hand, die Andern eine bebende Hand in der ihrigen haltend.

Rouget de l'Isle begann:

Allons, enfants de la patrie,
Le jour de gloire est arrivé!
Contre vous de la tyrannie
L'étendard sanglant est levé.
Entendez-vous dans vos campagnes
Rugir ces féroces soldats!

Ils viennent jusque dans nos bras
Égorger nos fils, nos compagnes!
Aux armes, citoyens, formez vos bataillons!
Marchons, marchons,
Qu'un sang impur abreuve nos sillons!

Bei der ersten Strophe durchlief ein elektrischer Schauer die ganze Versammlung.

Ein paar Schreie des Enthusiasmus erschollen, doch begierig, das Uebrige zu hören, riefen alsbald andere Stimmen:

„Stille! Stille! höret."

Rouget fuhr mit einer Geberde tiefer Entrüstung fort:

Que veut cette horde d'esclaves,
De traîtres, de rois conjurés?
Pour qui ces ignobles entraves,
Ces fers dès longtemps préparés?
Français! pour nous, ah! quel outrage!
Quels transports il doit exciter!
C'est nous, qu'on ose méditer
De rendre à l'antique esclavage!
Aux armes, citoyens!

Diesmal hatte Rouget de l'Isle nicht nöthig, den Chor herbeizurufen, ein Schrei schwang sich aus aller Brust empor:

Formez vos bataillons!
Marchons, marchons!
Qu'un sang impur abreuve nos sillons!

Da fuhr er unter einer wachsenden Begeisterung fort:

Quoi! des cohortes étrangères,
Feraient la loi dans nos foyers?
Quoi! ces phalanges mercenaires
Terrasseraient nos fiers guerriers?
Grand Dieu! par des mains enchaînées
Nos fronts sous le joug se ploiraient!
Des vils despotes deviendraient
Les maîtres de nos destinées!

Keuchend erwartete die Brust von Hunderten den zweiten Theil, und ehe dieser letzte Vers vollendet war, riefen sie:

„Nein! nein! nein!“

Dann erscholl mit dem Ungestüm eines Wetterwirbels der erhabene Chor:

Aux armes, citoyens! formez vos bataillons!
Marchons, marchons;
Qu'un sang impur abreuve nos sillons.

Diesmal durchlief ein solcher Schauer alle Zuhörer, daß es Rouget de l'Isle war, der sich, um seine vierte Strophe singen zu können, genöthigt sah, Stille zu verlangen.

Man hörte fieberhaft.

Die entrüstete Stimme wurde drohend.

Tremblez, tyrans! et vous, perfides,
L'opprobre de tous les partis!
Tremblez! vos projets parricides
Vont enfin recevoir leur prix.
Tout est soldat pour vous combattre:
S'ils tombent, nos jeunes héros,
La terre en produit des nouveaux
Contre vous tous prêts à se battre!

„Ja! ja!" riefen alle Stimmen.

Und die Väter schoben die Söhne vor, welche marschiren konnten, die Mütter hoben in ihren Armen diejenigen empor, welche sie noch trugen.

Da bemerkte Rouget de l'Isle, daß ihm eine Strophe fehlte; der Gesang der Kinder; erhabener Chor der entstehenden Ernte, des keimenden Kornes, und während die Bankettgenossen rasend den furchtbaren Refrain wiederholten, ließ er seinen Kopf in seine Hand fallen; unter dem Lärmen und den Bravos improvisirte er sodann folgende Strophe:

Nous entrerons dans la carrière,
Quand nos aînés n'y seront plus;
Nous y trouverons leur poussière
Et la trace de leurs vertus.
Bien moins jaloux de leur survivre
Que de partager leur cercueil,
Nous aurons le sublime orgueil
De les venger ou de les suivre!

Und durch das erstickte Schluchzen der Mütter, durch die enthusiastischen Ausrufungen der Väter, hörte man die reinen Stimmen der Kindheit im Chore singen:

Aux armes, citoyens! formez vos bataillons!
Marchez, marchons;
Qu'un sang impur abreuve nos sillons!

„Oh!" murmelte einer von den Gästen, „gibt es keine Gnade für diejenigen, welche nur verirrt sind?"

„Warten Sie, warten Sie," rief Rouget de l'Isle, „und Sie werden sehen, daß mein Herz diesen Vorwurf nicht verdient."

Und mit einer Stimme voll Rührung sang er die

dieselben, unsere äußeren Gefahren haben sich nicht geändert, und dennoch ist Herr Lafayette in Paris; er tritt als Organ der redlichen Leute und des Herres auf! Diese redlichen Leute, wer sind sie? Dieses Heer, wie hat es deliberiren können? Ei! vor Allem zeige uns Herr Lafayette seinen Urlaub."

Bei diesen Worten fühlt die Gironde, der Wind werde sich nun ihr zuwenden, und sie sind in der That kaum gesprochen, da empfängt sie ein Beifallsdonner.

Ein Deputirter steht auf und ruft von seinem Platze:

„Meine Herren, Sie vergessen, mit wem Sie sprechen, und von wem die Rede ist, Sie vergessen besonders, was Lafayette ist! Lafayette ist der älteste Sol[illegible] der französischen Freiheit, Lafayette hat der Revolutio[illegible] sein Vermögen, seinen Adel, sein Leben geopfert."

„Ah!" ruft eine Stimme, „es ist seine Leichenre[illegible] was Sie da halten."

„Meine Herren," spricht Ducos, „die Discussi[illegible] freiheit ist unterdrückt durch die Gegenwart eines [illegible] Nationalversammlung fremden Generals in die[illegible] Saale."

„Das ist nicht Alles!" ruf[illegible] [illegible]ud: „d[illegible]
General hat sei[illegible] Posten vor [illegible] verla[illegible]
ihm und nicht ei[illegible] [illegible]chen G[illegible] [illegible] er
seiner zurückgela[illegible] das [illegible]
mandirt, anvert[illegible]
die Armee ohn[illegible]
ohne Urlaub v[illegible]
ihn als Desert[illegible]

„Das ist [illegible]
und ich unte[illegible]

„Unterst[illegible]

„Die N[illegible]
Die N[illegible]
[illegible]n f[illegible]

Arme zum Himmel empor und sang die letzte Strophe, die Anrufung an den Genius Frankreichs:

Amour sacré de la patrie,
Conduis, soutiens nos braves vengeurs;
Liberté, liberté chérie,
Combats avec tes défenseurs!
Sous nos drapeaux, que la victoire
Accoure à tes mâles accents;
Que nos ennemis expirants
Voient ton triomphe et notre gloire!

„Ah!“ sprach eine Stimme, „nun ist Frankreich gerettet!“

Und in einem erhabenen Rufe, De profundis des Despotismus, Magnificat der Freiheit, ertönte es aus Aller Munde:

Aux armes, citoyens! formez vos bataillons!
Marchons, marchons;
Qu'un sang impur abreuve nos sillons.

Dann war es nur eine tolle, berauschende, wahnsinnige Freude; Jeder warf sich seinem Nachbar in die Arme, die Mädchen nahmen ihre Blumen von Sträußen und Kränzen mit vollen Händen und streuten sie zu den Füßen des Dichters.

Achtunddreißig Jahre später, als er mir diesen großen Tag erzählte, mir, dem jungen Manne, der ich zum ersten Male 1830 durch die mächtige Stimme des Volkes die heilige Hymne singen hörte, — achtunddreißig Jahre später strahlte noch die Stirne des Dichters von der glänzenden Glorie von 1792.

Und das war Gerechtigkeit!

Woher kommt es, daß ich selbst, indem ich diese letzten Strophen aufzeichne, ganz bewegt bin? Woher

kommt es, daß, während meine rechte Hand zitternd den Chor der Kinder, die Anrufung an den Genius Frankreichs schreibt, woher kommt es, daß meine linke Hand eine Thräne abwischt, welche nahe daran, auf das Papier zu fallen?

Davon, daß die heilige Marseillaise nicht nur ein Kriegsgeschrei, sondern auch ein Erguß, ein Aufschwung der Bruderliebe ist, daß die königliche, mächtige Hand Frankreichs allen Völkern gereicht ist, daß es immer der letzte Schrei der sterbenden Freiheit, immer der erste der wiedererstehenden Freiheit sein wird!

Wie ist nun die in Straßburg unter dem Namen Rheinlied geborene Hymne plötzlich im Herzen Frankreichs unter dem Namen Marseillaise hervorgebrochen? Das wollen wir unsern Lesern sagen.

---

## CXLI.

## Die fünfhundert Mann von Barbaroux.

Am 28. Juli, als sollte dadurch der Proclamation der Gefahr des Vaterlands eine Basis gegeben werden, kam das Manifest von Koblenz.

Das war, wie gesagt, ein wahnsinniges Werk, eine Drohung, folglich ein Schimpf für Frankreich.

Der Herzog von Braunschweig, ein Mann von Geist, fand das Manifest albern, doch über dem Herzog waren die Könige des Bundes; sie erhielten das Schriftstück ganz abgefaßt von den Händen des Königs von Frankreich, und es wurde von ihnen ihrem General vorgelegt.

Nach dem Manifeste war ganz Frankreich strafbar; jede Stadt oder jedes Dorf sollte niedergerissen oder in Asche verwandelt werden. — Was Paris, das zu Dornen und Unkraut verdammte moderne Jerusalem betrifft, so sollte kein Stein davon auf dem andern bleiben.

Dies besagte das Manifest, das von Koblenz am Tage des 28. mit dem Datum des 26. ankam.

Welcher Adler hatte es in seinen Klauen gebracht, daß er zweihundert Meilen in sechs und dreißig Stunden zurückgelegt?

Man kann sich die durch ein solches Stück hervorgebrachte Explosion denken: es war die, welche ein auf die Pulverbüchse fallender Funke hervorbringt.

Alle Herzen bebten, alle geriethen in Unruhe, alle schickten sich zum Kampfe an.

Wählen wir unter allen diesen Männern einen Mann, unter allen diesen Typen einen Typus.

Wir haben den Mann schon genannt: es ist Barbaroux.

Wir wollen es versuchen, den Typus zu schildern.

Barbaroux schrieb, wie wir erwähnt, am Anfange des Juli an Rebecqui: „Schicke mir fünfhundert Mann, welche zu sterben wissen."

Wer war der Mann, der einen solchen Satz schreiben konnte, und welchen Einfluß hatte er auf seine Landsleute?

Er hatte den Einfluß der Jugend, der Schönheit, des Patriotismus.

Dieser Mann, das war Charles Barbaroux, ein sanftes, reizendes Gesicht, das Madame Roland bis in ihrem ehelichen Gemache beunruhigte, das Charlotte Corday bis am Fuße des Schaffots träumen machte.

Madame Roland fing an sich selbst zu mißtrauen.

Warum mißtraute sie sich?

Er war zu schön!

Das war der Vorwurf, den man zwei Männern

der Revolution machte, deren Köpfe, so schön sie waren, in einem Zwischenraume von vierzehn Monaten, der eine in der Hand des Henkers von Bordeaux, der andere in der Hand des Henkers von Paris erschienen: der Erste war Barbaroux, der Zweite Hérault de Séchelles.

Man höre, was Madame Roland von ihnen sagt.

„Barbaroux ist leichten Sinnes; die Anbetungen, welche die sittenlosen Frauen an ihn verschwenden, schaden dem Ernste seiner Gefühle. Sehe ich diese schönen jungen Männer zu stark berauscht von dem Eindrucke, den sie hervorbringen, wie Barbaroux und Hérault de Séchelles, so denke ich unwillkürlich, sie beten zu sehr sich selbst an, um das Vaterland genug anzubeten.“

Sie täuschte sich, die strenge Pallas.

Das Vaterland war nicht die einzige, doch die erste Geliebte von Barbaroux; wenigstens liebte er es am Innigsten, da er für dasselbe starb.

Barbaroux war kaum fünfundzwanzig Jahre alt.

Er war geboren in Marseille, von einer Familie von jenen kühnen Schiffern, welche aus dem Handel eine Poesie gemacht haben. Was die Form, die Anmuth, die Idealität, das griechische Profil besonders betrifft, so schien er in gerader Linie von einem der Phokäer abzustammen, welche ihre Götter von den Ufern des Parnassos nach denen der Rhone brachten.

Jung, hatte er sich in der großen Kunst der Rede geübt, — in dieser Kunst, aus der sich die Männer des Süden zugleich eine Waffe und einen Schmuck zu machen wissen, — sodann in der Poesie, dieser Blume des Parnassos, welche die Gründer von Marseille mit sich vom Meerbusen von Korinth nach dem Meerbusen von Lyon*) versetzten. Er hatte sich ferner mit der Physik beschäftigt, und sich mit Saussure und Marat in Correspondenz gesetzt.

*) Bei Marseille.

Man sah ihn plötzlich während der Gährungen in seiner Vaterstadt, in Folge der Wahl von Mirabeau, hervorkommen.

Er wurde damals zum Secretär der Municipalität ernannt.

Später fanden Unruhen in Arles statt.

Unter diesen Unruhen erschien die schöne Gestalt von Barbaroux, dem bewaffneten Antinous ähnlich.

Paris reclamirte ihn; der große Ofen brauchte von diesem wohlriechenden Rebholze; der ungeheure Tiegel bedurfte dieses Metalles.

Er wurde dahin geschickt, um über die Unruhen von Avignon Bericht zu erstatten; man hätte glauben sollen, er gehöre keiner Partei an; sein Herz, wie das der Gerechtigkeit, hege weder Haß, noch Freundschaft: er sagte die Wahrheit einfach und erschrecklich, wie sie war, und indem er sie sagte, schien er groß wie sie.

Die Girondisten waren so eben angekommen. Was die Girondisten von den anderen Parteien unterschied, was ihnen vielleicht das Verderben bereitete, ist, daß sie ächte Künstler waren: sie liebten, was schön; sie reichten ihre warme, biedere Hand Barbaroux; dann führten sie, ganz stolz auf diese neue Rekrutirung, den Marseiller zu Madame Roland.

Man weiß, wie beim ersten Anblicke Madame Roland von Barbaroux gedacht hatte.

Was Madame Roland besonders in Erstaunen gesetzt, war, daß seit langer Zeit ihr Mann in Correspondenz mit Barbaroux stand, und daß die Briefe des jungen Mannes regelmäßig, pünktlich, voll Vernunft ankamen.

Sie hatte weder nach dem Alter, noch nach dem äußeren Ansehen dieses ernsten Correspondenten gefragt: es war für sie ein Mann von etwa vierzig Jahren, mit einem durch das Denken kahl gewordenen Schädel, mit einer durch die Nachtwachen gerunzelten Stirne.

Sie kam dem Traume entgegen, den sie gemacht, und fand einen fünfundzwanzigjährigen jungen Mann, heiter, lachlustig, leicht, die Frauen liebend: diese ganze reiche, glühende Generation, welche im Jahre 92 blühte, um im Jahre 93 gemäht zu werden, liebte die Frauen.

In diesem Kopfe, der so leichtfertig zu sein schien, und den Madame Roland zu schön fand, bildete sich vielleicht der erste Gedanke des 10. August.

Der Sturm war in der Luft; die wüthenden Wolken liefen von Norden nach Süden, von Westen nach Osten.

Barbaroux gab ihnen eine Richtung; er häufte sie auf dem Schieferdache der Tuilerien auf.

Als noch Niemand einen festen Plan hatte, schrieb er an Rebecqui: „Schicke mir fünfhundert Männer, welche zu sterben wissen.“

Ah! der wahre König von Frankreich, das war dieser König der Revolution, welcher schrieb, man solle ihm fünfhundert Mann schicken, die zu sterben wüßten, und dem man eben so einfach, als er sie verlangt hatte, dieselben zuschickte.

Rebecqui hatte sie selbst ausgewählt, unter der französischen Partei von Avignon rekrutirt.

Sie schlugen sich seit zwei Jahren; sie haßten seit zehn Generationen.

Sie hatten sich in Toulouse, in Nimes; in Arles geschlagen; sie hatten sich ans Blut gewöhnt; von Strapazen sprachen sie nicht einmal.

Am bestimmten Tage hatten sie, wie eine einfache Etape, den Marsch von zweihundertundzwanzig Meilen unternommen.

Warum nicht? Das waren rauhe Seeleute, harte Bauern; Gesichter durch den Sirocco Africas, oder durch den Mistral des Ventoux verbrannt, Hände geschwärzt durch den Theer oder unempfindlich gemacht durch die Arbeit.

Ueberall, wo sie vorüberkamen, nannte man sie Räuber.

Bei einem Halte, den sie bei Orgon machten, erhielten sie, — Worte und Musik, — die Hymne von Rouget de l'Isle.

Barbaroux schickte ihnen diese Wegzehrung, damit ihnen der Marsch minder lang scheine.

Einer von ihnen entzifferte die Musik und sang die Worte; dann wiederholten Alle mit einem ungeheuren Schrei den furchtbaren Gesang, der noch viel furchtbarer, als es Rouget de l'Isle selbst geträumt hatte.

Durch den Mund der Marseiller gehend, hatte sein Gesang den Charakter geändert, wie die Worte den Ausdruck.

Das war nicht mehr ein Gesang der Verbrüderung: es war ein Gesang der Vernichtung und des Todes; es war die Marseillaise, das heißt die weithin schallende Hymne, die uns im Schooße unserer Mütter beben gemacht hat.

Die kleine Bande von Marseillern erschreckte, durch Städte und Dörfer ziehend, Frankreich durch den Eifer, mit dem sie dieses neue, noch unbekannte Lied sang.

Als er sie in Montereau wußte, lief Barbaroux zu Santerre, um ihn davon zu unterrichten.

Santerre versprach ihm, die Marseiller in Charenton mit vierzigtausend Mann zu empfangen.

Man vernehme, was Barbaroux mit den vierzigtausend Mann von Santerre und seinen fünfhundert Marseillern zu thun gedachte:

Die Marseiller an die Spitze stellen, mit einem Anlaufe das Stadthaus und die Nationalversammlung überwältigen, über die Tuilerien hingehen, wie man am 14. Juli 1789 über die Bastille hingegangen war, und auf den Ruinen des florentinischen Palastes die Republik proclamiren.

Barbaroux und Rebecqui erwarteten im Charenton Santerre mit seinen viertausend Mann.

Santerre kam mit zweihundert Mann!

Vielleicht wollte er den Marseillern, das heißt Fremden, den Ruhm eines solchen Handstreichs nicht lassen.

Die kleine Bande mit den glühenden Augen, mit den schwarzbraunen Gesichtern, mit den scharfen Worten durchzog ganz Paris vom Jardin du Roi bis zu den Champs-Elysées, beständig die Marseillaise singend. Warum sollten wir sie anders nennen, als man sie nannte?

Die Marseiller sollten auf den Champs-Elysées lagern, wo man ihnen am andern Tage ein Bankett zu geben gedachte.

Das Bankett fand in der That statt; doch zwischen den Champs-Elysées und dem Pont Tournant, ein paar Schritte vom Gastmahle, waren die Grenadierbataillons der Section der Filles-Saint-Thomas aufgestellt.

Das war eine royalistische Garde, welche das Schloß dahin als einen Wall zwischen den Ankömmlingen und ihm gestellt hatte.

Marseiller und Grenadiere der Filles-Saint-Thomas rochen sich gegenseitig den Feind an. Man wechselte zuerst Schmähungen, dann Streiche; beim ersten Blute, das floß, riefen die Marseiller zu den Waffen, sprangen zu ihren in Pyramiden aufgestellten Gewehren und griffen mit dem Bajonnet an.

Die Pariser Grenadiere wurden durch diesen ersten Anfall über den Haufen geworfen; zum Glücke hatten sie die Tuilerien und ihre Gitter hinter sich: der Pont Tournant beschützte ihre Flucht und erhob sich wieder vor ihren Feinden.

Die Flüchtlinge fanden ein Asyl in den Gemächern
...nigs. Die Tradition behauptet, ein Verwunde-
... mit eigenen Händen von der Königin gepflegt

Die Föderirten, Marseiller, Bretagner und Dauphinéer, waren ihrer fünftausend; diese fünftausend Mann bildeten eine Macht, nicht durch die Zahl, sondern durch den Glauben.

Der Geist der Revolution war in ihnen.

Am 17. Juli hatten sie eine Adresse an die Nationalversammlung abgesandt.

„Ihr habt das Vaterland in Gefahr erklärt,“ sagten sie; „bringt Ihr es aber nicht selbst dadurch in Gefahr, daß Ihr die Sträflosigkeit der Verräther verlängert? Verfolgt Lafayette, suspendirt die executive Gewalt, setzt die Directoren der Departements ab, stellt die richterliche Gewalt wieder her.“

Am 3. August ist es Pétion selbst, der dasselbe Verlangen stellt, Pétion, der mit seiner eisigen Stimme den Aufruf zu den Waffen fordert.

Allerdings hat er hinter sich zwei Doggen, die ihn in die Beine beißen: Danton und Sergent.

„Die Commune,“ sagt Pétion, „denuncirt Euch die executive Gewalt. Um die Uebel Frankreichs zu heilen, muß man sie an ihrer Quelle angreifen, und man darf keinen Augenblick verlieren. Wir hätten nur die momentane Suspension von Ludwig XVI. zu verlangen gewünscht: die Constitution widersetzt sich diesem; er ruft unablässlich die Constitution an: wir rufen sie unsererseits auch an, und wir verlangen die Absetzung.“

Höret Ihr den König von Paris, der den König von Frankreich denuncirt, den König des Stadthauses, der dem König der Tuilerien den Krieg erklärt?

Die Nationalversammlung wich vor der entsetzlichen Maßregel zurück, die man bei ihr beantragte.

Die Absetzungsfrage wurde auf den 9. August verschoben.

Am 8. August erklärte die Nationalversammlung,

es sei kein Grund zur Anklage gegen Lafayette vorhanden.

Die Nationalversammlung wich zurück.

Was würde sie am andern Tage in Betreff der Absetzung beschließen? Würde sie sich auch in Opposition mit dem Volke stellen?

Sie nehme sich in Acht! Weiß sie nicht, was vorgeht, die Unkluge?

Am 3. August, — an demselben Tage, wo Pétion die Absetzung verlangt hat, — wird der Faubourg Saint-Marceau müde, Hungers zu sterben bei diesem Kampfe, der weder der Friede, noch der Krieg ist: er schickt Abgeordnete an die Section der Quinze-Vingt und läßt seine Brüder vom Faubourg-Saint-Antoine fragen:

„Wenn wir gegen die Tuilerien marschiren, marschirt Ihr mit uns?"

„Wir marschiren," antworteten diese.

Am 4. August verdammt die Nationalversammlung die aufrührerische Proclamation der Section Mauconseil.

Am 5. weigert sich die Commune, das Decret bekannt zu machen.

Es ist nicht genug, daß der König von Paris dem König von Frankreich den Krieg erklärt: nun setzt sich die Commune in Opposition mit der Nationalversammlung!

Alle diese Oppositionsgerüchte kommen den Marseillern zu; die Marseiller hatten Gewehre, doch sie hatten keine Patronen.

Sie verlangten mit gewaltigem Geschrei Patronen: man gab ihnen keine.

Am 4. August, Abends, eine Stunde, nachdem sich das Gerücht verbreitet, die Nationalversammlung habe die aufrührerische Proclamation der Section Mauconseil verdammt, begeben sich zwei junge Marseiller nach der Mairie.

Es sind auf dem Bureau nur zwei Municipalbe-

amte: Sergent, der Mann von Danton; Panis, der Mann von Robespierre.

„Was wollen Sie?“ fragen die zwei Beamten.

„Patronen!“ antworten die beiden jungen Leute.

„Es ist ausdrücklich verboten, abzugeben,“ sagt Panis.

„Verboten, Patronen abzugeben?“ versetzt Einer der Marseiller; „die Stunde des Kampfes naht aber heran, und wir haben nichts, um ihn auszuhalten!“

„Man hat uns also nach Paris kommen lassen, um uns zu ermorden?“ ruft der Andere.

Der Erste zieht eine Pistole aus der Tasche.

Sergent lächelt.

„Drohungen, junger Mann?“ spricht er; „nicht mit Drohungen schüchtern Sie zwei Mitglieder der Commune ein!“

„Wer spricht von Drohungen und Einschüchterungen?“ erwiedert der junge Mann; „diese Pistole ist nicht für Sie: sie ist für mich!“

Und er hält das Gewehr an seine Stirne und ruft:

„Pulver! Patronen! oder so wahr ich ein Marseiller bin, ich zerschmettere mir die Hirnschale!“

Sergent hatte eine Künstlereinbildungskraft, ein Franzosenherz: er fühlte, daß der Schrei, den der junge Mann ausgestoßen, der Schrei Frankreichs war.

„Panis,“ sagte er, „nehmen wir uns in Acht! tödtet sich dieser junge Mann, so wird sein Blut auf uns zurückfallen!“

„Geben wir aber Patronen ab, so spielen wir um unsern Kopf.“

„Gleichviel! ich glaube, die Stunde, um unsern Kopf zu spielen, ist gekommen. In jedem Falle Jeder für sich; ich spiele um den meinigen und überlasse es Dir, ob Du um den Deinigen nicht spielen willst.“

Und er nahm ein Papier, schrieb den Befehl, den Marseillern Patronen abzugeben, und unterzeichnete.

„Gib!" sagte Panis, als Sergent geendigt hatte. Und er unterzeichnete nach Sergent.

Man konnte fortan ruhig sein: sobald die Marseiller Patronen hatten, würden sie sich nicht ermorden lassen.

Nachdem die Marseiller bewaffnet sind, empfängt die Nationalversammlung eine donnernde Adresse, die sie an dieselbe richten; sie empfängt sie nicht nur, sondern sie läßt sogar die Petitionäre zur Ehre der Sitzung zu.

Sie hat gewaltig Angst, die Nationalversammlung, dergestalt Angst, daß sie berathschlagt, ob sie sich nicht nach der Provinz zurückziehen soll.

Vergniaud allein hält sie davon ab. Und, mein Gott! warum? Wer wird sagen, nicht um bei der schönen Candeille zu bleiben, habe Vergniaud in Paris bleiben wollen? Uebrigens gleichviel!

„In Paris," spricht Vergniaud, „muß man den Sieg der Freiheit sichern, oder mit ihr untergehen! Verlassen wir Paris, so kann es nur sein, wie Themistokles, mit allen Bürgern, indem wir nichts als Asche zurücklassen, und bloß einen Augenblick vor dem Feinde fliehen, um ihm ein Grab zu graben!"

Alle Welt ist also im Zweifel, alle Welt zaudert, Jeder fühlt die Erde unter sich zittern und befürchtet, sie werde sich unter seinen Schritten öffnen.

Am 4. August, — am Tage, wo die Nationalversammlung die Proclamation der Section Mauconseil verdammt, an dem Tage, wo die zwei Marseiller durch Panis und Sergent Patronen an ihre fünfhundert Landsleute austheilen lassen, — an demselben Tage fand eine Versammlung im Cadran-Bleu auf dem Boulevard du Temple statt; Camille Desmoulins war für seine Rechnung und für die von Danton da; Carra führte die Feder und entwarf den Insurrectionsplan.

Nachdem der Plan entworfen war, begab man sich zum Exconstituanten Antoine, der in der Rue Saint-

Honoré beim Schreiner Duplay, in demselben Hause wie Robespierre, wohnte.

Robespierre war nicht bei Allem dem; als Frau Duplay diese ganze Bande von Ruhestörern sich bei Antoine festsetzen sah, stieg sie rasch in das Zimmer hinauf, wo sie versammelt waren, und rief in ihrem Schrecken:

„Aber, Herr Antoine, Sie wollen also Herrn Robespierre ermorden lassen?“

„Es handelt sich wohl um Robespierre!“ antwortete der Exconstituant. „Gott sei Dank! Niemand denkt an ihn; hat er Angst, so mag er sich verbergen!“

Um Mitternacht wurde der von Carra geschriebene Plan an Santerre und Alexandre, die zwei Commandanten der Vorstadt, geschickt.

Alexandre wäre marschirt; doch Santerre antwortete, die Vorstadt sei nicht bereit.

Santerre hielt das der Königin am 20. Juni gegebene Wort. Am 10. August marschirte er nur, als er es nicht anders machen konnte.

Der Aufstand wurde verschoben.

Antoine hatte gesagt, man denke nicht an Robespierre: er täuschte sich.

Die Geister waren so sehr beunruhigt, daß man den Gedanken hatte, ihn zum Hebel einer Bewegung zu machen, ihn, diesen Mittelpunkt der Unbeweglichkeit!

Und wer hatte diesen Gedanken? Barbaroux!

Er war fast verzweifelt, dieser kühne Marseiller; er war ganz nahe daran, Paris zu verlassen, nach Marseille zurückzukehren.

Man höre Madame Roland.

„Wir rechneten wenig auf die Vertheidigung des Norden; wir prüften, mit Servan und Barbaroux, die Chancen, die Freiheit im Süden zu retten und dort eine Republik zu gründen; wir nahmen Landkarten und zogen Demarcationslinien. „„Glückt es unsern Mar

seillern nicht, so wird dies unsere Hülfsquelle sein,'" sagte Barbaroux."

Nun wohl, Barbaroux glaubte eine andere Hülfsquelle gefunden zu haben: das Genie von Robespierre.

Oder vielleicht wollte Robespierre wissen, woran Barbaroux war.

Die Marseiller hatten ihre Kaserne verlassen, welche zu weit entfernt, um zu den Cordeliers zu kommen.

Bei den Cordeliers waren die Marseiller bei Danton.

Sie würden also im Falle einer insurrectionellen Bewegung von Danton ausgehen, diese erschrecklichen Marseiller! Und glückte die Bewegung, so würde Danton die ganze Ehre davon haben.

Barbaroux hatte Robespierre zu sehen verlangt.

Robespierre hatte den Anschein, als gäbe er seinem Wunsche nach: er ließ Barbaroux und Rebecqui sagen, er erwarte sie bei sich.

Robespierre wohnte, wie gesagt, beim Schreiner Duplay.

Der Zufall hatte ihn, wie man sich erinnert, am Tage des Zusammenstoßes auf dem Marsfelde dahin geführt.

Robespierre betrachtete diesen Zufall als einen Segen des Himmels, nicht allein, weil ihn für den Augenblick diese Gastfreundschaft von einer drohenden Gefahr rettete, sondern auch weil sie ganz natürlich die Inscenirung seiner Zukunft bildete.

Für einen Mann, der den Titel: der Unbestechliche, verdienen wollte, war dies gerade die Wohnung, die er brauchte.

Robespierre war jedoch nicht sogleich hier eingezogen: er hatte eine Reise nach Arras gemacht; von dort hatte er seine Schwester Mademoiselle Charlotte von Robespierre mitgebracht, und er wohnte in der Rue Saint-Florentin mit dieser magern, dürren Person, der ich acht-

unddreißig Jahre später vorgestellt zu werden die Ehre gehabt habe.

Er wurde krank.

Frau Duplay, welche für Robespierre schwärmte, erfuhr diese Krankheit, machte Mademoiselle Charlotte Vorwürfe, daß sie sie nicht von der Krankheit ihres Bruders unterrichtet, und verlangte, daß der Kranke zu ihr gebracht werde.

Robespierre ließ gewähren; sein Wunsch, da er von den Duplay als Gast eines Augenblicks wegging, war gewesen, als Miethsmann zu ihnen zurückzukehren.

Frau Duplay ging also ganz in seine Combinationen ein.

Sie hatte auch von der Ehre geträumt, den Unbestechlichen zu beherbergen, und sie setzte eine enge, aber reinliche Mansarde in Bereitschaft, wohin sie die besten und schönsten Meubles ihres Hauses bringen ließ, um einem reizenden, blau und weißen Bette Gesellschaft zu leisten, einem Bette voll Coquetterie, wie es sich für einen Mann geziemte, der sich im Alter von siebenundzwanzig Jahren eine Rose in der Hand haltend hatte malen lassen.

In dieser Mansarde ließ Frau Duplay durch den Gesellen ihres Mannes neue Fächer von Tannenholz anbringen, um Bücher und Papiere darauf zu legen.

Die Bücher waren nicht zahlreich: die Werke von Racine und von Jean-Jacques Rousseau bildeten die ganze Bibliothek des strengen Jacobiners; außer diesen zwei Schriftstellern las Robespierre kaum etwas Anderes, als Robespierre.

Alle andere Fächer waren auch beladen mit seinen Denkwürdigkeiten als Advokat und seinen Reden als Tribun.

Was die Wände betrifft, sie waren bedeckt mit allen Portraits, welche die fanatische Frau Duplay vom großen Manne hatte finden können; wie Robespierre nur die

Hand auszustrecken brauchte, um Robespierre zu lesen, so sah Robespierre, auf welche Seite er sich drehte, nur Robespierre.

In dieses Allerheiligste, in dieses Tabernakel führte man Barbaroux und Rebecqui ein.

Die mitspielenden Personen der Scene ausgenommen, vermöchte Niemand zu sagen, mit welcher weitschweifigen Adresse Robespierre die Unterredung in Angriff nahm; er sprach zuerst von den Marseillern, von ihrem Patriotismus, von der Furcht, die er hege, selbst die besten Gefühle übertreiben zu sehen; dann sprach er von sich, von den Diensten, die er der Revolution geleistet, von der weisen Langsamkeit, mit der er den Lauf derselben geregelt.

Doch diese Revolution, war es nicht Zeit, daß sie inne hielt? war es nicht die Stunde, wo alle Parteien sich vereinigen, den unter Allen volksbeliebten Mann wählen, ihm diese Revolution in die Hände legen und ihn beauftragen mußten, ihre Bewegung zu lenken?

Rebecqui ließ ihn nicht weiter gehen.

„Ah!“ sagte er, „ich sehe Dich kommen, Robespierre!“

Robespierre wich zurück, als ob sich eine Schlange vor ihm erhoben hätte.

Da stand Rebecqui auf und rief:

„Eben so wenig einen Dictator, als einen König! Komm, Barbaroux!“

Und Beide verließen sogleich die Mansarde des Unbestechlichen.

Panis, der sie dahin geführt hatte, folgte ihnen bis auf die Straße.

„Ah!“ sagte er, „Ihr habt die Sache schlecht aufgefaßt, den Gedanken von Robespierre schlecht begriffen; es handelte sich ganz einfach um eine momentane Autorität, und verfolgte man diesen Gedanken, so wäre gewiß Keiner mehr als Robespierre …“

Barbaroux unterbrach ihn aber und wiederholte die Worte seines Freundes:

„Eben so wenig einen Dictator, als einen König!"

Dann entfernte er sich mit Rebecqui.

---

## CXLII.

### Warum die Königin nicht hatte fliehen wollen.

Eines beruhigte die Tuilerien: es war dies gerade das, was die Revolutionäre erschreckte.

In Vertheidigungsstand gesetzt, waren die Tuilerien eine Festung mit einer furchtbaren Garnison geworden.

An dem berufenen Tage des 10. August, an dem man so viele Dinge gethan hat, ist das Königthum für seinen Theil nicht unthätig geblieben.

In der Nacht vom 4. auf den 5. August hat man in der Stille von Courberoie nach den Tuilerien die Schweizer-Bataillons kommen lassen.

Nur einige Compagnien sind zertheilt und nach Gaillon geschickt worden, wohin der König sich vielleicht flüchten wird.

Drei sichere Männer, drei erprobte Chefs sind bei der Königin: Maillardot mit seinen Schweizern; d'Hervilly mit seinen St. Ludwigs-Rittern und seiner constitutionellen Garde; Mandat, Obercommandant der Nationalgarde, der zwanzigtausend entschlossene und ergebene streitbare Männer verspricht.

Am 8. Abends kam ein Mann in das Innere des Schlosses.

Hand auszustrecken brauchte, um Robespierre zu lesen, so sah Robespierre, auf welche Seite er sich drehte, nur Robespierre.

In dieses Allerheiligste, in dieses Tabernakel führte man Barbaroux und Rebecqui ein.

Die mitspielenden Personen der Scene ausgenommen, vermöchte Niemand zu sagen, mit welcher weitschweifigen Adresse Robespierre die Unterredung in Angriff nahm; er sprach zuerst von den Marseillern, von ihrem Patriotismus, von der Furcht, die er hege, selbst die besten Gefühle übertreiben zu sehen; dann sprach er von sich, von den Diensten, die er der Revolution geleistet, von der weisen Langsamkeit, mit der er den Lauf derselben geregelt.

Doch diese Revolution, war es nicht Zeit, daß sie inne hielt? war es nicht die Stunde, wo alle Parteien sich vereinigen, den unter Allen volksbeliebten Mann wählen, ihm diese Revolution in die Hände legen und ihn beauftragen mußten, ihre Bewegung zu lenken?

Rebecqui ließ ihn nicht weiter gehen.

„Ah!“ sagte er, „ich sehe Dich kommen, Robespierre!“

Robespierre wich zurück, als ob sich eine Schlange vor ihm erhoben hätte.

Da stand Rebecqui auf und rief:

„Eben so wenig einen Dictator, als einen König! Komm, Barbaroux!“

Und Beide verließen sogleich die Mansarde des Unbestechlichen.

Panis, der sie dahin geführt hatte, folgte ihnen bis auf die Straße.

„Ah!“ sagte er, „Ihr habt die Sache schlecht aufgefaßt, den Gedanken von Robespierre schlecht begriffen; es handelte sich ganz einfach um eine momentane Autorität, und verfolgte man diesen Gedanken, so wäre gewiß Keiner mehr als Robespierre ...“

Barbaroux unterbrach ihn aber und wiederholte die Worte seines Freundes:

„Eben so wenig einen Dictator, als einen König!"

Dann entfernte er sich mit Rebecqui.

---

## CXLII.

### Warum die Königin nicht hatte fliehen wollen.

Eines beruhigte die Tuilerien: es war dies gerade das, was die Revolutionäre erschreckte.

In Vertheidigungsstand gesetzt, waren die Tuilerien eine Festung mit einer furchtbaren Garnison geworden.

An dem berufenen Tage des 10. August, an dem man so viele Dinge gethan hat, ist das Königthum für seinen Theil nicht unthätig geblieben.

In der Nacht vom 4. auf den 5. August hat man in der Stille von Courbevoie nach den Tuilerien die Schweizer-Bataillons kommen lassen.

Nur einige Compagnien sind zertheilt und nach Gaillon geschickt worden, wohin der König sich vielleicht flüchten wird.

Drei sichere Männer, drei erprobte Chefs sind bei der Königin: Maillardot mit seinen Schweizern; d'Hervilly mit seinen St. Ludwigs-Rittern und seiner constitutionellen Garde; Mandat, Obercommandant der Nationalgarde, der zwanzigtausend entschlossene und ergebene streitbare Männer verspricht.

Am 8. Abends kam ein Mann in das Innere des Schlosses.

Alle Welt kannte diesen Mann: er gelangte also ohne Schwierigkeit bis in die Wohnung der Königin.

Man meldete den Doctor Gilbert.

„Lassen Sie ihn eintreten,“ sagte die Königin mit einer fieberhaften Stimme.

Gilbert trat ein.

„Ah! kommen Sie, kommen Sie, Doctor! Ich bin glücklich, Sie zu sehen.“

Gilbert schlug die Augen zu ihr auf; es war in der ganzen Person von Marie Antoinette etwas Freudiges, Zufriedenes, was ihn schauern machte.

Er hätte die Königin lieber bleich und niedergeschlagen gesehen, als fieberhaft und aufgeregt, wie sie war.

„Madame,“ sagte er zu ihr, „ich befürchte, zu spät und in einem schlimmen Augenblicke zu kommen.“

„Im Gegentheil, Doctor,“ erwiederte die Königin mit einem Lächeln, — ein Ausdruck, den ihr Mund fast verlernt hatte, „Sie erscheinen zu rechter Zeit, und Sie sind willkommen! Sie sollen etwas sehen, was ich Ihnen längst gern gezeigt hätte: einen König, der wahrhaft König!“

„Madame,“ entgegnete Gilbert, „ich befürchte, Sie täuschen sich selbst, und Sie zeigen mir eher einen Platzcommandanten, als einen König.“

„Herr Gilbert, es ist möglich, daß wir uns ebenso wenig über den symbolischen Charakter des Königthums, als über so viele andere Dinge verstehen. Für mich ist ein König nicht nur ein Mann, der sagt: „„Ich will nicht!““ Es ist besonders ein Mann, welcher spricht: „„Ich will!““

Die Königin spielte auf das bekannte Veto an, das die Lage der Dinge zu dem extremen Punkte geführt hatte, wo man sich nunmehr befand.

„Ja, Madame,“ erwiederte Gilbert, „und für Eure

Majestät ist ein König besonders ein Mann, der sich rächt."

„Der sich vertheidigt, Herr Gilbert! denn Sie wissen, wir sind öffentlich bedroht; man soll uns mit bewaffneter Hand angreifen. Es sind, wie man versichert, fünfhundert Marseiller, angeführt von einem gewissen Barbaroux, da, welche auf den Trümmern der Bastille geschworen, sie werden nicht eher nach Marseille zurückkehren, als bis sie auf denen der Tuilerien gelagert haben."

„Ich habe das wirklich sagen hören."

„Und das hat Sie nicht lachen gemacht, mein Herr?"

„Das hat mich für den König und für Sie, Madame, erschreckt."

„So daß Sie kommen und uns vorschlagen, wir mögen abdanken und uns auf Gnade und Ungnade in die Hände von Herrn Barbaroux und seinen Marseillern geben?"

„Oh! Madame, wenn der König abdanken und durch das Opfer seiner Krone sein Leben, das Ihre, das Ihrer Kinder sichern könnte!"

„Sie würden ihm hiezu rathen, nicht wahr, Herr Gilbert?"

„Ja, Madame, und ich würde mich ihm zu Füßen werfen, daß er meinen Rath befolge!"

„Herr Gilbert, erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß Sie nicht fest in Ihren Meinungen sind."

„Ei! Madame, meine Meinung ist immer dieselbe... Meinem König und meinem Vaterlande ergeben, hätte ich den Einklang des Königs und der Constitution zu sehen gewünscht; von diesem Wunsche und von meinen successiven Täuschungen rühren die verschiedenen Rathschläge her, die ich Eurer Majestät zu geben die Ehre gehabt habe."

„Und was für einen Rath geben Sie uns in diesem Augenblicke, Herr Gilbert?"

„Nie ist es mehr in Ihrer Macht gelegen, ihn zu befolgen, Madame, als in diesem Momente."

„So lassen Sie hören."

„Ich gebe Ihnen den Rath, zu fliehen."

„Zu fliehen?"

„Ah! Sie wissen wohl, daß dies möglich ist, Madame, und daß Ihnen nie eine solche Leichtigkeit hiezu geboten war."

„Wie so?"

„Sie haben ungefähr dreitausend Mann im Schlosse."

„Fast fünftausend," versetzte die Königin mit einem Lächeln der Zufriedenheit, „und das Doppelte auf das erste Zeichen, das wir machen werden."

„Sie brauchen kein Zeichen zu machen, das aufgefangen werden kann; Ihre fünftausend Mann werden genügen."

„Nun wohl, Herr Gilbert, was müssen wir nach Ihrer Ansicht mit unsern fünftausend Mann thun?"

„Sich mit dem König und Ihren erhabenen Kindern in ihre Mitte stellen; die Tuilerien in dem Augenblicke verlassen, wo man es am wenigsten erwartet; zwei Meilen von hier zu Pferde steigen, Gaillon und die Normandie erreichen, wo man Ihnen entgegenharrt."

„Das heißt, mich den Händen von Herrn von Lafayette anvertrauen."

„Dieser hat Ihnen wenigstens bewiesen, daß er ergeben war."

„Nein, mein Herr, nein! Mit meinen fünftausend Mann und den fünftausend, die auf das erste Zeichen, das wir machen, herbeieilen können, will ich lieber etwas Anderes versuchen."

„Was werden Sie versuchen?"

„Die Empörung einmal für allemal zu erdrücken."

„Ah! Madame, Madame! wie sehr hatte er Recht, als er mir sagte, Sie seien verurtheilt!"

„Wer dies, mein Herr?"

„Ein Mann, dessen Namen ich Ihnen nicht wiederholen will; ein Mann, der schon dreimal mit Ihnen gesprochen hat."

„Stille!" sagte die Königin erbleichend; „man wird bemüht sein, ihn zum Lügner zu machen, den schlechten Propheten."

„Madame, ich befürchte, Sie verblenden sich."

„Sie sind also der Meinung, sie werden es wagen, uns anzugreifen?"

„Der öffentliche Geist wendet sich dahin."

„Und man glaubt, man werde hier eindringen, wie am 20. Juli?"

„Die Tuilerien sind kein fester Platz."

„Nein; . . und dennoch, wenn Sie mit mir kommen wollen, Herr Gilbert, werde ich Ihnen zeigen, daß sie sich eine Zeit lang halten können."

„Es ist meine Pflicht, Ihnen zu folgen," sprach Gilbert sich verbeugend.

„So kommen Sie!" sagte die Königin.

Und sie führte Gilbert an das Fenster in der Mitte, an das, welches auf den Carrousel-Platz geht, und von wo aus man, nicht den ungeheuren Hof, der sich heute an der ganzen Façade des Palastes erstreckt, sondern die drei kleinen mit Mauern geschlossenen Höfe überschaute, welche damals existirten, und die der vom Pavillon de Flore der Prinzen-Hof, der von der Mitte der Tuilerien-Hof, und der, welcher in unsern Tagen an die Rue de Rivoli gränzt, der Schweizer-Hof hießen.

„Sehen Sie!" sprach Marie Antoinette.

Gilbert bemerkte in der That, daß die Mauern von schmalen Oeffnungen durchbrochen waren und der Garnison einen ersten Wall bieten konnten, durch dessen Schießscharten sie auf das Volk feuern würde.

Wäre dieser erste Wall forcirt, so würde sich die Garnison nicht nur in die Tuilerien, von denen jedes Thor einen Hof vor sich hatte, sondern auch in die Sei-

tengebäude zurückziehen; so daß die Patrioten, die sich in die Höfe wagen würden, zwischen drei Feuer gestellt wären.

„Was sagen Sie hiezu, mein Herr?“ fragte die Königin. „Rathen Sie Herrn Barbaroux und seinen fünfhundert Marseillern immer noch, sich in ihr Unternehmen einzulassen?“

„Könnte mein Rath von so fanatisirten Leuten, wie sie sind, gehört werden, so würde ich bei ihnen, einen Schritt thun dem ähnlich, welchen ich bei Eurer Majestät thue. Ich ermahne Sie, den Angriff nicht abzuwarten; ich würde diese Leute ermahnen, nicht anzugreifen.“

„Und wahrscheinlich würden sie in ihrem Unternehmen fortfahren?“

„Wie Sie bei Ihrem Plane beharren werden. Ach! das ist das Unglück der Menschheit, daß sie unablässig Rathschläge verlangt, um sie nicht zu befolgen.“

„Herr Gilbert,“ entgegnete lächelnd die Königin, „Sie vergessen, daß der Rath, den Sie uns zu geben die Güte haben, nicht erbeten worden ist.“

„Das ist wahr, Madame,“ erwiederte Gilbert, indem er einen Schritt rückwärts machte.

„Weshalb wir Ihnen nur um so dankbarer sind,“ fügte die Königin, dem Doctor die Hand reichend, bei.

Ein bleiches Lächeln des Zweifels schwebte über die Lippen von Gilbert.

In diesem Augenblicke wurden Wagen beladen mit schweren Bohlen öffentlich in die Höfe der Tuilerien eingeführt, wo sie Männer erwarteten, in denen man unter ihren bürgerlichen Kleidern Militäre erkannte.

Diese Männer ließen die Bohlen sechs Fuß lang und drei Zoll dick sägen.

„Wissen Sie, was für Leute das sind?“ fragte die Königin.

„Ingenieurs, wie es scheint,“ antwortete Gilbert.

„Ja, mein Herr, und wie Sie sehen, schicken sie sich an, die Fenster zu blenden,*) wobei sie nur Schießscharten, um zu feuern, reserviren."

Gilbert schaute die Königin traurig an.

„Was haben Sie, mein Herr?" fragte Marie Antoinette.

„Oh! Madame, ich beklage Sie aufrichtig, daß Sie Ihr Gedächtniß genöthigt haben, diese Namen zu behalten, und Ihren Mund, sie auszusprechen."

„Was wollen Sie, mein Herr?" erwiederte die Königin; „es gibt Umstände, wo sich die Frauen zu Männern machen müssen: das ist, wenn die Männer ..."

Die Königin hielt inne.

„Doch," sprach sie, nicht ihren Satz, sondern ihren Gedanken vollendend, „doch diesmal ist der König entschlossen."

„Madame," versetzte Gilbert, „sobald Sie zu der entsetzlichen Extremität entschlossen sind, aus der ich Sie Ihren Sicherheitshafen machen sehe, hoffe ich, daß Sie alle Zugänge des Palastes in Vertheidigungsstand gesetzt haben: so, zum Beispiel, die Gallerie des Louvre."

„In der That, Sie mahnen mich hieran ... Kommen Sie mit mir, mein Herr, ich will mich versichern, ob man den Befehl vollzieht, den ich gegeben habe."

Und die Königin führte Gilbert durch die Gemächer bis zur Thüre des Pavillon de Flore, der auf die Gemäldegallerie geht.

Als die Thüre geöffnet war, sah Gilbert Arbeiter beschäftigt, die Gallerie auf eine Breite von zwanzig Fuß zu durchschneiden.

„Sie sehen," sagte die Königin.

Sodann sich an den Officier wendend, der die Arbeit leitete:

---

*) Die Franzosen haben hiefür das offenbar vom Deutschen entlehnte Wort blinder.

„Nun, Herr d'Hervilly?“

„Madame, die Rebellen mögen uns vierundzwanzig Stunden lassen, und wir werden im Stande sein.“

„Glauben Sie, daß sie uns vierundzwanzig Stunden lassen werden?“ fragte die Königin den Doctor.

„Wenn etwas geschieht, Madame, so wird es am 10. August sein.“

„Am 10.? Ein Freitag? Ein schlimmer Tag für einen Aufstand, mein Herr! Ich glaubte, die Rebellen wären so gescheit gewesen, einen Sonntag zu wählen!“

Und sie schritt Gilbert voran.

Als man die Gallerie verließ, traf man einen Mann in Generalsuniform.

„Nun, Herr Mandat,“ fragte die Königin, „sind Ihre Anordnungen getroffen?“

„Ja, Madame,“ antwortete der General-Commandant, während er Gilbert mit Unruhe anschaute.

„Oh! Sie können vor diesem Herrn sprechen,“ versetzte die Königin; „der Herr ist ein Freund.“

Und sich an Gilbert wendend:

„Nicht wahr, Doctor?“

„Ja, Madame, und einer Ihrer Ergebensten,“ erwiederte Gilbert.

„Dann ist es etwas Anderes,“ sagte Mandat.... „Ein Corps Nationalgarde, das beim Stadthause aufgestellt ist, ein anderes auf dem Pont-Neuf werden die Aufrührer vorüberziehen lassen, und während Herr d'Hervilly und seine Edelleute, Herr Maillardot und seine Schweizer sie von vorne empfangen, werden Jene ihnen den Rückzug abschneiden und sie von hinten zermalmen.“

„Sie sehen, mein Herr,“ sprach die Königin, „Ihr 10. August wird kein 20. Juni sein.“

„Ach! Madame,“ versetzte Gilbert, „ich befürchte es in der That!“

„Für uns? ... für uns?“ fragte dringlich die ’nigin.

„Madame," erwiederte Gilbert, „Sie wissen, was ich Eurer Majestät gesagt habe. So sehr ich Varennes beklagte . . ."

„Ja, ebenso sehr rathen Sie zu Gaillon! . . . Haben Sie Zeit, mit mir bis in die unteren Säle hinabzugehen, Herr Gilbert?"

„Gewiß, Madame."

„Nun, so kommen Sie."

Die Königin nahm den Weg über eine kleine Wendeltreppe, welche sie in das Erdgeschoß des Schlosses führte.

Das Erdgeschoß des Schlosses war ein wahres Lager, ein Lager befestigt und vertheidigt durch die Schweizer; alle Fenster waren schon geblendet, wie die Königin gesagt hatte.

Die Königin ging auf den Obersten zu.

„Nun, Herr Maillardot," fragte sie, „was sagen Sie von Ihren Leuten?"

„Madame, sie sind, wie ich, bereit, für Eure Majestät zu sterben."

Sie werden uns also bis aufs Aeußerste vertheidigen?"

„Hat das Feuer einmal begonnen, Madame, so wird man es nur auf einen Befehl des Königs einstellen."

„Sie hören, mein Herr? Außerhalb des Schlosses kann Alles feindlich gegen uns gesinnt sein, doch im Innern ist uns Alles treu."

„Das ist ein Trost, Madame, es ist aber keine Sicherheit."

„Wissen Sie, daß Sie ein Unglücksvogel sind, Doctor?"

„Eure Majestät hat mich geführt, wohin sie wollte; wird sie mir nun erlauben, sie in ihre Gemächer zurückzuführen?"

„Gern, Doctor; doch ich bin müde, geben Sie mir den Arm."

Gilbert verbeugte sich vor dieser hohen Gunst, welche so selten von der Königin, selbst ihren Vertrautesten, seit ihrem Unglücke besonders, bewilligt wurde.

Er führte sie bis in ihr Schlafzimmer zurück.

Hier angelangt, sank Marie Antoinette in ein Fauteuil.

Gilbert ließ sich auf ein Knie vor ihr nieder und sprach:

„Madame, im Namen Ihres erhabenen Gemahls, im Namen Ihrer theuren Kinder, im Namen Ihrer eigenen Sicherheit beschwöre ich Sie zum letzten Male: bedienen Sie sich der Kräfte, die Sie um sich her haben, nicht um zu kämpfen, sondern um zu fliehen."

„Mein Herr," erwiederte die Königin, „seit dem 14. Juli strebe ich danach, den König seine Genugthuung nehmen zu sehen; der Augenblick ist gekommen, wir glauben es wenigstens: wir werden das Königthum retten, oder es unter den Trümmern der Tuilerien begraben."

„Nichts kann Sie von diesem unseligen Entschlusse abbringen, Madame?"

„Nichts!" antwortete die Königin.

Und zu gleicher Zeit reichte sie Gilbert die Hand, halb um ihm zu bedeuten, er möge aufstehen, halb um sie ihm zum Kusse zu bieten.

Gilbert küßte ehrerbietig der Königin die Hand, stand auf und sagte:

„Madame, wird mir Eure Majestät erlauben, ein paar Zeilen zu schreiben, die ich für so dringlich erachte, daß ich sie nicht eine Minute verschieben will?"

„Thun Sie das, mein Herr," antwortete die Königin auf einen Tisch deutend.

Gilbert setzte sich und schrieb folgende vier Zeilen:

„Kommen Sie, mein Herr! Die Königin ist in Todesgefahr, bestimmt sie nicht ein Freund, zu fliehen, und ich glaube, daß Sie der einzige Freund sind, der diesen Einfluß auf sie haben kann."

Dann unterzeichnete er und setzte die Adresse darauf.

„Ohne zu neugierig zu sein,“ fragte die Königin, „an wen schreiben Sie?“

„An Herrn von Charny, Madame,“ antwortete Gilbert.

„An Herrn von Charny?“ rief die Königin erbleichend und zugleich bebend. „Und warum schreiben Sie ihm?“

„Damit er von Eurer Majestät verlange, was ich nicht verlangen kann.“

„Herr von Charny ist zu glücklich, um an seine unglücklichen Freunde zu denken: er wird nicht kommen!“ sagte die Königin.

Die Thüre öffnete sich, ein Huissier erschien und meldete:

„Der Herr Graf von Charny, der in diesem Augenblicke ankommt, fragt, ob er Eurer Majestät seine Ehrerbietung bezeigen könne?“

Die Königin wurde von blaß, wie sie war, leichenbleich; sie stammelte ein paar unverständliche Worte.

„Er trete ein! er trete ein!“ rief Gilbert: „der Himmel schickt ihn!“

Charny erschien an der Thüre in der Tracht eines Marineofficiers.

„Ah! kommen Sie, mein Herr!“ sagte Gilbert zu ihm; „ich schrieb Ihnen.“

Und er übergab ihm den Brief.

„Ich habe vernommen, welche Gefahr Ihre Majestät lief, und ich bin gekommen,“ sagte Charny sich verbeugend.

„Madame, Madame,“ rief Gilbert, „um des Himmels willen, hören Sie, was Herr von Charny sprechen wird: seine Stimme wird die Frankreichs sein.“

Und er verbeugte sich ehrfurchtsvoll vor der Königin, grüßte den Grafen, und ging, eine letzte Hoffnung mit sich tragend, ab.

---

# Denkwürdigkeiten eines Arztes.

Von

**Alexandre Dumas.**

Vierte Abtheilung:

## Die Gräfin von Charny.

Siebenundzwanzigstes bis zweiunddreißigstes Bändchen.

---

Aus dem Französischen

von

Dr. August Zoller.

Stuttgart.
Franckh'sche Verlagshandlung.
1855.

Schnellpressendruck der J. G. Sprandel'schen Buchdruckerei.

## CXLIII.

## Die Nacht vom 9. auf den 10. August.

Unsere Leser mögen uns erlauben, sie in ein Haus der Rue de l'Ancienne-Comédie, bei der Rue Dauphine, zu versetzen.

Im ersten Stocke wohnte Fréron.

Gehen wir an seiner Thüre vorbei; wir würden hier vergebens klingeln; er ist im zweiten bei seinem Freunde Camille Desmoulins.

Während wir die siebzehn Stufen hinaufsteigen, welche ein Stockwerk vom andern trennen, sagen wir rasch, was Fréron war.

Fréron (Louis Stanislas) war der Sohn des bekannten Elie Catherine Fréron, des so ungerecht und grausam von Voltaire Angegriffenen. Liest man heute die vom Journalisten gegen den Verfasser der Pucelle, des Dictionnaire philosophique und von Mahomet gerichteten kritischen Artikel, so ist man ganz erstaunt, zu sehen, daß der Journalist gerade im Jahre 1754 hievon sagte, was wir 1854, das heißt hundert Jahre später, darüber denken.

Fréron, der Sohn, der damals fünfunddreißig Jahre alt, aufgebracht durch die Ungerechtigkeiten, durch die er seinen Vater hatte zu Boden drücken sehen, — dieser starb vor Kummer im Jahre 1776 in Folge der Unter-

drückung durch den Siegelbewahrer Miromesnil seines Journals l'Anné litteraire, — Fréron hatte sich voll Eifer den revolutionären Grundsätzen angeschlossen und gab den Orateur du Peuple heraus, oder war damals im Begriffe, ihn herauszugeben.

Am Abend des 9. August war er, wie gesagt, bei Camille Desmoulins, wo er mit Brune, dem zukünftigen Marschall von Frankreich und mittlerweile Factor einer Druckerei, speiste.

Barbaroux und Rebecqui waren die zwei anderen Gäste.

Eine einzige Frau wohnte dem Mahle bei, das einige Aehnlichkeit mit dem hatte, welches die Märtyrer machten, ehe sie in den Circus gingen, und das man das Freimahl nannte.

Diese Frau war Lucile.

Ein sanfter Name, eine reizende Frau, — sie haben ein schmerzliches Andenken in den Annalen der Revolution hinterlassen.

Wir werden Dich nicht in diesem Buche begleiten können, wenigstens nicht bis zum Blutgerüste, das Du besteigen wolltest, liebendes, poetisches Geschöpf, weil es der kürzeste Weg war, um Deinem Gatten nachzufolgen; doch wir wollen es im Vorübergehen versuchen, Dein Portrait mit zwei Federstrichen zu skizziren.

Ein einziges Portrait ist von Dir übrig, armes Kind! Du bist so jung gestorben, daß der Maler genöthigt gewesen ist, Dich gleichsam im Fluge aufzufassen. Es ist eine Miniature, die wir in der bewunderungswürdigen Sammlung des Obersten Morin gesehen, eine Sammlung, welche man, so kostbar sie war, sich beim Tode dieses vortrefflichen Mannes zerstreuen ließ, der mit so großer Gefälligkeit seine Schätze zu unserer Verfügung stellte.

Auf diesem Portrait erscheint Lucile klein, hübsch, piquant sogar; es ist etwas wesentlich Plebejisches in

ihrem reizenden Gesichte. In der That, die Tochter eines ehemaligen Schreibers bei den Finanzen und einer sehr hübschen Frau, von der man behauptete, sie sei die Geliebte des Finanzministers Terray gewesen, war, ihr Name beweist dies, Lucile Duplessis Loridon, wie Madame Roland, von niedriger Abkunft.

Eine Neigungsheirath hatte im Jahre 1791 mit diesem für ihn relativ reichen Mädchen den furchtbaren Knaben, den genialen Straßenjungen, welchen man Camille Desmoulins nannte, verbunden.

Arm, ziemlich häßlich, schwer sprechend, wegen des Stammelns, das ihn ein Redner zu sein verhinderte, aber, während es ihn ein Redner zu sein verhinderte, aus ihm den bekannten Schriftsteller machte, hatte sie Camille zugleich durch die Feinheit seines Geistes und durch seine Herzensgüte verführt.

Camille, obgleich er der Ansicht von Mirabeau war, welcher gesagt hatte: „Ihr werdet nie etwas aus der Revolution machen, wenn Ihr sie nicht entchristlicht," Camille hatte in der Saint-Sulpice-Kirche nach dem katholischen Ritus geheirathet; als ihm aber 1792 ein Sohn geboren wurde, da trug er diesen Sohn nach dem Stadthause und verlangte für ihn die republicanische Taufe.

Hier, in einem Zimmer des zweiten Stockes von diesem Hause der Rue de l'Ancienne-Comédie, hatte sich so eben zum großen Schrecken und zu gleicher Zeit zum großen Stolze von Lucile der ganze Insurrectionsplan entrollt, welchen Barbaroux naiver Weise drei Tage vorher in einer Nankinhose seiner Wäscherin geschickt zu haben gestand.

Barbaroux, der kein großes Vertrauen zum Gelingen des Handstreiches hatte, den er selbst entworfen und angebahnt, und der in die Gewalt des Hofes zu fallen befürchtete, zeigte auch mit einer ganz antiken Einfach-

heit ein, wie das von Condorcet, von Cabanis bereitetes Gift.

Beim Anfange des Abendbrodes hatte Camille, da er kaum mehr Hoffnung hegte, als Barbaroux, sein Glas aufhebend. um nicht von Lucile verstanden zu werden, gesagt:

„Edamus et bibamus; cras enim moriemur *).“

Lucile hatte aber verstanden und erwiedert:

„Gut! warum eine Sprache sprechen, die ich nicht verstehe? Ich errathe wohl, was Du da sagst, Camille! sei ruhig, ich bin es nicht, die Dich verhindern wird, Deine Sendung zu vollbringen.“

Und auf diese Versicherung hatte man frei und laut gesprochen.

Fréron war der Entschlossenste von Allen: man wußte, daß er eine Frau hoffnungslos liebte, obschon man nicht wußte, wer diese Frau war. Seine Verzweiflung beim Tode von Lucile offenbarte dieses unselige Geheimniß.

„Und Du, Fréron,“ fragte ihn Camille, „hast Du Gift?“

„Ah! ich,“ antwortete er, „wenn es uns morgen nicht glückt, so lasse ich mich tödten! Ich bin des Lebens so müde, daß ich nur einen Vorwand suche, um mich davon zu befreien.“

Rebecqui war derjenige, welcher die beste Hoffnung für das Resultat des Kampfes hatte.

„Ich kenne meine Marseiller,“ sagte er; „ich habe sie mit eigener Hand gewählt; ich bin ihrer sicher vom Ersten bis zum Letzten; nicht Einer wird zurückweichen!“

Nach dem Abendbrode machte man den Vorschlag, zu Danton zu gehen.

---

*) Laßt uns essen und trinken, denn morgen werden wir sterben.

Barbaroux und Rebecqui traten nicht bei, indem sie sagten, sie werden in der Kaserne der Marseiller erwartet.

Das war kaum zwanzig Schritte vom Hause von Camille Desmoulins.

Fréron hatte sich auf der Commune mit Sergent und Manuel zusammenbeschieden.

Brune brachte die Nacht bei Santerre zu.

Jeder verfolgte das Ereigniß an dem Faden, der ihm eigenthümlich war.

Man trennte sich. Camille und Lucile allein gingen zu Danton.

Die zwei Haushaltungen standen in enger Verbindung, nicht allein was die Männer sondern auch was die Frauen betrifft.

Man kennt Danton; wir selbst sind mehr als einmal hinter den Meistern, die ihn mit großen Zügen gemalt haben, berufen gewesen, ihn zu reproduciren.

Seine Frau ist weniger bekannt; sagen wir ein paar Worte von ihr.

Ebenfalls beim Obersten Morin konnte man ein Andenken von dieser merkwürdigen Frau finden, welche von Seiten ihres Mannes der Gegenstand einer so tiefen Anbetung war; nur war es keine Miniature, was von ihr vorhanden, sondern ein Gipsabguß.

Michelet glaubt, dieser Gipsabguß sei nach dem Tode gemacht worden.

Der Charakter davon war Güte, Ruhe und Stärke.

Ohne an der Krankheit zu leiden, welche sie 1793 tödtete, war sie doch schon traurig und besorgt, als hätte sie, dem Tode ganz nahe, Ahnungen von der Zukunft gehabt.

Die Tradition fügt bei, sie sei fromm und schüchtern gewesen.

Sie hatte sich indessen eines Tags, trotz dieser Schüchternheit und dieser Frömmigkeit, kräftig ausge-

sprochen, obschon ihre Meinung der ihrer Verwandten entgegengesetzt: das war an dem Tage, wo sie erklärt hatte, sie wolle Danton heirathen.

Wie Lucile in Camille Desmoulins, so hatte sie hinter diesem finstern Gesichte, in diesem unbekannten Manne, ohne Ruf und ohne Vermögen, den Gott erkannt, der sie, wie es Jupiter bei Semele that, verzehren sollte, indem er sich ihr enthüllte.

Man fühlte, daß es ein erschreckliches Glück voller Stürme war, das Glück, an das sich die Arme anschloß; vielleicht lag aber in ihrem Entschlusse ebenso viel Pietät, als Liebe für diesen Engel der Finsterniß und des Lichtes, der die traurige Ehre haben sollte, das Jahr 1792 zusammenzufassen, wie Mirabeau 1791, wie Robespierre 1793 zusammenfassen.

Als Camille und Lucile zu Danton kamen, — die zwei Haushaltungen wohnten Thüre an Thüre: Lucile und Camille, wie gesagt, in der Rue de l'Ancienne-Comédie; Danton in der Rue du Paon-Saint-André, — weinte Madame Danton, und Danton suchte sie mit einer entschlossenen Miene zu trösten.

Die Frau ging auf die Frau, der Mann ging auf den Mann zu.

Die Frauen küßten sich, die Männer drückten sich die Hand.

„Glaubst Du, daß es etwas geben wird?“ fragte Camille.

„Ich hoffe es,“ erwiederte Danton. „Santerre ist jedoch lau. Glücklicher Weise ist meiner Ansicht nach die Sache von morgen keine Sache des persönlichen Interesses, eines individuellen Anführers: die Aufregung durch ein langes Elend, die öffentliche Entrüstung, das Gefühl des Herannahens des fremden Feindes, die Ueberzeugung, daß Frankreich verrathen ist, das ist es, auf man zählen muß. Siebenundvierzig Sectionen achtundvierzig haben die Entsetzung des Königs

votirt; sie haben jede drei Commissäre ernannt, um sich auf der Commune zu versammeln und das Vaterland zu retten."

„Das Vaterland retten?" versetzte Camille den Kopf schüttelnd; „das ist sehr unbestimmt."

„Ja, doch es ist zugleich wohl verstanden."

„Und Marat? und Robespierre?"

„Man hat natürlich weder den Einen, noch den Andern gesehen. Der Eine hat sich auf seinem Boden verborgen, der Andere in seinem Keller. Ist die Sache beendigt, so wird man den Einen als ein Wiesel, den Andern als eine Nachteule wiedererscheinen sehen."

„Und Pétion?"

„Ah! sehr fein wäre derjenige, welcher sagen könnte, für wen er ist. Am 4. hat er den Krieg dem Schlosse erklärt; am 8. hat er das Departement benachrichtet, er stehe nicht mehr für die Sicherheit des Königs; diesen Morgen hat er die Aufstellung der Nationalgarden auf dem Carrousel beantragt; heute Abend hat er vom Departement zwanzigtausend Franken verlangt, um die Marseiller wegzuschicken."

„Er will den Hof einschläfern," sagte Camille Desmoulins.

„Ich glaube es auch," erwiederte Danton.

In diesem Augenblicke trat ein neues Paar ein: das waren Herr und Madame Robert.

Man erinnert sich, daß Madame Robert (Fräulein von Kéralio) am 17. Juli 1791 auf dem Altare des Vaterlands die bekannte Petition dictirte, die ihr Mann schrieb.

Ganz das Gegentheil von den beiden anderen Paaren, wo die Männer den Frauen überlegen waren, war hier die Frau dem Manne überlegen.

Robert war ein dicker Mann von fünfunddreißig bis vierzig Jahren, Mitglied des Clubbs der Cordeliers, mit mehr Patriotismus als Talent, ohne irgend eine

Fähigkeit zum Schreiben, ein großer Feind von Lafayette, sehr ehrgeizig, wenn man den Denkwürdigkeiten von Madame Roland glaubt.

Madame Robert zählte damals vierunddreißig Jahre, sie war klein, gewandt, geistreich und stolz; erzogen von ihrem Vater, Guinement von Kéralio, Ritter vom Heiligen-Ludwigsorden, Mitglied der Academie der Inschriften, der unter den Schülern, die er geliebt, einen jungen Corsen zählte, dessen Riesenglück er entfernt nicht vorhersah; — erzogen von ihrem Vater, sagen wir, hatte Fräulein von Kéralio ganz sachte ihre Richtung zur Gelehrtin und zur Schriftstellerin genommen; mit siebzehn Jahren schrieb sie, übersetzte sie, compilirte sie; mit achtzehn Jahren hatte sie einen Roman: Adelaide, gemacht. Da der Gehalt ihres Vaters für diesen nicht hinreichte, so schrieb er in den Mercure und in das Journal des Savants, und mehr als einmal unterzeichnete er hier Artikel seiner Tochter, welche die seinigen ganz und gar nicht verunzierten. So gelangte sie zu dem lebhaften, raschen, glühenden Geiste, der aus ihr einen der unermüdlichsten Journalisten der Zeit machte.

Die Robert kamen vom Quartier Saint-Antoine.

Es bot sich dort, wie sie sagten, ein seltsamer Anblick.

Die Nacht war schön, mild, klar, scheinbar friedlich; man sah Niemand oder beinahe Niemand auf den Straßen; nur waren alle Fenster erleuchtet, und alle diese Lichter schienen zu glänzen, um die Nacht zu erhellen.

Das machte eine unheimliche Wirkung! es war nicht die Illumination eines Festes; es war ebenso wenig der Schein, der beim Lager der Todten wacht; man fühlte gewisser Maßen die Vorstadt durch diesen fieberhaften Schlaf leben.

In dem Augenblicke, wo Madame Robert ihre Er-

zählung vollendete, machte der Ton einer Glocke Jedermann beben.

Es war der erste Schlag der Sturmglocke, welche bei den Cordeliers erscholl.

„Gut!“ sagte Danton, „ich erkenne unsere Marseiller! Ich vermuthete wohl, sie würden das Signal geben.“

Die Frauen schauten sich mit Bangigkeit an; Madame Danton besonders trug auf ihrem Gesichte alle Charaktere des Schreckens.

„Das Signal?“ versetzte Madame Robert; „man wird also das Schloß in der Nacht angreifen?“

Niemand antwortete ihr. Camille Desmoulins aber, der beim ersten Klange der Glocke in das anstoßende Zimmer gegangen war, kam mit einer Flinte in der Hand wieder herein.

Lucile stieß einen Schrei aus; dann, da sie fühlte, daß sie in der äußersten Stunde nicht das Recht hatte, zu verzagen, lief sie in den Alcoven von Madame Danton, warf sich auf die Kniee, stützte ihren Kopf auf das Bett und fing an zu weinen.

Camille kam zu ihr.

„Sei ruhig,“ sagte er, „ich werde Danton nicht verlassen.“

Die Männer gingen ab; Madame Danton schien dem Sterben nahe; Madame Robert hing sich ihrem Gatten an den Hals und wollte ihn durchaus begleiten.

Die drei Frauen blieben allein: Madame Danton sitzend und wie vernichtet; Lucile auf den Knieen und weinend, — indeß Madame Robert mit großen Schritten im Zimmer umherlief, und ohne wahrzunehmen, daß jedes ihrer Worte Madame Danton ins Herz traf, sagte:

„Alles das, Alles das ist die Schuld von Danton! Wird mein Mann getödtet, so werde ich mit ihm sterben; doch ehe ich sterbe, ersteche ich Danton!“

So verging ungefähr eine Stunde.

Man hörte die Thüre des Ruheplatzes sich wieder öffnen.

Madame Robert stürzte entgegen; Lucile erhob das Haupt; Madame Danton blieb unbeweglich.

Es war Danton, der zurückkam.

„Allein!“ rief Madame Robert.

„Beruhigen Sie sich!“ erwiederte Danton, „es wird vor morgen nichts vorfallen.“

„Aber Camille?“ fragte Lucile.

„Aber Robert?“ fragte Fräulein von Kéralio.

„Sie sind bei den Cordeliers, wo sie Aufrufe zu den Waffen abfassen. Ich komme, um Ihnen Nachrichten über sie zu geben und Ihnen zu sagen, es werde heute nichts vorgehen; zum Beweise mag dienen, daß ich mich schlafen lege.“

Danton warf sich in der That ganz angekleidet auf sein Bett, und nach fünf Minuten entschlief er, als hätte sich nicht in diesem Augenblicke zwischen dem Königthum und dem Volke eine Frage über Leben und Tod entschieden.

Um ein Uhr Morgens kehrte Camille auch zurück.

„Ich bringe Ihnen Nachrichten von Robert,“ sagte er; „er ist auf die Commune gegangen, um unsere Proclamationen dahin zu tragen . . . Seien Sie unbesorgt, es wird erst morgen geschehen, und da noch! . .“

Camille schüttelte den Kopf wie ein Mensch, der zweifelt.

Dann legte er diesen Kopf auf die Schultern von Lucile und entschlief ebenfalls.

Er schlief ungefähr seit einer halben Stunde, als man an der Thüre klingelte.

Madame Robert öffnete.

Es war Robert.

Er kam von Seiten der Commune, um Danton zu holen.

Er weckte Danton auf.

„Sie mögen gehen . . . und mich schlafen lassen!“ rief dieser; „morgen wird es Tag sein.“

Robert und seine Frau gingen weg; sie kehrten nach Hause zurück.

Bald klingelte man aufs Neue.

Madame Danton öffnete nun.

Sie führte einen großen, blonden jungen Mann von etwa zwanzig Jahren ein, der als Kapitän der Nationalgarde gekleidet war; er hielt ein Gewehr in der Hand.

„Ist Herr Danton hier?“ fragte er.

„Mein Freund!“ sagte Madame Danton, ihren Mann aufweckend.

„Nun! was?“ rief dieser. „Abermals?“

„Herr Danton,“ erwiederte der große junge Mann, „man erwartet Sie dort.“

„Wo dort?“

„Auf der Commune.“

„Wer erwartet mich?“

„Die Commissäre der Sectionen, und besonders Herr Billot.“

„Der Wüthende!“ versetzte Danton. „Es ist gut! sagen Sie Billot, ich werde kommen.“

Dann schaute er den jungen Mann an, dessen Gesicht ihm unbekannt war, und der, noch ein Knabe, die Insignien eines höheren Grades trug, und sagte:

„Verzeihen Sie, mein Officier, wer sind Sie?“

„Ich bin Ange Pitou, Kapitän der Nationalgarde von Haramont . . .“

„Ah! ah!“

„Auch Sieger der Bastille.“

„Gut!“

„Ich habe gestern einen Brief von Herrn Billot erhalten, der mir sagte, man werde sich wahrscheinlich tüchtig hier klopfen, und man bedürfe aller guten Patrioten.“

„Und dann?“

„Und dann bin ich mit denjenigen von meinen Leuten abgegangen, die mir gern folgen wollten; da sie aber weniger gut marschiren, als ich, so sind sie in Dammartin geblieben. Morgen werden sie frühzeitig hier sein."

„In Dammartin?" fragte Danton; „das ist ja acht Meilen von hier?"

„Ja, Herr Danton."

„Und Haramont, wie viel Meilen ist das von Paris?"

„Neunzehn ... Wir sind diesen Morgen um fünf Uhr abgegangen."

„Ah! ah! und Sie haben neunzehn Meilen in Ihrem Tage gemacht?"

„Ja, Herr Danton."

„Und Sie sind angekommen?"

„Um zehn Uhr Abends. Ich fragte nach Herrn Billot, und man sagte mir, er sei ohne Zweifel im Faubourg Saint-Antoine bei Herrn Santerre. Ich ging zu Herrn Santerre; dort sagte man mir aber, man habe ihn nicht gesehen, und ich werde ihn wahrscheinlich bei den Jacobinern in der Rue Saint-Honoré finden; bei den Jacobinern hatte man ihn auch nicht gesehen, und man schickte mich zu den Cordeliers; bei den Cordeliers hieß man mich im Stadthause sehen ..."

„Und im Stadthause haben Sie ihn gefunden?"

„Ja, Herr Danton; da gab er mir Ihre Adresse und sprach zu mir: „„Nicht wahr, Piton, Du bist nicht müde?"" „„Nein, Herr Billot."" „„Nun, so sage Herrn Danton, er sei ein Träger, und wir erwarten ihn.""

„Alle Teufel!" rief Danton, während er aus seinem Bette sprang, „das ist ein Junge, der mich beschämt! Vorwärts, mein Freund, vorwärts!"

Und er küßte seine Frau und entfernte sich mit ihm.

Seine Frau stieß einen schwachen Seufzer aus und ließ ihren Kopf auf die Lehne ihres Stuhles zurückfallen.

Lucile glaubte, sie weine, und achtete ihren Schmerz.

Nach einem Augenblicke aber, als sie sah, daß sie sich nicht rührte, weckte sie Camille auf; dann ging sie auf Madame Danton zu: die arme Frau war ohnmächtig.

Die ersten Strahlen des Morgens glitten durch die Fenster; der Tag versprach schön zu werden, doch der Himmel war, als sollte das ein unglückliches Vorzeichen sein, blutfarbig.

---

## CXLIV.

## Die Nacht vom 9. auf den 10. August.

Wir haben gesagt, was im Hause der Tribunen sich ereignete; sagen wir nun auch, was fünfhundert Schritte von da in der Wohnung der Königin vorfiel.

Hier weinten und beteten auch Frauen; sie weinten vielleicht noch reichlicher: Chateaubriand hat es gesagt, die Augen der Fürsten sind gemacht, um eine größere Quantität Thränen zu enthalten.

Lassen wir indessen Jedem Gerechtigkeit widerfahren: Madame Elisabeth und Frau von Lamballe weinten und beteten; die Königin betete, weinte aber nicht.

Man hatte zur gewöhnlichen Stunde zu Nacht gespeist: Nichts störte den König in seinen Mahlen.

Als man die Tafel verließ, und während Madame Elisabeth und Frau von Lamballe sich in das unter dem

[illegible] [illegible] bekannte Zimmer betreten. [illegible] nach der Beschreibung die [illegible] Familie die [illegible] [illegible] stellte, um die Personen zu [illegible], wandte die Königin den König an die Seite und wollte ihn [illegible] ziehen.

„Wohin führen Sie mich, Madame?" fragte der König.

„In mein Zimmer ... Werden Sie nicht den [illegible] anlegen, das Sie am 14. Juli trugen, Sire?"

„Madame," erwiederte der König, „das war gut, um mich vor der Kugel oder dem Dolche eines Mörders am Tage einer Ceremonie oder eines [illegible] zu bewahren; doch an einem Tage des Kampfes, an einem Tage, wo meine Freunde sich für mich [illegible], wäre es eine Feigheit, würde ich mich nicht wie meine Freunde bloßstellen."

Wonach der König die Königin verließ, um in sein Gemach zurückzukehren und sich mit seinem Beichtvater einzuschließen.

Die Königin begab sich ins Toilettcabinet zu Madame Elisabeth und Frau von Lamballe.

„Was macht der König?" fragte Frau von Lamballe.

„Er beichtet," antwortete die Königin mit einem Ausdrucke, der sich nicht beschreiben läßt.

In dieser Secunde öffnete man die Thüre, und Herr von Charny erschien.

Er war bleich, doch vollkommen ruhig.

„Kann man den König sprechen?" sagte er zur Königin, indem er sich verbeugte.

„Für den Augenblick, mein Herr, bin ich der König," erwiederte Marie Antoinette.

Charny wußte das besser als irgend Jemand: nichtsdestoweniger beharrte er.

„Sie können zum König hinaufgehen," sagte die Königin; „doch Sie stören ihn sehr, das schwöre ich Ihnen."

„Ich begreife: der König ist mit Herrn Pétion, der so eben angekommen?“

„Der König ist mit seinem Beichtvater, mein Herr.“

„So werde ich also Ihnen, Madame, meinen Bericht als Generalmajor des Schlosses machen.“

„Ja, mein Herr, wenn Sie die Güte haben wollen.“

„Ich werde die Ehre haben, Eurer Majestät den Effectivstand unserer Streitkräfte auseinanderzusetzen. Die reitende Gendarmerie, commandirt von den Herren Rulhières und von Verdière, sechshundert Mann stark, ist auf dem großen Platze des Louvre in Schlachtordnung aufgestellt; die Gendarmerie zu Fuße von Paris, intra muros, ist in den Marstall consignirt; ein Posten von hundertundfünfzig Mann davon ist zerstreut worden, um im Hotel de Toulouse eine Wache zu bilden, welche im Nothfalle die außerordentliche Kriegskasse, die Discontokasse und die Schatzmeisterei beschützen wird; die Gendarmerie zu Fuße von Paris, extra muros, nur bestehend aus dreißig Mann, ist auf der kleinen Treppe des Königs im Prinzenhofe postirt; zweihundert Officiere und Soldaten von der ehemaligen Garde zu Pferde oder zu Fuße, hundert junge Royalisten, ebenso viel Edelleute, dreihundertundfünfzig bis vierhundert Streiter ungefähr sind im Oeil-de-Boeuf und in den anliegenden Sälen versammelt; zwei- bis dreihundert Nationalgarden sind in den Höfen und im Garten zerstreut; fünfzehnhundert Schweizer endlich, welche die wahre Stärke des Schlosses bilden, haben ihre verschiedenen Posten besetzt, und sind unter dem großen Vestibule und am Fuße der Treppen, deren Vertheidigung ihnen obliegt, aufgestellt.“

„Nun, mein Herr,“ sagte die Königin, „alle diese Maßregeln beruhigen Sie nicht?“

„Nichts beruhigt mich, Madame, wenn es sich um das Heil Eurer Majestät handelt,“ erwiederte Charny.

„Ihre Ansicht ist also immer noch für die Flucht?“

„Meine Ansicht, Madame, ist, daß Sie, — der König, Sie, die erhabenen Kinder Eurer Majestät, — sich in die Mitte von uns Allen stellen."

Die Königin machte eine Bewegung.

„Eure Majestät hat einen Widerwillen gegen Lafayette: gut! Doch sie hat Vertrauen zum Herrn Herzog von Liancourt; er ist in Rouen, Madame, er hat das Haus eines englischen Edelmanns, Namens Herr Canning, gemiethet; der Commandant der Provinz hat seine Truppen dem König Treue schwören lassen; das Schweizerregiment Salis-Samade, auf das man zählen kann, ist auf der Straße echelonnirt. Alles ist noch ruhig: gehen wir über den Pont-Tournant ab, erreichen wir die Barrière de l'Etoile; dreihundert Mann Reiterei von der constitutionellen Garde erwarten uns dort; man wird leicht in Versailles fünfzehnhundert Edelleute versammeln. Mit viertausend Mann stehe ich dafür, daß ich Sie führe, wohin Sie wollen."

„Ich danke, Herr von Charny," sprach die Königin; „ich schätze die Ergebenheit, welche Sie bewogen hat, die Personen zu verlassen, die Ihnen theuer sind, um Ihre Dienste einer Fremden anzubieten . . ."

„Die Königin ist ungerecht gegen mich," unterbrach Charny; „die Existenz meiner Souveraine wird immer in meinen Augen die kostbarste von allen Existenzen sein, wie mir die Pflicht immer die theuerste von allen Tugenden sein wird."

„Die Pflicht, ja, mein Herr," versetzte die Königin; „doch ich, da Jeder darauf bedacht ist, die seine zu thun, ich glaube die meine auch zu begreifen: die meine ist, das edle und große Königthum zu behaupten und darüber zu wachen, wenn man es schlägt, daß es stehend geschlagen werde und würdig falle, wie jene Gladiatoren des Alterthums, welche mit Anstand zu ...en sich bemühten."

„Das ist das letzte Wort Eurer Majestät?"

„Es ist besonders mein letzter Wunsch."

Charny verbeugte sich, und als er bei der Thüre Madame Campan begegnete, die sich zu den Prinzessinnen begab, sagte er zu ihr:

„Madame, fordern Sie Ihre Hoheiten auf, in ihre Taschen zu stecken, was sie Kostbarstes haben: wir können jeden Augenblick genöthigt sein, das Schloß zu verlassen."

Sodann, während Madame Campan die Aufforderung der Frau Prinzessin von Lamballe und Madame Elisabeth mittheilte, näherte er sich noch einmal der Königin und sprach:

„Madame, es ist unmöglich, daß Sie nicht irgend eine Hoffnung außer der Unterstützung unserer materiellen Stärke haben; ist dem so, so vertrauen Sie sich mir: bedenken Sie, Madame, daß ich morgen, um diese Stunde, den Menschen oder Gott über das, was hier vorgefallen ist, werde Rechenschaft zu geben haben."

„Nun wohl, mein Herr," erwiederte die Königin, „man mußte zweimalhunderttausend Franken Pétion und fünfzigtausend Danton zuschicken; gegen diese zweimalhundertundfünfzigtausend Franken hat man bei Danton erlangt, er werde zu Hause bleiben, und bei Pétion, er werde ins Schloß kommen."

„Aber, Madame, sind Sie Ihrer Vermittler sicher?"

„Pétion ist so eben gekommen, wie Sie mir gesagt haben?"

„Ja, Madame."

„Das ist schon etwas, wie Sie sehen."

„Das ist nicht genug . . . Man hat mir gesagt, man habe dreimal nach ihm geschickt, ehe er gekommen sei."

„Gehört er uns," sprach die Königin, „so muß er, mit dem König redend, seinen Zeigefinger auf sein linkes Augenlid legen."

„Wenn er aber nicht uns gehört, Madame?"

„Gehört er nicht uns, so ist er unser Gefangener, und ich werde die entschiedensten Befehle geben, daß man ihn nicht aus dem Schlosse weggehen läßt."

In diesem Augenblicke hörte man den Ton einer Glocke.

„Was ist das?" fragte die Königin.

„Die Sturmglocke," antwortete Charny.

Die Prinzessinnen standen erschrocken auf.

„Nun," sagte die Königin, „was habt Ihr? Die Sturmglocke, das ist der Tambour der Aufrührer."

„Madame," sprach Charny, der durch dieses unselige Geräusch mehr als die Königin bewegt zu sein schien, „ich will mich erkundigen, ob diese Sturmglocke etwas Ernstes bedeutet."

„Und man wird Sie wiedersehen?" fragte rasch die Königin.

„Ich bin gekommen, um mich zu den Befehlen Eurer Majestät zu stellen, und ich werde Sie nur mit dem letzten Schatten der Gefahr verlassen."

Charny verbeugte sich und ging ab.

Die Königin blieb einen Augenblick nachdenkend.

„Wir wollen sehen, ob der König gebeichtet hat," murmelte sie.

Und sie ging ebenfalls hinaus.

Während dieser Zeit entledigte sich Madame Elisabeth einiger Kleidungsstücke, um sich bequemer auf ein Canapé zu legen.

Sie nahm aus ihrem Halstuche eine Nadel von Karneol und zeigte sie Madame Campan; es war ein gravirter Stein.

Die Gravure stellte ein Büschel Lilien mit einer Umschrift vor.

„Lesen Sie," sagte Madame Elisabeth.

Madame Campan näherte sich einem Candelaber und las:

## Vergessen der Beleidigungen, Vergeben der Kränkungen.

„Ich befürchte sehr, diese Maxime hat wenig Einfluß auf unsere Feinde," sprach die Prinzessin, „doch sie muß uns darum nicht minder theuer sein."

Kaum hatte sie diese Worte vollendet, als ein Schuß im Hofe erscholl.

Die Frauen stießen einen Schrei aus.

„Das ist der erste Schuß," sagte Madame Elisabeth; „ach! es wird nicht der letzte sein."

Man hatte der Königin die Ankunft von Pétion in den Tuilerien gemeldet; man vernehme, unter welchen Umständen der Maire von Paris hier erschienen war.

Er war um halb elf Uhr eingetroffen.

Diesmal hatte man ihn nicht antichambriren lassen; man hatte ihm im Gegentheil gesagt, der König erwarte ihn; nur mußte er, um bis zum König zu gelangen, zuerst die Reihen der Schweizer durchschreiten, sodann die der Nationalgarde, und endlich die der Edelleute, welche man die Ritter vom Dolche nannte.

Nichtsdestoweniger, da man wußte, daß der König Pétion hatte holen lassen, da er im Ganzen genommen im Stadthause, in seinem Palaste, bleiben und sich nicht in die Löwengrube, die man die Tuilerien nannte, stürzen konnte, kam er mit den Namen Verräther und Judas davon, die man ihm ins Gesicht spuckte, während er die Treppen hinaufstieg.

Ludwig XVI. erwartete Pétion in demselben Zimmer, wo er am 21. Juni so hart mit ihm umgegangen war.

Pétion erkannte die Thüre und lächelte.

Das Glück gewährte ihm eine furchtbare Genugthuung.

Bei der Thüre hielt Mandat, der Commandant der Nationalgarde, den Maire an.

„Ah! Sie sind es, Herr Maire!" sagte er.

„Ja, mein Herr, ich bin es," antwortete Pétion mit seinem gewöhnlichen Phlegma.

„Was wollen Sie hier?"

„Ich könnte es unterlassen, auf diese Frage zu antworten, weil ich es durchaus nicht als Ihr Recht erkenne, mich zu befragen; da ich aber Eile habe, so will ich nicht mit Untergeordneten streiten . . ."

„Mit Untergeordneten?"

„Sie unterbrechen mich, und ich sage Ihnen, daß ich Eile habe, Herr Mandat. Ich komme hierher, weil der König dreimal nach mir hat verlangen lassen . . . Von selbst wäre ich nicht gekommen."

„Nun wohl, da ich die Ehre habe, Sie hier zu sehen, Herr Pétion, so frage ich Sie, warum die Administratoren der Polizei der Stadt im Ueberflusse Patronen unter die Marseiller vertheilt haben, und warum ich, Mandat, nur drei für Jeden von meinen Leuten erhalten habe?"

„Ei!" erwiederte Pétion, ohne etwas von seiner Ruhe zu verlieren, „man hat nicht mehr von den Tuilerien gefordert, — drei Patronen für jeden Mann von der Nationalgarde, vierzig für jeden Schweizer; — es ist ausgetheilt worden, wie es der König verlangt hat."

„Warum dieser Unterschied in der Zahl?"

„Es ist am König, und nicht an mir, Ihnen dies zu beantworten; wahrscheinlich mißtraut er der Nationalgarde."

„Ich aber, mein Herr, ich habe Pulver von Ihnen verlangt," sagte Mandat.

„Das ist wahr; leider entspricht es nicht der Ordnung, daß Sie empfangen."

„Oh! eine schöne Antwort!" rief Mandat; „es war wohl an Ihnen, mich in die Ordnung zu weisen, da der Befehl von Ihnen ausgehen muß."

Der Streit entspann sich auf einem Terrain, wo es

Pétion schwierig gewesen wäre, sich zu vertheidigen; glücklicher Weise öffnete sich die Thüre, und Röderer, der Syndicus der Commune, sagte dem Maire von Paris zu Hülfe kommend:

„Herr Pétion, der König erwartet Sie."

Pétion trat ein.

Der König erwartete wirklich Pétion mit Ungeduld.

„Ah! Sie da, Herr Pétion!" sagte er. „Wie steht es mit der Stadt Paris?"

Pétion ertheilte ihm Bericht über den Zustand der Stadt.

„Haben Sie mir nichts mehr zu sagen?" fragte der König.

„Nein, Sire," antwortete Pétion.

Der König schaute Pétion starr an.

„Nichts mehr? . . . durchaus nichts mehr?"

Pétion war ganz befremdet, da er dieses Drängen des Königs nicht begriff.

Der König seinerseits wartete, daß Pétion die Hand an sein Auge lege; das war, wie man sich erinnert, das Zeichen, durch welches der Maire von Paris andeuten sollte, gegen die von ihm empfangenen zweimalhundert tausend Franken könne der König auf ihn rechnen.

Pétion kratzte sich am Ohre, legte aber den Finger ganz und gar nicht an sein Auge.

Der König war also getäuscht worden: ein Betrüger hatte die zweimalhundert tausend Franken eingesteckt.

Die Königin trat ein.

Sie kam gerade in dem Augenblicke, wo der König nicht mehr wußte, welche Frage er an Pétion machen sollte, und wo Pétion eine neue Frage erwartete.

„Nun," sagte die Königin leise, „ist er unser Freund?"

„Nein," erwiederte der König, „er hat kein Zeichen gemacht."

„Dann sei er unser Gefangener!"

„Kann ich mich entfernen, Sire?" fragte Pétion den König.

„Um Gottes willen, lassen Sie ihn nicht gehen!" sagte Marie Antoinette.

„Nein, mein Herr; in einem Augenblicke werden Sie frei sein; doch ich habe noch mit Ihnen zu sprechen," fügte der König die Stimme erhebend bei: „Treten Sie also in dieses Cabinet ein."

Das hieß Allen, die im Cabinet waren, sagen: „Ich vertraue Euch Herrn Pétion; bewacht ihn und laßt ihn nicht weggehen."

Diejenigen, welche im Cabinet waren, begriffen vollkommen; sie umringten Pétion, der sich gefangen fühlte.

Zum Glücke war Mandat nicht da: Mandat sträubte sich gegen einen Befehl, der ihm zugekommen, sich auf das Stadthaus zu begeben.

Die Feuer kreuzten sich; man verlangte Mandat auf dem Stadthause, wie man Pétion in den Tuilerien verlangt hatte.

Es widerstrebte Mandat sehr, der Aufforderung zu entsprechen, und er entschloß sich nicht sogleich hiezu.

Was Pétion betrifft, er befand sich mit dreißig in einem kleinen Cabinet, wo man zu vier beengt war.

„Meine Herren," sagte er nach einem Augenblicke, „es ist unmöglich, länger hier zu bleiben: man erstickt."

Das war die Meinung von Jedermann: auch widersetzte sich Niemand dem Abgange von Pétion; nur folgte ihm Jedermann.

Dann wagte man es auch vielleicht nicht, ihn offen zurückzuhalten.

Er wählte die erste die beste Treppe; diese Treppe führte ihn in ein Zimmer des Erdgeschoßes, das auf den Garten ging.

Er befürchtete einen Augenblick, die Thüre des Gar-s werde geschlossen sein: sie war offen.

Pétion befand sich nun in einem größeren und luftigeren, aber eben so gut als das erste geschlossenen Gefängniß.

Nichtsdestoweniger war dies eine Verbesserung.

Es war ihm ein Mann gefolgt, der ihm, sobald man im Garten, den Arm gab; das war Röderer, der Syndicus des Departement.

Beide fingen an auf der Terrasse, welche sich längs dem Schlosse erstreckte, auf und abzugehen; diese Terrasse war durch eine Reihe von Lämpchen beleuchtet. Nationalgarden kamen und löschten diejenigen aus, welche in der Nähe des Maire und des Syndicus waren.

Was war ihre Absicht? Pétion hielt sie nicht für gut.

„Mein Herr," sagte er zu einem Schweizer Officier, der ihm folgte und Herr von Salis-Lizers hieß, „sollten hier schlimme Absichten gegen mich obwalten?"

„Seien Sie unbesorgt, Herr Pétion," antwortete der Officier mit einem stark deutschen Accente; „der König hat mich beauftragt, über Sie zu wachen, und ich verbürge mich dafür, daß derjenige, welcher Sie töötete, einen Augenblick nachher von meiner Hand sterben würde."

Bei einem ähnlichen Umstande hatte Triboulet Franz I. geantwortet: „Wäre es Euch gleich, wenn dies einen Augenblick früher geschähe?"

Pétion antwortete nichts und erreichte die Terrasse der Feuillants, welche vollkommen vom Monde erleuchtet war. Sie war nicht wie heute mit einem Gitter eingefaßt, sondern durch eine acht Fuß hohe Mauer geschlossen, und durch drei Thore, zwei kleine und ein großes, abgesperrt.

Diese Thore waren nicht nur geschlossen, sondern sogar verrammelt; sie wurden überdies von den durch ihren Royalismus bekannten Grenadieren der Butte-des-Moulins und der Filles-Saint-Thomas bewacht.

Es ließ sich also von ihnen gar nichts hoffen. Pétion bückte sich von Zeit zu Zeit, hob einen Stein auf und warf ihn über die Mauer.

Während Petion auf und abging und seine Steine warf, kam man zweimal, um ihm zu sagen, der König wünsche ihn zu sprechen.

„Nun," fragte Röderer, „Sie gehen nicht?"

„Nein," erwiederte Pétion, „es ist zu heiß da oben! ich erinnere mich des Cabinets und fühle nicht die geringste Lust, dahin zurückzukehren; überdies habe ich Jemand auf der Terrasse der Feuillants Rendez-vous gegeben."

Und er fuhr fort, sich zu bücken, Steine aufzuheben und sie über die Mauer zu werfen.

„Wem haben Sie Rendez-vous gegeben?" fragte Röderer.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre der Assemblée, die auf die Terrasse der Feuillants ging.

„Ich glaube, hier ist gerade derjenige, welchen ich erwarte," sagte Pétion.

„Befehl, Herrn Pétion passiren zu lassen!" sprach eine Stimme. „Die Nationalversammlung fordert ihn vor ihre Schranke, um Rechenschaft über den Zustand von Paris zu geben!"

„Richtig!" sagte Pétion leise.

Dann rief er laut:

„Hier bin ich und bereit, auf die Interpellationen meiner Feinde zu antworten."

Die Nationalgarden, die sich einbildeten, es handle sich um eine schlimme Sache für Pétion, ließen ihn passiren.

Es war um drei Uhr Morgens; der Tag brach an; nur war der Himmel seltsamer Weise blutroth.

---

## CXLV.

## Die Nacht vom 9. auf den 10. August.

Vom König gerufen, hatte Pétion vorhergesehen, er werde nicht so leicht aus dem Palaste herauskommen, als er in denselben eingetreten; er hatte sich einem Manne mit rauhem, noch durch eine Narbe, die seine Stirne bedeckte, verhärteten Gesichte genähert.

„Herr Billot," sagte er zu ihm, „was meldeten Sie mir so eben von der Nationalversammlung?"

„Sie werde die Nacht in Permanenz zubringen."

„Sehr gut! . . Was haben Sie, wie Sie mir mittheilten, auf dem Pont-Neuf gesehen?"

„Kanonen und Nationalgarden, auf Befehl von Herrn Mandat dahin gestellt."

„Und sagen Sie nicht auch, unter der Saint-Jean-Arcade, bei der Mündung der Rue Saint-Antoine, seien bedeutende Streitkräfte versammelt?"

„Ja, mein Herr, immer auf Befehl von Herrn Mandat."

„Nun, so hören Sie mich wohl an, Herr Billot."

„Ich höre."

„Hier ist ein Befehl an die Herren Manuel und Danton, die Nationalgarden der Saint-Jean-Arcade nach Hause gehen zu lassen und den Pont-Neuf zu entwaffnen; dieser Befehl muß, es koste, was es will, vollzogen werden, — verstehen Sie?"

„Ich werde ihn selbst Herrn Danton überbringen."

„Es ist gut . . . Sie wohnen in der Rue Saint-Honoré?"

„Ja, mein Herr."

„Ist der Befehl Herrn Danton überbracht, so kehren Sie nach Hause zurück und ruhen Sie einen Augenblick; gegen zwei Uhr stehen Sie sodann auf und gehen jenseits der Mauer der Terrasse der Feuillants auf und ab; sehen oder hören Sie Steine aus dem Garten der Tuilerien geworfen fallen, so werde ich gefangen sein, und man thut mir Gewalt an.“

„Ich verstehe.“

„Begeben Sie sich sodann zur Schranke der Nationalversammlung und sagen Sie Ihren Collegen, sie sollen mich reclamiren. Sie begreifen, Herr Billot? ich lege mein Leben in Ihre Hände.“

„Und ich hafte für dasselbe,“ erwiederte Billot; „gehen Sie ruhig.“

Pétion war in der That, sich auf den wohlbekannten Patriotismus von Billot verlassend, abgegangen.

Dieser hatte für Alles um so dreister gehaftet, als Pitou eingetroffen war.

Er schickte Pitou zu Danton und ermahnte ihn, nicht ohne Danton zurückzukommen.

Trotz der Trägheit von Danton, vollzog Pitou seinen Auftrag gewissenhaft und brachte ihn zurück.

Danton hatte die Kanonen des Pont-Neuf gesehen; er sah die Nationalgarden der Saint-Jean-Arcade; er begriff, wie dringlich es war, nicht solche Streitkräfte im Rücken der Volksarmee zu lassen.

Mit dem Befehle von Pétion in der Hand hießen Mannel und er die Nationalgarden der Saint-Jean-Arcade nach Hause gehen und schickten die Kanoniere des Pont-Neuf weg.

Von da an war die große Straße des Aufstands gefegt.

Mittlerweile kamen Billot und Pitou nach der Rue Saint-Honoré zurück; hier war immer noch die alte Wohnung von Billot; Pitou sagte ihm guten Morgen ..t dem Kopfe wie einem alten Freunde.

Billot setzte sich und winkte Pitou, dasselbe zu thun.

„Ich danke," erwiederte Pitou, „ich bin nicht müde."

Billot wiederholte aber seinen Wink, und Pitou setzte sich.

„Pitou," sprach Billot zu ihm: „ich habe Dir sagen lassen, Du mögest zu mir hieher kommen."

„Und Sie sehen, Herr Billot," erwiederte Pitou mit dem treuherzigen Lächeln, das die zweiunddreißig Zähne zeigt und Pitou eigenthümlich war, „ich habe Sie nicht warten lassen."

„Nein ... Nicht wahr, Du erräthst, daß etwas Ernstes vorgeht?"

„Ich vermuthe es," antwortete Pitou, „doch sagen Sie mir, Herr Billot ..."

„Was, Pitou?"

„Ich sehe weder Herrn Bailly, noch Herrn Lafayette mehr."

„Bailly ist ein Verräther, der uns auf dem Marsfelde hat ermorden lassen."

„Ja ich weiß es, da ich Sie fast in Ihrem Blute schwimmend aufgehoben habe."

„Lafayette ist ein Verräther, der den König entführen wollte."

„Ah! das wußte ich nicht ... Herr Lafayette ein Verräther! wer hätte das vermuthet? Und der König?"

„Der König ist der größte Verräther von Allen, Pitou."

„Was das betrifft, — das wundert mich nicht."

„Der König conspirirt mit dem Auslande und will Frankreich dem Feinde überliefern; die Tuilerien sind ein Herd der Conspiration, und man hat beschlossen, die Tuilerien zu nehmen. . . Du begreifst, Pitou?"

„Bei Gott! ob ich begreife! . . sagen Sie doch, nicht wahr, Herr Billot, so, wie wir die Bastille genommen haben?"

„Ja."

„Nur wird das nicht so schwierig sein."

„Darin täuschst Du Dich, Piton."

„Wie! das wird schwieriger sein?"

„Ja."

„Mir scheint doch, die Mauern sind minder hoch."

„Ja, doch sie sind besser bewacht. Die Bastille hatte als ganze Garnison nur ein Hundert Invaliden, während drei bis viertausend Mann im Schlosse sind."

„Ah! Teufel, drei bis viertausend Mann!"

„Abgesehen davon, daß die Bastille überrumpelt wurde, während seit dem 1. dieses Monats die Tuilerien vermuthen, sie sollen angegriffen werden, und sich in Vertheidigungsstand gesetzt haben."

„So daß sie sich vertheidigen werden?" fragte Piton.

„Ja," antwortete Billot, „um so mehr, als man sagt, die Vertheidigung sei Herrn von Charny anvertraut."

„Er ist in der That gestern mit Post von Boursonne in Begleitung seiner Frau abgereist... Herr von Charny ist also auch ein Verräther."

„Nein, das ist nur ein Aristokrat; er ist immer für den Hof gewesen und hat daher das Volk nicht verrathen, da er das Volk nicht aufgefordert, sich ihm zu vertrauen."

„Wir werden uns also gegen Herrn von Charny schlagen?"

„Das ist wahrscheinlich, Piton."

„Ist das seltsam? Nachbarn!"

„Ja, das nennt man den Bürgerkrieg, Piton; doch Du bist nicht verbunden, Dich zu schlagen, wenn es Dir nicht zusagt."

„Entschuldigen Sie, Herr Billot, sobald das Ihnen zusagt, sagt es auch mir zu."

„Es wäre mir sogar lieber, wenn Du Dich nicht schlügest, Piton."

„Warum haben Sie mich dann kommen lassen, Herr Billot?"

Das Gesicht von Billot verdüsterte sich.

„Ich habe Dich kommen lassen, um Dir dieses Papier zu übergeben," sagte der Pächter.

„Dieses Papier, Herr Billot?"

„Ja."

„Was für ein Papier ist das!"

„Es ist die beglaubigte Abschrift von meinem Testamente."

„Wie! die Abschrift von Ihrem Testamente? Ei! Herr Billot," fuhr Pitou lachend fort, „Sie haben nicht das Ansehen eines Menschen, der sterben will."

„Nein," erwiederte Billot, auf seine Flinte und seine Patrontasche deutend, welche an der Wand hingen; „doch ich habe das Ansehen eines Mannes, der getödtet werden kann."

„Ah!" sprach Pitou sententiös, „es ist wahr, wir sind Alle sterblich!"

„Nun wohl, Pitou, ich habe Dich kommen lassen, um Dir eine Abschrift von meinem Testamente zu übergeben."

„Mir, Herr Billot?"

„Dir, Pitou, in Betracht, daß, da ich Dich zu meinem Universalerben mache . . ."

„Mich, zu Ihrem Universalerben? Nein, ich danke, Herr Billot! Was Sie da sagen, ist zum Lachen!"

„Ich sage das, was ist, mein Freund."

„Das kann nicht sein, Herr Billot."

„Wie! das kann nicht sein?"

„Oh! nein . . . wenn ein Mensch Erben hat, kann er nicht sein Gut Fremden schenken."

„Du täuschst Dich, Pitou, er kann."

„Dann soll er nicht, Herr Billot."

Eine finstere Wolke zog über die Stirne von Billot.

„Ich habe keine Erben," sagte er.

„Gut!“ versetzte Piton, „Sie haben keine Erben! Und wie nennen Sie denn Mademoiselle Catherine?“

„Ich kenne Niemand dieses Namens, Piton.“

„Ah! Herr Billot, sagen Sie nicht solche Dinge, das empört mich!“

„Piton, sobald eine Sache mir gehört, kann ich sie geben, wem ich will; gerade wie Du, wenn ich sterbe, da die Sache Dir gehören wird, Piton, sie geben kannst, wem Du willst.“

„Ah! ah! gut! ja,“ sagte Piton, der zu begreifen anfing; „also wenn Ihnen ein Unglück widerführe .... Doch wie dumm bin ich! es wird Ihnen kein Unglück widerfahren!“

„Du sagtest es so eben, Piton, wir sind Alle sterblich.“

„Ja. . . Nun wohl, Sie haben im Ganzen Recht; ich nehme das Testament, Herr Billot; doch ganz gewiß in der Voraussetzung, daß ich, wenn ich das Unglück habe, Ihr Erbe zu werden, berechtigt sein werde, mit Ihren Gütern zu machen, was ich will?“

„Allerdings, da sie Dir gehören werden . . . Und zwar Dir, einem guten Patrioten, Du verstehst, Piton? man wird Dir keine Chicane machen, wie man sie Leuten machen könnte, welche mit den Aristokraten in Verbindung standen.“

Piton begriff immer besser.

„Nun wohl, es sei, Herr Billot,“ sagte er; „ich nehme an.“

„Dann, da dies Alles ist, was ich Dir zu sagen hatte, stecke dieses Testament in Deine Tasche und ruhe aus.“

„Warum, Herr Billot?“

„Weil wir aller Wahrscheinlichkeit nach morgen, oder vielmehr heute, denn es ist zwei Uhr Morgens, [illegible]it haben werden.“

Sie gehen aus, Herr Billot?“

„Ja, ich habe längs der Terrasse der Feuillants zu thun."

„Und Sie bedürfen meiner nicht?"

„Im Gegentheil, Du würdest mich belästigen."

„Wohl, Herr Billot, so will ich einen kleinen Bissen essen."

„Es ist wahr," rief Billot, „und ich vergaß, Dich zu fragen, ob Du Hunger habest."

„Oh!" versetzte Pitou lachend, „das ist so, weil Sie wissen, daß ich immer Hunger habe."

„Ich brauche Dir nicht zu sagen, wo die Speisekammer ist . . ."

„Nein, nein, Herr Billot, bekümmern Sie sich nicht um mich . . . Nur . . . nicht wahr, Sie kommen wieder hieher?"

„Ich komme zurück."

„Sonst müßten Sie mir sagen, wo ich Sie treffen könnte."

„Unnöthig! in einer Stunde werde ich hier sein."

„Nun, so gehen Sie," sagte Pitou.

Und er unternahm die Aufsuchung seiner Nahrung mit jenem Appetit, der bei ihm, wie beim König, nie durch die Ereignisse, so ernst sie auch sein mochten, gestört wurde, indeß sich Billot nach der Terrasse der Feuillants begab.

Wir wissen, was er dort thun wollte.

Kaum war er an Ort und Stelle, als ein zu seinen Füßen fallender Stein, gefolgt von einem zweiten, dann von einem dritten, ihn belehrte, das, was Pétion befürchtet, sei geschehen, und Pétion sei Gefangener in den Tuilerien.

Sogleich war er, nach den Instructionen, die er erhalten, in die Nationalversammlung gegangen, welche, wie wir gesehen, Pétion reclamirt hatte.

Als Pétion frei war, durchschritt er nur die Assemblée, kehrte zu Fuße nach dem Stadthause zurück, und

ließ, um ihn zu repräsentiren, seinen Wagen im Hofe der Tuilerien.

Billot seinerseits ging wieder nach Hause und fand Piton sein Abendbrod vollendend.

„Nun, Herr Billot," fragte Pitou, „was gibt es Neues?"

„Nichts," erwiederte Billot, „wenn nicht, daß der Tag kommt, und daß der Himmel blutroth ist."

---

# CXLVI.

## Von drei Uhr bis sechs Uhr Morgens.

Man hat gesehen, wie der Tag erschienen war.

Seine ersten Strahlen beleuchteten zwei Reiter, welche im Schritte ihrer Pferde dem öden Quai der Tuilerien folgten.

Diese zwei Reiter waren der Obercommandant der Nationalgarde Mandat und sein Adjutant.

Gegen ein Uhr Morgens in das Stadthaus berufen, hatte Mandat Anfangs sich geweigert, dahin zu gehen.

Um zwei Uhr war der Befehl gebieterisch erneuert worden; Mandat wollte abermals widerstehen, doch der Syndicus Röderer trat auf ihn zu und sagte zu ihm:

„Mein Herr, achten Sie wohl darauf, daß nach den Worten des Gesetzes der Commandant der Nationalgarde unter den Befehlen der Municipalität steht."

Hierauf hatte sich Mandat entschlossen.

Uebrigens wußte der Obercommandant zwei Dinge ...ht:

Einmal, daß siebenundvierzig Sectionen von achtundvierzig der Municipalität jede drei Commissäre beigegeben hatten, deren Auftrag es war, sich auf dem Stadthause zu versammeln und das Vaterland zu retten. Mandat glaubte also die frühere Municipalität zu finden, zusammengesetzt, wie sie es bis dahin gewesen war, und erwartete keineswegs hunderteinundvierzig neue Gesichter hier zu treffen.

Sodann wußte Mandat nichts von dem von eben dieser Municipalität erlassenen Befehle, den Pont-Neuf zu entwaffnen und die Saint-Jean-Arcade räumen zu lassen, ein Befehl, dessen Vollziehung in Betracht seiner Wichtigkeit Mannel und Danton in Person geleitet hatten.

Als er auf den Pont-Neuf kam, war Mandat auch sehr erstaunt, da er ihn ganz verlassen sah. Er hielt an und schickte den Adjutanten auf Recognoscirung ab.

Nach Verlauf von zehn Minuten kam der Adjutant zurück; er hatte weder Kanonen, noch Nationalgarde erblickt: die Place Dauphine, die Rue Dauphine, der Quai des Augustins waren verlassen wie der Pont-Neuf.

Mandat ritt weiter. Er hätte vielleicht nach dem Schlosse zurückkehren müssen, doch die Menschen gehen, wohin sie ihr Geschick treibt.

So wie er gegen das Stadthaus vorrückte, schien es ihm, als rückte er gegen das Leben vor. Wie bei gewissen organischen Kataklysmen das Blut, indem es sich nach dem Herzen zurückzieht, die Extremitäten verläßt, welche bleich und eiskalt bleiben, so waren die Bewegung, die Wärme, die Revolution auf dem Quai Pelletier, auf dem Grève-Platze, im Stadthause, dem wirklichen Sitze vom Volksleben, dem Herzen von diesem großen Körper, den man Paris nennt.

Mandat hielt an der Ecke des Quai Pelletier an und schickte seinen Adjutanten nach der Saint-Jean-Arcade.

Durch die Saint-Jean-Arcade ging die Volkswo[illegible] frei hin und her: die Nationalgarde war verschwunde[illegible]

Mandat wollte umkehren: die Woge hatte sich hint[illegible] ihm angehäuft und trieb ihn, wie eine Seetrift, nach de[illegible] Stufen des Stadthauses.

Mandat überließ sich der Woge, die ihn fortriß; der Adjutant, dessen Uniform seine secundäre Bedeutu[illegible] bezeichnete, blieb an der Ecke des Quai Pelletier, w[illegible] ihn Niemand beunruhigte; alle Blicke waren auf de[illegible] Obercommandanten gerichtet.

Im großen Saale des Stadthauses ankommen[illegible] sieht sich Mandat fremden, strengen Gesichtern gegenübe[illegible]

Es ist die ganze Insurrection, welche Rechensch[illegible] über sein Benehmen von dem Manne zu fordern beab- sichtigt, der sie hat nicht nur in ihrer Entwicklung be- kämpfen, sondern sogar in ihrer Geburt ersticken wollen.

In den Tuilerien befragte er; — man erinnert sich seiner Scene mit Pétion.

Hier soll er verhört werden.

Eines der Mitglieder des neuen Gemeinderaths, — dieses erschrecklichen Gemeinderathes, der die legislati[illegible] Versammlung ersticken und mit dem Convente kämpfe[illegible] wird, — eines der Mitglieder des neuen Gemeinderath[illegible] tritt vor und fragt im Namen Aller:

„Auf wessen Befehl hast Du die Wache des Schlos- ses verdoppelt?"

„Auf Befehl des Maire von Paris," antwortete Mandat.

„Wo ist dieser Befehl?"

„In den Tuilerien, wo ich ihn gelassen habe, damit dieser Befehl in meiner Abwesenheit vollzogen werden kann."

„Warum hast Du die Kanonen marschiren lassen?"

„Weil ich das Bataillon marschiren ließ, und wenn [illegible] Bataillon marschirt, so marschiren die Kanonen [illegible] ihm."

„Wo ist Pétion?"

„Er war im Schlosse, als ich das Schloß verließ."

„Gefangener?"

„Nein, frei und im Garten umhergehend."

In diesem Augenblicke wurde das Verhör unterbrochen.

Ein Mitglied des neuen Gemeinderaths bringt einen entsiegelten Brief und verlangt, daß er laut gelesen werde.

Mandat braucht nur einen Blick auf diesen Brief zu werfen, um zu sehen, daß er verloren ist.

Er hat die Handschrift erkannt.

Dieser Brief ist der um ein Uhr Morgens an den Commandanten des bei der Saint-Jean-Arcade aufgestellten Bataillons überschickte Befehl, der diesem Commandanten einschärft, den Volksauflauf, wenn er sich nach dem Schlosse wenden würde, von hinten anzugreifen, während ihn das Bataillon vom Pont-Neuf von der Seite angreifen sollte.

Der Befehl ist in die Hände der Commune nach dem Rückzuge des Bataillons gefallen.

Das Verhör ist beendigt. Welches Geständniß vermöchte man von dem Angeklagten zu erlangen, das furchtbarer wäre, als dieser Brief?

Der Rath beschloß, Mandat solle nach dem Gefängnisse der Abtei geführt werden.

Dann wird das Urtheil Mandat vorgelesen.

Hier beginnt die Interpretation.

Dieses Urtheil Mandat vorlesend, machte der Präsident, wie man versichert, mit der Hand eine von jenen Geberden, die das Volk leider nur zu gut zu interpretiren weiß: eine horizontale Geberde.

„Der Präsident," sagt Herr Peltier, Verfasser der Revolution vom 10. August 1792, „machte eine sehr ausdrucksvolle horizontale Geberde, indem er sagte: Man schleppe ihn fort."

Die Geberde wäre in der That ein Jahr später sehr ausdrucksvoll gewesen, doch eine horizontale Geberde, welche 1793 viel bedeutet hätte, bedeutete 1792, um welche Zeit die Guillotine noch nicht functionirte, nicht viel: — erst am 21. August fiel auf dem Carroussel-Platze der Kopf des ersten Royalisten; wie konnte elf Tage früher eine horizontale Geberde, wenn das nicht ein zum Voraus verabredetes Zeichen war, — besagen: „Tödtet diesen Herrn!"

Leider scheint die Thatsache die Beschuldigung zu rechtfertigen.

Kaum ist Mandat drei Stufen der Freitreppe des Stadthauses hinab gestiegen, so trifft in dem Augenblicke, wo ihm sein Sohn entgegenstürzt, ein Pistolenschuß den Gefangenen an den Kopf.

Dasselbe war drei Jahre früher Flesselles begegnet.

Mandat war nur verwundet: er stand auf, und in derselben Secunde fiel er von zwanzig Piekenstichen durchbohrt wieder nieder.

Das Kind streckte die Arme aus und schrie: „Mein Vater! mein Vater!"

Man gab nicht Acht auf das Geschrei des Kindes.

Aus diesem Kreise, wo man nur niedertauchende Arme unter den Blitzen der Säbel und der Pieken sah, erhob sich sodann ein blutiges, vom Rumpfe getrenntes Haupt.

Das war der Kopf von Mandat.

Das Kind fiel in Ohnmacht. Der Adjutant sprengte im Galopp weg, um in den Tuilerien zu melden, was er gesehen hatte. Die Mörder theilten sich in zwei Banden; die Einen warfen den Leib in den Fluß; die Andern trugen den Kopf von Mandat an der Spitze einer Pieke in den Straßen von Paris umher.

Es war ungefähr vier Uhr Morgens.

Gehen wir dem Adjutanten, der die unselige Kunde

überbringen soll, in die Tuilerien voran und sehen wir, was sich dort ereignet.

Der König hat gebeichtet, und, sobald sein Gewissen im Frieden, hinsichtlich des Uebrigen fast beruhigt, hat sich der König, der keinem der Bedürfnisse der Natur zu widerstehen vermochte, niedergelegt. Er hat sich allerdings ganz angekleidet niedergelegt.

Auf ein verdoppeltes Sturmläuten und auf den Lärmen des Generalmarsches, den man zu schlagen anfing, weckte man den König.

Derjenige, welcher den König aufweckte, — Herr de la Chesnaye, dem Mandat, als er sich entfernte, seine Vollmacht zurückgelassen hatte, — weckte den König auf, damit er sich den Nationalgarden zeige und durch einige zur rechten Zeit gesprochene Worte ihren Enthusiasmus wiederbelebe.

Der König stand schwerfällig schwankend, schlecht geweckt auf; er war mit Puder frisirt und eine ganze Seite seiner Frisur, auf die er sich gelegt hatte, war platt gedrückt.

Man suchte den Friseur: er war nicht da. Der König ging aus seinem Zimmer, ohne frisirt zu sein.

Im Conseilsaale, wo sie war, davon benachrichtigt, daß sich der König seinen Vertheidigern zeigen wollte, lief die Königin dem König entgegen.

Ganz das Gegentheil vom armen Monarchen mit seinem trüben Blicke, der Niemand anschaute, mit den gespannten und von Zeit zu Zeit von unwillkürlichen Bewegungen zuckenden Muskeln des Mundes, mit seinem violetten Fracke, der ihm das Ansehen gab, als trüge er Trauer um das Königthum, war die Königin bleich, glühte aber vor Fieber; sie hatte rothe, aber trockene Augenlieder.

Sie hing sich an dieses Gespenst der Monarchie an, das, statt um Mitternacht zu erscheinen, sich am hellen Tage mit dem dicken blinzelnden Auge zeigte.

Sie hoffte ihm das zu geben, was bei ihr an Muth, Stärke und Leben überströmte.

Alles ging übrigens gut, so lange die königliche Ausstellung im Innern der Gemächer blieb, obgleich die mit den Edelleuten vermischten Nationalgarden von nahe den König sehend, — diesen kraftlosen, schwerfälligen armen Mann, dem es schon einmal in einer ähnlichen Situation, auf dem Balcon von Herrn Sauce in Varennes, so schlecht geglückt war, — sich fragten, ob das der Held vom 20. Juni sei, dieser König, dessen poetische Legende die Priester und die Frauen auf einen Trauerflor zu sticken anfingen.

Und man muß sagen, nein, es war nicht der König, den die Nationalgarde zu sehen erwartete.

Gerade in diesem Augenblicke zieht der alte Herzog von Mailly, — mit einer von den guten Absichten, welche der Hölle einen Pflasterstein mehr zu liefern bestimmt sind, — gerade in diesem Augenblicke, sagen wir, zieht der alte Herzog von Mailly den Degen, wirft sich vor dem König auf die Kniee und schwört mit einer zitternden Stimme, er und der Adel Frankreichs, den er vertrete, werden für den Enkel von Heinrich IV. sterben.

Das waren zwei Ungeschicklichkeiten statt einer: die Nationalgarde hatte keine große Sympathien für diesen Adel Frankreichs, den Herr von Mailly vertrat; sodann wollte sie nicht den Enkel von Heinrich IV. vertheidigen, sondern den constitutionellen König.

Es brach auch als Antwort auf ein paar Rufe: „Es lebe der König!" von allen Seiten das Geschrei: „Es lebe die Nation!" los.

Man mußte eine Genugthuung nehmen. Man trieb den König Ludwig XVI. an, in den Königshof hinabzugehen. Ach! dieser arme König, gestört in seinen Mahlen, er, der eine Stunde geschlafen, statt sieben, eine ganz materielle Natur, hatte keinen eigenen Willen;

es war ein Automat, der seinen Impuls von einem fremden Willen empfing.

Wer gab ihm diesen Impuls?

Die Königin, eine nervöse Natur, welche weder gegessen, noch geschlafen hatte.

Es gibt unglücklich organisirte Wesen, denen, sobald die Umstände sie gleichsam überholen, Alles mißglückt, was sie unternehmen. Statt die Dissidenten anzuziehen, schien Ludwig XVI., indem er sich denselben näherte, ausdrücklich zu kommen, um ihnen zu zeigen, wie wenig Blendwerk das Königthum, das fällt, auf der Stirne des Menschen läßt, wenn dieser Mensch weder das Genie, noch die Stärke für sich hat.

Hier, wie in den Gemächern, gaben die unbedingten Royalisten einige Rufe: „Es lebe der König!“ von sich; doch ein ungeheurer Schrei: „Es lebe die Nation!“ antwortete ihnen.

Als sodann die Royalisten die Ungeschicklichkeit begingen, daß sie beharrlich blieben, da riefen die Patrioten:

„Nein, nein, nein, keinen andern König, als die Nation.“

Und der König antwortete ihnen fast flehend:

„Ja, meine Kinder, die Nation und Euer König sind nur Eins und werden immer nur Eins sein!“

„Bringt den Dauphin,“ sagte leise Marie Antoinette zu Madame Elisabeth; „der Anblick eines Kindes wird sie vielleicht rühren.“

Man holte den Dauphin.

Mittlerweile setzte der König diese traurige Revue fort; es kam ihm dann der schlimme Gedanke, sich den Artilleristen zu nähern. Das war ein Fehler: die Artilleristen waren fast lauter Republicaner.

Hätte der König zu sprechen verstanden, hätte er sich Gehör bei diesen Menschen zu verschaffen gewußt,

welche ihre Ueberzeugung von ihm entfernte, so wäre es etwas Muthiges gewesen, was gelingen konnte, — diese Spitze gegen die Kanonen; — doch es war weder in der Rede, noch in der Geberde von Ludwig XVI. etwas Hinreißendes. Er stammelte; die Royalisten wollten sein Zaudern dadurch bedecken, daß sie aufs Neue den unglücklichen Ruf: „Es lebe der König!" versuchten, der schon zweimal gescheitert war; dieser Ruf hätte beinahe eine Collision herbeigeführt.

Kanoniere verließen ihren Posten, stürzten auf den König zu, bedrohten ihn mit der Faust und sagten:

„Du glaubst also, um einen Verräther Deiner Art zu vertheidigen, werden wir auf unsere Brüder Feuer geben?"

Die Königin zog den König zurück.

„Der Dauphin! der Dauphin!" riefen mehrere Stimmen; „es lebe der Dauphin!"

Niemand wiederholte diesen Ruf; das arme Kind kam nicht zu seiner Stunde: es verfehlte seinen Auftritt, wie man beim Theater sagt.

Der König schlug wieder den Weg nach dem Schlosse ein, und das war ein wahrer Rückzug, fast eine Flucht.

In seinem Gemache angekommen, fiel Ludwig XVI. ganz athemlos in einen Lehnstuhl.

Die Königin, welche an der Thüre geblieben war, suchte mit den Augen rings umherschauend und verlangte eine Stütze von irgend Jemand.

Sie erblickte Charny, der an die Einfassung der Thüre von ihrem, der Königin, Zimmer angelehnt dastand; sie ging auf ihn zu und sagte zu ihm:

„Ah! mein Herr, Alles ist verloren!"

„Ich befürchte es, Madame," antwortete Charny.

„Können wir noch fliehen?"

„Es ist zu spät, Madame."

„Was bleibt uns dann zu thun?"

„Zu sterben!“ erwiederte Charny sich verbeugend.

Die Königin stieß einen Seufzer aus und kehrte in ihr Gemach zurück.

---

## CXLVII.

### Von sechs Uhr bis neun Uhr Morgens.

Nachdem Mandat kaum getödtet war, wurde an seiner Stelle Santerre zum Obercommandanten ernannt, und Santerre ließ sogleich den Generalmarsch in allen Straßen schlagen und gab Befehl, das Sturmläuten in allen Kirchen zu verdoppeln. Dann organisirte er die patriotischen Patrouillen und befahl, bis in die Tuilerien zu rücken und besonders die Assemblée zu durchsuchen.

Es hatten übrigens die ganze Nacht Patrouillen die Umgegend der Nationalversammlung durchzogen.

Gegen zehn Uhr Abends hatte man auf den Champs-Elysées eine Versammlung von elf Personen verhaftet, von denen zehn mit Dolchen und Pistolen, die elfte mit einer Stutzbüchse bewaffnet waren.

Diese elf Personen ließen sich ohne allen Widerstand festnehmen und nach der Wachstube der Feuillants führen.

Im Verlaufe der übrigen Nacht wurden elf weitere Gefangene gemacht.

Man sperrte sie in zwei abgesonderte Stuben ein.

Bei Tagesanbruch fanden die elf Ersten Mittel, zu entweichen; sie sprangen aus ihrem Fenster in einen Garten und zerbrachen die Thüren [illegible]rtens.

Elf blieben, die man sol[illegible]ossen hatte.

welche ihre Ueberzeugung von ihm entfernte, so wäre es etwas Muthiges gewesen, was gelingen konnte, — diese Spitze gegen die Kanonen; — doch es war weder in der Rede, noch in der Geberde von Ludwig XVI. etwas Hinreißendes. Er stammelte; die Royalisten wollten sein Zaudern dadurch bedecken, daß sie aufs Neue den unglücklichen Ruf: „Es lebe der König!" versuchten, der schon zweimal gescheitert war; dieser Ruf hätte beinahe eine Collision herbeigeführt.

Kanoniere verließen ihren Posten, stürzten auf den König zu, bedrohten ihn mit der Faust und sagten:

„Du glaubst also, um einen Verräther Deiner Art zu vertheidigen, werden wir auf unsere Brüder Feuer geben?"

Die Königin zog den König zurück.

„Der Dauphin! der Dauphin!" riefen mehrere Stimmen; „es lebe der Dauphin!"

Niemand wiederholte diesen Ruf; das arme Kind kam nicht zu seiner Stunde: es verfehlte seinen Auftritt, wie man beim Theater sagt.

Der König schlug wieder den Weg nach dem Schlosse ein, und das war ein wahrer Rückzug, fast eine Flucht.

In seinem Gemache angekommen, fiel Ludwig XVI. ganz athemlos in einen Lehnstuhl.

Die Königin, welche an der Thüre geblieben war, suchte mit den Augen rings umherschauend und verlangte eine Stütze von irgend Jemand.

Sie erblickte Charny, der an die Einfassung der Thüre von ihrem, der Königin, Zimmer angelehnt dastand; sie ging auf ihn zu und sagte zu ihm:

„Ah! mein Herr, Alles ist verloren!"

„Ich befürchte es, Madame," antwortete Charny.

„Können wir noch fliehen?"

„Es ist zu spät, Madame."

„Was bleibt uns dann zu thun?"

„Zu sterben!“ erwiederte Charny sich verbeugend.

Die Königin stieß einen Seufzer aus und kehrte in ihr Gemach zurück.

---

## CXLVII.

### Von sechs Uhr bis neun Uhr Morgens.

Nachdem Mandat kaum getödtet war, wurde an seiner Stelle Santerre zum Obercommandanten ernannt, und Santerre ließ sogleich den Generalmarsch in allen Straßen schlagen und gab Befehl, das Sturmläuten in allen Kirchen zu verdoppeln. Dann organisirte er die patriotischen Patrouillen und befahl, bis in die Tuilerien zu rücken und besonders die Assemblée zu durchsuchen.

Es hatten übrigens die ganze Nacht Patrouillen die Umgegend der Nationalversammlung durchzogen.

Gegen zehn Uhr Abends hatte man auf den Champs-Elysées eine Versammlung von elf Personen verhaftet, von denen zehn mit Dolchen und Pistolen, die elfte mit einer Stutzbüchse bewaffnet waren.

Diese elf Personen ließen sich ohne allen Widerstand festnehmen und nach der Wachstube der Feuillants führen.

Im Verlaufe der übrigen Nacht wurden elf weitere Gefangene gemacht.

Man sperrte sie in zwei abgesonderte Stuben ein.

Bei Tagesanbruch fanden die elf Ersten Mittel, zu entweichen; sie sprangen aus ihrem Fenster in einen Garten und zerbrachen die Thüren [illegible]rtens.

Elf blieben, die man so[illegible]ossen hatte.

Um sieben Uhr Morgens führte man in den Hof der Feuillants einen jungen Mann von neunundzwanzig bis dreißig Jahren, mit der Uniform und der Mütze der Nationalgarde. Die Frische seiner Uniform, der Glanz seiner Waffen, die Eleganz seiner Haltung hatten den Verdacht erregt, er gehöre der Aristokratie an, und seine Verhaftung herbeigeführt.

Ein gewisser Bonjour, früher Schreiber bei der Marine, präsidirte an diesem Tage bei der Section der Feuillants.

Er verhörte den jungen Mann.

„Wo hat man Sie verhaftet?" fragte er ihn.

„Auf der Terrasse der Feuillants," antwortete der Gefangene.

„Was machten Sie da?"

„Ich begab mich nach dem Schlosse."

„In welcher Absicht?"

„Um einem Befehle der Municipalität zu gehorchen."

„Was gebot Ihnen dieser Befehl?"

„Den Stand der Dinge zu untersuchen und hierüber dem Generalprocurator Syndicus des Departement meinen Bericht zu machen."

„Haben Sie diesen Befehl?"

„Hier ist er," erwiederte der junge Mann.

Und er zog ein Papier aus seiner Tasche.

Der Präsident entfaltete das Papier und las:

„Der Nationalgarde Inhaber gegenwärtigen Befehls wird sich nach dem Schlosse begeben, um den Stand der Dinge zu untersuchen und seinen Bericht dem Herrn Generalprocurator Syndicus des Departement zu machen.

„Boirie, Le Roulx,

Municipalbeamte."

Der Befehl war positiv; man befürchtete indessen, die Unterschriften seien falsch, und man schickte nach dem Stadthause einen Mann mit dem Auftrage, ihn von den zwei Unterzeichnern anerkennen zu lassen.

Diese letzte Verhaftung hatte viele Leute im Hofe der Feuillants versammelt, und einige Stimmen, — es gibt immer solche Stimmen bei den Volksversammlungen, — einige Stimmen unter dieser Menge verlangten den Tod der Gefangenen.

Ein Commissär der Municipalität, der gerade da war, begriff, man dürfe diese Stimmen keine Consistenz erlangen lassen.

Er stieg auf ein Gestell, harangnirte das Volk und forderte es auf, sich zurückzuziehen.

In dem Augenblicke, wo das Volk vielleicht im Begriffe war, dem Einflusse dieses barmherzigen Wortes nachzugeben, kam der Mann zurück, den man zu Bewahrheitung der Unterschrift der zwei Municipalbeamten nach dem Stadthause geschickt hatte, und sagte, der Befehl sei ächt, und man könne Suleau, der der Inhaber desselben, in Freiheit setzen.

Suleau war derselbe, den wir bei jener Soirée bei Frau von Lamballe gesehen haben, wo Gilbert für den König Ludwig XVI. eine Zeichnung von der Guillotine machte, und wo Marie Antoinette in diesem seltsamen Instrumente die Maschine erkannte, die ihr Cagliostro in einer Flasche im Schlosse Taverney gezeigt hatte.

Beim Namen Suleau richtete eine in der Menge verlorene Frau den Kopf auf und stieß ein Wuthgeschrei aus.

„Suleau!“ rief sie, „der Hauptredacteur der Apostelgeschichte? Suleau, einer der Mörder der Lütticher Unabhängigkeit? . . Wie, Suleau! Ich verlange den Tod von Suleau!“

Die Menge öffnete sich vor dieser kleinen, schwächlicher

Frau, die in eine Amazone mit den Farben der Nationalgarde gekleidet und mit einem Säbel bewaffnet war, den sie an einem über die Schultern gehenden Riemen trug; sie lief auf den Commissär der Municipalität zu, nöthigte ihn, vom Gestelle herabzusteigen, und stieg statt seiner hinauf.

Kaum überragte ihr Kopf das Volk, da stieß die Menge einen einzigen Schrei aus:

„Théroigne!“

Théroigne war in der That die vorzugsweise volksbeliebte Frau; ihre Mitwirkung am 5. und 6. October, ihre Verhaftung in Brüssel, ihr Aufenthalt in den österreichischen Gefängnissen, ihr Angriff am 20. Juni hatten ihr diese Popularität verschafft, — eine Popularität, welche so groß, daß ihr Suleau in seinem spöttischen Journal zum Liebhaber den Bürger Populus, das heißt das ganze Volk gegeben hatte.

Es lag hierin eine doppelte Anspielung auf die Popularität von Théroigne und auf die Leichtigkeit ihrer Sitten, die man des Uebermaßes beschuldigte.

Dabei hatte Suleau in Brüssel die Sturmglocke der Könige veröffentlicht und so dazu beigetragen, daß die Lütticher Revolution erdrückt, und ein edles Volk, das frei und französisch sein wollte, wieder unter den österreichischen Stock und die Mitra eines Priesters gebracht wurden.

Théroigne war um diese Zeit gerade beschäftigt, die Erzählung ihres Verhaftes zu schreiben, und sie hatte schon ein paar Kapitel davon bei den Jacobinern vorgelesen.

Sie verlangte nicht nur den Tod von Suleau, sondern auch den der elf Gefangenen, welche mit ihm waren.

Suleau hörte diese Stimme ertönen, welche mitten nter dem Beifallklatschen seinen Tod und den seiner fährten forderte; er rief durch die Thüre dem Anführ- des Postens, der ihn bewachte.

Dieser Posten bestand aus zweihundert Mann Nationalgarde.

„Laßt mich hinaus," sagte er; „ich werde mich nennen: man wird mich tödten, und Alles wird abgethan sein; mein Tod wird elf Leben retten."

Man weigerte sich, ihm die Thüre zu öffnen.

Er versuchte es, zum Fenster hinauszuspringen; seine Gefährten zogen ihn zurück und hielten ihn fest.

Sie konnten nicht glauben, man werde ihn kalt den Mördern überliefern.

Sie täuschten sich.

Eingeschüchtert durch das Geschrei der Menge, entsprach der Präsident Bonjour der Reclamation von Théroigne, indem er der Nationalgarde verbot, sich dem Willen des Volkes zu widersetzen.

Die Nationalgarde gehorchte, trat auf die Seite und gab, auf die Seite tretend, die Thüre preis.

Das Volk stürzte ins Gefängniß und bemächtigte sich aufs Gerathewohl des Ersten des Besten.

Dieser Erste der Beste war ein Abbé, Namens Bouyon, dramatischer Schriftsteller, gleich bekannt durch die Epigramme des Cousin Jacques, und durch die Durchfälle, welche drei Viertel von seinen Stücken im Theater Montansier erfahren hatten. Es war ein colossaler Mann; aus den Armen des Commissärs der Municipalität gerissen, der ihn zu retten suchte, wurde er in den Hof geschleppt, und er begann gegen seine Mörder einen verzweifelten Kampf; obschon er keine andere Waffe hatte, als seine Hände, wurden doch zwei oder drei von diesen Elenden von ihm kampfunfähig gemacht.

Ein Bajonnetstich nagelte ihn an die Wand; er verschied, ohne daß seine letzten Streiche seine Feinde erreichen konnten.

Während dieses Kampfes gelang es zwei von den Gefangenen, zu entweichen.

Derjenige, welcher auf den Abbé Bouyon folgte,

war ein ehemaliger Garde des Königs Namens Solminiac; seine Vertheidigung war nicht minder kräftig, als die seines Vorgängers: sein Tod war nur grausamer; dann ermordete man einen Dritten, dessen Name unbekannt geblieben ist. Sulean kam als der Vierte.

„Sieh," sagte ein Weib zu Théroigne, „hier ist er, Dein Sulean!"

Théroigne kannte ihn nicht von Gesichte; sie glaubte, er sei Priester, und nannte ihn den Abbé Sulean; wie eine Tigerkatze stürzte sie auf ihn los und packte ihn bei der Gurgel.

Sulean war jung, muthig und kräftig; er schleuderte mit einem Faustschlage Théroigne zehn Schritte von sich, entledigte sich durch eine heftige Erschütterung der drei oder vier Männer, die ihn am Grimmigsten angriffen, riß einen Säbel aus den Händen seiner Mörder und streckte mit seinen zwei ersten Hieben zwei derselben zu Boden.

Da begann ein erschrecklicher Kampf; immer Terrain gewinnend, immer gegen die Thüre vorrückend, machte sich Sulean dreimal frei; er erreichte sie, diese unglückliche Thüre; doch genöthigt, sich umzudrehen, um sie zu öffnen, bot er sich einen Augenblick wehrlos seinen Mördern: dieser Augenblick genügte zwanzig Säbeln, um ihn zu durchbohren.

Er fiel zu den Füßen von Théroigne, welche die grausame Freude hatte, ihm seine letzte Wunde beizubringen.

Der arme Sulean hatte sich zwei Monate vorher mit einer reizenden Frau, der Tochter eines berühmten Malers, Adele Hal verheirathet.

Während Sulean so gegen die Mörder kämpfte, hatte ein dritter Gefangener Gelegenheit gefunden, zu entwischen.

Der Fünfte, welcher von den Mördern aus der Stube geschleppt erschien, entriß der Menge einen

Schrei der Bewunderung: das war ein ehemaliger Garde du corps Namens du Vigier, den man nur den schönen du Vigier nannte. Da er eben so muthig, als schön, eben so gewandt, als muthig war, so kämpfte er über eine Viertelstunde, fiel dreimal, erhob sich dreimal wieder und färbte in der ganzen Breite des Hofes jeden Pflasterstein mit seinem Blute, doch auch mit dem seiner Mörder. Endlich unterlag er, wie Suleau, von der Menge zermalmt.

Der Tod der vier Andern war ein einfaches Erwürgen; man kennt ihre Namen nicht.

Die neun Leichname wurden auf den Vendome-Platz geschleppt, wo man sie enthauptete; dann steckte man ihre Köpfe auf Pieken und trug sie in ganz Paris umher.

Am Abend kaufte ein Diener von Suleau gegen Gold den Kopf seines Herrn, und es gelang ihm durch eifrige Nachforschungen, den Leichnam aufzufinden; es war die fromme Gattin von Suleau, welche, seit zwei Monaten schwanger, mit herzzerreißendem Geschrei diese kostbaren Ueberreste verlangte, um ihnen die letzte Pflicht zu erweisen.

So war, sogar ehe der Kampf begonnen hatte, das Blut schon an zwei Orten geflossen: auf den Stufen des Stadthauses, im Hofe der Feuillants.

Wir werden es sogleich in den Tuilerien fließen sehen; — nach dem Tropfen der Bach, nach dem Bache der Strom.

Gerade in dem Augenblicke, wo diese Morde vollbracht wurden, das heißt zwischen acht und neun Uhr Morgens, marschirten zehn bis elftausend Mann Nationalgarden, durch die Sturmglocke von Barbaroux und den Generalmarsch von Santerre versammelt, die Rue Saint-Antoine hinab, zogen durch die oft erwähnte, in der vorhergehenden Nacht so wohl bewachte Saint-Jean-Arcade und mündeten auf den Grève-Platz.

Diese zehntausend Mann forderten den Befehl, gegen die Tuilerien zu marschiren.

Man ließ sie eine Stunde warten.

Es liefen zwei Versionen in der Menge umher:

Die erste war, man hoffe Concessionen vom Schlosse;

Die zweite, der Faubourg Saint-Marceau sei nicht bereit, und man dürfe nicht ohne ihn marschiren.

Ein Tausend Mann mit Pieken wurde ungeduldig; wie immer waren die am schlechtesten Bewaffneten die Hitzigsten.

Sie drangen durch die Reihen der Nationalgarde, sagten, sie können sie entbehren, und werden das Schloß allein nehmen.

Einige Marseiller Föderirte und zehn bis zwölf Gardes-françaises, — von denselben Gardes-françaises, welche drei Jahre vorher die Bastille genommen hatten, — stellten sich an ihre Spitze und wurden durch Acclamation als Anführer begrüßt.

Das war die Vorhut des Aufruhrs.

Der Adjutant, der Mandat hatte ermorden sehen, war indessen mit verhängten Zügeln nach den Tuilerien zurückgekehrt; doch erst in dem Augenblicke, wo nach seinem unglücklichen Gange in die Höfe der König wieder in sein Gemach gekommen war und die Königin in das ihrige, hatte er sie treffen können, um ihnen die unselige Kunde mitzutheilen.

Die Königin empfand, was man immer empfindet, wenn man einem den Tod eines Menschen verkündet, den man vor einem Augenblick verlassen hat; sie konnte nicht daran glauben, und ließ sich die Scene ein erstes und dann ein zweites Mal in allen ihren Einzelheiten erzählen.

Während dieser Zeit stieg der Lärm eines Streites ...rsten Stocke empor und drang durch die offenen ...ein.

Gendarmen, die Nationalgarden und die pa-

triotischen Kanoniere, — kurz diejenigen, welche: „Es lebe die Nation!“ gerufen hatten, — fingen an die Royalisten herauszufordern, nannten sie die Herren königlichen Grenadiere und sagten, es seien unter den Grenadieren der Filles-Saint-Thomas und denen der Butte-des-Moulins nur an den Hof verkaufte Leute, und da man unten den Tod des Obercommandanten noch nicht wußte, der im ersten Stocke schon bekannt war, so rief ein Grenadier ganz laut:

„Diese Canaille Mandat hat offenbar nur Aristokraten ins Schloß geschickt.“

Der ältere Sohn von Mandat war in den Reihen der Nationalgarde. Wir haben gesehen, wo der jüngere war: er versucht es, jedoch vergebens, seinen Vater auf den Stufen des Stadthauses zu vertheidigen.

Bei dieser Beleidigung, die man seinem abwesenden Vater anthat, stürzte der ältere Bruder aus den Reihen, seinen Säbel schwingend, hervor.

Drei bis vier Kanoniere warfen sich ihm entgegen.

Weber, der Kammerdiener der Königin, war da als Nationalgarde unter den Grenadieren von Saint-Roche. Er eilte dem jungen Manne zu Hülfe.

Man hörte ein Geklirre von Säbeln; der Streit trat zwischen den zwei Parteien hervor. Durch den Lärm ans Fenster gezogen, erkannte die Königin Weber.

Sie rief Thierry, den Kammerdiener des Königs, und befahl ihm, ihren Milchbruder zu holen.

Weber kam herauf und erzählte der Königin Alles.

Die Königin erzählte ihm dagegen den Tod von Mandat.

Der Lärm währte unter den Fenstern fort.

„Sieh doch, was vorgeht, Weber,“ sagte die Königin.

„Was vorgeht? Die Kanoniere verlassen ihre Stücke und stoßen mit Gewalt eine Kugel darein, und da die Stücke nicht geladen sind, so sind sie nun unbrauchbar.“

„Was denkst Du von Allem dem, mein armer Weber?“

„Ich denke,“ erwiederte der gute Oesterreicher, „Eure Majestät müßte Herrn Röderer zu Rathe ziehen, der mir noch einer der Ergebensten von denen, welche Sie im Schlosse finden, zu sein scheint.“

„Ja, doch wo soll ich mit ihm sprechen, ohne behorcht, bespäht, gestört zu werden?“

„In meinem Zimmer, wenn die Königin will,“ sagte der Kammerdiener Thierry.

„Gut,“ erwiederte die Königin.

Dann sich gegen ihren Milchbruder umwendend:

„Hole mir Herrn Röderer und führe ihn zu Thierry.“

Und während Weber allein durch eine Thüre abging, ging die Königin durch eine andere, Thierry folgend, ab.

Es schlug neun auf der Schloßuhr.

---

## CXLVIII.

## Von neun Uhr bis Mittag.

Berührt man einen so wichtigen Punkt in der Geschichte, wie der, zu welchem wir gelangt sind, so darf man kein Detail auslassen, in Betracht, daß das Eine sich mit dem Andern verbindet und die genaue, sorgfältige Anreihung aller dieser Details die Länge und die Breite der Leinwand bildet, die sich vor den Augen der Zukunft in den Händen der Vergangenheit entrollt.

In dem Augenblicke, wo Weber dem Syndicus der

Commune melden wollte, die Königin wünsche ihn zu sprechen, stieg der Schweizer Kapitän Durler zum König hinauf, um von ihm oder dem Generalmajor die letzten Befehle einzuholen.

Charny erblickte den guten Kapitän, welcher einen Huissier oder einen Kammerdiener suchte, der ihn beim König einführen könnte.

„Was wünschen Sie, Kapitän?“ fragte er.

„Sind Sie nicht der Generalmajor?“ sagte Herr Durler.

„Ja, Kapitän.“

„Ich komme, um die letzten Befehle zu verlangen, da die Spitze der Insurrectionscolonne auf dem Carrousel zu erscheinen anfängt.“

„Man empfiehlt Ihnen, sich nicht Gewalt anthun zu lassen, denn der König ist entschlossen, in unserer Mitte zu sterben.“

„Seien Sie unbesorgt, Herr Generalmajor,“ erwiederte einfach der Kapitän Durler.

Und er überbrachte seiner Compagnie diesen Befehl, der ihr Todesurtheil war.

Die Vorhut der Insurrection fing, wie es der Kapitän Durler gesagt hatte, wirklich an zu erscheinen.

Das waren die mit Pieken bewaffneten tausend Mann; an ihrer Spitze marschirten ungefähr zwanzig Marseiller und zwölf bis fünfzehn Gardes-françaises, in deren Mitte die goldenen Epauletten eines jungen Kapitäns glänzten.

Dieser junge Kapitän war Pitou, welcher, von Billot empfohlen, mit einer Sendung beauftragt war, die wir ihn werden sogleich auseinandersetzen sehen.

Hinter dieser Vorhut kam, in der Entfernung von ungefähr einer Viertelstunde, ein beträchtliches Corps Nationalgarden und Föderirte, denen eine Batterie von zwölf Kanonen voranging.

Die Schweizer, als ihnen der Befehl des General-

majors mitgetheilt wurde, stellten sich, das Stillschweigen und die Kälte der Entschlossenheit behauptend, jeder an seinen Posten.

Weniger streng disciplinirt, gingen die Nationalgarden bei ihren Dispositionen mit Geräusch und Unordnung, jedoch ebenfalls mit Entschlossenheit zu Werke.

Schlecht organisirt, nur mit Waffen von geringer Tragweite, — Degen oder Pistolen — versehen, wissend, daß es sich diesmal um einen Kampf auf Leben und Tod handelte, sahen die Edelleute mit einer Art von fieberhaften Trunkenheit den Augenblick herannahen, wo sie in Berührung mit dem Volke kommen sollten, mit diesem alten Gegner, diesem ewigen Athleten, diesem immer besiegten und dennoch seit acht Jahrhunderten immer wachsenden Ringer!

Während die Belagerten oder diejenigen, welche es sein sollten, so ihre Anordnungen trafen, klopfte man an das Thor vom Königshofe, mehrere Stimmen riefen „Parlamentär!" und man sah zu gleicher Zeit über der Mauer ein an der Spitze einer Pieke befestigtes weißes Sacktuch flattern.

Man holte Röderer.

Auf dem halben Wege begegnete man ihm.

„Mein Herr, man klopft am Königsthore," sagte man zu ihm.

„Ich habe dieses Klopfen gehört, und ich komme."

„Was soll man thun?"

„Oeffnet."

Der Befehl wurde dem Concierge übertragen; er öffnete das Thor und lief spornstreichs davon.

Röderer sah sich der Vorhut der Piekenmänner gegenüber.

„Meine Freunde," sprach Röderer, „Ihr habt verlangt, daß man das Thor einem Parlamentär öffne, und nicht einem Heere. Wo ist der Parlamentär?"

„Hier bin ich, mein Herr," antwortete Pitou mit seiner sanften Stimme und seinem wohlwollenden Lächeln

„Wer sind Sie?"

„Ich bin der Kapitän Ange Pitou, Chef der Föde-
rirten von Haramont."

Röderer wußte nicht, wer die Föderirten von Ha-
ramont waren; doch da die Zeit kostbar, so hielt er es
nicht für geeignet, zu fragen.

„Was wünschen Sie?" sagte er.

„Ich wünsche den Durchgang für mich und meine
Freunde zu erhalten."

Die Freunde von Pitou, in Lumpen, ihre Pieken
schwingend und grimmig dreinschauend, schienen sehr
gefährliche Feinde zu sein.

„Den Durchgang, und wozu?"

„Um die Nationalversammlung zu blokiren . . .
Wir haben zwei Kanonen; nicht eine wird feuern, wenn
man thut, was wir wollen."

„Und was wollen Sie?"

„Die Entsetzung des Königs."

„Mein Herr," sagte Röderer, „die Sache ist ernst."

„Sehr ernst, ja, mein Herr," antwortete Pitou mit
einer gewöhnlichen Höflichkeit.

„Sie verdient also, daß man darüber berathschlagt."

„Das ist nur zu billig," erwiederte Pitou.

Und auf die Uhr des Schlosses schauend, sagte er:

„Es ist drei Viertel auf zehn Uhr; wir geben Ihnen
Zeit bis zehn Uhr: haben wir mit dem Schlage zehn
Uhr keine Antwort, so greifen wir an."

„Mittlerweile erlauben Sie, daß man das Thor
schließt, nicht wahr?"

„Allerdings," sagte Pitou.

Sodann sich an seine Gefährten wendend:

„Meine Freunde, erlaubt, daß man das Thor
schließt."

Und er winkte den Vordersten von den Piekenmän-
nern zurückzuweichen.

Sie gehorchten, und das Thor wurde ohne Schwierigkeit geschlossen.

Doch vermöge dieses einen Augenblick geöffneten Thores hatten die Belagernden die furchtbaren Anstalten, die man getroffen, um sie zu empfangen, beurtheilen können.

Als das Thor geschlossen war, erfaßte die Leute von Pitou die Lust, das Parlamentiren fortzusetzen.

Einige hißten sich auf die Schultern ihrer Kameraden, stiegen auf die Mauer, nahmen rittlings darauf Platz und fingen an mit den Nationalgarden zu plaudern.

Die Nationalgarde reichte die Hand und plauderte.

Die Viertelstunde verging so.

Da kam ein Mann aus dem Schlosse und gab Befehl, das Thor zu öffnen.

Diesmal war der Concierge in seine Loge gekauert, und die Nationalgarden hoben die Querbäume auf.

Die Belagernden glaubten, ihr Verlangen sei bewilligt; sobald das Thor geöffnet war, drangen sie auch ein wie Menschen, welche lange gewartet haben, und die von mächtigen Händen von hinten angetrieben werden, — das heißt in Menge; sie riefen die Schweizer lärmend herbei, steckten die Hüte an das Ende der Pieken und der Säbel und schrieen: „Es lebe die Nation! es lebe die Nationalgarde! es leben die Schweizer!“

Die Nationalgarden antworteten auf den Ruf: „Es lebe die Nation!“

Die Schweizer beobachteten ein finsteres, tiefes Stillschweigen.

Erst bei der Mündung der Kanonen blieben die Angreifenden stehen und schauten vor sich und um sich.

Das große Vestibule war voll von Schweizern drei Mann hoch aufgestellt; ein Glied stand überdies auf der Stufe der Treppe, was sechs Gliedern zugleich zu ern erlaubte.

Einige von den Insurgenten fingen an zu überle-

gen, und in der Zahl von diesen befand sich Pitou; nur war es schon ein wenig spät zum Ueberlegen.

Das ist übrigens das, was immer diesem braven Volke begegnet, dessen Hauptcharakter es ist, Kind zu sein, das heißt bald gut, bald grausam.

Als es die Gefahr sah, hatte es nicht einen Augenblick die Idee, zu fliehen; doch es suchte sie abzuwenden, indem es mit den Nationalgarden und den Schweizern scherzte.

Die Nationalgarden waren nicht abgeneigt, selbst zu scherzen; die Schweizer behaupteten aber ihren Ernst; denn fünf Minuten vor der Erscheinung der insurrectionellen Vorhut hatte sich Folgendes ereignet.

Wie wir im vorhergehenden Kapitel erzählten, hatten die patriotischen Nationalgarden in Folge des über Mandat entstandenen Streites sich von den royalistischen Nationalgarden getrennt, und sich von ihren Mitbürgern trennend, hatten sie auch von den Schweizern Abschied genommen, deren Tapferkeit sie schätzten und beklagten.

Sie hatten beigefügt, sie würden in ihren Häusern wie Brüder diejenigen von den Schweizern aufnehmen, welche ihnen folgen wollten.

Da hatten zwei Waadtländer auf diesen in ihrer Sprache gemachten Aufruf antwortend, ihre Reihe verlassen und sich den Franzosen, das heißt ihren wahren Landsleuten in die Arme geworfen.

Zu gleicher Zeit waren aber zwei Schüsse von den Fenstern des Schlosses gefallen, und zwei Kugeln hatten die Deserteurs in den Armen ihrer neuen Freunde getroffen.

Die Schweizer Officiere, vortreffliche Schützen, Gemsenjäger, hatten dieses Mittel gefunden, um die Desertion kurz abzuschneiden.

Die Sache hatte überdies die andern Schweizer, wie man leicht begreift, bis zur Stummheit ernst gemacht.

Was die Leute betrifft, die man in den Hof eingeführt, bewaffnet mit alten Pistolen, mit alten Flinten und mit neuen Pieken, das heißt, schlechter bewaffnet, als wenn sie gar keine Waffen gehabt hätten, — das waren von jenen seltsamen Revolutionsvorläufern, wie wir sie bei allen großen Emeuten gesehen haben, die lachend herbeieilen, um den Abgrund zu öffnen, der einen Thron verschlingen soll; — zuweilen mehr als einen Thron; eine Monarchie!

Die Kanoniere waren zu ihnen gekommen, die Nationalgarde schien ganz geneigt, auch zu kommen; sie suchten die Schweizer zu bestimmen, ebenso viel zu thun.

Sie bemerkten nicht, daß die Zeit verlief, daß ihr Anführer Piton Herrn Röderer Frist bis um zehn Uhr gegeben hatte, und daß es ein Viertel auf elf Uhr war.

Sie belustigten sich: warum hätten sie die Minuten zählen sollen?

Einer von ihnen hatte keine Pieke, keine Flinte, keinen Säbel, sondern eine Stange, um die Aeste der Bäume niederzudrücken, eine Stange mit einem Haken.

Er sagte zu seinem Nachbar:

„Wenn ich einen Schweizer fischen würde?"

„Fische!" erwiederte sein Nachbar.

Und dieser Mann hakte einen Schweizer an seinem Lederzeug an und zog den Schweizer zu sich.

Der Schweizer widerstand nur gerade so viel, als er brauchte, um das Ansehen des Widerstands zu haben.

„Das beißt an!" sagte der Fischer.

„Dann mache es gelinde!" erwiederte der Andere.

Der Mann mit der Stange machte es gelinde, und der Schweizer ging vom Vestibule in den Hof über, wie ein Fisch vom Flusse auf das Ufer übergeht.

Hierauf erfolgten große Acclamationen und gewaltiges Gelächter.

„Einen Andern! einen Andern!" rief man von allen Seiten.

Der Fischer wählte einen andern Schweizer, den er anhakte wie den Ersten.

Nach dem Zweiten kam ein Dritter, dann ein Vierter, dann ein Fünfter.

Das ganze Regiment wäre gefolgt, hätte man nicht das Wort: „Schlagt an!" ertönen hören.

Als man die Gewehre sich mit der mechanischen Präcision senken sah, welche immer diese Bewegung bei den regelmäßigen Truppen begleitet, feuerte einer der Angreifenden, — es findet sich bei solchen Umständen stets ein Wahnsinniger, der das Signal zur Schlächterei gibt, — feuerte einer der Angreifenden eine Pistole nach einem Fenster des Schlosses ab.

Während des kurzen Zwischenraumes, der beim Commando das Wort: „Schlagt an!" vom Worte: „Feuer!" trennt, begriff Pitou Alles, was vorgehen sollte.

„Werft Euch auf den Bauch!" rief er seinen Leuten zu; „auf den Bauch, oder Ihr seid Alle des Todes!"

Und das Beispiel mit der Lehre verbindend, warf er sich selbst mit dem Bauche auf die Erde.

Doch ehe man Zeit gehabt hatte, seine Ermahnung zu befolgen, ertönte das Wort: Feuer! unter dem Vestibule, das sich mit Lärmen und Rauch füllte, während es, wie ein ungeheurer Musketonner, einen Hagel von Kugeln ausspie.

Die compacte Masse, — die Hälfte der Colonne vielleicht war in den Hof eingedrungen, — die compacte Masse wogte wie ein vom Winde gebeugtes Kornfeld, sodann wie ein von der Sichel geschnittenes Kornfeld, und schwankte und stürzte zusammen.

Kaum das Drittel war am Leben geblieben.

Dieses Drittel entfloh, unter dem Feuer der zwei Linien und unter dem der Baraken passirend; Linien und Baraken schoßen aus unmittelbarer Nähe.

Die Schützen würden einander selbst getödtet haben, hätten sie nicht zwischen sich einen so dichten Vorhang von Menschen gehabt.

Der Vorhang zerriß in breite Fetzen: vierhundert Menschen blieben auf dem Pflaster, von denen dreihundert todt waren.

Mehr oder weniger tödtlich verwundet, wehklagten die hundert Andern, versuchten es, aufzustehen, fielen wieder nieder, und gaben gewissen Theilen dieses Leichenfeldes eine Beweglichkeit ähnlich der einer verscheidenden Welle, eine entsetzlich anzuschauende Beweglichkeit.

Dann, allmälig, sank Alles zusammen, und abgesehen von einigen Halsstarrigen, die sich unüberwindlich ans Leben anklammerten, kehrte Alles in die Unbeweglichkeit zurück.

Die Flüchtlinge verbreiteten sich auf dem Carrousel, strömten einerseits auf die Quais, andererseits in die Rue Saint-Honoré und schrieen: „Mord! Mord! man hat uns ermordet!“

Ungefähr auf dem Pont-Neuf begegneten sie dem Kerne des Heeres.

Dieser Kern des Heeres wurde commandirt von zwei Männern zu Pferde, denen ein Mann zu Fuße folgte, welcher, obgleich zu Fuße, am Commando Theil zu haben schien.

„Ah!“ riefen die Flüchtlinge, in einem der zwei Reiter den Bierbrauer des Faubourg Saint-Antoine erkennend, der sich durch seine colossale Gestalt auszeichnete, welcher ein ungeheures flämisches Roß als Piedestal diente, „ah! Herr Santerre, herbei! zu Hülfe! man mordet unsere Brüder!“

„Wer dies?“ fragte Santerre.

„Die Schweizer! Sie haben auf uns geschossen, während wir den Mund an ihrem Backen hatten.“

Santerre wandte sich gegen den zweiten Reiter um und fragte ihn:

„Was denken Sie hievon, mein Herr?"

„Bei meiner Treue!" erwiederte mit einem stark deutschen Accente der Andere, der ein kleiner, blonder Mann war und die Haare bürstenartig geschnitten trug, „ich denke, es gibt ein militärisches Sprüchwort, welches sagt: „„Der Soldat muß sich dahin begeben, wo er den Lärmen der Musketen oder der Kanonen hört!"" Gehen wir dahin, wo dieser Lärm stattfindet . . ."

„Ei;" fragte der Mann zu Fuße einen von den Flüchtlingen, „Ihr hattet einen jungen Officier bei Euch: ich sehe ihn nicht mehr."

„Er ist zuerst gefallen, Bürger Repräsentant; und das ist ein Unglück, denn es war ein sehr braver junger Mann!"

„Ja, es war ein braver junger Mann," sagte leicht erbleichend derjenige, welchem man den Titel Repräsentant gegeben hatte; „ja, es war ein braver junger Mann! er soll auch brav gerächt werden! Vorwärts, Santerre!"

„Ich glaube, mein lieber Billot," sprach Santerre, „daß wir bei einer so ernsten Sache nicht nur den Muth, sondern auch die Erfahrung zu Hülfe rufen müssen."

„Gut!"

„Dem zu Folge mache ich den Vorschlag, das Obercommando dem Bürger Westermann zu übergeben, der ein wahrer General und der Freund des Bürgers Danton ist, wobei ich mich erbiete, ihm zuerst als einfacher Soldat zu gehorchen."

„Alles, was Ihr wollt," erwiederte Billot, „wenn wir nur, ohne einen Augenblick zu verlieren, marschiren."

„Nehmen Sie das Commando an, Bürger Westermann?" fragte Santerre.

„Ich nehme es an,“ antwortete laconisch der Preuße *).

„Dann geben Sie Ihre Befehle.“

„Vorwärts!“ rief Westermann.

Und die ungeheure Colonne, welche einen Augenblick Halt gemacht hatte, setzte sich wieder in Marsch.

In dem Momente, wo ihre Vorhut zugleich ins Carrousel durch die Einlässe der Rue de l'Echelle und durch die der Quais eindrang, schlug es elf auf der Uhr der Tuilerien.

---

## CXLIX.

## Von neun Uhr bis Mittag.

Als er ins Schloß zurückkam, fand Röderer den Kammerdiener, der ihn im Auftrage der Königin suchte; er selbst suchte die Königin, da er wußte, daß sie in diesem Augenblicke die wahre Stärke des Schlosses war.

Er war also glücklich, da er erfuhr, sie erwarte ihn an einem abgelegenen Orte, wo er allein und ohne gestört zu werden mit ihr sprechen könnte.

Dem zu Folge ging er hinter Weber hinauf.

Die Königin saß am Kamine, den Rücken dem Fenster zugewandt.

Bei dem Geräusche, das die Thüre machte, drehte ... h rasch um.

---

stermann war kein Preuße, sondern ein Elsässer.

„Nun! mein Herr?“ fragte sie, ohne ihrer Frage ein bestimmendes Ziel zu geben.

„Die Königin hat mir die Ehre erwiesen, mich zu rufen?“ erwiederte Röderer.

„Ja, mein Herr; Sie sind einer der ersten Beamten der Stadt; Ihre Gegenwart im Schlosse ist ein Schild für das Königthum; ich will Sie also fragen, was wir zu hoffen oder zu fürchten haben.“

„Zu hoffen, wenig, Madame; zu fürchten, Alles!“

„Das Volk marschirt also entschieden gegen das Schloß?“

„Seine Vorhut ist auf dem Carrousel und parlamentirt mit den Schweizern.“

„Parlamentirt, mein Herr? Ich habe doch den Schweizern Befehl gegeben, die Gewalt durch die Gewalt zu vertreiben. Sollten sie zum Ungehorsam geneigt sein?“

„Nein, Madame; die Schweizer werden auf ihrem Posten sterben.“

„Und wir auf dem unsern, mein Herr; wie die Schweizer Soldaten im Dienste der Könige sind, so sind die Könige Soldaten im Dienste der Monarchie.“

Röderer schwieg.

„Sollte ich unglücklicher Weise einer Ansicht sein, welche nicht mit der Ihrigen übereinstimmen würde?“ fragte die Königin.

„Madame,“ antwortete Röderer, „ich werde nur eine Ansicht haben, wenn Eure Majestät mir die Gnade erweist, eine von mir zu verlangen.“

„Mein Herr, ich verlange sie von Ihnen.“

„Nun wohl, Madame, ich will sie Ihnen mit der Freimüthigkeit eines überzeugten Mannes sagen. Meiner Ansicht nach ist der König verloren, wenn er in den Tuilerien bleibt.“

„Wenn wir aber nicht in den Tuilerien bleiben,

wohin werden wir gehen?“ rief die Königin, während sie ganz erschrocken aufstand.

„Es gibt zur Stunde nur ein Asyl, das die königliche Familie zu beschützen vermag,“ erwiederte Röderer.

„Welches, mein Herr?“

„Die Nationalversammlung.“

„Wie haben Sie gesagt, mein Herr?“ fragte die Königin schnell mit den Augen blinzelnd und fragend wie eine Frau, welche überzeugt ist, sie habe schlecht gehört.

„Die Nationalversammlung,“ wiederholte Röderer.

„Und Sie glauben, mein Herr, ich werde etwas von diesen Leuten verlangen?“

Röderer schwieg.

„Wenn es sich um Feinde handelt, so sind mir die lieber, mein Herr, welche uns von vorne und am hellen Tage angreifen, als die, welche uns von hinten und in der Dunkelheit vernichten wollen!“

„Nun wohl, Madame, dann entscheiden Sie sich: gehen Sie dem Volke entgegen, oder ziehen Sie sich nach der Nationalversammlung zurück.“

„Zurückziehen! Ei! sind wir dergestalt von Vertheidigern entblößt, daß wir uns zurückziehen müssen, ehe wir nur das Feuer versucht haben?“

„Wollen Sie, ehe Sie einen Entschluß fassen, Madame, den Bericht von einem competenten Manne anhören und die Kräfte kennen lernen, über die Sie verfügen können?“

„Weber, hole mir einen von den Officieren des Schlosses, Herrn Maillardoz, Herrn de la Chesnaye, oder . . .“

Sie wollte sagen: „Oder den Grafen von Charny;“ sie hielt inne.

Weber ging ab.

„Wenn Eure Majestät ans Fenster treten wollte, könnte sie durch sich selbst urtheilen.“

Die Königin machte mit einem sichtbaren Widerwillen ein paar Schritte gegen das Fenster, schob die Vorhänge auf die Seite und sah das Carrousel und sogar den Königshof voll von Piekenmännern.

„Mein Gott!“ rief sie, „was thun denn diese Menschen da?“

„Ich habe es Eurer Majestät gesagt, sie parlamentiren.“

„Sie sind ja bis in den Hof des Schlosses eingedrungen!“

„Ich glaubte Zeit gewinnen zu sollen, um Eurer Majestät Muße zu geben, einen Entschluß zu fassen.“

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre.

„Kommen Sie! kommen Sie!“ rief die Königin, ohne zu wissen, an wen sie sich wandte.

Charny trat ein.

„Hier bin ich, Madame,“ sagte er.

„Ah! Sie sind es! . . ich habe Sie nichts zu fragen; denn Sie haben mir vorhin schon gesagt, was uns zu thun bleibe.“

„Und nach der Ansicht dieses Herrn,“ fragte Röderer, „bleibt Ihnen . . .“

„Zu sterben,“ sprach die Königin.

„Sie sehen, das, was ich Ihnen vorschlage, ist vorzuziehen, Madame.“

„Oh! bei meiner Seele, ich weiß es nicht,“ erwiederte die Königin.

„Was schlägt der Herr vor?“ fragte Charny.

„Den König in die Nationalversammlung zu führen.“

„Das ist nicht der Tod, aber es ist die Schande!“ sagte Charny.

„Sie hören, mein Herr!“ rief die Königin.

„Gäbe es wohl keinen Mittelweg?“ versetzte Röderer.

Weber trat vor und sagte:

„Ich bin sehr wenig, und ich weiß, daß es sehr

keck von mir ist, das Wort in einer solchen Gesellschaft zu nehmen; vielleicht inspirirt mich aber meine Ergebenheit . . . Wenn man sich darauf beschränken würde, daß man die Nationalversammlung bäte, sie möge eine Deputation schicken, um über die Sicherheit des Königs zu wachen?"

„Gut, es sei," sprach die Königin; „hiezu willige ich ein . . . Herr von Charny, wenn Sie diesen Vorschlag billigen, so gehen Sie gefälligst und theilen Sie denselben dem König zur Entscheidung mit."

Charny verbeugte sich und ging ab.

„Folge dem Grafen, Weber, und melde mir die Antwort des Königs."

Weber ging hinter dem Grafen hinaus.

Die Gegenwart von Charny, dem kalten, ernsten, ergebenen Manne, war, wenn nicht für die Königin, doch wenigstens für die Frau ein so grausamer Vorwurf, daß sie ihn nur schauernd wiedersah.

Sodann hatte sie vielleicht eine furchtbare Ahnung von dem, was vorgehen sollte.

Weber kam zurück.

„Der König nimmt an," sagte er, „und die Herren Champion und Dejoly begeben sich auf der Stelle in die Nationalversammlung, um die Bitte Seiner Majestät zu überbringen."

„Aber schauen Sie doch!" rief die Königin.

„Was, Madame?" fragte Röderer.

„Was machen sie denn?"

Die Belagernden waren beschäftigt, Schweizer zu fischen.

Röderer schaute, doch ehe er Zeit gehabt, sich eine Idee von dem zu machen, was vorfiel, ging ein Pistolenschuß los, auf den die fürchterliche Salve folgte.

Das Schloß zitterte, wie in seinen Grundfesten erschüttert.

Die Königin stieß einen Schrei aus, wich einen

Schritt zurück, und kam dann, durch die Neugierde angezogen, ans Fenster zurück.

„Oh! sehen Sie! sehen Sie!“ rief sie, die Augen entflammt, „sie fliehen! sie sind in Verwirrung gebracht! Was sagten Sie denn, Herr Röderer, Sie haben kein anderes Hülfsmittel mehr, als die Nationalversammlung?“

„Will Ihre Majestät die Gnade haben, mir zu folgen?“ erwiederte Röderer.

„Sehen Sie! sehen Sie!“ fuhr die Königin fort, „die Schweizer machen einen Ausfall und verfolgen sie... Oh! das Carrousel ist frei! Sieg! Sieg!“

„Aus Mitleid für Sie selbst, Madame, folgen Sie mir,“ sprach Röderer,

Die Königin kam wieder zu sich und folgte dem Syndicus.

„Wo ist der König?“ fragte Röderer den ersten Kammerdiener, dem er begegnete.

„Der König ist in der Gallerie des Louvre,“ antwortete dieser.

„Gerade dahin wollte ich Eure Majestät führen,“ sagte Röderer.

Die Königin folgte, ohne sich einen Begriff von der Absicht ihres Führers zu machen.

Die Gallerie war bei der Hälfte ihrer Länge verrammelt und beim Drittel durchschnitten; zwei bis dreihundert Mann vertheidigten sie und konnten sich gegen die Tuilerien vermittelst einer Art von fliegenden Brücke zurückziehen, welche, vom Letzten mit dem Fuße abgestoßen, in das Erdgeschoß fiel.

Der König stand am Fenster mit den Herren de la Chesnaye, Maillardoz und fünf bis sechs Edelleuten.

Er hatte ein Augenglas in der Hand.

Die Königin lief nach dem Balcon, und sie bedurfte keines Augenglases, um zu sehen, was vorging.

Das Insurrectionsheer rückte lang und dicht heran,

die ganze Breite des Quai bedeckend und sich ins Unabsehbare erstreckend.

Durch den Pont Neuf schloß der Faubourg Saint Marceau seine Verbindung mit dem Faubourg Saint Antoine.

Alle Glocken von Paris läuteten wüthend Sturm wobei der Bourdon*) von Notre-Dame all dieses ehernen Vibriren übertönte.

Eine glühende Sonne prallte in Tausenden von Blitzen an den Läufen der Flinten und den Eisen der Lanzen zurück.

Dann hörte man, wie das entfernte Getöse des Sturmes, das dumpfe Rollen des schweren Geschützes.

„Nun, Madame?“ fragte Röderer.

Mehr als fünfzig Personen hatten sich hinter den König versammelt.

Die Königin warf einen langen Blick auf diese ganze Menge, die sie umgab; dieser Blick schien bis in der Tiefe der Herzen Alles das zu suchen, was von Ergebenheit darin bleiben mochte.

Sodann, — eine stumme, arme Frau, die nicht wußte, an wen sie sich wenden, noch welche Bitte sie thun sollte! — nahm sie ihr Kind, zeigte es den Schweizer Officieren den Officieren der Nationalgarde, den Edelleuten.

Es war nicht die Königin einen Thron für ihren Erben fordernd; es war die Mutter in der Herzensangst mitten in einer Feuersbrunst schreiend: „Mein Kind! wer wird mein Kind retten?“

Während dieser Zeit sprach der König leise mit dem Syndicus der Commune, oder Röderer wiederholte ihm vielmehr das, was er schon der Königin gesagt hatte.

Zwei sehr von einander verschiedene Gruppen hatten sich um die zwei erhabenen Personen gebildet: die Gruppe

---

*) Die große Glocke von Notre-Dame.

es Königs kalt, ernst, bestehend aus Räthen, welche die on Röderer ausgesprochene Ansicht zu billigen schienen; ie Gruppe der Königin glühend, enthusiastisch, zahlreich, estehend aus jungen Militären, die ihre Hüte schwanzen und ihre Degen zogen, die Hände zum Dauphin erhoben, auf den Knieen der Königin das Kleid küßten und schworen, sie werden für den Einen und für die Andere sterben.

In ihrem Enthusiasmus fand die Königin wieder einige Hoffnung.

In diesem Augenblicke vereinigte sich die Gruppe des Königs mit der der Königin, und der König mit seiner gewöhnlichen Unempfindlichkeit bildete den Mittelpunkt der zwei vereinigten Gruppen. Diese Unempfindlichkeit war vielleicht Muth.

Die Königin nahm ein Paar Pistolen aus dem Gürtel von Herrn Maillardoz, dem Commandanten der Schweizer, und sprach:

„Auf, Sire! es ist für Sie der Augenblick gekommen, sich zu zeigen oder unter Ihren Freunden zu sterben!"

Diese Bewegung der Königin steigerte die Begeisterung auf den höchsten Grad; Jeder erwartete die Antwort des Königs mit offenem Munde und gehemmtem Athem.

Ein junger König, schön, muthig, der sich, das Auge glühend, die Lippe bebend, diese zwei Pistolen in der Hand, mitten in den Kampf geworfen hätte, konnte vielleicht das Glück zu sich zurückrufen!

Man wartete, man hoffte.

Der König nahm die Pistolen aus den Händen der Königin und gab sie Herrn Maillardoz zurück.

Dann wandte er sich gegen den Syndicus um und fragte:

„Sie sagen also, mein Herr, ich soll mich in die Nationalversammlung begeben?"

„Sire," antwortete Röderer sich verbeugend, „das ist meine Meinung."

„Vorwärts, meine Herren," sprach der König, „es ist nichts mehr hier zu machen."

Die Königin stieß einen tiefen Seufzer aus, nahm den Dauphin in ihre Arme, wandte sich an Frau von Lamballe und Frau von Tourzel und sagte:

„Kommen Sie, meine Damen, da es der König so will!"

Das hieß zu den Anderen sagen: „Ich verlasse Euch."

Madame Campan erwartete die Königin in der Flur, durch welche sie gehen mußte.

Die Königin sah sie.

„Erwarten Sie mich in meinem Zimmer," sagte sie; „ich werde zu Ihnen kommen oder Sie holen lassen, um . . . Gott weiß wohin . . . zu gehen."

Sodann, indem sie sich gegen Madame Campan neigte, flüsterte sie:

„Oh! einen Thurm am Ufer des Meeres!"

Die verlassenen Edelleute schauten einander an und schienen sich zu sagen „Haben wir für diesen König hier den Tod gesucht?"

Herr de la Chesnaye verstand diese stumme Frage und erwiederte:

„Nein, meine Herren, für das Königthum! Der Mensch ist sterblich; das Princip ist unvergänglich!"

Was die unglücklichen Frauen betrifft, — und es waren viele da: Einige, welche aus dem Schlosse abwesend, hatten unerhörte Anstrengungen gemacht, um in dasselbe zurückzukommen; — die Frauen waren mit Schrecken erfüllt.

Man hätte glauben sollen, es seien eben so viele Marmorstatuen in den Winkeln der Corridors oder längs den Treppen stehend.

Endlich geruhte der König, an diejenigen zu denken, welche er verließ.

Unten an der Treppe hielt er an und sagte:

„Was wird aber aus allen den Personen werden, ie ich da oben gelassen habe?"

„Sire," erwiederte Röderer, „nichts wird für sie eichter sein, als Ihnen zu folgen: sie sind im Stadt- leide und werden durch den Garten gehen."

„Es ist wahr," versetzte der König. „Vorwärts!"

„Oh! Herr von Charny," sprach die Königin, als ie den Grafen erblickte, der an der Gartenthüre mit loßem Degen wartete, „warum habe ich Ihnen vor- gestern kein Gehör gegeben, als Sie mir zu fliehen riethen?"

Der Graf antwortete nicht; er näherte sich aber dem König und sagte:

„Sire, wollte der König nicht die Gnade haben, meinen Hut zu nehmen und mir den seinigen zu geben, der ihn erkenntlich machen könnte?"

„Ah! Sie haben Recht," erwiederte der König, „wegen der weißen Feder ... Ich danke, mein Herr."

Und er nahm den Hut von Charny und gab ihm den seinigen.

„Mein Herr," fragte die Königin, „sollte der König auf diesem Gange eine Gefahr laufen?"

„Sie sehen, Madame, daß ich, wenn diese Gefahr besteht, thue, was ich kann, um sie von demjenigen, welchen sie bedroht, abzuwenden."

„Sire," sprach der Schweizer Kapitän, der beauf- tragt war, die Passage des Königs durch den Garten zu beschützen, „ist Eure Majestät bereit?"

„Ja," antwortete der König, indem er den Hut von Charny auf seinen Kopf drückte.

Der König ging in der Mitte von zwei Reihen Schweizer, welche mit demselben Schritte marschirten wie er.

Plötzlich hörte man gewaltiges Geschrei rechts.

Das Thor, das nach den Tuilerien, beim Café de

Flore, ging, war gesprengt: eine Volksmasse, welche wußte, der König begebe sich in die Nationalversammlung, stürzte in den Garten.

Ein Mann, der diese ganze Bande zu führen schien, trug als Banner einen Kopf an der Spitze einer Pike.

Der Kapitän ließ halten und befahl, die Gewehre fertig zu machen.

„Herr von Charny," sagte die Königin, „sehen Sie mich auf dem Punkte, in die Hände dieser Elenden zu fallen, so werden Sie mich tödten, nicht wahr?"

„Ich kann Ihnen das nicht versprechen, Madame," erwiederte Charny.

„Warum nicht?" rief die Königin.

„Weil ich, ehe eine einzige Hand Sie berührt hat, todt sein werde!"

„Ah!" sagte der König, „das ist der Kopf von Herrn Mandat: ich erkenne ihn."

Diese Mörderbande wagte es nicht, sich zu nähern, doch sie überhäufte den König und die Königin mit Schmähungen; fünf bis sechs Flintenschüsse wurden gefeuert: ein Schweizer fiel todt nieder, ein anderer verwundet.

Der Kapitän befahl, anzuschlagen; seine Leute gehorchten.

„Schießen Sie nicht, mein Herr!" sagte Charny, „oder nicht Einer von uns wird in die Nationalversammlung kommen."

„Das ist richtig, mein Herr," antwortete der Kapitän. „Das Gewehr in' Arm!"

Die Soldaten nahmen das Gewehr wieder in den Arm, und man zog den Garten schräg durchschneidend weiter.

Die erste Hitze des Jahres hatte die Kastanienbäume gelb gefärbt; obgleich man erst im Anfange des Augusts war, bestreuten doch die schon dürren Blätter den Boden.

Der kleine Dauphin rollte sie unter seinen Füßen

und belustigte sich damit, daß er sie unter die seiner Schwester stieß.

„Die Blätter fallen frühzeitig in diesem Jahre," sprach der König.

„Hat nicht Einer von diesen Menschen geschrieben: „„Das Königthum wird nicht bis zum Falle der Blätter gehen?““ sagte die Königin.

„Ja, Madame," antwortete Charny.

„Und wie heißt dieser geschickte Prophet?"

„Manuel."

Es bot sich indessen ein anderes Hinderniß vor den Schritten der königlichen Familie: das war eine beträchtliche Gruppe von Männern und Weibern, welche, mit drohenden Geberden und Waffen schwingend, auf der Treppe und der Terrasse warteten, die man hinaufsteigen und überschreiten mußte, um sich vom Garten der Tuilerien in die Reitschule zu begeben.

Die Gefahr war um so größer, als es den Schweizern unmöglich wurde, in ihren Gliedern zu bleiben.

Der Kapitän versuchte es nichtsdestoweniger, sie durch die Menge dringen zu lassen; doch es zeigte sich eine solche Wuth, daß ihm Röderer zurief:

„Nehmen Sie sich in Acht, mein Herr! Sie werden machen, daß man den König tödtet."

Man hielt an, und ein Bote ging ab und benachrichtete die Nationalversammlung, der König komme, um Asyl von ihr zu verlangen.

Die Nationalversammlung schickte eine Deputation, doch der Anblick dieser Deputation verdoppelte die Wuth der Menge.

Man hörte die mit dem heftigsten Grimme ausgestoßenen Rufe:

„Nieder mit Veto! nieder mit der Oesterreicherin! Die Entsetzung oder den Tod!"

Die zwei Kinder, da sie begriffen, ihre Mutter werde hauptsächlich bedroht, drängten sich an sie an.

Der kleine Dauphin fragte:

„Herr von Charny, warum wollen denn alle diese Leute Mama tödten?"

Ein Mann von colossaler Gestalt, mit einer Pike bewaffnet und lauter als die Andern schreiend: „Nieder mit Veto! den Tod der Oesterreicherin!" versuchte es, mit dieser Pieke stoßend, bald den König, bald die Königin zu treffen.

Die Schweizer Escorte war nach und nach auf die Seite gedrängt worden; die königliche Familie hatte um sich nur noch die sechs Edelleute, welche mit ihr aus den Tuilerien weggegangen waren, Herrn von Charny und die Deputation der Nationalversammlung, die sie abgeholt hatte.

Es waren noch über dreißig Schritte unter einer compacten Menge zu machen.

Offenbar wollte man dem König und besonders der Königin ans Leben.

Unten an der Treppe begann der Kampf.

„Mein Herr," sagte Röderer zu Charny, „stecken Sie Ihren Degen in die Scheide, oder ich stehe für nichts!"

Charny gehorchte ohne ein Wort zu sprechen.

Die königliche Gruppe wurde von der Menge aufgehoben, wie eine Barke im Sturme von den Wellen aufgehoben wird, und gegen die Assemblée fortgeschleppt; der König sah sich genöthigt, einen Menschen zurückzustoßen, der ihm die Faust vor das Gesicht gehalten hatte; fast erstickt, schrie der kleine Dauphin und streckte die Arme aus, als wollte er um Hülfe rufen.

Ein Mann stürzte hinzu, nahm ihn und entriß ihn den Händen seiner Mutter.

„Herr von Charny, mein Sohn!" rief Marie Antoinette; „um des Himmels willen, retten Sie meinen Sohn!"

Charny machte ein paar Schritte gegen den Mann.

der das Kind forttrug; doch kaum hatte er die Königin demaskirt, da streckten sich ein paar Arme gegen sie aus, und eine Hand packte sie bei dem Tuche, das ihre Brust bedeckte.

Die Königin stieß einen Schrei aus.

Charny vergaß die Ermahnung von Röderer, und sein Degen verschwand ganz im Leibe des Mannes, der es gewagt, Hand an die Königin zu legen.

Die Menge brüllte vor Wuth, als sie Einen der Ihrigen fallen sah, und griff noch heftiger die Gruppe an.

Die Weiber schrieen:

„Ei! tödtet sie doch, die Oesterreicherin! gebt sie doch uns, daß wir sie erwürgen! Tod! Tod!“

Und zwanzig Arme streckten sich aus, um sie zu ergreifen.

Doch wahnsinnig vor Schmerz, ohne sich mehr um ihre eigene Gefahr zu bekümmern, schrie Marie Antoinette unablässig:

„Mein Sohn! mein Sohn!“

Man berührte beinahe die Schwelle der Nationalversammlung; die Menge machte eine letzte Anstrengung: sie fühlte, daß ihre Beute ihr entgehen sollte.

Charny war so bedrängt, daß er nur noch mit dem Knopfe seines Degens schlagen konnte.

Er sah unter allen diesen geschlossenen und drohenden Fäusten eine mit einer Pistole bewaffnete Hand, welche die Königin suchte.

Er ließ seinen Degen los, ergriff mit beiden Händen die Pistole, entriß sie dem, welcher sie hielt, und schoß damit dem nächsten Angreifenden mitten auf die Brust.

Der Mann stürzte todt zu Boden.

Charny bückte sich, um seinen Degen aufzuheben.

Der Degen war schon in den Händen eines Menschen aus dem Volke, der die Königin damit zu treffen suchte.

Charny warf sich auf den Mörder.

In diesem Augenblicke trat die Königin im Gefolge

des Königs in das Vestibule der Nationalversammlung ein: sie war gerettet.

Freilich schloß sich hinter ihnen die Thüre wieder, und auf der Schwelle dieser Thüre fiel Charny zugleich von einem Schlage mit einer eisernen Stange an den Kopf und von einem Piekenstoße in die Brust getroffen.

„Wie meine Brüder!“ murmelte er fallend. „Arme Andrée! . .“

Das Geschick von Charny ging in Erfüllung, wie das von Isidor, wie das von Georges! . . Das der Königin sollte in Erfüllung gehen.

In demselben Momente verkündigte übrigens eine entsetzliche Artilleriesalve, die Aufrührer und das Schloß seien im Kampfe begriffen.

---

## CL.

## Von Mittag bis drei Uhr.

Einen Augenblick, wie die Königin, da sie die Flucht der Vorhut sah, konnten die Schweizer glauben, sie haben es mit dem Heere selbst zu thun gehabt, und dieses Heer sei zerstreut.

Sie hatten ungefähr vierhundert Menschen im Königshofe, hundert und fünfzig bis zweihundert im Carrousel getödtet, und endlich sieben Kanonen zurückgebracht.

So weit das Auge reichte, erblickte man keinen der im Stande, sich zu vertheidigen.

...ne einzige kleine, isolirte Batterie, welche auf der ... eines Hauses der Wachstube der Schweizer ge-

genüber aufgepflanzt war, setzte ihr Feuer fort, ohne daß man sie zum Schweigen bringen konnte.

Da man sich indessen Meister des Aufruhrs glaubte, so wollte man alle Maßregeln ergreifen, um mit dieser Batterie um jeden Preis ein Ende zu machen, als man auf der Seite der Quais das Rasseln der Trommeln und das dumpfe Ausstoßen des schweren Geschützes hörte.

Das war dieses Heer, das der König mit einem Augenglase von der Gallerie des Louvre aus kommen sah.

Zu gleicher Zeit fing das Gerücht an sich zu verbreiten, der König habe das Schloß verlassen und sei, um ein Asyl zu verlangen, in die Nationalversammlung gegangen.

Es ist schwer, zu sagen, welche Wirkung diese Nachricht selbst auf die ergebensten Royalisten hervorbrachte.

Der König, der auf seinem königlichen Posten zu sterben versprochen, verließ diesen Posten und ging zum Feinde über, oder gab sich wenigstens gefangen, ohne zu kämpfen!

Von da an betrachteten sich die Nationalgarden als ihres Eides entbunden und zogen sich fast insgesammt zurück.

Einige Edelleute folgten ihnen, da sie es für unnütz erachteten, sich für eine Sache tödten zu lassen, die sich selbst als verloren bekannte.

Die Schweizer allein blieben, düster, still, aber Sklaven der Disciplin.

Von der Terrasse des Pavillon de Flore herab und aus den Fenstern der Gallerie des Louvre sah man die heldenmüthigen Vorstädte kommen, denen nie ein Heer widerstanden, und die in einem Tage die Bastille zerstört hatten, — die Festung, deren Füße seit vierhundert Jahren im Boden eingewurzelt waren.

Die Angreifenden hatten ihren Plan: sie glaubten den König im Schlosse und wollten von allen Seiten das Schloß umzingeln, um den König zu nehmen.

des Königs in das Vestibule der Nationalversammlung ein: sie war gerettet.

Freilich schloß sich hinter ihnen die Thüre wieder, und auf der Schwelle dieser Thüre fiel Charny zugleich von einem Schlage mit einer eisernen Stange an den Kopf und von einem Piekenstoße in die Brust getroffen.

„Wie meine Brüder!“ murmelte er fallend. „Arme Andrée! . .“

Das Geschick von Charny ging in Erfüllung, wie das von Isidor, wie das von Georges! . . Das der Königin sollte in Erfüllung gehen.

In demselben Momente verkündigte übrigens eine entsetzliche Artilleriesalve, die Aufrührer und das Schloß seien im Kampfe begriffen.

---

## CL.

## Von Mittag bis drei Uhr.

Einen Augenblick, wie die Königin, da sie die Flucht der Vorhut sah, konnten die Schweizer glauben, sie haben es mit dem Heere selbst zu thun gehabt, und dieses Heer sei zerstreut.

Sie hatten ungefähr vierhundert Menschen im Königshofe, hundert und fünfzig bis zweihundert im Carrousel getödtet, und endlich sieben Kanonen zurückgebracht.

So weit das Auge reichte, erblickte man keinen Mann, der im Stande, sich zu vertheidigen.

Eine einzige kleine, isolirte Batterie, welche auf der Terrasse eines Hauses der Wachstube der Schweizer ge-

genüber aufgepflanzt war, setzte ihr Feuer fort, ohne daß man sie zum Schweigen bringen konnte.

Da man sich indessen Meister des Aufruhrs glaubte, so wollte man alle Maßregeln ergreifen, um mit dieser Batterie um jeden Preis ein Ende zu machen, als man auf der Seite der Quais das Rasseln der Trommeln und das dumpfe Aufstoßen des schweren Geschützes hörte.

Das war dieses Heer, das der König mit einem Augenglase von der Gallerie des Louvre aus kommen sah.

Zu gleicher Zeit fing das Gerücht an sich zu verbreiten, der König habe das Schloß verlassen und sei, um ein Asyl zu verlangen, in die Nationalversammlung gegangen.

Es ist schwer, zu sagen, welche Wirkung diese Nachricht selbst auf die ergebensten Royalisten hervorbrachte.

Der König, der auf seinem königlichen Posten zu sterben versprochen, verließ diesen Posten und ging zum Feinde über, oder gab sich wenigstens gefangen, ohne zu kämpfen!

Von da an betrachteten sich die Nationalgarden als ihres Eides entbunden und zogen sich fast insgesammt zurück.

Einige Edelleute folgten ihnen, da sie es für unnütz erachteten, sich für eine Sache tödten zu lassen, die sich selbst als verloren bekannte.

Die Schweizer allein blieben, düster, still, aber Sklaven der Disciplin.

Von der Terrasse des Pavillon de Flore herab und aus den Fenstern der Gallerie des Louvre sah man die heldenmüthigen Vorstädte kommen, denen nie ein Heer widerstanden, und die in einem Tage die Bastille zerstört hatten, — die Festung, deren Füße seit vierhundert Jahren im Boden eingewurzelt waren.

Die Angreifenden hatten ihren Plan: sie glaubten den König im Schlosse und wollten von allen Seiten das Schloß umzingeln, um den König zu nehmen.

des Königs in das Vestibule der Nationalversammlung ein: sie war gerettet.

Freilich schloß sich hinter ihnen die Thüre wieder, und auf der Schwelle dieser Thüre fiel Charny zugleich von einem Schlage mit einer eisernen Stange an den Kopf und von einem Piekenstoße in die Brust getroffen.

„Wie meine Brüder!“ murmelte er fallend. „Arme Andrée! . .“

Das Geschick von Charny ging in Erfüllung, wie das von Isidor, wie das von Georges! . . Das der Königin sollte in Erfüllung gehen.

In demselben Momente verkündigte übrigens eine entsetzliche Artilleriesalve, die Aufrührer und das Schloß seien im Kampfe begriffen.

---

## CL.

## Von Mittag bis drei Uhr.

Einen Augenblick, wie die Königin, da sie die Flucht der Vorhut sah, konnten die Schweizer glauben, sie haben es mit dem Heere selbst zu thun gehabt, und dieses Heer sei zerstreut.

Sie hatten ungefähr vierhundert Menschen im Königshofe, hundert und fünfzig bis zweihundert im Carrousel getödtet, und endlich sieben Kanonen zurückgebracht.

So weit das Auge reichte, erblickte man keinen Mann, der im Stande, sich zu vertheidigen.

Eine einzige kleine, isolirte Batterie, welche auf der Terrasse eines Hauses der Wachstube der Schweizer ge-

genüber aufgepflanzt war, setzte ihr Feuer fort, ohne daß man sie zum Schweigen bringen konnte.

Da man sich indessen Meister des Aufruhrs glaubte, so wollte man alle Maßregeln ergreifen, um mit dieser Batterie um jeden Preis ein Ende zu machen, als man auf der Seite der Quais das Rasseln der Trommeln und das dumpfe Aufstoßen des schweren Geschützes hörte.

Das war dieses Heer, das der König mit einem Augenglase von der Gallerie des Louvre aus kommen sah.

Zu gleicher Zeit fing das Gerücht an sich zu verbreiten, der König habe das Schloß verlassen und sei, um ein Asyl zu verlangen, in die Nationalversammlung gegangen.

Es ist schwer, zu sagen, welche Wirkung diese Nachricht selbst auf die ergebensten Royalisten hervorbrachte.

Der König, der auf seinem königlichen Posten zu sterben versprochen, verließ diesen Posten und ging zum Feinde über, oder gab sich wenigstens gefangen, ohne zu kämpfen!

Von da an betrachteten sich die Nationalgarden als ihres Eides entbunden und zogen sich fast insgesammt zurück.

Einige Edelleute folgten ihnen, da sie es für unnütz erachteten, sich für eine Sache tödten zu lassen, die sich selbst als verloren bekannte.

Die Schweizer allein blieben, düster, still, aber Sklaven der Disciplin.

Von der Terrasse des Pavillon de Flore herab und aus den Fenstern der Gallerie des Louvre sah man die heldenmüthigen Vorstädte kommen, denen nie ein Heer widerstanden, und die in einem Tage die Bastille zerstört hatten, — die Festung, deren Füße seit vierhundert Jahren im Boden eingewurzelt waren.

Die Angreifenden hatten ihren Plan: sie glaubten den König im Schlosse und wollten von allen Seiten das Schloß umzingeln, um den König zu nehmen.

Die Colonne, welche dem Quai des linken Ufers folgte, erhielt daher Befehl, das Gitter am Wasser zu forciren; die, welche durch die Rue Saint-Honoré kam, das Thor der Feuillants zu sprengen, während die Colonne des rechten Ufers, commandirt von Westermann, der unter seinen Befehlen Santerre und Billot hatte, von vorne angreifen würde.

Diese letzte mündete plötzlich durch alle Einlässe des Carrousel, das Ça ira singend.

Die Marseiller bildeten die Spitze der Colonne; sie schleppten mitten in ihren Reihen zwei mit Kartätschen geladene kleine Vierpfünder.

Ungefähr zweihundert Schweizer waren in Schlachtordnung auf dem Carrousel aufgestellt.

Die Aufrührer marschirten gerade auf sie zu, und in dem Augenblicke, wo die Schweizer ihre Gewehre senkten, um Feuer zu geben, demaskirten sie ihre zwei Kanonen und gaben selbst Feuer.

Die Soldaten schoßen ihre Flinten ab, zogen sich aber unmittelbar hierauf gegen das Schloß zurück und ließen dreißig Todte und Verwundete auf dem Pflaster des Carrousel.

Sogleich warfen sich die Aufrührer, welche an ihrer Spitze die Marseiller und die bretonischen Föderirten hatten, auf die Tuilerien und bemächtigten sich zweier Höfe: des Königshofes, welcher im Centrum lag, — wo so viele Todte waren, — und des Prinzenhofes in der Nähe des Pavillon de Flore und des Quai.

Billot hatte da kämpfen wollen, wo Pitou getödtet worden war; dann, wir müssen es sagen, blieb ihm noch eine Hoffnung: die, der arme Junge sei nur verwundet worden, und er werde ihm im Königshofe denselben Dienst leisten, den ihm Pitou auf dem Marsfelde geleistet.

Er drang also einer der Ersten in den Hof vom Centrum ein; der Blutgeruch war so stark, daß man

h in einem Schlachthause geglaubt hatte; er strömte
us diesem Leichenhaufen gewisser Maßen sichtbar wie
n Rauch aus.

Dieser Anblick, dieser Geruch erbitterten die An-
reifenden im höchsten Grade; sie stürzten nach dem
Schlosse.

Hätten sie aber auch zurückweichen wollen, es wäre
unmöglich gewesen; die Massen, die sich unaufhörlich
urch die Einlässe des Carrousel drängten, trieben sie
orwärts.

Bemerken wir aber sogleich, obschon die Façade
es Schlosses einem Feuerwerke glich, fiel es doch Kei-
iem ein, einen Schritt rückwärts zu machen.

Und die Aufrührer, waren sie einmal in diesen mitt-
eren Hof vorgedrungen, fanden sich doch wie diejenigen,
n deren Blute sie bis an die Knöchel marschirten, zwi-
chen zwei Feuern gefaßt: zwischen dem Feuer des Ve-
tibule und dem der doppelten Reihe der Baraken.

Man mußte zuerst das Feuer der Baraken aus-
öschen.

Die Marseiller warfen sich auf sie wie Doggen auf
einen glühenden Kohlenhaufen. Sie konnten sie aber
nicht mit ihren Händen einreißen: sie verlangten Hebe-
stangen, Karste und Hauen.

Billot verlangte Stückpatronen.

Westermann begriff den Plan seines Lieutenants.

Man brachte Stückpatronen mit Lunten.

Auf die Gefahr, das Pulver in ihren Händen los-
gehen zu sehen, zündeten die Marseiller die Lunten an
und schleuderten die Stückpatronen in die Baraken.

Die Baraken geriethen in Brand. Diejenigen,
welche sie vertheidigten, sahen sich genöthigt, sie zu räu-
men und sich unter das Vestibule zu flüchten.

Die Aufrührer, Billot an der Spitze, benützten diesen
Augenblick, um den Flüchtlingen bis unter das Vestibule
zu folgen.

Hier traf man Eisen gegen Eisen, Feuer gegen Feuer zusammen.

Plötzlich fühlte sich Billot von hinten umschlungen; er wandte sich um, im Glauben, er habe es mit einem Feinde zu thun; als er aber denjenigen erblickte, welcher ihn umschlang, gab er einen Freudenschrei von sich.

Es war Piton! Piton unkennbar, von den Füßen bis zum Kopfe mit Blut bedeckt; aber Piton gesund und wohlbehalten, ohne eine einzige Wunde.

In dem Augenblicke, wo er die Schweizer ihre Gewehre senken sah, hatte er, wie wir erwähnt: „Werft Euch auf den Bauch!" gerufen und selbst das Beispiel gegeben.

Doch seine Kameraden hatten nicht Zeit gehabt, dieses Beispiel zu befolgen.

Das Musketenfeuer war sodann wie eine ungeheure Sense in Manneshöhe hingegangen und hatte drei Viertel von diesen menschlichen Aehren gemäht, welche fünf und zwanzig Jahre brauchen, um zu wachsen, und die eine einzige Secunde beugt und bricht.

Piton hatte sich buchstäblich unter Leichnamen begraben gefühlt, sodann durch eine von allen Seiten rieselnde Flüssigkeit gebadet.

Trotz des tief unangenehmen Eindrucks, den Piton, erstickt durch das Gewicht der Todten, gebadet durch ihr Blut, empfand, beschloß er, sich mäuschenstill zu verhalten und, um ein Lebenszeichen von sich zu geben, einen günstigen Augenblick abzuwarten.

Auf diesen günstigen Augenblick hatte er über eine Stunde gewartet.

Allerdings hatte ihm jede Minute von dieser Stunde selbst eine Stunde geschienen.

Endlich hielt er den Augenblick für günstig, als er das Siegesgeschrei seiner Gefährten hörte, und unter dem Geschrei die Stimme von Billot, der ihn rief.

Nun hatte er, wie der unter dem Aetna begrabene

Enkelados, diese Lage von Leichnamen, die ihn bedeckte, abgeschüttelt, es war ihm gelungen, sich wieder auf die Füße zu stellen, und da er Billot im ersten Gliede erkannt hatte, war er hinzugelaufen, um ihn an sein Herz zu drücken, ohne sich darum zu bekümmern, von welcher Seite er ihn daran drücke.

Eine Salve der Schweizer, die ein Dutzend Menschen zu Boden streckte, rief Billot und Pitou zum Ernste der Lage zurück.

Neunhundert Klafter Gebäude brannten rechts und links im mittleren Hofe.

Das Wetter war schwül, und es ging nicht der geringste Wind. Der Rauch des Brandes und des Musketenfeuers lastete auf den Kämpfenden wie ein Bleidach; der Rauch füllte das Vestibule des Schlosses; die ganze Façade, an der jedes Fenster flammte, war mit einem Rauchschleier bedeckt; man konnte weder unterscheiden, wohin man den Tod sandte, noch von wo man ihn empfing.

Pitou, Billot, die Marseiller, die Spitze der Colonne marschirten voran und drangen mitten unter dem Rauche in das Vestibule ein.

Man befand sich vor einer Mauer von Bajonneten: das waren die der Schweizer.

Da begannen die Schweizer ihren Rückzug, einen heroischen Rückzug, bei welchem Schritt für Schritt, Stufe um Stufe, auf jeder Stufe ein Glied der Seinigen lassend, das Bataillon langsam zurückwich.

Am Abend zählte man achtzig Leichname auf der Treppe.

Plötzlich hörte man durch die Corridors und die Zimmer den Ruf ertönen:

„Der König befiehlt den Schweizern, das Feuer einzustellen.“

Das war Nachmittags um zwei Uhr.

Man vernehme, was in der Nationalversammlung

vorgefallen war, und was den Befehl herbeigeführt hatte, den man in den Tuilerien proclamirte, um den Kampf aufhören zu machen; ein Befehl, der den doppelten Vortheil hatte, daß er die Erbitterung der Sieger verminderte und die Ehre der Besiegten bedeckte.

In dem Augenblicke, wo sich das Thor der Feuillants wieder hinter der Königin schloß, und sie durch dieses noch ein wenig offene Thor eiserne Stangen, Bajonnete und Piken Charny bedrohen sah, gab sie einen Schrei von sich und streckte ihre Arme nach dieser Seite aus; doch fortgerissen gegen den Saal von ihren Begleitern und zu gleicher Zeit durch jenen Mutterinstinct, der sie vor Allem ihrem Kinde folgen hieß, trat sie hinter dem König in die Nationalversammlung ein.

Hier wurde ihr eine große Freude zu Theil: sie erblickte ihren Sohn auf dem Bureau des Präsidenten sitzend; der Mann, der ihn hieher gebracht hatte, schüttelte seine rothe Mütze neben dem Kopfe des jungen Prinzen und rief ganz freudig:

„Ich habe den Sohn meiner Gebieter gerettet! Es lebe Monseigneur der Dauphin!“

Sobald aber ihr Sohn in Sicherheit, führte eine schnelle Rückkehr des Herzens der Königin diese wieder zu Charny.

„Meine Herren,“ sagte sie, „einer meiner bravsten Officiere, einer meiner ergebensten Diener ist in Todesgefahr vor dem Thore geblieben; ich bitte Sie um Hülfe für ihn.“

Fünf bis sechs Abgeordnete eilten auf diese Stimme fort.

Der König, die Königin, die königliche Familie und die Personen, welche sie begleiteten, wandten sich nach den für die Minister bestimmten Sitzen und nahmen hier Platz.

Die Nationalversammlung hatte sie stehend empfangen, nicht wegen der königlichen Häuptern schuldiger

:iquette, sondern wegen der dem Unglücke schuldigen
hrfurcht.

Ehe er sich setzte, bedeutete der König durch ein
:ichen, er wolle sprechen.

Man schwieg.

„Ich bin hieher gekommen," sagte er, „um ein gro-
:s Verbrechen zu vermeiden; ich dachte, ich könne nicht
ehr in Sicherheit sein, als in Ihrer Mitte."

„Nun," antwortete Vergniaud, der präsidirte, „Sie
ınnen auf die Festigkeit der Nationalversammlung zäh-
n; ihre Mitglieder haben geschworen, in Vertheidigung
:r Rechte des Volks und der constituirten Gewalten zu
erben."

Der König setzte sich.

In diesem Augenblicke erscholl ein entsetzliches Mus-
:tenfeuer beinahe vor den Thüren der Reitschule*): die
lationalgarde, vermischt mit den Aufrührern, schoß
on der Terrasse der Feuillants auf den Kapitän und
ie Schweizer Soldaten, welche der königlichen Familie
ls Bedeckung gedient hatten.

Ein Officier von der Nationalgarde, der ohne Zwei-
:l den Kopf verloren, trat ganz erschrocken ein, hielt
rst an den Schranken an und rief:

„Die Schweizer! die Schweizer! wir sind über-
rältigt!"

Die Nationalversammlung glaubte einen Augenblick,
ie Schweizer haben als Sieger die Insurrection zurück-
jeschlagen und marschiren gegen die Reitschule, um ihren
König wieder zu nehmen, — denn zu dieser Stunde,
nan muß es sagen, war Ludwig XVI. viel mehr König
ıer Schweizer, als König der Franzosen.

Der ganze Saal erhob sich in einer freiwilligen,

*) Sitz der Nationalversammlung.

einhelligen Bewegung, und Repräsentanten des Volks, Zuschauer der Tribunen, Nationalgarden, Secretäre, Jeder rief, die Hand ausstreckend:

„Was auch geschehen mag, wir schwören, frei zu leben und zu sterben."

Der König und die königliche Familie hatten nichts bei diesem Schwure zu thun; sie blieben auch sitzen. Dieser Ruf, aus dem Munde von dreitausend Menschen hervorgegangen, zog wie ein Orkan über ihre Häupter hin.

Der Irrthum währte nicht lange, diese Minute der Begeisterung war aber erhaben.

Eine Viertelstunde nachher ertönte ein anderer Schrei.

„Das Schloß ist erstürmt! die Aufrührer marschiren gegen die Nationalversammlung, um hier den König zu ermorden!"

Da erhoben sich dieselben Menschen, welche so eben im Hasse gegen das Königthum frei zu sterben geschworen hatten, mit derselben Begeisterung und eben so freiwillig und schworen, den König bis zum Tode zu vertheidigen.

Gerade in diesem Augenblicke forderte man den Schweizer Kapitän Durler im Namen der Nationalversammlung auf, die Waffen niederzulegen.

„Ich diene dem König, und nicht der Nationalversammlung," sagte er; „wo ist der Befehl des Königs?"

Die Mandatare der Nationalversammlung hatten keinen geschriebenen Befehl.

„Ich habe mein Commando vom König," sprach Durler, „ich werde es nur dem König übergeben."

Man führte ihn fast mit Gewalt in die Nationalversammlung.

Er war ganz schwarz von Pulver, ganz roth von Blut.

„Sire," sagte er, „man will, ich soll die Waffen niederlegen; ist das der Befehl des Königs?"

„Ja," antwortete Ludwig XVI., „übergeben Sie Ihre

Waffen der Nationalgarde; ich will nicht, daß brave Leute wie Sie umkommen."

Durler beugte das Haupt, stieß einen Seufzer aus und ging ab; an der Thüre ließ er aber sagen, er werde nur auf einen schriftlichen Befehl gehorchen.

Da nahm der König ein Papier und schrieb:

„Der König befiehlt den Schweizern, die Waffen niederzulegen und sich in die Kasernen zurückzuziehen!"

Das war das, was man in den Zimmern, in den Korridors und auf den Treppen der Tuilerien ausrief.

Als dieser Befehl der Nationalversammlung wieder einige Ruhe verschafft hatte, setzte der Präsident seine Glocke in Bewegung und sprach:

„Lassen Sie uns berathschlagen."

Ein Deputirter stand aber auf und bemerkte, ein Artikel der Constitution verbiete, in Gegenwart des Königs zu berathschlagen.

„Das ist wahr," sagte Ludwig XVI.; „doch wohin werden Sie uns bringen?"

„Sire," erwiederte der Präsident, „wir haben Ihnen die Tribune des Journals: der Logographe, anzubieten, welche leer ist, da dieses Journal zu erscheinen aufgehört hat."

„Es ist gut," versetzte der König, „wir sind bereit, uns dahin zu begeben."

„Huissiers," rief Herr Vergniaud, „führen sie den König in die Loge des Logographe."

Die Huissiers beeilten sich, zu gehorchen.

Der König, die Königin, die königliche Familie nahmen wieder, um aus dem Saale wegzugehen, den Weg, den sie genommen hatten, um hereinzukommen, und befanden sich bald im Corridor."

„Was ist denn hier auf der Erde?" fragte die Königin; „man sollte glauben, es sei Blut."

Die Huissiers antworteten nicht; waren diese Flecken

wirklich Blutflecken, so wußten sie vielleicht nicht, woher sie kamen.

Die Flecken waren, seltsamer Weise! größer und zahlreicher, sowie man sich der Loge näherte.

Um der Königin dieses Schauspiel zu ersparen verdoppelte der König den Schritt, und die Loge der Königin öffnend, sagte er:

„Treten Sie ein, Madame.“

Die Königin eilte voran; doch als sie den Fuß auf die Thürschwelle setzte, stieß sie einen Schrei des Entsetzens aus und warf sich, die Hände an ihre Augen drückend, rückwärts.

Die Gegenwart der Blutflecken war erklärt: man hatte einen Leichnam in die Loge gelegt.

Das war dieser Leichnam, auf welchen die Königin beinahe mit dem Fuße getreten war, was gemacht hatte, daß sie einen Schrei ausgestoßen und sich zurückgeworfen.

„Ah!“ sagte der König mit demselben Tone, mit dem er gesagt hatte: „Es ist der Kopf des armen Herrn Mandat!“ . . „ah! es ist der Leichnam des armen Grafen von Charny!“

Es war in der That der Leichnam des Grafen, den die Deputirten den Händen der Mörder entzogen und in die Loge des Logographe zu legen befohlen hatten, da sie nicht errathen konnten, zehn Minuten nachher werde man hier die königliche Familie unterbringen.

Man nahm den Leichnam weg, und die königliche Familie trat in die Loge ein.

Man wollte sie waschen oder abtrocknen, denn der Boden war ganz mit Blut bedeckt; doch die Königin machte ein Zeichen des Widerspruchs und nahm zuerst Platz.

Nur sah Niemand, daß sie die Bänder ihrer Schuhe zerriß und ihre schauernden Füße in Berührung mit dem noch lauen Blute setzte.

„Oh!“ murmelte sie, „Charny! Charny! warum

ließt mein Blut nicht hier bis auf den letzten Tropfen, um sich für die Ewigkeit mit dem Deinigen zu mischen! . .“

Es schlug drei Uhr Nachmittags.

---

## CLI.

## Von drei Uhr bis sechs Uhr Nachmittags.

Wir haben das Schloß in dem Augenblicke verlassen, wo, nachdem das mittlere Vestibule erstürmt und die Schweizer von Stufe zu Stufe bis in die Gemächer des Königs zurückgedrängt waren, eine Stimme in den Zimmern und in den Corridors erscholl, ausrufend: „Der König befiehlt den Schweizern, die Waffen niederzulegen!“

Dieses Buch ist wahrscheinlich das letzte, das wir über die erschreckliche Epoche machen werden; sowie unsere Erzählung vorrückt, verlassen wir also das Terrain, das wir durchlaufen haben, um nie mehr darauf zurückzukehren. Das ermächtigt uns, in allen Einzelnheiten diesen äußersten Tag unsern Lesern vor Augen zu legen; wir haben um so mehr das Recht hiezu, als wir es, ohne irgend ein Vorurtheil, ohne irgend einen Haß, ohne irgend eine Partei genommen zu haben, thun.

Der Leser ist in den Königshof hinter den Marseillern eingetreten; er ist Billot unter den Flammen und dem Rauche gefolgt und hat ihn mit Pitou, einem aus der Mitte der Todten erstandenen blutigen Gespenste, jede Stufe der Treppe, auf deren Höhe wir sie gelassen, hinaufsteigen sehen.

Von diesem Augenblicke an waren die Tuilerien genommen.

Wer ist der finstere Geist, der beim Siege vorgewaltet hatte?

Der Zorn des Volkes, wird man antworten.

Ja, allerdings, doch wer lenkte diesen Zorn?

Der Mann, den wir kaum genannt haben, der deutsche Officier, der auf einem kleinen Rappen an der Seite des Riesen Santerre und seines colossalen flämischen Rosses marschirte, der Elsäßer Westermann.

Wer war dieser Mann, der sich, dem Blitze ähnlich, nur unter dem Gewitter sichtbar machte?

Einer von den Menschen, welche Gott im Arsenal seines Zornes verborgen hält, und die er aus der Dunkelheit nur in dem Augenblicke zieht, wo er ihrer bedarf, nur in der Stunde, wo er schlagen will!

Er heißt **Westermann**, der Mann des Niedergangs.

Und in der That, er erscheint, da das Königthum fällt, um sich nicht mehr zu erheben.

Wer hat ihn erfunden? wer hat ihn errathen? wer ist der Vermittler zwischen ihm und Gott gewesen?

Wer hat begriffen, man müsse dem Bierbrauer, einem aus dem materiellen Blocke des Fleisches gehauenen Riesen, eine Seele für diesen Kampf geben, wie die Titanen Gott entthronen sollten? Wer hat Gervais durch Prometheus vollkommen gemacht? Wer hat Santerre mit Westermann vervollständigt? Danton.

Wo hat der furchtbare Tribun diesen Sieger geholt?

An einem Sammelplatze alles Gesindels, in einem Winkel des Auswurfs, in einem Gefängniß, in Saint-Lazare.

Westermann war angeklagt, — verstehen wir uns wohl, nicht überwiesen, — falsche Kassenbillets gemacht zu haben, und er war präventiv in Verhaft genommen worden.

Danton brauchte für das Werk vom 10. August einen Mann, der nicht zurückweichen konnte, weil er zurückweichend den Pranger bestiegen hätte.

Danton wandte kein Auge von dem geheimnißvollen Gefangenen; am Tage und in der Stunde, wo er seiner bedurfte, brach er Kette und Riegel mit seiner mächtigen Hand und sagte: „Komm!“

Die Revolution besteht, wie ich gesagt habe, nicht allein darin, daß man obenauf bringt, was unten ist, sondern auch, daß man die Gefangenen in Freiheit setzt und ins Gefängniß die freien Leute steckt; nicht nur die freien Leute, sondern auch die Mächtigen der Erde, die Großen, die Fürsten, die Könige!

Ohne Zweifel in seiner Sicherheit über das, was kommen sollte, schien Danton so fühllos während der fieberhaften Finsterniß, welche der blutigen Morgenröthe des 10. August vorherging.

Schon am Tage vorher hatte er den Wind gesäet, und er brauchte sich um nichts mehr zu bekümmern, sicher, wie er war, den Sturm zu ernten.

Der Wind, das war Westermann; der Sturm, das war Santerre, diese riesenhafte Persönlichung des Volks.

Santerre zeigte sich kaum an diesem Tage; Westermann that Alles, war überall.

Es war Westermann, der die Verbindungsbewegung des Faubourg Saint-Marceau und des Faubourg Saint-Antoine auf dem Pont Neuf leitete; es war Westermann, der, auf seinem kleinen Rappen reitend, an der Spitze des Heeres unter dem Einlasse des Carrousel erschien; es war Westermann, der, als handelte es sich darum, das Thor einer Kaserne einem Regimente am Ende einer Etape zu öffnen, mit dem Griffe seines Degens an das Thor der Tuilerien klopfte.

Wir haben gesehen, wie dieses Thor sich öffnete, wie die Schweizer heldenmüthig ihre Pflicht thaten, wie sie sich zurückzogen, ohne zu fliehen, wie sie vernichtet

wurden, ohne besiegt zu sein; wir sind ihnen Stufe um Stufe auf der Treppe gefolgt, die sie mit ihren Todten bedeckten: folgen wir ihnen Schritt für Schritt in den Tuilerien, die sie mit Leichen bestreuen werden.

In dem Augenblicke, wo man erfuhr, der König habe das Schloß verlassen, versammelten sich die zwei bis dreihundert Edelleute, welche gekommen waren, um mit dem König zu sterben, im Saale der Leibwachen der Königin, und sie fragten sich, ob sie, da der König nicht mehr da sei, um mit ihnen zu sterben, wie er sich hiezu feierlich verbindlich gemacht, ohne ihn sterben sollen.

Da beschloßen sie, da der König in die Nationalversammlung gegangen sei, ihm selbst dahin nachzufolgen.

Sie zogen alle Schweizer zusammen, die sie treffen konnten, vereinigten ferner mit sich ungefähr zwanzig Mann von der Nationalgarde, und gingen, fünfhundert an der Zahl, gegen den Garten hinab.

Der Durchgang war geschlossen durch ein Gitter, genannt das Gitter der Königin; man wollte das Schloß sprengen: das Schloß widerstand.

Die Stärksten fingen an, an einer Stange zu rütteln, und es gelang ihnen, sie zu zerbrechen.

Die Oeffnung gewährte der Schaar Eingang, doch nur Mann für Mann.

Man war dreißig Schritte von den am Gitter des Pont Royal aufgestellten Bataillons entfernt.

Zwei Schweizer Soldaten kamen zuerst aus der engen Passage hervor: Beide waren getödtet, ehe sie vier Schritte gemacht hatten.

Alle Andere schritten über ihre Leichname.

Die Schaar wurde rasch gelichtet durch zahllose Musketenschüsse; da aber die Schweizer mit ihren glänzenden Uniformen einen leichteren Zielpunkt boten, so richteten sich die Kugeln vorzugsweise auf die Schweizer; für drei Edelleute, von denen zwei getödtet wurden und einer verwundet, fielen sechszig bis siebzig Schweizer.

Die zwei getödteten Edelleute waren die Herren von Corteja und von Clermont d'Amboise; der verwundete Edelmann war Herr von Viomesnil.

Während man nach der Nationalversammlung marschirte, zog man an einem Wachhause vorüber, das an die Terrasse am Ufer angelehnt und unter Bäume gestellt war.

Die Wache kam heraus und gab Feuer auf die Schweizer, von denen acht bis zehn fielen.

Der Rest der Colonne, der auf ungefähr achtzig Schritten achtzig Menschen verloren hatte, wandte sich nach der Treppe der Feuillants.

Herr von Choiseul sah sie von fern, lief, mit dem Degen in der Hand, unter dem Feuer der Kanonen des Pont Royal und des Pont Tournant auf sie zu und suchte sie wiederzuvereinigen.

„Nach der Nationalversammlung!" rief er.

Und da er glaubte, die vierhundert Leute, welche übrig blieben, folgen ihm, so stürzte er in die Corridors und eilte die Treppe hinauf, welche in den Sitzungssaal führte.

Auf der letzten Stufe begegnete er Merlin.

„Was machen Sie hier mit dem Degen in der Hand, Unglücklicher?" fragte ihn der Abgeordnete.

Herr von Choiseul schaute umher: er war allein.

„Stecken Sie Ihren Degen in die Scheide und suchen Sie den König wieder auf;" sagte Merlin; „nur ich allein habe Sie gesehen: folglich hat Sie Niemand gesehen."

Was war aus der Schaar geworden, von der sich Herr von Choiseul gefolgt glaubte?

Die Kanonenschüsse und das Musketenfeuer hatten gemacht, daß sie sich um sich selbst gedreht wie ein Wirbel von dürren Blättern, und hatten sie bis auf die Terrasse der Orangerie verfolgt.

Von der Terrasse der Orangerie stürzten die Flüchtlinge auf die Place Louis XV. fort, und von da wandter

sie sich nach dem Garde-Meuble, um die Boulevards oder die Champs-Elysées zu erreichen.

Herr von Viomesnil, acht bis zehn Edelleute und fünf Schweizer flüchteten sich in das Hotel der venezianischen Gesandtschaft, das in der Rue Saint-Florentin lag, und dessen Thüre sie offen gefunden hatten. Diese waren gerettet.

Der Rest der Colonne suchte die Champs-Elysées zu erreichen.

Zwei mit Kartätschen geladene Kanonen wurden vom Fuße der Statue Ludwigs XV. abgefeuert und zerrissen die Colonne in drei Stücke.

Ein Theil entfloh über das Boulevard und begegnete der Gendarmerie, welche mit dem Bataillon der Capucines ankam.

Die Flüchtlinge glaubten sich gerettet. Herr von Villiers, früher selbst Major-Adjutant der Gendarmerie, lief mit offenen Armen auf einen der Reiter zu und rief: „Zu Hülfe, meine Freunde!"

Der Reiter zog eine Pistole aus seinen Holstern und zerschmetterte ihm die Hirnschale.

Bei diesem Anblicke eilten dreißig Schweizer und ein Edelmann, ein ehemaliger Page des Königs, in das Hotel der Marine.

Die Schweizer waren der Meinung, man sollte sich ergeben, und als sie acht Sansculottes erscheinen sahen, legten sie ihre Waffen nieder und riefen: „Es lebe die Nation!"

„Ha! Verräther!" sagten die Sansculottes: „Ihr ergebt Euch, weil Ihr Euch gefangen seht! Ihr ruft „„Es lebe die Nation!"" weil Ihr glaubt, dieser Ruf werde Euch retten? Nein, kein Quartier!!"

Und zu gleicher Zeit fallen zwei Schweizer, der Eine von einem Piekenstoße, der Andere von einem Flintenschusse getroffen.

Auf der Stelle wird ihnen der Kopf abgeschnitten und an die Spitze einer Pieke gesteckt.

Wüthend über den Tod ihrer Kameraden, ergreifen die Schweizer wieder ihre Gewehre und feuern Alle zugleich.

Sieben Sansculottes fallen todt oder verwundet.

Die Schweizer fliehen sodann unter das große Thor, um sich zu retten, und sehen sich vor der Mündung einer Kanone.

Sie weichen zurück; die Kanone rückt vor; Alle gruppiren sich in einer Ecke des Hofes; die Kanone dreht den Schlund auf ihre Seite und gibt Feuer.

Dreiundzwanzig sind von achtundzwanzig getödtet.

Fast zu gleicher Zeit und in dem Augenblicke, wo der Rauch diejenigen, welche geschossen haben, blendet, öffnet sich zum Glücke eine Thüre hinter den übrig gebliebenen fünf Schweizern und dem Expagen des Königs.

Alle stürzen durch diese Thüre hinaus, die sich wieder schließt; die Patrioten haben nicht diese Art von englischer Falle gesehen, die ihnen die Ueberlebenden entzogen: sie glauben Alles getödtet zu haben, und entfernen sich, ihre Kanone unter Triumphgeschrei fortschleppend.

Das zweite abgerissene Stück bestand aus etwa dreißig Soldaten und Edelleuten; es wurde commandirt von Herrn Forester von Saint-Venant. Von allen Seiten beim Eingange der Champs-Elysées eingeschlossen, wollte der Anführer wenigstens seinen Tod bezahlen lassen: an der Spitze seiner dreißig Mann griff er dreimal, er den Degen in der Hand, sie das Bajonnet am Ende der Flinte, ein ganzes am Fuße der Statue zusammengedrängtes Bataillon an; bei diesen drei Angriffen verlor er fünfzehn Mann.

Mit den fünfzehn Andern versuchte er es, durch eine Lichtung zu passiren und die Champs-Elysées zu erreichen; eine Musketensalve tödtete ihm acht Mann; die sieben Andern zerstreuten sich, wurden verfolgt und von der Gendarmerie niedergehauen.

Herr von Saint-Venant war nahe daran, eine Zuflucht im Café des Ambassadeurs zu finden; da gab ein Gendarme seinem Pferde die Sporen, setzte über den Graben, der die Promenade von der Straße trennte, und zerschmetterte dem unglücklichen Commandanten mit einem Pistolenschusse die Lenden.

Das dritte Stück, bestehend aus sechzig Mann, hatte die Champs-Elysées erreicht und wandte sich gegen Courbevoin vermöge jenes Instinctes, welcher macht, daß sich die Tauben nach dem Taubenhause, die Schafe nach dem Schafstalle wenden; in Courbevoin waren die Kasernen.

Umgeben von der Gendarmerie und vom Volke wurden sie nach dem Stadthause geführt, wo man sie in Sicherheit zu bringen hoffte: zwei bis dreitausend auf dem Grève-Platze zusammengeschaarte Wüthende entrissen sie ihrer Bedeckung und brachten sie um.

Ein junger Edelmann, der Chevalier Charles d'Autichamp, floh aus dem Schlosse durch die Rue de l'Echelle, eine Pistole in jeder Hand; zwei Männer suchen ihn festzunehmen; er tödtet Beide; der Pöbel bemächtigt sich seiner und schleppt ihn bis auf die Grève, um ihn hier feierlich hinzurichten.

Glücklicher Weise aber vergißt man ihn zu durchsuchen; statt seiner unnützen Pistolen, die er weggeworfen, bleibt ihm ein Messer; er öffnet es in seiner Tasche, den Augenblick erwartend, um sich desselben zu bedienen. In dem Momente, wo er auf den Platz des Stadthauses kommt, ermordet man hier die sechzig Schweizer, die man dahin geführt hat; dieses Schauspiel zerstreut diejenigen, welche ihn bewachen; er tödtet seine zwei nächsten Nachbarn mit zwei Messerstichen, schlüpft dann durch die Menge wie eine Schlange und verschwindet.

Die hundert Mann, die den König in die Nationalversammlung geleitet haben und, zu den Feuillants geflüchtet, hier entwaffnet worden sind; die fünfhundert,

deren Geschichte wir erzählt; einige isolirte Flüchtlinge wie Herr Charles d'Autichamp, den wir dem Tode mit so viel Glück haben entkommen sehen, sind die Einzigen, welche das Schloß verlassen haben.

Der Rest hat sich unter dem Vestibule, auf den Treppen, auf dem Ruheplatze, tödten lassen, oder ist in den Gemächern und in der Kapelle ermordet worden.

Neunhundert Leichen von Schweizern oder Edelleuten liegen im Innern der Tuilerien zerstreut umher!

---

## CLII.

## Von sechs Uhr bis neun Uhr Abends.

Das Volk war ins Schloß eingetreten, wie man in die Höhle eines wilden Thieres eintritt; es verrieth seine Gefühle durch die Rufe: „Tod dem Wolfe! Tod der Wölfin! Tod dem Wölflein!“

Wäre es dem Könige, der Königin und dem Dauphin begegnet, so hätte es sicherlich, ohne zu zögern, im Glauben, Gerechtigkeit zu üben, ihre drei Köpfe mit einem Streiche abgehauen.

Gestehen wir, daß das ein Glück für sie gewesen wäre!

In Abwesenheit derer, welche sie mit ihrem Geschrei verfolgten, welche sie bis in den Schränken, bis hinter den Vorhängen, bis unter den Betten suchten, sollten die Sieger sich an Allem rächen, an den Dingen, wie an den Menschen; sie tödteten und zerbrachen mit derselben Grausamkeit, — denn diese Mauern, wr

die Bartholomäusnacht und die Schlächterei auf dem Marsfelde beizählen werden wenn, [illegible] zu [illegible] lichen [illegible] auf.

Man weiß, was man [illegible] das Volk [illegible]. [illegible] zeigen es im Gegentheile treu und [illegible], wie es [illegible]. Bemerken wir indessen zugleich: die Sieger [illegible] dem Schlosse mit [illegible], aber leeren Händen weg*

Peltier, der nicht der Parteilichkeit zu Gunsten der Patrioten beschuldigt werden kann, erzählt, ein [illegible]händler, Namens Mallet, habe der Nationalversammlung [illegible] hundert und dreiundsiebzig Louis d'or gebracht, die [illegible] bei einem im Schlosse getödteten Priester gefunden; [illegible] undzwanzig Sansculottes haben eine Kiste mit Silbergeschirr des Königs gebracht; ein Streiter habe ein St. Ludwigs-Kreuz auf das Bureau des Präsidenten geworfen; ein Anderer habe darauf die Uhr eines Schweizers gelegt; ein Anderer eine Rolle Assignate; ein Anderer einen Sack Thaler; ein Anderer Juwelen; ein Anderer Diamanten; ein Anderer eine der Königin gehörende Cassette, fünfzehnhundert Louis d'or enthaltend.

„Und," fügt der Geschichtschreiber ironisch bei, ohne zu vermuthen, daß er allen diesen Menschen ein herrliches Lob spendet, „und die Nationalversammlung drückte ihr Bedauern aus, daß sie nicht die Namen der bescheidenen Bürger kenne, welche treu in ihren Schooß alle dem Könige gestohlenen Schätze niedergelegt haben."

Wir sind keine Schmeichler des Volks; wir wissen, daß es der undankbarste, der launenhafteste, der unbeständigste von allen Herren ist; wir werden also seine Verbrechen wie seine Tugenden sagen.

An diesem Tage war es grausam; an diesem Tage

---

*) Wir werden später, in der Geschichte der Revolution vom 10. August, sehen, daß zweihundert Menschen vom Volke als Diebe erschossen wurden.

öthete es sich die Hände mit Wonne; an diesem Tage hat es Edelleute lebendig zum Fenster hinausgeworfen; Schweizer todt oder sterbend auf den Treppen ausgeweidet; Herzen aus der Brust gerissen und wie einen Schwamm mit beiden Händen gepreßt; Köpfe abgeschnitten und an der Spitze von Pieken umhergetragen; an diesem Tage ergab sich dasselbe Volk, das sich entehrt glaubte, wenn es eine Uhr oder ein St. Ludwigs-Kreuz stahl, allen den finsteren Freuden der Rache und der Grausamkeit.

Und dennoch, mitten unter dieser Schlächterei der Lebenden, unter dieser Profanation der Todten, übte es zuweilen, wie der gesättigte Löwe, Gnade.

Die Damen von Tarente, von la Roche-Aymon, von Ginestone und Fräulein Pauline von Tourzel waren, von der Königin verlassen, in den Tuilerien geblieben; sie befanden sich im Zimmer von Marie Antoinette. Als das Schloß genommen war, hörten sie das Geschrei der Sterbenden, die Drohungen der Sieger, die Tritte, die sich ihnen näherten, hastige, entsetzliche, unbarmherzige Tritte.

Frau von Tarente öffnete die Thüre.

„Tretet ein," sagte sie, „wir sind nur Frauen."

Die Sieger traten mit ihren rauchenden Flinten, mit ihren blutigen Säbeln in der Hand ein.

Die Frauen fielen auf die Kniee.

Die Männer nannten sie die Räthinnen von Madame Veto, die Vertrauten der Oesterreicherin, und schwangen schon die Messer über ihnen; da rief ein Mann mit langem Barte, von Pétion abgesandt, von der Thürschwelle aus:

„Begnadigt die Frauen! entehrt nicht die Nation!"

Und sie wurden begnadigt!

Madame Campan, zu der die Königin gesagt hatte: „Erwarten Sie mich; ich komme zurück, oder ich lasse Sie holen, um . . . Gott weiß wohin zu gehen!"

Madame Campan wartete in ihrem Zimmer, bis die Königin zurückkomme oder sie holen lasse.

Sie erzählt selbst, sie habe völlig den Kopf verloren unter dem entsetzlichen Tumulte, und da sie ihre, hinter einem Vorhange verborgene oder hinter irgend einem Meuble gekauerte, Schwester nicht gesehen, so habe sie dieselbe in einem Zimmer des Entresol zu finden geglaubt und sei rasch in dieses Zimmer hinabgegangen; hier sah sie aber nur zwei ihr gehörige Kammerfrauen und eine Art von Riesen, der Heiduck der Königin war.

Beim Anblicke dieses Menschen begriff Madame Campan, ganz verwirrt, wie sie war, die Gefahr bedrohe ihn, nicht sie.

„Flieht doch!“ rief sie, „flieht doch, Unglücklicher! die Lakeien sind schon fern ... Flieht, es ist noch Zeit.“

Er versuchte es, aufzustehen, fiel aber wieder nieder und rief mit kläglicher Stimme:

„Ach! ich kann nicht! ich bin todt vor Angst!“

Als er dies sagte, erschien ein Trupp trunkener wüthender, mit Blut besudelter Leute auf der Schwelle, warf sich auf den Heiducken und hieb ihn in Stücke.

Madame Campan und die zwei Frauen entflohen auf einer kleinen Gesindetreppe.

Einige von den Mördern, als sie diese drei Frauen entfliehen sahen, setzten ihnen eiligst nach und hatten sie bald erreicht.

Die zwei Kammerfrauen fielen auf die Kniee und umfaßten, während sie die Mörder anflehten, die Klinge ihrer Säbel mit beiden Händen.

In ihrem Laufe auf der Treppe angehalten, fühlte Madame Campan, daß ihr eine wüthende Hand in den Rücken griff, um sie bei den Kleidern zu packen; sie sah wie einen tödtlichen Blitz eine Säbelklinge über ihrem Kopfe glänzen; sie ermaß den kurzen Augenblick, der das Leben von der Ewigkeit trennt, und der, so kurz er ist, doch eine ganze Welt von Erinnerungen enthält, al

nten von der Treppe eine Stimme mit dem Ausdrucke es Befehls emporstieg:

„Was macht Ihr da oben?“ fragte diese Stimme.

„Nun?“ erwiederte der Mörder, „was gibt es?“

„Man tödtet die Frauen nicht, versteht Ihr wohl?“ ef die Stimme von unten.

Madame Campan lag auf den Knieen; schon war er Säbel über ihrem Haupte erhoben, schon hatte sie as Vorgefühl von dem Schmerze, den sie empfinden sollte.

„Steh' auf, elendes Weib!“ sagte ihr Henker zu ihr, die Nation begnadigt Dich.“

Was that der König mittlerweile in der Loge es Logographe?

Der König hatte Hunger und verlangte sein Mittagsmahl.

Man brachte ihm Brod, Wein, ein Huhn, kaltes Fleisch und Früchte.

Wie alle Prinzen des Hauses Bourbon, wie Heinich IV., wie Ludwig XIV., war der König ein großer Esser; hinter seinen Gemüthsbewegungen, die sich selten urch sein Gesicht mit den schlaffen, abgespannten Fibern errietchen, wachten unablässig die zwei großen Anforerungen des Leibes: der Schlaf und der Hunger. Wir aben ihn genöthigt gesehen, im Schlosse zu schlafen, vir sehen ihn genöthigt, in der Nationalversammlung u essen.

Der König brach sein Brod und zerschnitt sein Huhn vie bei einem Jagdrendezvous, ohne sich nur im Geingsten um die Augen zu bekümmern, die ihm zuschauten.

Unter diesen Augen fanden sich zwei, welche brannen, weil sie nicht weinen konnten: das waren die der Königin.

Sie, sie hatte Alles zurückgewiesen: die Verzweifung nährte sie.

Es schien ihr, die Füße in dem kostbaren Blute von

Charny, hätte sie ewig hier bleiben und wie ein
Blume der Gräber leben können, ohne eine andere Nah-
rung, als die, welche sie vom Tode empfing.

Sie hatte viel gelitten bei der Rückkehr von Va-
rennes; sie hatte viel gelitten bei ihrer Gefangensch
in den Tuilerien; sie hatte viel gelitten in der Nacht
und an dem Tage, welche abgelaufen; sie hatte ab
vielleicht weniger gelitten, als da sie den König essen sah

Und die Lage wäre doch ernst genug gewesen, um
den Appetit einem andern Menschen als Ludwig XVI.
zu benehmen.

Die Nationalversammlung, zu der der König ge-
kommen war, um Schutz zu suchen, hätte selbst beschü
zu werden nöthig gehabt; sie verbarg sich ihre Schwä
nicht.

Am Morgen hatte sie die Ermordung von Sule
verhindern wollen, und sie hatte es nicht gekonnt.

Um zwei Uhr hatte sie das Hinschlachten der Schwe
zer verhindern wollen, und sie hatte es nicht gekonnt.

Nun wurde sie selbst durch eine grimmige Men
bedroht, welche: „Die Entsetzung! die Entsetzung!“ sch

Eine Commission versammelte sich auf der Stelle.

Vergniaud gehörte dazu; er übergab das Präsidiu
Guadet, damit die Gewalt nicht aus den Händen de
Gironde komme.

Die Berathung der Commissäre war kurz: man b
rathschlagte gewisser Maßen unter dem donnernden Ge
des Musketenfeuers und der Kanonen.

Es war Vergniaud, der die Feder nahm und di
Acte der provisorischen Suspension des Königthum
abfaßte.

Er kehrte in die Nationalversammlung zurück, düs
und niedergeschlagen, und suchte weder seine Traurigke
noch seine Niedergeschlagenheit zu verbergen; denn
war dies ein letztes Pfand, das er dem Könige von sei

Achtung für das Königthum, dem Gaste von seiner Achtung für die Gastfreundschaft gab.

„Meine Herren," sagte er, „ich komme im Namen Ihrer außerordentlichen Commission, um Ihnen eine sehr strenge Maßregel vorzuschlagen; doch ich berufe mich auf den Schmerz, von dem Sie durchdrungen sind, daß Sie beurtheilen, wie wichtig es für das Wohl des Vaterlands ist, dieselbe zur Stunde anzunehmen.

„„Die Nationalversammlung, in Erwägung, daß die Gefahren des Vaterlands ihren höchsten Grad erreicht haben; daß die Uebel, unter denen das Reich seufzt, hauptsächlich von dem Mißtrauen herrühren, welches das Benehmen des Hauptes der executiven Gewalt bei einem in seinem Namen gegen die Constitution und die nationale Unabhängigkeit unternommenen Kriege einflößt; daß dieses Mißtrauen bei allen Parteien des Reichs den Wunsch der Zurücknahme der Ludwig XVI. anvertrauten Machtvollkommenheit hervorgerufen hat;

„„In Erwägung, nichtsdestoweniger, daß der gesetzgebende Körper durch keine Usurpation seine eigene Machtvollkommenheit vergrößern wird, und daß er seinen der Constitution geleisteten Eid und seinen festen Willen, die Freiheit zu retten, nur dadurch in Einklang bringen kann, daß er an die Souverainetät des Volkes appellirt;

„„Beschließt, wie folgt:

„„Das französische Volk ist aufgefordert, einen Nationalconvent zu bilden.

„„Das Haupt der executiven Gewalt ist provisorisch von seinen Functionen suspendirt. Ein Decret wird am Tage für die Ernennung eines Gouverneur des königlichen Prinzen beantragt werden.

„„Die Bezahlung der Civilliste wird suspendirt sein.

„„Der König und die königliche Familie werden im Bezirke des gesetzgebenden Körpers bleiben, bis die Ruhe in Paris wiederhergestellt ist.

„„Das Departement wird das Luxembourg zu ihrem

Wohnorte unter der Bewachung der Bürger in Bereitschaft setzen lassen.""

Der König hörte diesen Beschluß mit seiner gewöhnlichen Unempfindlichkeit an.

Dann neigte er sich aus der Loge des Logographen, wandte sich an Vergniaud, als dieser wieder seinen Präsidentenplatz eingenommen hatte, und sagte:

„Wissen Sie, daß das, was Sie da gethan haben, nicht sehr constitutionell ist?"

„Es ist wahr, Sire," erwiederte Vergniaud; „aber es ist das einzige Mittel, Ihr Leben zu retten. Bewilligen wir nicht die Entsetzung, so werden sie den Kopf nehmen!"

Der König machte eine Bewegung mit den Lippen und den Schultern, welche bedeutete: „Das ist möglich."

Und er setzte sich wieder an seinen Platz.

In diesem Augenblicke schlug die über seinem Kopfe befestigte Pendeluhr die Stunde.

Er zählte jeden Schlag.

Als sodann der letzte verklungen war, sagte er:

„Neun Uhr."

Der Beschluß der Nationalversammlung bestimmte, der König und die königliche Familie sollten im Bezirke des legislativen Körpers bleiben, bis die Ruhe in Paris wiederhergestellt wäre.

Um neun Uhr holten die Aufseher des Saales den König und die Königin ab, um sie in die für sie in Bereitschaft gesetzte provisorische Wohnung zu führen.

Der König deutete durch ein Zeichen mit der Hand an, er bitte um einen Augenblick.

Man beschäftigte sich in der That mit Etwas, was nicht ohne Interesse für ihn war: man ernannte ein Ministerium.

Der Kriegsminister, der Minister des Innern und der Minister der Finanzen waren ganz ernannt: das waren

die vom König weggejagten Minister Roland, Clavières und Servan.

Es blieben die Justiz, die Marine und die auswärtigen Angelegenheiten.

Danton wurde für die Justiz ernannt; Monge für die Marine; Lebrun für die auswärtigen Angelegenheiten.

Als der letzte Minister ernannt war, sagte der König:

„Gehen wir.“

Und er stand auf und ging zuerst hinaus.

Die Königin folgte ihm; sie hatte nichts zu sich genommen seit dem Abgange aus den Tuilerien, nicht einmal ein Glas Zuckerwasser.

Madame Elisabeth, der Dauphin, Madame Royale, Frau von Lamballe und Frau von Tourzel bildeten ihr Geleit.

Die für den König in Bereitschaft gesetzte Wohnung lag im oberen Stocke des alten Klosters der Feuillants; es war sonst die Wohnung des Archivars Camus, bestehend aus vier Zimmern.

Im ersten, das streng genommen nur ein Vorzimmer war, hielten die dem König in seinem Unglücke treu gebliebenen Diener an.

Das waren der Prinz von Poix, der Baron d'Aubier, Herr von Saint-Pardon, Herr von Goguelet, Herr von Chamillé und Herr Hue.

Der König nahm für sich das zweite Zimmer.

Das dritte wurde der Königin angeboten; das war das einzige, das eine Tapete hatte. Als sie eintrat, warf sich Marie Antoinette auf das Bett, biß in den Kopfpfühl und war einem Schmerze preisgegeben, gegen welchen der des Missethäters auf dem Rade wenig sein muß.

Ihre beiden Kinder blieben bei ihr.

Das vierte Zimmer, so eng es war, erhielten Madame Elisabeth, Frau von Lamballe und Frau von Tourzel, die sich hier einrichteten, so gut sie konnten.

Der Königin fehlte es an Allem; an Geld, denn man hatte ihr ihre Börse und ihre Uhr in dem Tumulte

genommen, der vor der Thüre der Nationalversammlung entstanden war; an Wäsche, denn begreiflicher Weise hatte sie nichts aus den Tuilerien mitgenommen.

Sie entlehnte fünfundzwanzig Louis d'or von der Schwester von Madame Campan und schickte um Wäsche zur englischen Gesandtschaft.

Am Abend ließ die Nationalversammlung mit Fackeln in den Straßen von Paris ihre Beschlüsse vom Tage bekannt machen.

---

## CLIII.

## Von neun Uhr bis Mitternacht.

Diese Fackeln beleuchteten in dem Augenblicke, wo sie am Carrousel vorüberkamen, durch die Rue Saint-Honoré und über die Quais zogen, ein trauriges Schauspiel.

Der materielle Kampf war beendigt, doch der Aufruhr währte in den Herzen fort, denn der Haß und die Verzweiflung überlebten den Kampf.

Die gleichzeitigen Erzählungen, die königliche Legende haben lange und auf eine zarte Weise, wie wir dies selbst zu thun ganz bereit sind, die erhabenen Häupter bemitleidet, von deren Stirne dieser entsetzliche Tag die Krone riß; sie haben den Muth, die Disciplin, die aufopfernde Hingebung der Schweizer und der Edelleute angeführt. Sie haben die von den Vertheidigern des Thrones vergossenen Blutstropfen gezählt: sie haben

nicht die Leichen des Volkes, die Thränen der Mütter, der Schwestern und Witwen gezählt.

Sagen wir ein Wort hierüber.

Für Gott, der in seiner hohen Weisheit die Ereignisse hienieden nicht nur gestattet, sondern auch lenkt, ist das Blut Blut, sind die Thränen Thränen.

Die Zahl der Todten war noch viel beträchtlicher bei den Menschen aus dem Volke, als bei den Schweizern und den Edelleuten.

Man sehe, was der Verfasser der Geschichte der Revolution des 10. Augusts sagt, — eben dieser Peltier, ein Royalist, wie es nur einen geben konnte:

„Der Tag des 10. Augusts kostete die Menschheit ungefähr siebenhundert Soldaten und zweiundzwanzig Officiere, zwanzig royalistische Nationalgarden, fünfhundert Föderirte, drei Commandanten von nationalen Truppen, vierzig Gendarmen, über hundert Personen von der Hausgenossenschaft des Königs, zweihundert Menschen wegen Diebstahls getödtet*), die neun bei den Feuillants umgebrachten Bürger, Herrn von Clermont d'Amboise und ungefähr dreitausend Menschen aus dem Volke auf dem Carrousel, im Tuilerien-Garten und auf der Place Louis XV. getödtet: im Ganzen ungefähr viertausend sechshundert Menschen!"

Und das ist begreiflich: man hat die zur Befestigung der Tuilerien getroffenen Vorsichtsmaßregeln gesehen; die Schweizer hatten im Allgemeinen beschirmt hinter guten Mauern geschossen; die Angreifenden dagegen hatten nur ihre Brust gehabt, um die Schüsse zu pariren.

Dreitausend fünfhundert Insurgenten, ohne die zweihundert erschossenen Diebe zu zählen,

---

*) Wir haben diese Volksjustiz gegen Diebe in den Jahren 1830 und 1848 sich erneuern sehen.

waren also umgekommen! Was ungefähr eben so viel Verwundete voraussetzt; der Geschichtschreiber der Revolution vom 10. August spricht nur von den Todten.

Viele von diesen dreitausend fünfhundert Menschen, — nehmen wir die Hälfte an, — waren verheirathete Leute, waren Familienväter, die ein unerträgliches Elend in den Kampf getrieben, mit der ersten Waffe, die ihnen in die Hände gefallen oder selbst ohne Waffe, und die, um den Tod zu holen, in ihren Dachkammern ausgehungerte Kinder, Weiber in der Verzweiflung gelassen hatten.

Diesen Tod, sie hatten ihn gefunden, entweder im Carrousel, wo der Kampf begonnen, oder in den Gemächern des Schlosses, wo er sich fortgesetzt, oder im Garten der Tuilerien, wo er erloschen war.

Von drei Uhr Nachmittags bis neun Uhr Abends hatte man in Eile jeden eine Uniform tragenden Soldaten weggenommen und auf den Friedhof der Madeleine geworfen.

Was die Leichen der Leute aus dem Volke betrifft, — das war etwas Anderes: Karren sammelten sie auf und führten sie in ihre bezüglichen Quartiere; fast Alle waren entweder vom Faubourg Saint-Antoine oder vom Faubourg Saint-Marceau.

Hier, — besonders auf dem Platze der Bastille, auf dem des Arsenals und auf dem des Pantheons, — legte man sie neben einander zur Schau aus.

So oft einer von diesen finsteren Wagen, schwer rollend und eine Blutspur hinterlassend, in die eine oder die andere Vorstadt einfuhr, umgab ihn die Menge der Mütter, der Frauen, der Schwestern, der Kinder mit einer entsetzlichen Todesangst; alsdann, so wie die Erkennungen zwischen dem Leben und dem Tode stattfanden, brachen die Drohungen, das Geschrei, das Schluchzen aus; das waren die unerhörten, die unbekannten Flüche und Verwünschungen, welche, sich erhebend wie ein Schwarm Nachtvögel von schlimmer Vorbedeutung, in der Dunkelheit mit den Flügeln schlugen und klagend

nach den unseligen Tuilerien entflogen. Alles dies schwebte, wie jene Schaaren von Raben auf den Schlachtfeldern, über dem König, über der Königin, über dem Hofe, über der österreichischen Camarilla, die ihn umgab; über den Adeligen, die ihm riethen; die Einen versprachen sich die Rache von der Zukunft, — und sie haben sich dieselbe am 2. September und am 21. Januar gegeben, — die Andern nahmen eine Pieke, einen Säbel, eine Flinte und zogen berauscht von dem Blute, das sie mit den Augen getrunken, in die Stadt Paris, um zu tödten . . . Tödten, wen? Alles, was von diesen Schweizern, von diesen Adeligen, von diesem Hofe übrig war! um den König zu tödten, um die Königin zu tödten, wenn sie sie gefunden hätten!

Man mochte ihnen immerhin sagen: „Aber wenn Ihr den König und die Königin tödtet, macht Ihr Kinder zu Waisen! wenn Ihr die Adeligen tödtet, macht Ihr Frauen zu Witwen, versetzt Ihr Schwestern in Trauer!“ Frauen, Schwestern, Kinder antworteten: „Ei! wir, wir sind auch Waisen! wir, wir sind auch Schwestern in Trauer! wir, wir sind auch Witwen!“ Und das Herz voll Schluchzen, gingen sie in die Nationalversammlung, gingen sie nach der Abtei, stießen sie mit den Köpfen an die Thüren und schrieen: „Rache! Rache!“

Sie boten ein entsetzliches Schauspiel, diese mit Blut besudelten, rauchenden Tuilerien, verlassen von Allen, die Leichname und drei bis vier Posten ausgenommen, welche darüber wachten, daß unter dem Vorwande, nach ihren Todten zu forschen, die nächtlichen Besuche nicht die arme königliche Wohnung mit den gesprengten Thüren, mit den zerbrochenen Fenstern plünderten.

Es war ein Posten unter jedem Vestibule, am Fuße jeder Treppe.

Der Posten des Pavillon de l'Horloge, das heißt

der großen Treppe, wurde commandirt von einem jungen Nationalgarde-Kapitän, bei dem der Anblick dieses ganzen Mißgeschickes ohne Zweifel ein großes Mitleid erregte, — urtheilte man nach dem Ausdrucke seiner Physiognomie bei jedem Karren Leichen, den man gewissen Maßen unter seinem Präsidium wegführte, — auf dessen materielle Bedürfnisse aber die erschrecklichen Ereignisse, welche vorgefallen, nicht mehr Einfluß als auf den König gehabt zu haben schienen; denn gegen elf Uhr Abends war er beschäftigt, einen ungeheuren Appetit auf Kosten eines vierpfündigen Brodes zu befriedigen, das er unter seinem linken Arm festhielt, während er mit seiner mit einem Messer bewaffneten rechten Hand unablässig große Schnitten davon ablöste, welche er in einen Mund schob, dessen Größe sich nach der Dimension des Nahrungsstückes ermaß, das er zu empfangen bestimmt war.

An eine der Säulen des Vistibule angelehnt, sah er, Schatten ähnlich, diese stillschweigende Procession von Müttern, von Gattinnen, von Töchtern vorüberziehen, welche kamen und, beleuchtet durch die in gewissen Entfernungen von einander aufgestellten Fackeln, von dem erloschenen Krater die Leichname ihrer Väter, ihrer Gatten oder ihrer Söhne zurückforderten.

Plötzlich, beim Anblicke einer Art von halb verschleiertem Schatten, bebte der junge Kapitän.

„Die Frau Gräfin von Charny!“ murmelte er.

Der Schatten ging vorüber, ohne zu hören und ohne anzuhalten.

Der junge Kapitän winkte seinem Lieutenant.

Der Lieutenant kam auf ihn zu.

„Désiré,“ sagte er, „das ist eine junge Dame von der Bekanntschaft von Herrn Gilbert, welche ohne Zweifel ihren Gatten unter den Todten sucht; ich muß ihr folgen für den Fall, daß sie der Auskunft oder des Beistandes bedürfen sollte. Ich übergebe Dir das Commando vom Posten: wache für zwei.“

„Teufel!" erwiederte der Lieutenant, — den der junge Kapitän mit dem Vornamen Désiré bezeichnet hatte, welchem wir den Namen Maniquet beifügen, „sie hat das Ansehen einer tüchtigen Aristokratin, Deine Dame."

„Es ist auch eine Aristokratin!" versetzte der Kapitän; „es ist eine Gräfin!"

„Geh also, ich werde für zwei wachen!"

Die Gräfin von Charny hatte sich schon um die erste Ecke der Treppe gedreht, als der Kapitän, sich von seiner Säule losmachend, ihr in der ehrerbietigen Entfernung von fünfzehn Schritten zu folgen anfing.

Er hatte sich nicht getäuscht. Es war wirklich ihr Gatte, den die arme Andrée suchte; nur suchte sie ihn nicht mit den bangen Schauern des Zweifels, sondern mit der düstern Ueberzeugung der Verzweiflung.

Als mitten unter seiner Freude und seinem Glücke, beim Echo der Ereignisse von Paris erwachend, Charny bleich, aber entschlossen kam und zu seiner Frau sagte:

„Liebe Andrée, der König von Frankreich ist in Lebensgefahr und bedarf aller seiner Vertheidiger. Was soll ich thun?"

Da antwortete Andrée:

„Gehen, wohin Deine Pflicht Dich ruft, mein lieber Olivier, und, wenn es sein muß, für den König sterben."

„Aber Du?" fragte Charny.

„Oh! wegen meiner sei unbesorgt," antwortete Andrée; „da ich nur für Dich gelebt habe, so wird Gott mir ohne Zweifel erlauben, daß ich mit Dir sterbe."

Und von da an war Alles zwischen diesen großen Herzen abgemacht; man wechselte kein Wort mehr ließ Postpferde kommen, reiste ab und langte fünf Stunden nachher in dem kleinen Hotel der Rue du Coq-Héron an.

An demselben Abend begab sich Charny, wie wir gesehen, — in dem Augenblicke, wo ihm Gilbert, auf

seinen Einfluß zählend, schreiben wollte, er möge nach Paris zurückkommen, — an demselben Abend begab sich Charny, in seine Uniform eines Marineofficiers gekleidet, zur Königin.

Von dieser Stunde an verließ er sie, wie man weiß, nicht mehr.

Andrée blieb allein mit ihren Frauen, eingeschlossen und betend; sie hatte einen Augenblick den Gedanken, der Hingebung ihres Gatten nachzuahmen und ihren Platz bei der Königin zurückzufordern, wie ihr Gatte seinen Platz beim König zurückfordern sollte; sie besaß aber nicht den Muth hiezu.

Der Tag des 9. verlief für sie in Bangigkeiten, doch ohne etwas ganz Entschiedenes herbeizuführen.

Am 10., gegen neun Uhr Morgens, hörte sie die ersten Kanonenschüsse.

Es bedarf nicht der Erwähnung, daß jedes Echo des kriegerischen Donners auch die letzte Fiber ihres Herzens vibriren machte.

Gegen zwei Uhr erlosch selbst das Musketenfeuer.

War das Volk Sieger oder besiegt?

Sie erkundigte sich: das Volk war Sieger!

Was war aus Charny bei diesem entsetzlichen Kampfe geworden? Sie kannte ihn: er mußte reichlich daran Theil genommen haben.

Sie erkundigte sich aufs Neue: man sagte ihr, die Schweizer seien beinahe alle getödtet worden, es haben sich aber fast alle Edelleute gerettet.

Sie wartete.

Charny konnte unter irgend einer Verkleidung nach Hause kommen; Charny konnte nothwendig ohne Verzug fliehen müssen; die Pferde wurden angespannt und fraßen am Wagen.

Pferde und Wagen erwarteten den Herrn; Andrée ...ßte aber wohl, der Herr, welche Gefahr er auch lief, ...rde nicht ohne sie abreisen.

Sie ließ die Thüren öffnen, damit nichts die Flucht von Charny verzögerte, wenn Charny floh, und wartete fortwährend.

Die Stunden verliefen.

„Ist er irgendwo verborgen," sagte Andrée zu sich selbst, „so kann er nur bei Nacht weggehen . . . Wir wollen die Nacht abwarten."

Die Nacht kam; Charny erschien nicht.

Im Monat August tritt die Nacht spät ein.

Erst um zehn Uhr verlor Andrée jede Hoffnung; sie warf einen Schleier über den Kopf und ging aus.

Den ganzen Weg entlang begegnete sie Gruppen von Frauen, welche die Hände rangen, Banden von Männern, welche: „Rache!" schrieen.

Sie ging mitten durch die Einen und die Andern; der Schmerz der Einen und der Zorn der Andern beschützten sie; überdies war es auf die Männer an diesem Abend abgesehen, und nicht auf die Frauen.

Auf der einen wie auf der andern Seite weinten an diesem Abend die Frauen.

Andrée kam auf das Carrousel; sie hörte die Verkündigung der Beschlüsse der Nationalversammlung.

Der König und die Königin befanden sich unter dem Schutze der Nationalversammlung: das war Alles, was sie begriff.

Sie sah zwei oder drei Karren sich entfernen und fragte, was diese Karren wegführen; man antwortete ihr, es seien auf dem Carrousel-Platze und im Königshofe aufgesammelte Leichen. — Man war erst so weit mit der Wegschaffung der Todten.

Andrée sagte sich, weder auf dem Carrousel, noch im Königshofe müßte Charny gekämpft haben, sondern vor der Thüre des Königs oder vor der der Königin.

Sie durchschritt den Königshof, sodann das große Vestibule und stieg die Treppe hinauf.

In diesem Augenblicke geschah es, daß Pitou, der

als Kapitän den Posten des großen Vestibule comman-
dirte, sie sah, erkannte und ihr folgte.

---

## CLIV.

## Die Witwe.

Man kann sich unmöglich einen Begriff von dem Zustande der Verwüstung machen, den die Tuilerien boten.

Das Blut floß durch die Zimmer und rollte wie eine Cascade die Treppen entlang; einige Leichname lagen noch in den Zimmern umher.

Andrée that, was die anderen Suchenden thaten: sie nahm eine Fackel und betrachtete Leiche um Leiche.

Und indem sie sie betrachtete, ging sie nach den Gemächern des Königs und der Königin.

Pitou folgte ihr immer.

Hier wie in den anderen Zimmern suchte sie vergebens. Dann schien sie einen Augenblick unschlüssig: sie wußte nicht mehr, wohin sie gehen sollte.

Pitou sah ihre Verlegenheit, näherte sich ihr und sagte:

„Ah! ich vermuthe wohl, was die Frau Gräfin sucht!“

Andrée wandte sich um.

„Wenn die Frau Gräfin meiner bedürfte?“

„Herr Pitou!“ sprach Andrée.

„Ihnen zu dienen, Madame.“

„Oh! ja, ja, ich bedarf Ihrer sehr," erwiederte ndrée.

Und sie ging auf ihn zu, nahm ihn bei den Händen nd fragte:

„Wissen Sie, was aus dem Grafen von Charny eworden ist?"

„Nein, Madame," antwortete Pitou; „doch ich kann hnen den Herrn Grafen suchen helfen."

„Es gibt Jemand, der uns sagen würde, ob er odt oder lebendig, und der, mag er todt oder leben- ig sein, weiß, wo er ist."

„Wer ist dies, Frau Gräfin?"

„Die Königin."

„Sie wissen, wo die Königin ist?"

„In der Nationalversammlung, glaube ich, und ich abe noch eine Hoffnung: daß Herr von Charny bei hr ist."

„Oh! ja, ja," sagte Pitou, diese Hoffnung ergrei- end, nicht für seine eigene Rechnung, sondern für die er Witwe; „wollen Sie in die Nationalversammlung ehen?"

„Wenn man mir aber den Eintritt verweigerte..."

„Ich übernehme es, die Thüre für Sie öffnen zu nachen."

„So kommen Sie."

Andrée warf fern von sich ihre Fackel, auf die Ge- ahr, den Fußboden und folglich die Tuilerien anzuzün- en; doch was lag an den Tuilerien dieser tiefen Ver- weiflung? so tief, daß sie keine Thränen hatte!

Andrée kannte das Innere des Schlosses, weil sie n demselben gewohnt hatte; sie wählte eine kleine Ge- indetreppe, welche in die Entresols und von den En- resols in das große Vestibule hinabging, so daß sich Pitou, ohne durch alle diese blutbeschmutzten Gemächer urückzukehren, wieder beim Posten des Pavillon de 'Horloge befand.

Maniquet hielt gute Wache.

„Nun," fragte er, „Deine Gräfin?"

„Sie hofft ihren Gatten in der Nationalversamm-lung zu finden," erwiederte Piton; „wir gehen dahin."

Und er sagte leise:

„Da wir den Grafen wohl auffinden könnten, e… todt, so schicke mir an das Thor der Feuillants vier tüc… Bursche, auf die ich zählen kann, um einen Aristokr… leichnam zu vertheidigen, als ob es ein Patrioten… nam wäre."

„Es ist gut; geh mit Deiner Gräfin! Du … Deine Leute haben."

Andrée wartete an der Thüre des Gartens steh… wohin man eine Schildwache gestellt hatte. Da … es war, der diese Schildwache dahin gestellt, so … die Schildwache Piton natürlich passiren.

Der Tuileriengarten war beleuchtet durch Lämp… die man in gewissen Entfernungen von einander … besonders auf den Piedestalen der Statuen angezün… hatte.

Da es fast so heiß war, als am Tage, und ka… eine Nachtluft die Blätter der Bäume bewegte, so … das Licht der Lämpchen, Feuerlanzen ähnlich, beina… unbeweglich empor und beleuchtete fernhin, nicht nur … den entblößten und als Blumenstücke cultivirten Thei… des Gartens, sondern auch unter den Bäumen die zer-streut umherliegenden Leichname.

Andrée war aber nun so sehr überzeugt, sie werde nur in der Nationalversammlung Nachricht von ihrem Gatten erhalten, daß sie vorwärts schritt, ohne sich nach rechts oder nach links zu wenden.

Man erreichte so die Feuillants.

Die königliche Familie hatte seit einer Stunde die Nationalversammlung verlassen und war, wie man ge-sehen, in ihre Wohnung, das heißt in die provisorische

ohnung gegangen, die man für sie in Bereitschaft ge- ßt hatte.

Um bis zur königlichen Familie zu gelangen, waren ei Hindernisse zu überwinden: einmal das der Schild- achen, welche außen wachten; dann das der Edelleute, elche innen wachten.

Pitou, Kapitän der Nationalgarde, Commandant s Postens der Tuilerien, hatte das Losungswort und lglich die Möglichkeit, Andrée bis ins Vorzimmer der delleute zu führen.

Es war sodann die Sache von Andrée, sich Ein- ng bei der Königin zu verschaffen.

Man kennt die Eintheilung der Wohnung, welche königliche Familie inne hatte; wir haben von r Verzweiflung der Königin gesprochen; wir haben sagt, wie sie sich beim Eintritte in das kleine Zimmer t der grünen Tapete auf das Bett geworfen und unter chluchzen und Thränen in den Hauptpfühl gebissen hatte.

Wahrlich, sie, die einen Thron, die Freiheit, das ben vielleicht verlor, verlor genug, daß man keine chenschaft von ihr über ihre Verzweiflung forderte, d nicht hinter dieser großen Erniedrigung suchte, wel- r noch lebhaftere Schmerz ihr die Thränen aus den gen, das Schluchzen aus der Brust ziehe.

In dem Gefühle der Ehrfurcht, das dieser Schmerz flößte, hatte man also in den ersten Augenblicken die nigin allein gelassen.

Die Königin hörte die Thüre ihres Zimmers, wel- s in das des Königs ging, öffnen und wieder zu- chen, und wandte sich nicht um; sie hörte Tritte ihrem tte sich nähern, und blieb mit dem Kopfe in ihrem ssen verloren.

Plötzlich aber sprang sie auf, als ob sie eine hlange ins Herz gebissen hätte.

Eine wohlbekannte Stimme hatte das einzige Wort: Madame!“ ausgesprochen.

„Andrée!" rief Marie Antoinette; „was wollen Sie von mir?"

„Ich will von Ihnen, Madame, was Gott von Kain wollte, als er ihn fragte: „„Kain, was hast du mit deinem Bruder gemacht?""

„Mit dem Unterschiede, daß Kain seinen Bruder getödtet hatte, während ich . . . oh! ich würde nicht nur mein Leben, sondern zehn Leben gegeben haben, hätte ich sie gehabt, um das seine zu retten!"

Andrée schwankte; ein kalter Schweiß floß von ihrer Stirne; ihre Zähne klapperten.

„Er ist also getödtet worden?" fragte sie mit einer äußersten Anstrengung.

Die Königin schaute Andrée an und erwiederte:

„Glauben Sie, ich weine um meine Krone?"

Und auf ihre blutigen Füße deutend:

„Glauben Sie, wenn dieses Blut das meinige wäre, hätte ich meine Füße nicht gewaschen?"

Andrée wurde von bleich leichenfarbig.

„Sie wissen also, wo sein Leib ist?" sagte sie.

„Man lasse mich hinaus, und ich werde Sie an den Ort führen."

„Ich erwarte Sie auf der Treppe, Madame," sprach Andrée.

Und sie verließ das Zimmer.

Pitou wartete vor der Thüre.

„Herr Pitou," sagte Andrée, „eine von meinen Freundinnen will mich an den Ort führen, wo der Körper von Herrn von Charny ist; es ist eine der Frauen der Königin: kann sie mich begleiten?"

„Sie wissen," erwiederte Pitou, „wenn sie herausgeht, so geschieht es unter der Bedingung, daß ich sie dahin zurückführe, von wo sie herausgegangen ist."

„Sie werden sie zurückführen."

„Es ist gut," sagte Pitou.

Sodann sich gegen die Schildwache umwendend:

„Kamerad, eine Frau der Königin kommt heraus, m mit uns den Körper eines braven Officiers aufzu- uchen, dessen Witwe diese Dame ist. Ich hafte für diese Frau mit meinem Kopfe."

„Das genügt, Kapitän," antwortete die Schildwache.

Zu gleicher Zeit öffnete sich die Thüre des Vorzim- iers, und die Königin erschien, das Gesicht mit einem Schleier bedeckt.

Man stieg die Treppe hinab, die Königin ging voran, Andrée und Pitou folgten ihr.

Nach einer Sitzung von siebenundzwanzig Stunden hatte die Nationalversammlung endlich den Saal ge- äumt.

Dieser ungeheure Saal, wo sich so viele Geräusche und Ereignisse seit siebenundzwanzig Stunden gedrängt hatten, war stumm, leer und finster wie das Grab.

„Ein Licht!" sagte die Königin.

Pitou hob eine ausgelöschte Fackel auf, zündete sie an einer Laterne wieder an, gab sie der Königin, und diese ging weiter.

Als sie an der Eingangsthüre vorüberkam, deutete Marie Antoinette mit ihrer Fackel auf diese Thüre und agte:

„Hier ist die Thüre, wo er getödtet worden."

Andrée antwortete nicht; man hätte glauben sollen, s sei ein Gespenst, das seinem Beschwörer folge.

Als sie in den Corridor gelangte, senkte die Köni- gin ihre Fackel gegen den Fußboden und sprach:

„Hier ist sein Blut!"

Andrée blieb stumm.

Die Königin ging gerade auf ein Cabinet zu, das der Loge des Logographe gegenüber lag, öffnete die Thüre des Cabinets, beleuchtete das Innere mit ihrer Fackel und sagte:

„Hier ist sein Leib!"

Immer stumm, trat Andrée in das Cabinet ein,

setzte sich auf die Erde, zog den Kopf von Olivier an ihren Schooß und sprach:

„Ich danke, Madame; das ist Alles, was ich mir von Ihnen zu erbitten hatte."

„Aber ich," erwiederte die Königin, „ich habe Sie um etwas Anderes zu bitten."

„Sprechen Sie."

„Verzeihen Sie mir?"

Es trat ein Augenblick des Stillschweigens ein, als ob Andrée zögerte.

„Ja," antwortete sie endlich; „denn morgen werde ich bei ihm sein!"

Die Königin zog aus ihrer Brust eine goldene Scheere, die sie hier wie einen Dolch verborgen hatte, um sich daraus eine Waffe gegen sich selbst in einer äußersten Gefahr zu machen.

„Dann . . ." sagte sie fast flehend, indem sie die Scheere Andrée darreichte.

Andrée nahm die Scheere, schnitt eine Haarlocke vom Haupte des Leichnams, und gab dann Scheere und Haare der Königin.

Die Königin ergriff die Hand von Andrée und küßte sie.

Andrée stieß einen Schrei aus und zog ihre Hand zurück, als ob die Lippen der Königin ein glühendes Eisen gewesen wären.

„Ah!" murmelte die Königin, „wer kann sagen, welche von uns Beiden ihn mehr liebte?"

„O mein vielgeliebter Olivier!" flüsterte ihrerseits Andrée, „ich hoffe, Du weißt nun wenigstens, daß ich Dich am Besten liebte."

Die Königin nahm schon wieder den Rückweg nach ihrem Zimmer und ließ Andrée im Cabinet mit dem Leichname ihres Gatten, auf welchen, wie ein Freundesblick, durch ein vergittertes Fenster ein bleicher Mondstrahl fiel.

Pitou, ohne zu wissen, wer es war, führte Marie Antoinette zurück und sah sie bei sich eintreten; von dieser Verantwortlichkeit vor der Schildwache befreit, ging er sodann auf die Terrasse hinaus, um zu sehen, ob die vier Männer, die er von Désiré Maniquet verlangt hatte, da seien.

Die vier Männer warteten.

„Kommt!“ sagte Pitou zu ihnen.

Sie traten ein.

Pitou, der sich mit der Fackel leuchtete, welche er wieder aus den Händen der Königin genommen hatte, führte sie bis in das Cabinet, wo Andrée, immer sitzend, beim Scheine des befreundeten Strahles das bleiche, aber stets schöne Gesicht ihres Gatten betrachtete.

Das Licht der Fackel machte, daß die Gräfin die Augen aufschlug.

„Was wollen Sie?“ fragte sie Pitou und seine Leute, als hätte sie befürchtet, diese Unbekannten nehmen ihr den geliebten Leichnam.

„Madame,“ erwiederte Pitou, „wir wollen den Körper von Herrn von Charny holen, um ihn nach der Rue Coq-Héron zu bringen.“

„Sie schwören mir, daß es deshalb ist?“ fragte Andrée.

Pitou streckte die Hand über dem Leichname mit einer Würde aus, der man ihn nicht fähig gehalten hätte, und sprach:

„Ich schwöre es, Madame!“

„Dann sage ich Ihnen meinen Dank, und ich werde Gott in meinem letzten Augenblicke bitten, er möge Ihnen, Ihnen und den Ihrigen, die Schmerzen ersparen, mit denen er mich zu Boden drückt . . .“

Die vier Männer nahmen den Leichnam, hoben ihn auf ihre Gewehre, und Pitou stellte sich mit bloßem Degen an die Spitze des Leichenzuges.

Andrée ging auf der Seite, in ihrer Hand d: kalte und schon starre Hand des Grafen haltend.

Als man in der Rue Coq-Héron angelangt w: legte man den Körper auf das Bett von Andrée.

Dann sprach die Gräfin, indem sie sich an die v: Männer wandte:

„Empfangt die Segnungen einer Frau, welche m: gen da oben zu Gott für Euch beten wird.“

Und zu Pitou:

„Herr Pitou, ich bin Ihnen mehr schuldig, als : Ihnen je werde vergelten können; darf ich noch auf S: für einen letzten Dienst zählen?“

„Befehlen Sie, Madame.“

„Machen Sie, daß morgen früh um acht Uhr d: Doctor Gilbert hier ist.“

Pitou verbeugte sich und ging ab.

Während er abging, wandte er den Kopf um, u: er sah Andrée vor dem Bette wie vor einem Altar knieen.

In dem Augenblicke, wo er sich durch die Hausthür: entfernte, schlug es drei Uhr in der Saint-Eustache-Kirche.

---

## CLV

## Was Andrée von Gilbert wollte.

Am andern Morgen um acht Uhr klopfte Gilbert an die Thüre des kleinen Hotels der Rue Coq-Héron.

Auf die Bitte, welche Pitou im Namen von Andrée an ihn gerichtet, hatte sich Gilbert, erstaunt, die Ereig-

isse des vorhergehenden Tags in allen ihren Einzelheiten rzählen lassen.

Dann hatte er lange überlegt.

In dem Augenblicke endlich, wo er am Morgen usgehen wollte, hatte er Pitou gerufen und ihn geeten, Sebastian beim Abbé Bérardier zu holen und hn nach der Rue Coq-Héron zu führen; hier angelangt, ollte Pitou auf den Abgang von Gilbert warten.

Ohne Zweifel war der alte Concierge von der Ankunft des Doctors unterrichtet; denn, nachdem er ihn rkannt, führte er ihn in den Salon ein, der vor dem Schlafzimmer kam.

Andrée wartete ganz schwarz gekleidet.

Man sah, daß sie seit dem vorhergehenden Tage weder geschlafen, noch geweint hatte; ihr Gesicht war bleich, ihr Auge trocken.

Nie waren die Linien ihres Gesichtes, Linien, welche einen bis zur Hartnäckigkeit gesteigerten Willen bezeichneten, so sehr gespannt gewesen.

Es hätte sich schwer sagen lassen, welchen Entschluß dieses Demantherz gefaßt; es ließ sich aber leicht sehen, daß es einen gefaßt.

Gilbert, der gewandte Beobachter, der philosophische Arzt, begriff dies auf den ersten Blick.

Er verbeugte sich und wartete.

„Herr Gilbert,“ sagte Andrée, „ich habe Sie gebeten, zu kommen.“

„Und Sie sehen, Madame,“ erwiederte Gilbert, „ich habe pünktlich Ihrer Einladung entsprochen.“

„Ich habe Sie ersucht, Sie und nicht einen Andern, weil derjenige, an welchen ich die Bitte richten würde, die ich an Sie zu richten im Begriffe bin, nicht befugt sein sollte, sie mir abzuschlagen.“

„Sie haben Recht, Madame; vielleicht nicht in dem, was Sie von mir verlangen werden, aber in dem

was Sie sagen; Sie sind befugt, Alles von mir zu fordern, selbst mein Leben."

Andrée lächelte bitter.

„Ihr Leben, mein Herr, ist eine von den der Menschheit so kostbaren Existenzen, daß ich, — weit entfernt von dem Gedanken, es abzukürzen, — Gott zuerst bitten werde, Ihnen dasselbe lang und glücklich zu machen... Gestehen Sie aber, so sehr das Ihrige unter einen glücklichen Einfluß gestellt ist, ebenso gibt es andere, welche einem unseligen Gestirne unterworfen zu sein scheinen."

Gilbert schwieg.

„Das meinige, zum Beispiel," fuhr Andrée fort nachdem sie selbst einen Augenblick geschwiegen; „was sagen Sie von dem meinigen, mein Herr?"

Sodann, da Gilbert, ohne zu antworten, die Augen niederschlug:

„Lassen Sie es mich Ihnen mit zwei Worten zurückrufen . . . Seien Sie ruhig, es wird kein Vorwurf für irgend Jemand hierin sein!"

Gilbert machte eine Geberde, welche besagen wollte „Sprechen Sie."

„Ich bin arm geboren; mein Vater war vor meiner Geburt zu Grunde gerichtet . . . Meine Jugend war traurig, einsam: Sie haben meinen Vater gekannt, und Sie wissen besser, als irgend Jemand, das Maß seiner Zärtlichkeit für mich . . . .

„Zwei Menschen, von denen der Eine mir hätte unbekannt bleiben sollen, und der Andere . . . fremd, hatten auf mein Leben einen mysteriösen, verhängnißvollen Einfluß, bei dem mein Wille Nichts war: der Eine verfügte über meine Seele, der Andere über meinen Leib.

„Ich fand mich Mutter, ohne zu vermuthen, daß ich Jungfrau zu sein aufgehört . . .

„Bei diesem düstern Ereigniß hätte ich beinahe die Zärtlichkeit des einzigen Wesens, das mich je geliebt, meines Bruders, verloren!

„Ich flüchtete mich in die Idee, Mutter zu werden und von meinem Kinde geliebt zu sein: mein Kind wurde mir eine Stunde nach seiner Geburt genommen. Ich fand mich Frau ohne Mann, Mutter ohne Kind!

„Die Freundschaft einer Königin tröstete mich.

„Eines Tags brachte der Zufall in denselben Wagen mit uns einen schönen, jungen, wackern Mann; das Verhängniß wollte, daß ich, die ich nie etwas geliebt hatte, ihn liebte.

„Er liebte die Königin!

„Ich wurde die Vertraute dieser Liebe. Ich glaube, Sie haben geliebt, ohne geliebt zu werden, Herr Gilbert; Sie können also begreifen, was ich litt.

„Das war nicht genug. Einst geschah es, daß die Königin zu mir sagte: „„Andrée, rette mir das Leben! rette mir mehr als das Leben: rette mir die Ehre!““ Ich mußte, während ich eine Fremde für ihn blieb, die Frau des Mannes werden, den ich seit drei Jahren liebte.

„Ich wurde seine Frau.

„Fünf Jahre blieb ich bei diesem Manne, Flamme innen, Eis außen, eine Bildsäule, deren Herz brannte! Arzt! begreifen Sie, was mein Herz leiden mußte?

„Eines Tags endlich, — Tag unaussprechlicher Wonne! — rührten meine Ergebenheit, mein Stillschweigen, meine Verleugnung diesen Mann. Seit sieben Jahren liebte ich ihn, ohne daß ich es ihn durch einen Blick hatte ahnen lassen, als er ganz bebend sich vor mir auf die Kniee warf und sprach: „„Ich weiß Alles, und ich liebe Sie!““

„Gott, der mich belohnen wollte, gestattete, daß ich an demselben Tage, wo ich meinen Gatten fand, auch mein Kind wiederfand! Ein Jahr verlief wie ein Tag, wie eine Stunde, wie eine Minute; dieses Jahr, das war mein ganzes Leben.

„Vor vier Tagen schlug der Blitz zu meinen Füßen ein.

„Seine Ehre hieß ihn nach Paris zurückkehren und

hier sterben. Ich machte ihm keine Bemerkung, ich vergoß keine Thräne; ich reiste mit ihm ab.

„Wir waren kaum angekommen, als er mich verließ.

„Heute Nacht habe ich ihn todt wiedergefunden!.. Er ist dort in jenem Zimmer.

„Glauben Sie, es sei zu ehrgeizig von mir, nach einem solchen Leben, wenn ich in demselben Grabe mit ihm zu ruhen wünsche? Glauben Sie, es sei eine Bitte, die Sie mir abschlagen können, die, welche ich an Sie thun werde?

„Herr Gilbert, Sie sind ein geschickter Arzt, ein gelehrter Chemiker; Sie haben großes Unrecht gegen mich gehabt; Sie haben viel zu sühnen. . . Nun wohl, geben Sie mir ein rasches und sicheres Gift, und ich werde Ihnen nicht nur verzeihen, sondern auch das Herz voll Dankbarkeit sterben!“

„Madame,“ erwiederte Gilbert, „Ihr Leben ist, wie Sie gesagt haben, eine grausame Prüfung gewesen, und diese Prüfung, Ehre sei Ihnen! haben Sie als Märtyrin edel und fromm erduldet!“

Andrée machte ein leichtes Zeichen mit dem Kopfe, welches bedeutete: „Ich warte.“

„Sie sprechen nun zu Ihrem Henker: „„Du hast mir das Leben grausam gemacht; gib mir einen sanften Tod!““ Sie haben das Recht, ihm dies zu sagen; Sie haben das Recht, beizusetzen: „„Du wirst thun, was ich sage, denn Du bist nicht befugt, mir etwas von dem zu verweigern, was ich von Dir fordere. . .““

„Also, mein Herr?“

„Verlangen Sie immer noch Gift von mir?“

„Ich flehe Sie an, mir zu geben.“

„Ist das Leben so drückend für Sie, daß es Ihnen unmöglich geworden, es zu ertragen?“

„Der Tod ist die süßeste Gnade, die mir die Menschen gewähren können, die größte Wohlthat, die mir Gott bewilligen kann.“

„In zehn Minuten werden Sie haben, was Sie on mir verlangen, Madame," sprach Gilbert.

Und er verbeugte sich und machte einen Schritt rückwärts.

Andrée aber reichte ihm die Hand und sagte:

„Ah! in einem Augenblicke haben Sie mir mehr Gutes gethan, als Sie mir in meinem ganzen Leben Böses gethan hatten! . . Seien Sie gesegnet, Gilbert!"

Gilbert ging ab.

Vor der Thüre fand er Sebastian und Piton, die in in einem Fiacre erwarteten.

„Sebastian," sagte er, indem er aus seiner Brust n kleines Fläschchen zog, das er an einer goldenen Kette hängend trug, und das eine opalfarbige Flüssigkeit ıthielt, „Sebastian, Du wirst von mir dieses Fläschchen er Gräfin von Charny geben."

„Wie lange darf ich bei ihr bleiben, mein Vater?"

„So lange Du willst."

„Und wo werde ich Sie wiederfinden?"

„Ich erwarte Dich hier."

Der junge Mann nahm das Fläschchen und trat ein.

Nach einer Viertelstunde kam er wieder heraus.

Gilbert warf einen raschen Blick auf ihn: er brachte as Fläschchen unberührt zurück.

„Was hat sie gesagt?" fragte Gilbert.

„Sie hat gesagt: „„Oh! nicht von Deiner Hand, nein Kind!""

„Was hat sie gemacht?"

„Sie hat geweint."

„Dann ist sie gerettet," sprach Gilbert. „Komm, nein Kind."

Und er küßte Sebastian zärtlicher vielleicht, als er s je gethan.

Gilbert rechnete ohne Marat.

Acht Tage darauf erfuhr er, die Gräfin von Charny ei verhaftet und in das Gefängniß der Abtei gebracht vorden.

# CLVI.

## Der Tempel.

Doch ehe wir Andrée in das Gefängniß folgen, wohin man sie als verdächtig schicken sollte, folgen wir der Königin in das, in welches man diese als schuldig geführt hatte.

Wir haben den Antagonismus der Nationalversammlung und der Commune bezeichnet.

Die Nationalversammlung, wie dies allen constituirten Körpern begegnet, war nicht mit demselben Schritt gegangen wie die Individuen; sie hatte das Volk auf den Weg des 10. August hingetrieben, dann war sie zurückgeblieben.

Die Sectionen hatten den berufenen Rath der Commune improvisirt, und dieser Rath der Commune war es, der in Wirklichkeit den, von der Nationalversammlung gepredigten, 10. August gemacht hatte.

Und zum Beweise dient, daß gegen die Commune der König eine Zuflucht bei der Nationalversammlung gesucht.

Die Nationalversammlung hatte ein Asyl dem König gegeben, den die Commune nicht ungern in den Tuilerien überfallen, zwischen zwei Matratzen erstickt, zwischen zwei Thüren erdrosselt hätte, mit der Königin und dem Dauphin, mit der Wölfin und dem Wölflein, wie man sagte.

Die Nationalversammlung hatte dieses Project zu nichte gemacht, dessen Gelingen, — so schändlich es war — vielleicht ein großes Glück gewesen wäre.

Die den König, die Königin, den Dauphin, ic.

en Hof beschützende Nationalversammlung war also oyalistisch; die Nationalversammlung, welche decretirte, er König sollte das Luxembourg, das heißt einen Palast ewohnen, war royalistisch.

Allerdings gibt es, wie bei allen Dingen, Stufen beim Royalismus; was in den Augen der Commune, und so- ar in den Augen der Nationalversammlung royalistisch, var revolutionär in anderen Augen.

Lafayette, als Royalist in Frankreich geächtet, ollte er nicht als Revolutionär vom Kaiser von Oester- eich eingekerkert werden?

Die Commune fing also damit an, daß sie die Na- ionalversammlung des Royalismus bezüchtigte; sodann treckte Robespierre von Zeit zu Zeit aus dem Loche, wo r verborgen war, seinen spitzigen Kopf hervor und pfiff ine Verleumdung.

Robespierre war gerade in diesem Augenblicke im Zuge, zu sagen, eine mächtige Partei, die Gironde, biete en Thron dem Herzog von Braunschweig an. Die Gi- onde? begreift Ihr? das heißt die erste Stimme, welche: „Zu den Waffen!" gerufen, der erste Arm, er sich angeboten hätte, um Frankreich zu vertheidigen!

Die revolutionäre Commune mußte aber, um zur Dictatur zu gelangen, Allem, was die royalistische Nationalversammlung that, entgegentreten.

Die Nationalversammlung hatte dem König das Luxembourg als Wohnung bewilligt.

Die Commune erklärte, sie hafte nicht für den Kö- nig, wenn der König im Luxembourg wohne; die Keller es Luxembourg, versicherte die Commune, stehen mit en Katakomben in Verbindung.

Die Nationalversammlung wollte mit der Commune nicht wegen einer solchen Geringfügigkeit brechen: sie überließ ihr die Wahl der königlichen Wohnung.

Die Commune wählte den Tempel.

Man sehe, ob der Platz gut gewählt war.

Der Tempel ist nicht, wie das Luxembourg, ein durch seine Keller in die Katakomben, durch seine Mauern auf die Ebene gehender, mit den Tuilerien und dem Stadthause einen spitzigen Winkel bildender Palast; nein es ist ein unter das Auge und in den Bereich der Commune gestelltes Gefängniß; die Commune braucht nur die Hand auszustrecken: sie öffnet und schließt seine Thüren; es ist ein alter, vereinzelter, niedriger, starker, fester Thurm, dessen Graben man wiederhergestellt hat: Philipp der Schöne, das heißt das Königthum, brach hier das Mittelalter, das sich gegen ihn empörte: das Königthum wird hierher zurückkehren, durch die neue Zeit gebrochen.

Wie war dieser alte Thurm hier geblieben, in dem volkreichen Quartier, schwarz und traurig wie eine Nachteule im hellen Sonnenscheine?

Hier werden nach der Entscheidung der Commune der König und die königliche Familie wohnen.

War es Berechnung, als sie zum Aufenthaltsorte dem König dieses Asyl anwies, wo die früheren Bankerottirer die grüne Mütze aufsetzten und mit dem Hintern die Steine klopften, wie das Gesetz des Mittelalters sagt, wonach sie nichts mehr schuldig waren? Nein, es war Zufall, Verhängniß, wir würden sagen Vorsehung, wäre das Wort nicht zu grausam.

Am 10. Abends wurden der König, die Königin, Madame Elisabeth, Frau von Lamballe, Frau von Tourzel, Herr Chemilly, der Kammerdiener des Königs, und Herr Hue, der Kammerdiener des Dauphin, in den Tempel versetzt.

Die Commune hatte sich dergestalt beeilt, den König in seine neue Wohnung zu bringen, daß der Thurm noch nicht bereit war.

Die königliche Familie wurde dem zu Folge in den Theil des Gebäudes geführt, welchen einst der Graf von

Artois bewohnte, wenn er nach Paris kam, und den nan das Palais nannte.

Ganz Paris schien freudig zu sein; es ist wahr, reitausend Bürger waren umgekommen; doch der Freund es Auslands, doch der große Feind der Revolution, doch er Verbündete der Adeligen und der Priester: der König aß gefangen.

Alle den Tempel umgebende Häuser waren ereuchtet.

Es fanden sich Lämpchen bis in den Zinnen des Thurmes.

Als Ludwig XVI. aus dem Wagen stieg, sah er Santerre zu Pferde, zehn Schritte vom Schlage haltend.

Zwei Municipalbeamte erwarteten den König mit em Hute in der Hand.

„Treten Sie ein, mein Herr," sagten sie zu ihm.

Der König trat ein, und natürlich über seine zuünftige Residenz sich täuschend, verlangte er die Genächer des Palais zu besichtigen.

Die Municipalbeamten wechselten einen Blick; hne ihm zu sagen, die Promenade, die er zu machen edenke, sei unnütz, da er den Thurm bewohnen sollte, ießen sie ihn den Tempel Zimmer für Zimmer bechtigen.

Der König machte die Eintheilung seiner Wohnung, nd die Municipalbeamten ergötzten sich an diesem Irrhume, der sich in Bitterkeit verwandeln sollte.

Um zehn Uhr wurde das Abendbrod servirt. Wähend des Mahles stand Manuel in der Nähe des Königs; as war kein botmäßiger Diener mehr: es war ein Kerkermeister, ein Aufseher, ein Herr.

Man nehme zwei sich widersprechende Befehle an: en einen vom König, den andern von Manuel gegeben; er Befehl von Manuel wäre vollzogen worden.

Hier begann wirklich die Gefangenschaft.

Besiegt auf der Höhe der Monarchie, verläßt am

10. August Abends der König den obersten Gipfel er-
steigt mit raschen Schritten den entgegengesetzten Ab-
hang des Berges hinab, an dessen Fuße ihn das Schaf-
erwartet.

Er hat achtzehn Jahre gebraucht, um den Gipfel z
ersteigen und sich darauf zu behaupten; er wird fü
Monate und acht Tage brauchen, um herabgestürzt z
werden.

Man sehe, mit welcher Geschwindigkeit man ih
antreibt.

Um zehn Uhr ist man im Speisezimmer des Palais
um elf Uhr im Salon des Palais.

Der König ist noch oder glaubt wenigstens noch z
sein. Er weiß nicht, was vorgeht.

Um elf Uhr gibt einer von den Commissären de
zwei Kammerdienern, Hue und Chemilly, Befehl, da
bischen Wäsche, was sie hatten, zu nehmen und ihm z
folgen.

„Wohin folgen?“ fragten die Kammerdiener.

„In den Nachtaufenthalt Eures Herrn,“ antwortet
der Commissär; „das Palais ist nur der Tagaufenthalt.“

Der König, die Königin, der Dauphin waren sch
nur noch die Herren von ihren Kammerdienern.

An der Thüre des Palais fand man einen Muni-
cipalbeamten, der mit einer Laterne voranging. Ma
folgte ihm.

Beim schwachen Scheine dieser Laterne und mittels
der Erleuchtung der benachbarten Häuser, — eine Er-
leuchtung, welche zu erlöschen anfing, — suchte Hue die
zukünftige Wohnung des Königs zu erkennen; er sah
vor sich nur den düstern Thurm, der sich in die Luft er-
hob wie ein Granitriese, an dessen Stirne eine Feuer-
krone glänzte.

„Mein Gott!“ sagte der Kammerdiener still stehend.
[..]llten Sie uns in diesen Thurm führen?“

„Gewiß,“ antwortete der Municipalbeamte. „Ab

te Zeit der Paläste ist vorüber! Du wirst sehen, wie man die Mörder des Volks quartiert."

Nachdem er kaum diese Worte gesprochen, stieß der Mann mit der Laterne an die ersten Stufen einer Schneckentreppe.

Die Kammerdiener blieben im ersten Stocke; der Mann mit der Laterne ging aber weiter.

Im zweiten Stocke hörte er auf emporzusteigen, nahm seinen Weg in einen rechts von der Treppe liegenden Corridor, und öffnete ein Zimmer, das auf der linken Seite des Corridors lag.

Ein einziges Fenster erleuchtete dieses Zimmer; drei bis vier Stühle, ein Tisch und ein schlechtes Bett bildeten das ganze Mobiliar.

„Welcher von Euch Beiden ist der Bediente des Königs?" fragte der Municipalbeamte.

„Ich bin sein Kammerdiener," erwiederte Herr Chemilly.

„Kammerdiener oder Bediente, das ist immer einerlei," versetzte der Mann mit der Laterne.

Und auf das Bett deutend, fügte er bei:

„Sieh, hier wird Dein Herr schlafen."

Und er warf auf einen Stuhl eine Decke und ein Paar Leilacken, zündete mit seiner Laterne zwei Lichter auf dem Kamine an und ließ die zwei Kammerdiener allein.

Man schickte sich an, die im ersten Stocke liegende Wohnung der Königin in Bereitschaft zu setzen.

Die Herren Hue und Chemilly schauten sich bestürzt an. Sie hatten noch in ihren thränenfeuchten Augen die Herrlichkeiten der königlichen Wohnungen; es war nicht einmal mehr ein Gefängniß, in das man den König stürzte: man quartierte ihn in einen Dachwinkel ein.

Die Majestät der Scenirung fehlte dem Unglücke.

Sie untersuchten das Zimmer.

Das Bett stand in einem Alkoven ohne Vorhä[illegible] ein an die Wand geklebtes altes Seidengeflechte [illegible] eine gegen die Wanzen genommene Vorsichtsma[illegible] an; — eine unzulängliche Maßregel, wie leicht [illegible] sehen war.

Sie ließen sich indessen nicht abschrecken und [illegible] an, so gut sie konnten, die Stube und das Be[illegible] säubern.

Während der Eine fegte und der Andere abwisch[illegible] trat der König ein.

„Oh! Sire," riefen sie einstimmig, „welche Sch[illegible] lichkeit!"

Der König — war dies Seelenstärke? war [illegible] Sorglosigkeit? — blieb unempfindlich. Er schaute [illegible] her, sagte aber kein Wort.

Da er die Wand mit Kupferstichen tapezirt [illegible] und einige von diesen Stichen obscön waren, [illegible] er sie ab.

„Ich will solche Gegenstände nicht unter den A[illegible] meiner Tochter lassen!" sagte er.

Als sodann sein Bett gemacht war, legte sich [illegible] König nieder und entschlief so ruhig, als ob er in [illegible] Tuilerien gewesen wäre, — ruhiger vielleicht.

Wahrlich, hätte man zu dieser Stunde dem Kö[illegible] dreißig tausend Livres Einkünfte gegeben, ein Landh[illegible] mit einer Schmiede, eine Bibliothek von Reisewerk[illegible] eine Kapelle, um darin die Messe zu hören, ein[illegible] Kaplan, um sie ihm zu lesen, einen Park von zehn Mo[illegible] gen, wo er hätte, geschützt vor jeder Intrigue, umgeb[illegible] von der Königin, vom Dauphin, von Madame Roya[illegible] das heißt — süßere Worte — von seiner Frau und [illegible] nen Kindern, leben können, der König wäre der glück[illegible] lichste Mensch seines Reiches gewesen.

Nicht so war es bei der Königin.

Brüllte sie nicht beim Anblicke ihres Käfichs, [illegible] [illegible]ge Löwin, so war dies, weil ein so grausamer Schm[illegible]

n der Tiefe ihrer Brust wachte, daß sie für Alles, was ie umgab, blind und unempfindlich wurde.

Ihre Wohnung bestand aus vier Zimmern: einem Vorimmer, wo die Frau Prinzessin von Lamballe blieb, inem Zimmer, das die Königin für sich nahm, einem Cainet, welches man Frau von Tourzel abtrat, und einem weiten Zimmer, das man für Madame Elisabeth und ie Kinder bestimmte.

Alles dies war etwas reinlicher als beim König.

Uebrigens, als hätte er sich der Hinterlist geschämt, er man sich gegen den König bedient hatte, kündigte Mannel an, der Baumeister der Commune, der Bürger Palloy, — derselbe, welcher mit dem Niederreißen der Bastille beauftragt gewesen war, — werde kommen und ich mit dem König verständigen, um die zukünftige Wohnung der königlichen Familie so bequem als möglich zu machen.

Während Andrée in das Grab den Leichnam ihres geliebten Gatten niederlegt; während Mannel im Tempel den König und die königliche Familie einquartiert; während der Zimmermann die Guillotine auf dem Platze des Carrousels, dem Siegesfelde, das sich in einen Grève-Platz verwandeln soll, errichtet, werfen wir einen Blick in das Innere des Stadthauses, wo wir schon zwei- oder dreimal eingetreten sind, und schätzen wir diese Macht, welche auf die der Bailly und der Lafayette gefolgt ist und sich, indem sie sich an die Stelle der legislativen Versammlung setzt, der Dictatur zu bemächtigen strebt.

Sehen wir die Menschen, sie werden uns die Erklärung der Acte geben.

Am 10. Abends, als Alles beendigt war, wohlverstanden; als der Lärm der Kanonen entschlummert war; als das Geräusch des Musketenfeuers erloschen war; als man nur noch mordete, hatte ein Trupp betrunkener, zerlumpter Leute auf den Armen mitten in den Rath der

Commune den Mann der Finsterniß, die Nachteule z den blinzelnden Augen, den Propheten des Pöbels, d göttlichen Marat gebracht.

Er hatte mit sich machen lassen: es war nichts m zu befürchten; der Sieg war entschieden und das F für die Wölfe, die Geier und die Raben offen.

Sie nannten ihn den Sieger vom 10. Aug ihn, den sie in dem Augenblicke genommen hatt wo er den Kopf durch das Luftloch seines Kellers h vorstreckte.

Sie hatten ihn mit Lorbeeren bekränzt, und hatte, wie Cäsar, naiv den Kranz auf seiner Stirn behalten.

Sie kamen, die Bürger Sansculottes, und war wie wir so eben gesagt haben, den Gott Marat mit in die Commune.

So hatte man den lahmen Vulcan in den Ra der Götter geworfen.

Beim Anblicke von Vulcan hatten die Götter ge lacht; beim Anblicke von Marat lachten Viele; die An dern wurden von Ekel erfaßt; Einige schauerten.

Diese Letzten hatten Recht.

Und Marat gehörte doch nicht zur Commune: er war nicht zum Mitgliede ernannt worden; man hatt ihn dahin getragen.

Er blieb hier.

Man machte ihm, — für ihn ganz ausdrücklich, — eine Journalistenloge, nur, statt daß der Journalist unter der Hand der Commune war, wie der Logograph unter der Hand der Nationalversammlung, war die Commune unter der Klaue, unter der Pfote von Marat.

Wie in dem schönen Drama unseres theuren und großen Freundes Victor Hugo Angelo über Padua ist aber Venedig über sich fühlt, so war die Commune über Nationalversammlung, fühlte aber Marat über sich

Schaut, wie sie gehorcht, diese stolze Commune, der

ie Nationalversammlung gehorcht! Einer der ersten Beschlüsse, den sie faßt, ist:

„Die Pressen der royalistischen Giftmischer sollen nunmehr confiscirt und den patriotischen Druckern zuerkannt werden.“

An dem Tage, wo das Decret erlassen werden soll, vollzieht es Marat: er geht in die königliche Druckerei, läßt eine Presse zu sich schleppen und in Säcken die Schrift mitnehmen, die ihm ansteht. Ist er nicht der Erste der patriotischen Drucker?

Die Nationalversammlung war über die Schlächtereien des 10. August erschrocken; sie war unmächtig gewesen, sie zu verhindern: man hatte in ihrem Hofe, in ihrem Corridor, vor ihrer Thüre geschlachtet.

Danton hatte gesagt:

„Wo die Thätigkeit der Justiz anfängt, muß die Volksrache aufhören. Ich übernehme vor der Nationalversammlung die Verbindlichkeit, die Menschen zu beschützen, welche in ihrem Bezirke sind; ich werde an ihrer Spitze gehen; ich hafte für sie.“

Danton hatte dies gesagt, ehe Marat bei der Commune war. Von dem Augenblicke an, wo Marat bei der Commune war, haftete er für nichts mehr.

Der Schlange gegenüber schlug der Löwe schiefe Wege ein: er suchte sich zum Fuchse zu machen.

Lacroix, dieser ehemalige Officier, dieser athletische Abgeordnete, einer der hundert Arme von Danton, bestieg die Tribune und verlangte, daß man durch Santerre, — den Mann, dem die Royalisten selbst, unter einer rauhen Form, ein mitleidiges Herz zugestehen, — Lacroix verlangt, daß man durch Santerre ein Kriegsgericht ernennen lasse, welches auf der Stelle die Schweizer, Officiere und Soldaten, richten sollte.

Folgendes war die Idee von Lacroix oder vielmehr von Danton:

Dieses Kriegsgericht würde man unter den Män-

inen nehmen, welche sich geschlagen hatten; die Männer die sich geschlagen hatten, waren Männer von Muth; der Männer von Muth schätzen und achten aber den Muth.

Ueberdies hätte es ihnen gerade dadurch, daß sie Sieger waren, widerstrebt, Besiegte zu verurtheilen.

Hat man nicht diese Sieger, berauscht vom Blute rauchend von der Schlächterei, die Weiber verschonen, sie beschützen, sie zurückführen sehen?

Ein Kriegsgericht gewählt unter den bretonischen oder den Marseiller Förderirten, kurz unter den Siegern war also das Heil der Gefangenen, und zum Beweise, wie dies eine Maßregel der Milde war, dient, daß die Commune sie verwarf.

Marat zog die Schlächterei vor: das würde eher beendigt sein.

Er verlangte Köpfe, dann Köpfe und abermals Köpfe.

Seine Zahl, statt abzunehmen, nahm immer mehr zu: es waren Anfangs fünfzigtausend Köpfe, dann hunderttausend, dann zweimal hundert tausend; am Ende forderte er zweimalhundert dreiundsiebzig tausend.

Warum diese seltsame Rechnung, dieser sonderbare Bruch?

Er wäre selbst in Verlegenheit gewesen, es zu sagen.

Er verlangt die Schlächterei, das ist das Ganze, — und die Schlächterei organisirt sich.

Danton setzt auch keinen Fuß mehr in die Commune; seine Ministerarbeit nimmt ihn ganz und gar in Anspruch, wie er sagt.

Was macht die Commune?

Sie schickt Deputationen an die Nationalversammlung ab.

Am 16. folgen sich drei Deputationen vor der Schranke.

Am 17. erscheint eine neue Deputation.

„Das Volk," sagt sie, „ist es müde, nicht gerächt zu sein. Befürchtet, daß es Gerechtigkeit übt. Um Mitternacht wird man die Sturmglocke läuten. Man braucht ein Criminalgericht in den Tuilerien, einen Richter je für die Section; Ludwig XVI. und Marie Antoinette wollten Blut; sie mögen das ihrer Trabanten fließen sehen!"

Diese Dreistigkeit, dieses Drängen machen zwei Männer aufspringen: den Jacobiner Choudieu, den Dantonisten Thuriot.

„Diejenigen, welche hier die Schlächterei verlangen," sagt Choudieu, „sind keine Freunde des Volks; es sind seine Schmeichler. Man will eine Inquisition; ich werde mich dem bis zum Tode widersetzen!"

„Ihr wollt die Revolution entehren!" ruft Thuriot; „die Revolution gehört nicht allein Frankreich: die Revolution gehört der Menschheit!"

Nach den Petitionen kommen die Drohungen.

Die Sectionen treten auch ein und sprechen:

„Ist binnen drei Stunden der Director des Geschworenengerichts nicht ernannt, und die Geschworenen sind nicht im Stande, zu handeln, so wird großes Unglück in Paris umhergehen."

Auf diese letzte Drohung sah sich die Nationalversammlung genöthigt, zu gehorchen: sie votirte die Errichtung eines außerordentlichen Tribunals.

Am 17. war das Verlangen gestellt worden.

Am 19. war das Tribunal geschaffen.

Am 20. installirte sich das Tribunal und verurtheilte einen Royalisten zum Tode.

Am 21. Abends wurde der Verurtheilte vom vorhergehenden Tage bei Fackelschein auf dem Carrousel-Platze hingerichtet.

Die Wirkung dieser ersten Hinrichtung war übrigens entsetzlich, so entsetzlich, daß der Henker selbst nicht widerstehen konnte.

In dem Augenblicke, wo er dem Volke den Kor[illegible] dieses ersten Verurtheilten zeigte, der den Leichenwagen eine so breite Straße eröffnen sollte, stieß er einen Schrei aus, ließ den Kopf auf das Pflaster rollen und fiel rückwärts.

Seine Gehülfen hoben ihn auf: er war todt.

---

## CLVI.

## Die blutige Revolution.

Die Revolution von 1789, das heißt die der Necker, der Bailly und der Sieyès, hatte sich im Jahr 1790 geschlossen; die der Barnave, der Mirabeau und der Lafayette hatte ihr Ende 1792 gehabt; die gro[illegible] Revolution, die blutige Revolution, die Revolution von Danton, von Marat, von Robespierre hatte begonnen.

Indem wir diese drei Personen zusammenfassen, wollen wir sie nicht in einer und derselben Schätzung vermengen; sie repräsentiren im Gegentheile in unsern Augen, in ihrer ganz verschiedenen Individualität, die drei Gestalten der drei Jahre, welche nun verlaufen sollen.

Danton verkörperte sich in 1792; Marat in 179[illegible] Robespierre in 1794.

Die Ereignisse drängen sich übrigens; sehen wir nach den Ereignissen: wir werden hernach die Mittel untersuchen, durch welche die Nationalversammlung und die Commune ihnen zuvorzukommen oder sie zu beschleunigen trachten.

Wir sind indessen fast in die Geschichte gerathen

alle Helden unseres Buches sind, mit einigen Ausnahmen, im Revolutionssturme untergegangen.

Was ist aus den drei Brüdern Charny, Georges, Isidor und Olivier, geworden? Sie sind todt. Was ist aus der Königin und aus Andrée geworden? Sie sind gefangen. Was wird aus Lafayette? Er ist auf der Flucht.

Am 17. August hatte Lafayette durch eine Adresse die Armee aufgerufen, gegen Paris zu marschiren, dort die Constitution wiederherzustellen, den 10. August zu nichte zu machen und den König zu restauriren.

Lafayette, der redliche Mann, hatte den Kopf verloren wie die Andern; was er thun wollte, war: die Preußen und die Oesterreicher unmittelbar nach Paris führen.

Das Heer stieß ihn instinctmäßig zurück, wie es acht Monate später Dumouriez zurückstieß.

Die Geschichte würde die Namen dieser zwei Männer an einander angehängt, — wir wollen sagen, mit einander verkettet haben, hätte Lafayette, von der Königin gehaßt, nicht das Glück gehabt, von den Oesterreichern verhaftet und nach Olmütz geschickt zu werden: die Gefangenschaft machte die Desertion vergessen.

Am 18. ging Lafayette über die Gränze.

Am 21. schloßen diese Feinde Frankreichs, diese Verbündeten des Königthums, gegen welche man den 10. August gemacht hat, und gegen die man den 2. September machen wird; diese Oesterreicher, welche Marie Antoinette zu Hülfe rief in jener klaren Nacht, wo der Mond, durch die Scheiben des Schlafzimmers der Königin eindringend, den Tag auf ihr Bett ergoß, die Oesterreicher, sagen wir, schloßen Longwy ein.

Nach einem vierundzwanzigstündigen Bombardement ergab sich Longwy.

Am Tage vor dieser Uebergabe erhob sich, am an-

dern Ende von Frankreich, die Vendée: die Leistung des geistlichen Eides war der Vorwand des Aufstandes.

Um gegen diese Ereignisse Fronte zu machen, ernannte die Nationalversammlung Dumouriez zum Commando der Ostarmee und beschloß die Verhaftung von Lafayette.

Sie beschloß auch, daß, sobald die Stadt Longwy wieder in der Gewalt der französischen Nation wäre, alle Häuser, mit Ausnahme der nationalen Gebäude, eingerissen und dem Erdboden gleich gemacht werden sollten; — sie erließ ein Gesetz, das jeden nicht beeidigten Priester vom Gebiete verbannte; — sie ermächtigte zu den Haussuchungen; sie confiscirte die Güter der Emigranten und setzte sie zum Verkaufe aus.

Was machte während dieser Zeit die Commune?

Wir haben gesagt, wer ihr Orakel war: Marat.

Die Commune guillotinirte auf dem Carrousel-Platze. Man gab ihr einen Kopf täglich; das war sehr wenig, doch in einer Brochure, die am Ende des Augusts erscheint, erklären die Mitglieder des Tribunals, welche ungeheure Arbeit sie sich aufgelegt haben, um dieses Resultat zu erlangen, so wenig befriedigend es sein möge. Die Brochure ist allerdings unterzeichnet: Fouquier-Tinville!

Man sehe auch, was die Commune träumt; wir werden sogleich der Verwirklichung dieses Traumes beiwohnen.

Am 23. Abends gibt sie ihren Prospectus.

Gefolgt von einem in den Gossen der Vorstädte und den Hallen aufgelesenen Schwarme, erscheint eine Abordnung der Commune gegen Mitternacht in der Nationalversammlung.

Was verlangt sie? daß die Gefangenen von Orleans nach Paris gebracht werden, um hier ihre Strafe zu erleiden.

Die Gefangenen von Orleans sind aber nicht gerichtet.

Seien Sie ruhig, das ist eine Förmlichkeit, der sich die Commune überheben wird.

Ueberdies hat sie das Fest vom 10. August, das ihr zu Hülfe kommen soll.

Sergent, ihr Künstler, ist der Ordner davon; er hat schon die Procession vom Vaterlande in Gefahr in Scene gesetzt, und Sie wissen, ob ihm das gelungen ist.

Diesmal wird sich Sergent übertreffen.

Es handelt sich darum, mit Trauer, mit Rache, mit mörderischem Schmerze die Seelen von allen denjenigen zu erfüllen, welche am 10. August ein Wesen, das ihnen theuer war, verloren haben.

Der Guillotine gegenüber, welche auf dem Grève-Platze functionirt, errichtet er in der Mitte des großen Bassin der Tuilerien eine Riesenpyramide, ganz mit schwarzer Sarsche bedeckt. Auf jeder Seite ist an die Metzeleien erinnert, die man den Royalisten vorwirft: Metzelei von Nancy, Metzelei von Nimes, Metzelei von Montauban, Metzelei vom Marsfelde.

Die Guillotine sagte: „Ich tödte!“ die Pyramide, sprach: „Tödte!“

Es geschah am Abend vom Sonntag dem 27. August, — fünf Tage nach dem durch die Priester gemachten Aufruhre der Vendée, vier Tage nach der Uebergabe von Longwy, wovon der General Clerfayt im Namen von Ludwig XVI. Besitz ergriffen hatte, — daß die Sühnungsprocession sich in Marsch setzte, um die geheimnißvollen Majestäten zu benützen, welche die Finsterniß auf alle Dinge wirft.

Voran schritten durch Wolken von Räucherwerk, das man auf dem ganzen zu durchlaufenden Wege verbrannte, die Witwen und die Waisen vom 10. August, in weiße Gewänder gehüllt, den Leib umschlossen mit schwarzen Gürteln, in einer Arche erbaut nach dem

Muster von der des Alterthums die von Madame Roland dictirte, von Fräulein Kéralio auf dem Altar des Vaterlands geschriebene Petition tragend, deren blutige Blätter man zerstreut auf dem Marsfelde gefunden hatte, und die schon am 17. Juli 1791 die Republik verlangte.

Dann kamen riesige Sarkophage, auf jene Wagen anspielend, welche man am Abend des 10. August in den Höfen der Tuilerien belud und stöhnend von der Last der Leichen nach den Vorstädten führte; sodann Fahnen der Trauer und der Rache, den Tod für den Tod fordernd; ferner das Gesetz, eine colossale Statue, mit einem Schwerte umgürtet. Ihr folgten die Richter der Tribunale, an deren Spitze das Revolutionstribunal vom 10. August marschirte, — das, welches sich entschuldigte, daß es nur einen Kopf täglich fallen mache!

Hierauf kam die Commune, die blutige Mutter dieses blutigen Tribunals, in ihren Reihen die Statue der Freiheit, von derselben Höhe wie die des Gesetzes, führend; endlich die Nationalversammlung, jene Bürgerkronen tragend, welche vielleicht die Todten trösten, die aber so ungenügend für die Lebenden sind.

Alles dies zog majestätisch einher unter den düsteren Gesängen von Chénier, unter der strengen Musik von Gossec, langsam schreitend wie die Rache, aber, wie sie, mit sicherem Fuße schreitend.

Ein Theil der Nacht vom 27. auf den 28. August verging in der Vollziehung dieser Ceremonie, einer Todtenfeier der Menge, wobei diese Menge, die Faust den leeren Tuilerien weisend, die Gefängnisse bedrohte, — Sicherheitsfesten, die man dem König und den Royalisten gegen ihre Paläste und ihre Schlösser gegeben hatte.

Als endlich die letzten Lämpchen erloschen, die letzten Fackeln in Rauch verwandelt waren, zog sich das Volk zurück.

Die zwei Statuen des Gesetzes und der Freiheit 'eben allein, um den ungeheuren Sarkophag zu bewa-

chen; da aber Niemand sie selbst bewachte, so beraubte man, geschah es aus Unvorsichtigkeit oder aus Ruchlosigkeit, in der Nacht beide Statuen ihrer unteren Kleider: — am andern Tage waren die zwei armen Göttinnen weniger als Frauen.

Das Volk stieß bei diesem Anblicke ein Wuthgeschrei aus; es bezüchtigte die Royalisten, lief nach der Nationalversammlung, forderte Rache, bemächtigte sich der Statuen, kleidete sie wieder an und schleppte sie zur Wiederherstellung ihrer Ehre auf die Place Louis XV.

Später folgte ihnen das Schaffot dahin und gab denselben am 21. Januar eine entsetzliche Genugthuung für den Schimpf, der ihnen am 28. August angethan worden.

An demselben 28. August hatte die Nationalversammlung das Gesetz über die Haussuchungen erlassen.

Das Gerücht über die Vereinigung der preußischen und österreichischen Heere und von der Einnahme von Longwy durch den General Clerfayt fing an sich zu verbreiten.

Also marschirte, vom König, von den Adeligen und von den Priestern herbeigerufen, der Feind gegen Paris, und er konnte, vorausgesetzt, daß ihn nichts aufhielt, in sechs Etapen da sein.

Was sollte dann aus diesem wie ein Krater brodelnden Paris werden, dessen Stöße seit drei Jahren die Welt erschütterten? Was jener Brief von Herrn von Bouillé gesagt hatte, ein frecher Scherz, über den man so viel gelacht, und der eine Wirklichkeit werden sollte: es würde kein Stein auf dem andern bleiben.

Mehr noch: man sprach als von etwas ganz Sicherem von einem allgemeinen, erschrecklichen, unerbittlichen Urtheile, das, nachdem es Paris vernichtet, die Pariser vernichten würde. Auf welche Art und von wem wäre dieses Urtheil gesprochen worden? Die Schriften jener Zeit sagen es Euch; die blutige Hand der Com-

mune ist ganz in dieser Legende, welche, statt die Vergangenheit zu erzählen, die Zukunft erzählt.

Warum sollte man übrigens nicht an diese Legende glauben? Folgendes ist es, was man in einem am 10. August in den Tuilerien aufgefundenen Briefe las, den wir selbst in den Archiven, wo er noch ist, gelesen haben:

„Die Tribunale kommen nach den Armeen; die aus Emigranten bestehenden Parlamentäre instruiren unterwegs, im Lager des Königs von Preußen, den Proceß der Jacobiner und rüsten ihren Galgen.“

So daß, wenn die preußischen und österreichischen Heere in Paris ankommen, die Instruction gemacht, das Urtheil gesprochen sein wird, und man es nur noch zu vollziehen hat.

Um sodann zu bestätigen, was der Brief sagt, druckt man in das officielle Bulletin des Krieges:

„Die österreichische Cavalerie hat in der Gegend von Saarlouis die patriotischen Mairs und die bekannten Republicaner weggeführt.

„Uhlanen haben Municipalbeamte genommen, ihnen die Ohren abgeschnitten und sie denselben auf die Stirne genagelt.“

Beging man solche Handlungen in der harmlosen Provinz, was würde man dem revolutionären Paris thun?

Was man ihm thun würde? Das war kein Geheimniß mehr.

Folgende Kunde verbreitete sich, auf allen Kreuzwegen preisgegeben, von jedem Centrum sich zerstreuend um zu den Extremitäten zu gelangen:

Man wird einen großen Thron für die verbündeten

Könige im Angesichte des Trümmerhaufens errichten, der Paris gewesen sein wird; die ganze gefangene Einwohnerschaft wird an den Fuß dieses Thrones getrieben, gestoßen, geschleppt werden; hier wird, wie beim jüngsten Gerichte, eine Auslese der Guten und der Bösen stattfinden: die Guten, das heißt die Royalisten, die Adeligen, die Priester, werden auf die rechte Seite treten, und man wird ihnen Frankreich übergeben, daß sie damit machen, was sie wollen; die Bösen, das heißt die Revolutionäre, werden auf die linke gehen und hier die Guillotine finden, dieses von der Revolution erfundene Instrument, durch welches die Revolution umkommen wird.

Die Revolution, das heißt Frankreich; nicht allein Frankreich, — denn das wäre nichts: die Völker sind gemacht, um als Brandopfer für die Ideen zu dienen; — nicht allein Frankreich, sondern auch der Gedanke Frankreichs!

Warum hat Frankreich auch zuerst das Wort Freiheit ausgesprochen? Es hat eine heilige Sache, das Licht der Augen, das Leben der Seelen zu proclamiren geglaubt; es hat gesagt: „Freiheit für Frankreich! Freiheit für Europa! Freiheit für die Welt!" es hat die Erde emancipirend etwas Großes zu thun geglaubt, und siehe, es hat sich getäuscht, wie es scheint! siehe, Gott hat ihm Unrecht gegeben! siehe, die Vorsehung ist gegen Frankreich! siehe, während es unschuldig und erhaben zu sein meinte, war es strafbar und schändlich! siehe, während es eine große Handlung zu vollbringen glaubte, hat es ein Verbrechen begangen! siehe, man richtet, man verurtheilt, man enthauptet es, man schleppt es zum Hochgerichte des Weltalls, und das Weltall, für dessen Heil es stirbt, klatscht bei seinem Tode Beifall.

So war Jesus Christus, der für das Heil der Welt gekreuzigt wurde, unter dem Gespötte und den Schmähungen der Welt gestorben.

Doch, um dem Auslande die Stirne zu bieten, um

ihm Widerstand zu leisten, hat dieses arme Volk vie
leicht eine Stütze in sich selbst? Diejenigen, welche e
angebetet, diejenigen, welche es bereichert, diejeni
welche es bezahlt hat, werden es vielleicht vertheidi
Nein.

Sein König conspirirt mit dem Feinde und corre
dirt vom Tempel aus, wo er eingeschlossen ist, fortw
rend mit den Oesterreichern und den Preußen; sein A
marschirt, unter seinen Prinzen organisirt, gegen da
selbe; seine Priester stacheln die Bauern zur Em
rung auf.

Aus der Tiefe ihrer Kerker klatschten die königlic
Gefangenen in die Hände bei den Niederlagen Fra
reichs; die Preußen bei Longwy haben im Tempel u
in der Abtei einen Freudenschrei ausstoßen gemacht.

Danton, der Mann der äußersten Entschlüsse,
auch ganz brüllend in die Nationalversammlung ei
getreten.

Der Minister der Justiz hält die Justiz für macht
und verlangt, daß man ihm die bewaffnete Macht ge
und die Justiz wird dann, unterstützt durch die bewaff
Macht, marschiren.

Er besteigt die Tribune, schüttelt seine Lö
mähne und streckt seine gewaltige Hand aus, welche a
10. August die Thore der Tuilerien gesprengt hat.

„Es braucht eine nationale Zuckung, um die De
ten zurückgehen zu machen," sagte er. „Bis jetzt ha
wir nur einen Scheinkrieg gehabt; von diesem ele
Spiele darf nun nicht mehr die Rede sein. Das V
muß sich auf die Feinde stürzen, um sie mit ein
Schlage zu vertilgen; man muß zu gleicher Z
alle Verschwörer in Fesseln schlagen, ma
muß sie unschädlich machen."

Und Danton fordert das Aufgebot in Masse, die
Haussuchungen, die nächtlichen Nachforschungen, mit T

strafe gegen Jeden, der die Operationen der provisoi-
hen Regierung hemme.

Danton erhielt Alles, was er forderte.

Hätte er mehr verlangt, er würde mehr erhalten
en.

„Nie," sagt Michelet, „nie war ein Volk so weit
den Tod eingetreten. Als Holland, da es Ludwig
7. vor seinen Thoren sah, kein anderes Hülfsmittel
ır hatte, als sich unter Wasser zu setzen, sich selbst
ertränken, war es in geringerer Gefahr: es hatte
:opa für sich. Als Athen den Thron von Xerxes auf
: Felsen von Salamis sah, als es das Land verlor,
ins Meer warf und nur noch das Wasser zur Hei-
:h hatte, war es in geringerer Gefahr: es war ganz
seiner Flotte, mächtig, organisirt, in der Hand des
ßen Themistokles, und glücklicher als Frankreich hatte
keinen Verräther in seinem Schooße."

Frankreich war desorganisirt, aufgelöst, verrathen,
auft und preisgegeben! Frankreich war wie Iphi-
le unter dem Messer von Kalchas. Die Könige im
ise warteten nur auf seinen Tod, daß der Wind des
potismus in ihre Segel blase; es streckte die Arme
:n die Götter aus, und die Götter waren taub!

Als es aber fühlte, wie es die kalte Hand des To-
berührte, da ging es, durch eine heftige, erschreck-
Zusammenziehung, in sich selbst zurück, und, ein
:nsvulcan, machte es dann aus seinen eigenen Ein-
eiden die Flamme hervorspringen, welche ein halbes
rhundert hindurch die Welt erleuchtete.

Um diese Sonne zu trüben, ist allerdings ein Blut-
:n da.

Der Blutflecken vom 2. September! wir werden
hiezu kommen, wir werden sehen, wer dieses Blut
ossen hat, und ob es Frankreich zugerechnet werden
; vorher wollen wir aber noch, um dieses Kapitel
chließen, ein paar Seiten von Michelet entlehnen.

Wir fühlen uns unmächtig neben diesem Ri-
und, wie Danton, rufen wir die bewaffnete Macht
Hülfe!

Man höre!

„Paris hatte das Ansehen einer Festung; man b-
sich in Lille oder in Straßburg geglaubt. Ueberall
fehle, Schildwachen, militärische Maßregeln, freilich
früht, denn der Feind war noch fünfzig bis
Meilen entfernt. Was sich Ernsteres, wirklich Rühre-
hiebei fand, das war das Gefühl tiefer, bewunder-
würdiger Solidarität, das sich überall offenbarte; Je-
wandte sich an Alle, sprach, bat für das Vaterl-
Jeder machte sich zum Werber, ging von Haus zu H-
bot dem, welcher abgehen konnte, seine Uniform,
fen, was er hatte, an; alle Welt war Redner, pred-
perorirte, sang patriotische Lieder. Wer war n-
Schriftsteller in diesem seltsamen Augenblicke? wer druck
nicht? wer schlug nicht an? wer war nicht Acteur
diesem großen Schauspiele? Die naivsten Scenen, wo
Alle figurirten, spielten sich überall, auf den Plätzen,
den Anwerbungstheatern, auf den Tribunen, wo m-
sich einschrieb; rings umher waren es Gesänge, Au-
rufungen, Thränen der Begeisterung oder des Abschied-
und über allen diesen Stimmen ertönte eine gr-
Stimme in den Herzen, eine stumme, aber um so
Stimme, die Stimme von Frankreich selbst, beredt
allen ihren Symbolen, pathetisch im tragischsten
allen: der heiligen und erschrecklichen Fahne der Gefahr
Vaterlands, vor den Fenstern des Stadthauses au-
hängt, einer ungeheuren Fahne, die in den Winden fla-
terte und den Volkslegionen zu winken schien, daß
in Eile von den Pyrenäen nach der Schelde, von
Saone nach dem Rheine marschiren!

„Um zu wissen, was dieser Augenblick des Ori-
war, müßte man in jeder Hütte, in jeder Wohnung d-
einschneidenden Schmerz der Frauen, die Herzzerreißen-

er Mütter bei dieser zweiten Geburt sehen, welche noch
undertmal grausamer als die, wo das Kind zum ersten
Male aus ihrem blutenden Schooße abging; man müßte
ie alte Frau sehen, wie sie mit trockenen Augen, mit
ebrochenem Herzen, in Eile die paar Kleidungsstücke
usammenrafft, die das Kind mitnehmen wird, dann die
rmseligen Ersparnisse, die sie sich selbst durch das Fasten
rem Sohne zu Liebe für diesen letzten Tag der Schmer-
en gestohlen hat.

„Ihre Kinder diesem Kriege geben, der sich mit so
enig günstigen Aussichten eröffnete, sie dieser äußersten,
erzweifelten Lage opfern, das war mehr, als die Mei-
en von ihnen thun konnten: sie unterlagen diesen Qua-
n, oder wurden durch eine natürliche Reaction von
Wuthanfällen ergriffen; sie schonten nichts, fürchteten
chts; kein Schrecken hat Gewalt über einen solchen
ustand des Geistes. Welchen Schrecken gibt es für den,
r den Tod will!

„Man hat uns erzählt, eines Tags, — ohne Zweifel
i August oder im September, — habe eine Bande von
esen Weibern Danton auf der Straße getroffen, ihn
schmäht, wie sie den Krieg selbst geschmäht hätte, ihm
e ganze Revolution, alles Blut, was vergossen worden,
d den Tod ihrer Kinder vorgeworfen, ihn verflucht
d Gott gebeten, es möge Alles auf sein Haupt zurück-
llen. Er war nicht befremdet, und obgleich er rings
i sich die Nägel fühlte, wandte er sich ungestüm um,
aute diese Weiber an, und bekam Mitleid mit ihnen.
anton hatte viel Herz; er stieg auf einen Weichstein
d fing, um sie zu trösten, an sie in ihrer Sprache zu
mähen: die ersten Worte waren heftig, burlesk, obscön.
ie sind ganz verblüfft: seine wahre oder fingirte Wuth
ngt sie in ihrer Wuth aus der Fassung. Dieser wun-
rbare, instinctartige und berechnete Redner hatte zur
lksthümlichen Basis ein sinnliches und starkes Tempera-
nt; ganz gemacht für die physische Liebe, wo das

Fleisch und das Blut herrschten, war Danton ... ein Mann; es war in ihm vom Löwen und ... Dogge, auch viel vom Stiere. Seine Maske ... die erhabene Häßlichkeit eines zerrissenen Gesich... lieh seiner ungestümen, gleichsam in Anfällen ... derten Rede eine Art von wildem Stachel. Die ... sen, welche die Stärke lieben, fühlten vor ihm, ... Furcht und Sympathie jedes mächtig erzeugende ... empfinden macht; und unter dieser heftigen, ... Maske fühlte man dann auch ein Herz, man ... Eines: daß dieser erschreckliche Mann, der nur ... ungen sprach, im Grunde einen braven Mensch... barg. Die aufrührerischen Weiber um ihn her ... dunkel Alles dies und ließen sich haranguiren, ... schen, bändigen; er führte sie, wohin und wie ... wollte; er erklärte ihnen barsch, wozu die Frau ... wozu die Liebe diene, wozu die Erzeugung diene; ... man nicht für sich selbst gebäre, sondern für das ... land, und hiebei erhob er sich plötzlich, sprach für ... mand mehr, sondern (wie es schien) für sich selbst. ... ganzes Herz trat ihm, wie man sagt, aus der ... mit einer gewaltigen Zärtlichkeit für Frankreich, und ... dieses seltsame, von Blattern zerrissene Gesicht, das ... Schlacken des Vesuvs und des Aetnas glich, kamen ... mälig große Tropfen, und das waren Thränen. Die ... Weiber konnten sich nicht mehr halten; sie bewe... Frankreich, statt über ihre Kinder zu weinen, verb... das Gesicht in ihrer Schürze und entflohen schluch...

O großer Geschichtschreiber, den man Michelet n... wo bist Du?

In Nervi!

O großer Dichter, den man Hugo nennt, ... bist Du?

In Jersey!

# CLVII.

## Der Vorabend des zweiten Septembers.

„Ist das Vaterland in Gefahr," hatte Danton am 8. August in der Nationalversammlung gesagt, „so ehört Alles dem Vaterlande."

Am 29., um vier Uhr Abends, wurde der General-iarsch geschlagen.

Man wußte, um was es sich handelte.

Wie von einem Zauberstabe berührt, wechselte Paris eim ersten Rasseln der Trommeln seinen Anblick; von olkreich, wie es war, wurde es öde.

Die offenen Läden schloßen sich; jede Straße wurde esperrt und von kleinen, etwa fünfzig Mann starken jelotons besetzt.

Die Barrièren wurden bewacht; der Fluß wurde ewacht.

Um ein Uhr Morgens begannen die Durchsuchungen n allen Häusern.

Die Commissäre der Sectionen klopften an die jausthüre im Namen des Gesetzes, und man öffnete jnen die Hausthüre.

Sie klopften an jede Wohnung, immer im Namen es Gesetzes, und man öffnete ihnen jede Wohnung. Sie erbrachen mit Gewalt die Thüren der Logis, welche icht bewohnt waren.

Man nahm zweitausend Schießgewehre in Beschlag; ian verhaftete dreitausend Personen.

Man brauchte den Schrecken: man erlangte ihn.

Sodann entsprang aus dieser Maßregel Etwas,

woran man nicht gedacht hatte, oder woran man v-
leicht zu viel gedacht hatte.

Diese Haussuchungen hatten dem Armen den B[illegible]
art der Reichen geöffnet; die bewaffneten Le[illegible]
welche den Behörden folgten, hatten einen ers[illegible]
Blick in die seidenen und goldenen Zimmer der je[illegible]
Hotels, die ihre Eigenthümer noch bewohnten, oder [illegible]
denen die Eigenthümer abwesend waren, werfen k[illegible]

Hieraus, nicht die Begierde des Plünderns, [illegible]
eine Verdopplung des Hasses.

Man plünderte so wenig, daß Beaumarchais, [illegible]
damals im Gefängniß war, erzählt, in seinem ber[illegible]
Gärten am Boulevard Saint-Antoine habe eine [illegible]
eine Rose gepflückt, und man habe diese Frau ins S[illegible]
werfen wollen.

Und man bemerke wohl, dies geschah in e[illegible]
Augenblicke, wo die Commune decretirt hatte, die [illegible]
herverkäufer sollen mit dem Tode bestr[illegible]
werden.

So substituirte sich also die Commune der Na[illegible]
nalversammlung; sie decretirte die Todesstrafe. S[illegible]
hatte Chaumette das Recht gegeben, die Gefängnisse [illegible]
öffnen und die Gefangenen in Freiheit zu setzen; [illegible]
maßte sich das Begnadigungsrecht an. Sie hatte en[illegible]
lich befohlen, es soll an der Thüre jedes Gefängn[illegible]
die Liste der Verhafteten, die es enthielt, angeschla[illegible]
werden: das war ein Aufruf zum Hasse und zur Ra[illegible]
Jeder bewachte die Thüre des Kerkers, wo sein Fe[illegible]
eingeschlossen war. Die Nationalversammlung sah, [illegible]
welchen Abgrund man sie führte. Man war im Begr[illegible]
ihr, wider ihren Willen, die Hände ins Blut zu tauchen.

Und wer dies? die Commune, ihre Feindin?

Es brauchte nur eine Gelegenheit, daß der Streit
furchtbar zwischen den zwei Gewalten losbrach.

Ein neuer Eingriff der Commune rief die Gelegen-
heit hervor.

Am 29. August, am Tage der Haussuchungen, forderte die Commune wegen eines Zeitungsartikels vor ihre Schranke Girey-Dupré, einen der kühnsten Girondisten, weil er einer der Jüngsten war.

Girey-Dupré flüchtete sich ins Kriegsministerium, da er nicht Zeit hatte, sich in die Nationalversammlung zu flüchten.

Huguénin, Präsident der Commune, ließ das Kriegsministerium einschließen, um den girondistischen Journalisten mit Gewalt herauszureißen.

Die Gironde war aber immer in der Majorität bei der Nationalversammlung; in einem ihrer Mitglieder beleidigt, erhob sich die Gironde: sie forderte ihrerseits den Präsidenten Huguenin vor ihre Schranke.

Der Präsident Huguenin antwortete nicht auf die Vorladung der Nationalversammlung.

Am 30. erließ diese ein Decret, das die Municipalität von Paris cassirte.

Ein Factum, das beweist, welchen Abscheu man zu jener Zeit noch gegen den Diebstahl hegte, hatte viel zu dem Decrete beigetragen, das die Nationalversammlung erlassen.

Ein Mitglied der Commune, oder ein Individuum, das sich Mitglied der Commune nannte, hatte sich das Garde-Meuble öffnen lassen und eine kleine silberne Kanone, ein Geschenk, das einst die Stadt Paris Ludwig XIV. als Kind gemacht, genommen.

Cambon, den man zum Wächter des öffentlichen Vermögens ernannt, hatte Kenntniß von diesem Diebstahle erhalten und den Angeklagten vor die Schranke kommen lassen; der Mann leugnete nicht, entschuldigte sich nicht, und beschränkte sich nur darauf, daß er sagte, da dieser kostbare Gegenstand der Gefahr, gestohlen zu werden, ausgesetzt gewesen sei, so habe er gedacht, er sei besser bei ihm, als irgend anderswo.

Diese Tyrannei der Commune drückte sehr und

[illegible]

[illegible] unterstützt [illegible] Schranke [illegible] innerhalb vierundzwanzig Stunden [illegible] durch die Sectionen ernannt werden.

Das Decret wurde am 30. August [illegible] erlassen.

Zählen wir die Stunden, denn von diesem Augenblicke an leben wir der Reihe [illegible] und jede Minute wird einen Schritt [illegible] Horizont mit den zertrümmerten Armen, mit den verzausten Haaren, mit den verstörten Augen, [illegible] den Schrecken nennt, machen sehen.

Uebrigens erklärte die Nationalversammlung einem Theile von Paris vor drei [illegible] während sie die Commune cassirte. Diese [illegible] das Vaterland wohl verdient gemacht; was nicht [illegible] logisch war.

Ornandum, tollendum! sagte Cicero in Bezug auf Octavius.

Die Commune handelte wie Octavius: sie [illegible] bekränzen, aber nicht fortjagen.

Zwei Stunden nachdem das Decret erlassen [illegible] machte Tallien, ein kleiner Schreiber, der sich laut [illegible] er sei der Mann von Danton, Tallien, Secretär [illegible] Commune, machte der Section des Thermes den Vor[illegible] gegen die Section des Lombards zu marschiren.

Ah! diesmal war es wohl der Bürgerkrieg, nicht [illegible] Volk gegen König, Bürger gegen Aristokraten, [illegible] gegen Schlösser, Häuser gegen Paläste, sondern [illegible]

nen gegen Sectionen, Pieken gegen Pieken, Bürger gegen Bürger.

Zu gleicher Zeit erhoben Marat und Robespierre, dieser als Mitglied der Commune, jener als Liebhaber, die Stimme.

Marat verlangte das Niedermetzeln der Nationalversammlung; das war nichts; man war gewöhnt, ihn solche Motionen machen zu sehen.

Aber Robespierre, der kluge, der verschmitzte Robespierre, Robespierre, der vage, umschweifige Denunciant, forderte, daß man die Waffen nehme und sich nicht nur vertheidige, sondern sogar angreife.

Robespierre mußte die Commune sehr stark fühlen, daß er so sich auszusprechen wagte.

Sie war in der That sehr stark, denn in derselben Nacht begibt sich Tallien, ihr Secretär, mit dreitausend mit Pieken bewaffneten Leuten in die Nationalversammlung.

„Die Commune," sagte er, „und die Commune allein hat die Mitglieder der Nationalversammlung zum Range von Repräsentanten eines freien Volkes emporsteigen gemacht; die Commune hat gemacht, daß das Decret gegen die die Ruhe störenden Priester erlassen worden ist, und sie hat diese Menschen verhaftet, an welche Niemand die Hand zu legen wagte; die Commune," schloß er, „wird binnen Kurzem den Boden der Freiheit von ihrer Gegenwart gereinigt haben."

So spricht also in der Nacht vom 30. auf den 31. August die Commune vor der Nationalversammlung, die sie cassirt hat, das erste Wort von der Metzelei.

Wer spricht dieses erste Wort? wer schleudert das rothe Programm rückhaltslos hin?

Man hat es gesehen, es ist Tallien, der Mann, der den 9. Thermidor machen wird.

Die Nationalversammlung, man muß ihr diese Gerechtigkeit widerfahren lassen, erhob sich hiegegen.

Manuel, der Procurator der Commune, sah ein, daß man zu weit ging; er ließ Tallien verhaften und forderte, daß Huguenin der Nationalversammlung Genugthuung gebe.

Und Manuel, der Tallien verhaftete, der von Huguenin öffentliche Abbitte verlangte, Manuel wußte recht wohl, was vorging, er ein armer Pedant, ein kleiner Geist, aber ein redliches Herz.

Er hatte in der Abtei einen persönlichen Feind: Beaumarchais.

Beaumarchais, ein großer Spötter, hatte viel über Manuel gespottet; es ging nun Manuel durch den Kopf, wenn Beaumarchais mit den andern ermordet würde, so könnte man diesen Mord einer niedrigen Rache seiner Eitelkeit zuschreiben. Er lief in die Abtei und ließ Beaumarchais rufen. Dieser, als er ihn sah, wollte sich entschuldigen, seinem literarischen Opfer Erklärungen geben.

„Es handelt sich nicht um Literatur, Journalismus, Kritik. Hier ist die Thüre offen, fliehen Sie heute, wenn Sie nicht morgen ermordet sein wollen.“

Der Verfasser von Figaro ließ sich das nicht zweimal sagen, entschlüpfte durch die nur angelehnte Thüre und verschwand.

Nehmen Sie an, er hätte Collot-d'Herbois den Schauspieler ausgepfiffen, statt Manuel den Schriftsteller kritisirt zu haben, — dann war Beaumarchais todt!

Es kam der 31. August, dieser große Tag, der zwischen der Nationalversammlung und der Commune, das heißt zwischen dem Moderantismus und dem Schrecken entscheiden sollte.

Die Commune war entschlossen, um jeden Preis zu bleiben.

Die Nationalversammlung hatte ihre Entlassung zu Gunsten einer neuen Versammlung genommen.

Die Commune mußte natürlich die Oberhand gewinnen, um so mehr, als die Bewegung sie begünstigte.

Das Volk, ohne zu wissen, wohin es gehen wollte, wollte irgend wohin gehen. Vorwärts getrieben am 20. Juni, noch weiter getrieben am 10. August, fühlte es ein unbestimmtes Bedürfniß nach Blut und Zerstörung.

Es ist nicht zu leugnen, daß ihm Marat einerseits und Hébert andererseits den Kopf entsetzlich heiß machten. Jeder, bis auf Robespierre, der seine sehr erschütterte Popularität wiederzuerlangen suchte, — ganz Frankreich hatte den Krieg gewollt: Robespierre hatte den Frieden gerathen, — Jeder bis auf Robespierre, sagen wir, wurde Neuigkeitskrämer und übertraf durch die Albernheit seiner Neuigkeiten die allerabsurdesten.

Eine mächtige Partei, hatte er gesagt, biete den Thron dem Herzog von Braunschweig an.

Wer waren in diesem Augenblicke die im Kampfe begriffenen drei mächtigen Parteien?

Die Nationalversammlung, die Commune, die Jacobiner; und streng genommen konnten die Jacobiner und die Commune nur eine bilden.

Es waren weder die Jacobiner, noch die Commune; Robespierre war Mitglied vom Clubbe und von der Municipialität; er würde sich nicht selbst angeschuldigt haben.

Diese mächtige Partei war also die Gironde.

Wir sagten so eben, Robespierre habe an Absurdität die absurdesten Neuigkeitskrämer übertroffen; was konnte in der That absurder sein, als die Gironde, welche Preußen und Oesterreich den Krieg erklärt hatte, bezüchtigen, sie biete dem feindlichen General den Thron an!

Und wer waren die Männer, die man dessen bezüchtigte? Die Vergniaud, die Roland, die Clavières, die Servan, die Gensonné, die Guadet, die Barbaroux, das heißt die wärmsten Patrioten und zugleich die redlichsten Leute Frankreichs.

Doch es gibt Augenblicke, wo ein Mensch wie Robespierre Alles sagt, und das Schlimmste ist, daß es Augenblicke gibt, wo das Volk Alles glaubt!

Man war also am 30. August.

Am 30., um fünf Uhr Abends, hatte, wie gesagt, die Nationalversammlung die Commune cassirt; das Decret bestimmte, innerhalb vierundzwanzig Stunden sollten die Sectionen einen neuen Generalrath ernennen.

Am 31., um fünf Uhr Abends, sollte also das Decret vollzogen sein.

Doch das Geschrei von Marat, die Drohungen von Hébert, die Verleumdungen von Robespierre machten die Commune mit einem solchen Gewichte auf Paris drücken, daß die Sectionen nicht zu votiren wagten. Sie nahmen zum Vorwande ihres Unterlassens, das Decret sei ihnen nicht officiell eröffnet worden.

Am 31. August, gegen Mittag, bekam die Nationalversammlung Nachricht, man vollziehe ihr Decret vom vorhergehenden Tage nicht, und es werde nicht vollzogen werden. Man müßte an die bewaffnete Macht appelliren, und wer weiß, ob die bewaffnete Macht für die Nationalversammlung wäre.

Die Commune hatte Santerre durch seinen Schwager Panis. Panis war, wie man sich erinnert, der Fanatiker für Robespierre, der Rebecqui und Barbaroux die Ernennung eines Dictators vorgeschlagen und ihnen zu verstehen gegeben hatte, dieser Dictator müßte der Unbestechliche sein; Santerre, das waren die Vorstädte; die Vorstädte, das war die unwiderstehliche Macht des Oceans.

Die Vorstädte hatten die Thüren der Tuilerien gesprengt: sie würden auch die der Nationalversammlung sprengen.

Sodann befürchtete die Nationalversammlung, wenn sie sich gegen die Commune bewaffnete, nicht nur von den extremen Patrioten, von denjenigen, welche die Revolution um jeden Preis wollten, verlassen zu werden, sondern auch — was noch viel schlimmer — gegen ihren

Willen von den gemäßigten Royalisten unterstützt zu werden.

Dann war sie ganz und gar verloren.

Gegen sechs Uhr verbreitete sich auf ihren Bänken das Gerücht, es finde ein großer Tumult um die Abtei statt.

Man hatte einen Herrn von Montmorin freigesprochen: das Volk glaubte, es handle sich um den Minister, der die Pässe, mit denen Ludwig XVI. zu fliehen versucht, unterzeichnet hatte; es zog in Masse nach dem Gefängniß und verlangte mit gewaltigem Geschrei den Tod des Verräthers. Man hatte alle erdenkliche Mühe, um ihm seinen Irrthum begreiflich zu machen: die ganze Nacht hindurch herrschte in den Straßen von Paris eine furchtbare Gährung.

Man fühlte, am andern Tage würde das geringste Ereigniß, das dieser Gährung zu Hülfe käme, colossale Verhältnisse annehmen.

Dieses Ereigniß, — das wir mit einigen Details zu erzählen versuchen wollen, weil es auf einen der Helden unserer Geschichte, den wir seit langer Zeit aus dem Gesichte verloren, Bezug hat, — dieses Ereigniß brütete in den Gefängnissen des Chatelet.

---

# CLVIII.

## Wo man noch einmal Herrn von Beausire begegnet.

In Folge des Tages vom 10. August hatte man ein specielles Gerücht institutirt, um Kenntniß von den Diebstählen zu erlangen, welche in den Tuilerien begangen worden waren. Das Volk hatte wohl, wie Peltier erzählt, auf der Stelle zwei bis dreihundert auf frischer That ertappte Diebe erschossen; doch neben diesem gab es, wie man leicht begreift, fast ebenso viele, welchen es, wenigstens für den Augenblick, ihre Diebstähle zu verbergen gelungen war.

Unter der Zahl dieser ehrlichen Industriels fand sich unser alter Bekannter, Herr von Beausire, ehemaliger Gefreiter Seiner Majestät.

Unsere Leser, die sich der Lebensvorgänge des Liebhabers von Mademoiselle Oliva, des Vaters vom jungen Toussaint, erinnern, werden nicht erstaunt sein, ihn unter denjenigen wiederzufinden, die, nicht der Nation, sondern den Gerichten über den Antheil, den sie an der Plünderung der Tuilerien genommen, Rechenschaft zu geben hatten.

Herr von Beausire war in der That nach aller Welt ins Schloß eingedrungen; das war ein zu verständiger Mensch, um zuerst oder Einer der Ersten da einzutreten, wo es gefährlich, vor den Andern einzudringen.

Es waren nicht die politischen Meinungen von Herrn von Beausire, die ihn in den Palast der Könige führten, um hier über den Sturz des gefallenen König-

thums zu weinen oder dem Siege des Volkes Beifall zuzuklatschen; nein: Herr von Beausire kam als Liebhaber dahin; er schwebte über den menschlichen Schwächen, die man die Meinungen nennt, und hatte keinen andern Zweck, als den, zu sehen, ob diejenigen, welche den Thron verloren, nicht zu gleicher Zeit irgend ein Juwel verloren hätten, das tragbarer und leichter in Sicherheit zu bringen wäre.

Doch um den Schein zu wahren, hatte Herr von Beausire eine rothe Mütze aufgesetzt, sich mit einem ungeheuren Säbel bewaffnet, sodann leicht sein Hemd bedeckt und seine Hände in das Blut des ersten Todten getaucht, den er getroffen, so daß dieser dem Eroberungsheere folgende Wolf, dieser nach dem Kampfe über dem Schlachtfelde schwebende Geier durch einen oberflächlichen Blick für einen Sieger gehalten werden konnte.

Für einen Sieger hielten ihn auch der Mehrzahl nach diejenigen, welche hörten, wie er: „Tod den Aristokraten!" schrie, und sahen, wie er unter den Betten herumstörte, die Schränke und sogar die Schubladen der Commoden öffnete, um sich zu versichern, ob nicht einige Aristokraten darin verborgen seien.

Nur befand sich hier zu gleicher Zeit mit ihm, zum Unglücke für Herrn von Beausire, ein Mann, der nicht schrie, der nicht unter die Betten schaute, der die Schränke nicht öffnete, der aber, eingetreten mitten unter dem Feuer, obgleich er ohne Waffen war, mit den Siegern, obgleich er nichts besiegt hatte, die Hände auf dem Rücken auf und abging, wie er es in einem öffentlichen Garten an einem Festabend gethan hatte, — kalt und ruhig in seinem abgetragenen, jedoch reinlichen Rocke, und nur darauf sich beschränkend, daß er von Zeit zu Zeit die Stimme erhob, um zu sagen:

„Vergeßt nicht, Bürger, daß man die Frauen nicht tödtet und die Juwelen nicht anrührt!"

Was diejenigen betrifft, welche er die Männer

tödten und die Meubles zu den Fenstern hinauswerfen sah, so glaubte sich unser Mann nicht berechtigt, ihnen etwas zu sagen.

Er hatte mit dem ersten Blicke bemerkt, daß Herr von Beausire nicht zu den Letzteren gehörte.

Gegen halb zehn Uhr sah auch Pitou, der, wie wir schon wissen, unter dem Titel eines Ehrenpostens die Bewachung des Vestibule de l'Horloge erhalten hatte, Pitou sah eine Art von Riesen auf sich zukommen, welcher mit Höflichkeit, aber auch mit Festigkeit, als wäre ihm der Auftrag zu Theil geworden, Ordnung in die Unordnung, Gerechtigkeit in die Rache zu bringen, zu ihm sagte:

„Kapitän, Sie werden sogleich einen Mann mit einer rothen Mütze auf dem Kopfe, einen Säbel in der Hand haltend und große Geberden machend herabgehen sehen; Sie verhaften ihn und lassen Sie ihn von Ihren Leuten durchsuchen: er hat ein Diamantenetui gestohlen."

„Ja, Herr Maillard," antwortete Pitou, indem er die Hand an den Hut legte.

„Ah! ah!" fragte der ehemalige Huissier, „Sie kennen mich, mein Freund?"

„Ich glaube wohl, daß ich Sie kenne," erwiederte Pitou; „Sie erinnern sich nicht, Herr Maillard? Wir haben mit einander die Bastille genommen!"

„Das ist möglich!" sagte Maillard.

„Sodann sind wir, am 5. und 6. October, abermals in Versailles beisammen gewesen."

„Ich war wirklich dort."

„Bei Gott! Sie führten ja die Frauen an, und Sie hatten ein Duell vor dem Thore der Tuilerien mit einem Hüter, der Sie nicht wollte passiren lassen."

„Dann werden Sie thun, was ich Ihnen sage, nicht wahr?"

„Dies und Anderes, Herr Maillard; Alles was Sie mir befehlen! Ah! Sie sind ein Patriot!"

„Ich rühme mich dessen,“ sprach Maillard; „und
:rum dürfen wir nicht erlauben, daß man den Namen,
ıf den wir ein Recht haben, entehrt. Achtung! hier
mmt unser Mann!“

In diesem Augenblicke stieg in der That Beausire
e Treppe des Vestibule herab: er schwang seinen großen
äbel und rief: „Es lebe die Nation!“

Piton winkte Tellier und Maniquet; sie stellten sich,
ıne daß es den Anschein hatte, als geschähe es ab-
htlich, vor die Thüre, und Piton selbst erwartete Herrn
ın Beausire auf der letzten Stufe der Treppe.

Dieser hatte aus dem Augenwinkel die getroffenen
nordnungen gesehen, und diese Anordnungen beun-
ıhigten ihn, denn er hielt an und machte dann, als
› er etwas vergessen hätte, eine Bewegung, um wieder
naufzusteigen.

„Verzeihen Sie, Bürger,“ sagte Piton, „hierdurch
ıssirt man.“

„Ah! man passirt hierdurch?“

„Und da Befehl gegeben ist, die Tuilerien zu räu-
en, so passiren Sie gefälligst.“

Beausire richtete den Kopf hoch auf und stieg weiter
le Treppe herab.

Auf der letzten Stufe angelangt, legte er die Hand
n seine Mütze und sagte, den militärischen Ton affec-
rend:

„Sprechen Sie, Kamerad, passirt man oder passirt
ıan nicht?“

„Man passirt; doch zuvor muß man sich einer
einen Förmlichkeit unterwerfen.“

„Hm! . . Und welcher, mein schöner Kapitän?“

„Man muß sich durchsuchen lassen, Bürger.“

„Durchsuchen?“

„Ja.“

„Einen Patrioten durchsuchen, einen Bürger, einen
Mann, der die Aristokraten vertilgt hat?“

„So lautet der Befehl; also, Kamerad, da S: Kamerad sagen, stecken Sie Ihren großen Säbel in : Scheide, — es ist nun unnöthig, daß die Aristok: getödtet werden, — und unterziehen Sie sich gutwi: oder ich bin genöthigt, Gewalt zu gebrauchen.“

„Gewalt?“ versetzte Beaufire. „Ah! Du sprichst : mein schöner Kapitän, weil Du da zwanzig Mann u: Deinen Befehlen hast; doch wären wir unter v: Augen! . .“

„Wären wir unter vier Augen,“ erwiederte Pito: „höre, was ich thun würde: ich würde Dich so mit d: rechten Hand am Faustgelenke nehmen; ich würde D: den Säbel mit der linken Hand herausreißen und i: unter meinem Fuße zerbrechen, als nicht mehr würd: von der Hand eines ehrlichen Mannes berührt zu w: den, nachdem er von der eines Diebes berührt wor: den ist.“

Und die Theorie, die er entwickelte, in Ausführu: bringend, bog Pitou das Faustgelenke des falschen P: trioten mit seiner rechten Hand, entriß ihm den Sä: mit seiner linken, zerbrach die Klinge unter seinem Fu: und warf den Griff fern von sich.

„Ein Dieb!“ rief der Mann mit der rothen Müt: „ein Dieb, ich, Herr von Beaufire?“

„Mein Freunde,“ sprach Pitou, indem er den ehe: maligen Gefreiten mitten unter seine Leute schob, „durch: sucht Herrn von Beaufire.“

„Nun! so durchsucht!“ sagte der Mann, die Arm: wie ein Opfer ausstreckend; „durchsucht!“

Man brauchte nicht die Erlaubniß von Herrn von Beaufire, um zur Durchsuchung zu schreiten; doch zu: großen Erstaunen von Pitou und besonders von Mai: lard mochte man immerhin suchen, die Taschen umkeh: ren, die geheimsten Orte betasten, man fand beim ehe: maligen Gefreiten nur ein Kartenspiel mit kaum sicht:

n Figuren, so alt waren sie; sodann eine Summe elf Sous.

Pitou schaute Maillard an.

Dieser machte mit den Schultern eine Geberde, he bezeichnete: „Was wollen Sie?"

„Fangt wieder an!" sprach Pitou, bei dem, wie sich erinnert, eine der Haupteigenschaften die Ge- war.

Man fing wieder an; die zweite Durchsuchung war iso fruchtlos, wie die erste; man fand nichts, als elbe Kartenspiel und dieselben elf Sous.

Herr von Beausire triumphirte.

„Nun," sagte er, „ist ein Säbel immer noch ent- t, weil er meine Hand berührt hat?"

„Nein, mein Herr," erwiederte Pitou, „und zum weise diene, daß, wenn Sie mit den Entschuldigun- , die ich Ihnen mache, nicht zufrieden sind, einer meinen Leuten Ihnen den seinigen leihen soll, und werde Ihnen jede andere Genugthuung, die Ihnen lebt, geben."

„Ich danke, junger Mann," sprach Herr von Beau- :, indem er sich in die Brust warf; „Sie haben kraft es Befehles gehandelt, und ein alter Militär weiß, ; ein Befehl eine heilige Sache ist. Nun aber be- rke ich Ihnen, daß Frau von Beausire wegen meiner igen Abwesenheit besorgt sein muß, und ist es mir aubt, mich zu entfernen . . ."

„Gehen Sie, mein Herr," sagte Pitou.

Beausire grüßte mit einer ganz ungezwungenen Miene ) ging ab.

Pitou suchte mit den Augen Maillard: Maillard r nicht mehr da.

„Habt Ihr Herrn Maillard gesehen?" fragte er.

„Mir scheint, ich habe ihn die Treppe hinaufgehen en," antwortete ein Haramonter.

„Es scheint Ihnen richtig," versetzte Pitou, „
er kommt eben wieder herab."

Maillard stieg wirklich die Treppe herab und
Dank sei es seinen langen Beinen, bald unter
Bestibule.

„Nun," fragte er, „haben Sie etwas gefunden?"

„Nein," antwortete Pitou.

„Dann bin ich glücklicher gewesen, als Sie
habe das Etui gefunden."

„Wir hatten also Unrecht?"

„Nein, wir hatten Recht."

Und das Etui öffnend, zog Maillard die go[...]
Fassung heraus, welche aller Edelsteine, die sie um[...]
sen hatte, beraubt war.

„Ei!" fragte Pitou, „was will das besagen?"

„Das will besagen, daß der Bursche den St[...]
vermuthet, die Diamanten aus der Fassung gebr[...]
und diese, da er sie für zu lästig hielt, mit dem [...]
in das Cabinet, wo ich sie entdeckt, geworfen hat."

„Gut!" sagte Pitou; „und die Diamanten?"

„Er hat Mittel gefunden, sie uns zu escamotire[...]"

„Ah! der Schurke!"

„Ist er schon lange weggegangen?" fragte Maill[...]

„Als Sie herabkamen, schritt er durch das [...]
des mittleren Hofes."

„Und nach welcher Seite ging er?"

„Er neigte sich dem Quai zu."

„Adieu, Kapitän."

„Wohin gehen Sie?"

„Ich will mit dieser Sache ins Reine kommen,"
antwortete der ehemalige Huissier.

Und seine langen Beine wie einen Cirkel öffnend,
schritt er zur Verfolgung von Herrn von Beausire.

Pitou blieb ganz nachdenkend über das, was vor-
gefallen, und er war noch mit diesen Gedanken be-
schäftigt, als er die Gräfin von Charny zu erkenne[...]

laubte und die Ereignisse sich zutrugen, die wir an
ihrem Orte erzählt haben, da wir es nicht für geeignet
erachteten, sie mit einem Vorfalle zu verflechten, der
seine Ordnungsnummer anderswo finden sollte.

---

## CLIX.

## Die Purganz.

So rasch Maillard auch lief, er konnte Herrn von Beaufire nicht einholen; dieser hatte drei günstige Umstände für sich: einmal zehn Minuten Vorsprung; sodann die Dunkelheit, und endlich die vielen Menschen, welche durch den Hof des Carrousel gingen, und unter denen Herr von Beaufire verschwunden war.

Als er aber einmal das Quai der Tuilerien erreicht hatte, setzte der Exhuissier vom Chatelet nichtsdestoweniger seinen Gang fort: er wohnte, wie gesagt, im Faubourg Saint-Antoine, und es war sein Weg oder ungefähr sein Weg, den Quais bis zur Grève zu folgen.

Ein großer Zusammenlauf von Volk drängte sich auf dem Pont-Neuf und auf dem Pont au Charge: man hatte eine Ausstellung von Leichen auf dem Platze des Justizpalastes gemacht, und Jeder begab sich dahin, in der Hoffnung, oder vielmehr in der Furcht, einen Bruder, einen Verwandten oder einen Freund wiederzufinden.

Maillard folgte der Menge.

An der Ecke der Rue de la Barillerie und der

Place du Palais hatte er einen Freund, der Apotheker war.

Maillard trat bei seinem Freunde ein, setzte sich und plauderte über die Angelegenheiten des Tages, indem die Wundärzte vom Apotheker Binden, Salben, Charpie, kurz alle zum Verbinden der Verwundeten nothwendigen Dinge fordernd, ab und zugingen; — man erkannte nämlich unter den Todten von Zeit zu Zeit an einem Schrei, an einem Winseln, an einem Stöhnen einen noch lebenden Unglücklichen, und dieser Unglückliche wurde auf der Stelle aus der Mitte der Leichname hervorgezogen, verbunden und nach dem Hopital-Dieu gebracht.

Es herrschte also eine große geschäftige Unruhe in der Officin des würdigen Apothekers; Maillard war aber nicht lästig, und dann empfing man mit Vergnügen an solchen Tagen einen Patrioten vom Schlage des Maillard, der wie Balsam in der Altstadt und in den Vorstädten roch.

Er saß ungefähr seit einer Viertelstunde, seine langen Beine über einander geschlagen und sich so klein als möglich machend, da, als eine Frau von siebenunddreißig bis achtunddreißig Jahren eintrat, welche unter der Livree des gräulichsten Elends ein gewisses Ansehen von ehemaliger Wohlhabenheit bewahrte und durch ihren Gang ihre, wenn nicht angeborene, doch wenigstens studirte Aristokratie verrieth.

Was aber Maillard besonders auffiel, das war die seltsame Aehnlichkeit dieser Frau mit der Königin: er würde einen Schrei des Erstaunens ausgestoßen haben, hätte er nicht die uns schon bekannte große Selbstbeherrschung besessen.

Sie hielt an der Hand einen kleinen Knaben von acht bis neun Jahren und trat an das Comptoir mit einer Art von Schüchternheit, indem sie so gut, als sie nur immer konnte, die Dürftigkeit ihrer Kleidung ver-

hüllte, welche indessen nur noch mehr sichtbar wurde durch die Sorge, die in ihrer Noth diese Frau auf ihr Gesicht und ihre Hände verwandte.

Eine Zeit lang wurde es ihr unmöglich, sich Gehör zu verschaffen, so groß war die Menge; endlich wandte sie sich an den Herrn des Etablissement und sagte:

„Mein Herr, ich sollte nothwendig ein Purgirmittel für meinen Mann haben, der krank ist."

„Welches Purgirmittel wünschen Sie zu haben, Bürgerin?" fragte der Apotheker.

„Welches Sie wollen, mein Herr, wenn es nur nicht mehr als elf Sous kostet."

Die Zahl elf Sous fiel Maillard auf; elf Sous waren gerade die Summe, die sich, wie man sich erinnert, in der Tasche von Herrn von Beausire gefunden hatten.

„Warum soll es nicht über elf Sous kosten?" bemerkte der Apotheker.

„Weil das alles Geld ist, was mein Mann mir hat geben können."

„Machen Sie eine Mischung von Tamarinde und Sennesblättern und geben Sie das der Bürgerin," sagte der Apotheker zu seinem ersten Gehülfen.

Der erste Gehülfe beschäftigte sich mit der Bereitung, während der Apotheker auf andere Verlangen antwortete.

Maillard aber, der durch nichts zerstreut wurde, hatte seine ganze Aufmerksamkeit bei der Frau mit dem Purgirmittel und den elf Sous concentrirt.

„Bürgerin," sagte der erste Gehülfe, „hier ist Ihre Medicin."

„Nun, Toussaint," sprach die Frau mit einem gedehnten Tone, der bei ihr Gewohnheit zu sein schien, „gib die elf Sous, mein Kind."

„Hier sind sie," erwiederte der kleine Bursche.

Und er legte seine Handvoll Scheidemünze auf den Tisch und sagte:

„Komm, Mama Oliva; komm geschwinde: Papa wartet."

Dann suchte er seine Mutter fortzuziehen, wiederholend:

„Aber komm doch, Mama Oliva! komm doch!"

„Verzeihen Sie, Bürgerin," bemerkte der Gehülfe, „es sind nur neun Sous."

„Wie, es sind nur neun Sous?" fragte die Frau.

„Ei! zählen Sie selbst," versetzte der Gehülfe.

Die Frau zählte selbst: es waren in der That neun Sous.

„Was hast Du mit den zwei andern Sous gemacht, böses Kind?" fragte sie.

„Ich weiß es nicht," antwortete der Knabe. „Komm, Mama Oliva!"

„Du mußt es wissen, da Du das Geld tragen wolltest, und ich es Dir gegeben habe."

„Ich werde sie verloren haben ... So komm doch!"

„Sie haben da einen reizenden Knaben, Bürgerin!" sprach Maillard; „er scheint voll Verstand zu sein, doch Sie müssen sich in Acht nehmen, daß er kein Dieb wird."

„Ein Dieb!" versetzte die Frau, die das Bürschchen unter dem Titel Mama Oliva bezeichnet hatte; „ich bitte, warum dies, mein Herr?"

„Weil er die zwei Sous nicht verloren, sondern in seinem Schuh versteckt hat."

„Ich?" rief das Kind. „Das ist nicht wahr!"

„Im linken Schuh, Bürgerin, im linken Schuh," wiederholte Maillard.

Mama Oliva zog dem jungen Toussaint, trotz seines Geschreis, den Schuh vom linken Fuße und fand die Sous.

Sie gab sie dem Apothekergehülfen und schleppte den Knaben fort, ihn mit einer Strafe bedrohend, die

en Anwesenden entsetzlich geschienen hätte, würden sie icht den Theil der Milderungen gemacht haben, welche hne Zweifel die mütterliche Zärtlichkeit gestatten sollte.

An und für sich ziemlich bedeutungslos, würde dies es Ereigniß, sicherlich unbemerkt, unter den ernsten Umständen, in denen man sich befand, vorübergegangen sein, ätte die Aehnlichkeit dieser Frau mit der Königin Maillard nicht ganz sonderbar in Anspruch genommen.

Eine Folge hievon war, daß er sich seinem Freunde, em Apotheker, näherte und ihn, sich seiner in einem Augenblicke der Ruhe, der ihm vergönnt war, bemächigend, fragte:

„Haben Sie bemerkt?"

„Was?"

„Die Aehnlichkeit der Bürgerin, welche von hier weggeht . . ."

„Mit der Königin?" versetzte lachend der Apotheker.

„Ja . . . Sie haben sie bemerkt wie ich?"

„Schon lange!"

„Wie, schon lange?"

„Allerdings; das ist eine historische Aehnlichkeit."

„Ich verstehe nicht."

„Erinnern Sie sich nicht der berüchtigten Halsbandgeschichte?"

„Oh! ein Huissier vom Chatelet kann eine solche Geschichte nicht vergessen haben."

„Dann müssen Sie sich einer gewissen Nicole Legnay, genannt die Demoiselle Oliva, erinnern?"

„Ah! es ist bei Gott wahr! Sie hatte beim Cardinal von Rohan die Rolle der Königin gespielt!"

„Und lebte mit einem aus schlimmen Geschichten zusammengesetzten Burschen, einem ehemaligen Gefreiten, einem Mouchard, Namens Beausire."

„Wie?" rief Maillard, als ob ihn eine Schlange stäche.

„Namens Beausire," wiederholte der Apotheker.

„Und diesen Beausire nennt sie ihren Mann?“ fragte Maillard.

„Ja.“

„Und für ihn hat sie eine Arznei geholt?“

„Der Bursche muß sich irgenwo eine Unverdaulichkeit zugezogen haben.“

„Ein Purgirmittel?“ fuhr Maillard fort, wie ein Mensch, der einem wichtigen Geheimniß auf der Spur ist und sich nicht will von seiner Idee abbringen lassen.

„Ein Purgirmittel, ja.“

„Ah!“ rief Maillard, indem er sich vor die Stirne schlug, „ich habe meinen Mann!“

„Welchen Mann?“

„Den Mann mit den elf Sous.“

„Wer ist der Mann mit den elf Sous?“

„Herr von Beausire, beim Teufel!“

„Sie haben ihn?“

„Ja . . . Das heißt, wenn ich weiß, wo er wohnt.“

„Ich weiß es, wenn Sie es nicht wissen.“

„Gut! Wo wohnt er?“

„In der Rue de la Juiverie, Nr. 6.“

„Ganz hier in der Nähe?“

„Zwei Schritte von hier.“

„Nun! das befremdet mich nicht.“

„Was?“

„Daß der junge Toussaint seiner Mutter zwei Sous gestohlen hat.“

„Wie! das befremdet Sie nicht?“

„Nein: es ist der Sohn von Herrn von Beausire, nicht wahr?“

„Es ist sein lebendiges Ebenbild.“

„Art läßt nicht von Art! Sprechen Sie, lieber Freund,“ fuhr Maillard fort, „die Hand aufs Herz, in viel Zeit wird Ihre Medicin wirken?“

„Im Ernste?“

„Ganz im Ernste.“

„Nicht vor zwei Stunden."

„Mehr brauche ich nicht; ich habe Zeit."

„Sie interessiren sich also für Herrn von Beausire?"

„Ich interessire mich so sehr für ihn, daß ich befürchtend, man könnte ihn schlecht pflegen . . ."

„Was?"

„Zwei Krankenwärter für ihn holen will . . . Adieu, lieber Freund."

Und die Officin des Apothekers mit einem stillen Gelächter, dem einzigen, das je dieses finstere Gesicht entrunzelt hatte, verlassend, nahm Maillard wieder seinen Lauf nach den Tuilerien.

Pitou war abwesend; man erinnert sich, daß er durch den Garten mit Andrée die Spur des Grafen von Charny verfolgt hatte; in seiner Abwesenheit fand er aber Maniquet und Tellier, die den Posten bewachten.

Beide erkannten ihn.

„Ah! Sie sind es, Herr Maillard?" fragte Maniquet; „nun, haben Sie unsern Mann eingeholt?"

„Nein," erwiederte Manuel; „doch ich bin ihm auf der Spur."

„Bei meiner Treue! das ist ein Glück," sagte Tellier, „denn wenn man auch nichts bei ihm gefunden, so wollte ich doch wetten, daß er die Diamanten hatte!"

„Wetten Sie, Bürger," sprach Maillard, „wetten Sie, und Sie werden gewinnen."

„Gut!" versetzte Maniquet; „und man wird sie ihm wieder nehmen können?"

„Ich hoffe es wenigstens, wenn Sie mich dabei unterstützen."

„Wie dies, Bürger Maillard? Wir sind zu Ihren Befehlen."

Maillard winkte dem Lieutenant und dem Unterlieutenant, sich ihm zu nähern.

„Wählen Sie mir aus dem Truppe zwei sichere Männer."

„Und diesen Beaufire nennt sie ihren Mann?“ fragte Maillard.

„Ja.“

„Und für ihn hat sie eine Arznei geholt?“

„Der Bursche muß sich irgenwo eine Unverdaulichkeit zugezogen haben.“

„Ein Purgirmittel?“ fuhr Maillard fort, wie ein Mensch, der einem wichtigen Geheimniß auf der Spur ist und sich nicht will von seiner Idee abbringen lassen.

„Ein Purgirmittel, ja.“

„Ah!“ rief Maillard, indem er sich vor die Stirne schlug, „ich habe meinen Mann!“

„Welchen Mann?“

„Den Mann mit den elf Sous.“

„Wer ist der Mann mit den elf Sous?“

„Herr von Beaufire, beim Teufel!“

„Sie haben ihn?“

„Ja . . . Das heißt, wenn ich weiß, wo er wohnt.“

„Ich weiß es, wenn Sie es nicht wissen.“

„Gut! Wo wohnt er?“

„In der Rue de la Juiverie, Nr. 6.“

„Ganz hier in der Nähe?“

„Zwei Schritte von hier.“

„Nun! das befremdet mich nicht.“

„Was?“

„Daß der junge Toussaint seiner Mutter zwei Sous gestohlen hat.“

„Wie! das befremdet Sie nicht?“

„Nein: es ist der Sohn von Herrn von Beaufire, nicht wahr?“

„Es ist sein lebendiges Ebenbild.“

„Art läßt nicht von Art! Sprechen Sie, lieber Freund,“ fuhr Maillard fort, „die Hand aufs Herz, in wie viel Zeit wird Ihre Medicin wirken?“

„Im Ernste?“

„Ganz im Ernste.

„Nicht vor zwei Stunden."

„Mehr brauche ich nicht; ich habe Zeit."

„Sie interessiren sich also für Herrn von Beausire?"

„Ich interessire mich so sehr für ihn, daß ich befürchtend, man könnte ihn schlecht pflegen . . ."

„Was?"

„Zwei Krankenwärter für ihn holen will . . . Adieu, lieber Freund."

Und die Officin des Apothekers mit einem stillen Gelächter, dem einzigen, das je dieses finstere Gesicht entrunzelt hatte, verlassend, nahm Maillard wieder seinen Lauf nach den Tuilerien.

Pitou war abwesend; man erinnert sich, daß er durch den Garten mit Andrée die Spur des Grafen von Charny verfolgt hatte; in seiner Abwesenheit fand er aber Maniquet und Tellier, die den Posten bewachten.

Beide erkannten ihn.

„Ah! Sie sind es, Herr Maillard?" fragte Maniquet; „nun, haben Sie unsern Mann eingeholt?"

„Nein," erwiederte Manuel; „doch ich bin ihm auf der Spur."

„Bei meiner Treue! das ist ein Glück," sagte Tellier, „denn wenn man auch nichts bei ihm gefunden, so wollte ich doch wetten, daß er die Diamanten hatte!"

„Wetten Sie, Bürger," sprach Maillard, „wetten Sie, und Sie werden gewinnen."

„Gut!" versetzte Maniquet; „und man wird sie ihm wieder nehmen können?"

„Ich hoffe es wenigstens, wenn Sie mich dabei unterstützen."

„Wie dies, Bürger Maillard? Wir sind zu Ihren Befehlen."

Maillard winkte dem Lieutenant und dem Unterlieutenant, sich ihm zu nähern.

„Wählen Sie mir aus dem Truppe zwei sichere Männer."

„Was den Muth betrifft?"

„Nein, was die Ehrlichkeit betrifft."

„Oh! dann können Sie aufs Gerathewohl nehmen" sagte Désiré.

Und sich gegen den Posten umwendend:

„Zwei Freiwillige!"

Es erhob sich ein Dutzend Leute.

„Boulanger," sprach Maniquet, „komm hierher."

Einer von den Leuten trat näher hinzu.

„Und Du, Molicar."

Ein Zweiter nahm seinen Platz neben dem Ersten.

„Wollen Sie mehr, Herr Maillard?" fragte Leslie.

„Nein, das genügt. Kommt, meine Bürger!"

Die zwei Haramonter folgten Maillard.

Maillard führte sie nach der Rue de la Juiverie und blieb vor der Thüre Nr. 6 stehen.

„Es ist hier," sagte er; „gehen wir hinauf."

Die zwei Männer traten mit ihm in den Gang ein, stiegen die Treppe hinauf und gelangten endlich in den vierten Stock.

Hier wurden sie geleitet durch das Geschrei des Herrn Toussaint, der noch schlecht getröstet über die nicht mütterliche, sondern väterliche Züchtigung, — denn in Betracht des sehr gewichtigen Falles hatte Herr von Beausire ins Mittel treten und ein paar Ohrfeigen von seiner harten, dürren Hand den etwas weicheren Klappsen, welche wider Willen ihrem geliebten Sohne Mademoiselle Oliva ertheilt, beifügen zu müssen geglaubt.

Maillard versuchte es, zu öffnen.

Der Riegel war innen vorgeschoben.

Er klopfte.

„Wer ist da?" fragte mit gedehnter Stimme Mademoiselle Oliva.

„Im Namen des Gesetzes, öffnet!" antwortete Maillard.

Es fand ein kleines Gespräch mit leiser Stimme

statt, dessen Resultat war, daß der junge Toussaint schwieg, im Glauben, wegen der zwei Sous, die er seiner Mutter zu stehlen versucht, bemühe sich die Polizei, während Beausire, das Klopfen auf Rechnung der Haussuchungen setzend, so schlecht er selbst beruhigt war, Oliva zu beruhigen sich anstrengte.

Endlich entschloß sich Frau von Beausire, und in dem Augenblicke, wo Maillard zum zweiten Male klopfen wollte, öffnete sich die Thüre.

Die drei Männer traten ein zum großen Schrecken von Mademoiselle Oliva und Herrn Toussaint, der sich hinter einen alten Strohstuhl kauerte.

Herr von Beausire lag im Bette, und auf seinem Nachttische, dem ein in einem eisernen Leuchter rauchendes schlechtes Talglicht einige Helle verlieh, bemerkte Maillard zu seiner Zufriedenheit die leere Flasche . . . Die Arznei war verschluckt: man brauchte nur ihre Wirkung abzuwarten.

Unter Weges hatte Maillard Boulanger und Molicar erzählt, was beim Apotheker vorgefallen; so daß diese, als sie ins Zimmer von Herrn von Beausire kamen, vollkommen über die Situation unterrichtet waren.

Nachdem er sie auf jede Seite vom Bette des Kranken gestellt, sagte er auch nur einfach zu ihnen:

„Bürger, Herr von Beausire ist gerade wie jene Prinzessin in Tausend und eine Nacht, welche nur sprach, wenn sie dazu gezwungen war, so oft sie aber den Mund aufthat, einen Diamant daraus fallen ließ. Laßt also kein Wort vor Herrn von Beausire fallen, ohne zu ergründen, was es enthält . . . Ich will Euch auf der Municipalität erwarten: hat der Herr nichts mehr zu sagen, so werdet Ihr ihn nach dem Chatelet führen und dort von Seiten des Bürgers Maillard empfehlen; und dann kommt zu mir ins Stadthaus mit dem, was er gesagt hat.“

Die zwei Nationalgarden verbeugten sich zum Zei-

chen des passiven Gehorsams und stellten sich mit den Gewehre auf jede Seite des Bettes von Herrn von Beaufire.

Der Apotheker hatte sich nicht getäuscht: nach Verlauf von zwei Stunden wirkte die Medicin. Die Sitzung dauerte ungefähr eine Stunde und war äußerst befriedigend.

Gegen drei Uhr Morgens sah Maillard die zwei Männer zu ihm kommen.

Sie brachten für hunderttausend Franken Diamanten vom reinsten Wasser in einem Verhaftungsscheine von Herrn von Beaufire.

Maillard beeilte sich, in seinem und der zwei Harmonten Namen, die Diamanten auf dem Bureau des Procurators der Commune niederzulegen, und dieser übergab ihnen ein Certificat, beurkundend, die Bürger Maillard, Molicar und Boulanger haben sich um das Vaterland wohl verdient gemacht.

---

## CLX.

## Der 1. September.

Man vernehme, was in Folge des so eben von uns erzählten tragikomischen Ereignisses geschah.

Ins Gefängniß vom Chatelet eingeschlossen, wurde Herr von Beaufire der Jury zugeschieden, welche speciell 't der Verfolgung der am 10. August und an den enden Tagen begangenen Diebstahlsvergehen beauf- t war.

Es war nicht möglich, zu leugnen: das Factum ͵ar zu klar erwiesen.

Der Angeschuldigte beschränkte sich auch einfach dar-uf, daß er seine Schuld in Demuth gestand und die Milde des Gerichtes anflehte.

Das Gericht gab Befehl, die Antecedentien von ·errn von Beaufire zu erforschen, und wenig erbaut urch die Aufschlüsse, die es erhielt, verurtheilte es den ͵emaligen Gefreiten zu fünf Jahren Galeeren und zur usstellung.

Herr von Beaufire brachte vergebens vor, er sei zu esem Diebstahle durch achtbare Gefühle, das heißt ırch die Hoffnung, seiner Frau und seinem Sohne eine ıhige Zukunft zu sichern, angetrieben worden; nichts :rmochte den Spruch zu beschwören; und da in seiner igenschaft als specielles Gericht dieses keine Appellation ılließ, so wurde am zweiten Tage nach der Verurthei-ıng der Spruch executorisch.

Ach! warum war er es nicht auf der Stelle!

Das Verhängniß wollte, daß man am Vorabend s Tages, wo Herr von Beaufire ausgestellt werden llte, in das Gefängniß einen seiner früheren Kamera-n einführte. Die Wiedererkennung fand statt; die rtrauten Eröffnungen erfolgten.

Der neue Gefangene war, wie er sagte, eingesperrt orden wegen eines vollkommen organisirten Complottes, ;s auf dem Grève-Platze oder auf dem Platze des Ju-zpalastes zum Ausbruche kommen sollte.

Die Verschworenen würden sich hier in beträchtlicher nzahl unter dem Vorwande, sie wollen die erste Ausstel-ng sehen, welche stattfände, — man stellte damals ohne ıterschied auf der Grève und vor dem Justizpalaste ıs, — versammeln und auf das Geschrei: „Es lebe r König! Es leben die Preußen! Tod der Nation!" h des Stadthauses bemächtigen, die Nationalgarde, n der zwei Drittel Royalisten oder wenigstens Con-

stitutionelle seien, zu Hülfe rufen, die Abschaffung ... am 20. August durch die Nationalversammlung ... Commune behaupten und endlich die royalistische Gegenrevolution vollführen.

Zum Unglücke war es dieser unverhaftete ... von Herrn von Beausire, der das Signal geben ... die anderen Verschworenen, welche nichts von seiner Verhaftung wußten, würden sich am Tage der Ausstellung des ersten Verurtheilten auf den Platz begeben, ... Niemand da wäre, um zu rufen: „Es lebe der König! Es leben die Preußen! Tod der Nation!" so würde ... Bewegung nicht stattfinden.

Dies sei um so bedauerlicher, fügte der Freund ..., als nie eine Bewegung besser combinirt gewesen ... ein sichereres Resultat versprochen habe!

Die Verhaftung des Freundes von Herrn von Beausire hatte überdies das Beklagenswerthe, daß ... im Tumulte der Verurtheilte befreit worden, zu ... fliehen und so der doppelten Strafe der Brandmarkung und der Galeeren zu entgehen im Stande gewesen ...

Herr von Beausire, obgleich kein Mann von ... sehr entschiedenen Meinung, hatte sich im Grunde ... immer zum Königthum geneigt; er fing also an ... für den König und sodann, subsidiär, für sich zu bedauern, daß die Bewegung nicht stattfinden konnte.

Plötzlich aber schlug er sich vor die Stirne: er war von einem Gedanken erleuchtet worden.

„Ei!" sagte er zu seinem Kameraden, „diese ... Ausstellung sollte ja die meinige sein!"

„Allerdings; was, ich wiederhole es Dir, ein großes Glück für Dich gewesen wäre."

„Und Du sagst, Deine Verhaftung sei unbekannt?"

„Völlig."

„Also werden sich die Verschworenen nichtsdestoweniger versammeln, als ob Du nicht verhaftet worden wärest?"

„Gewiß."

„So daß, wenn Jemand das verabredete Signal ibe, die Verschwörung losbrechen würde?"

„Ja . . . Wer soll es aber geben, da ich verhaftet n und nicht mit außen Rücksprache nehmen kann?"

„Ich!" erwiederte Beaufire mit dem Tone von ledea im Trauerspiele von Corneille.

„Du?"

„Allerdings, ich! Ich werde dort sein, nicht wahr, ich es bin, den man ausstellt? Nun wohl, ich werde fen: „„Es lebe der König! Es leben die Preußen! ›d der Nation!"" Das ist nicht sehr schwer, wie mir eint!"

Der Kamerad von Beaufire war ganz verblüfft.

„Ich sagte immer, Du seist ein Mann von Genie!" f er.

Beaufire verbeugte sich.

„Und wenn Du das thust," fuhr der royalistische fangene fort, „so wirst Du nicht nur befreit, nicht r begnadigt, sondern Du magst Dich, da ich laut er- ren werde, man verdanke Dir das Gelingen der Ver- wörung, zum Voraus rühmen, Du werdest eine schöne lohnung empfangen!"

„Nicht in Rücksicht hierauf handle ich," erwiederte aufire mit der uneigennützigsten Miene der Welt.

„Bei Gott!" sagte der Freund; „doch kommt die lohnung, so rathe ich Dir, sie nicht auszuschlagen."

„Wenn Du es mir räthst . . ." versetzte Beaufire.

„Ich thue mehr, ich fordere Dich hiezu auf, und Nothfalle befehle ich es Dir!" sprach majestätisch der und.

„Es sei!" erwiederte Beaufire.

„Nun wohl!" sagte der Freund, „morgen werden mit einander frühstücken: der Director des Gefäng- es wird diese letzte Gunst zwei Kameraden nicht ver-

stitutionelle seien, zu Hülfe rufen, die Abschaffung der am 20. August durch die Nationalversammlung cassirten Commune behaupten und endlich die royalistische Contrerevolution vollführen.

Zum Unglücke war es dieser neuverhaftete Freund von Herrn von Beaufire, der das Signal geben sollte; die anderen Verschworenen, welche nichts von seiner Verhaftung wußten, würden sich am Tage der Ausstellung des ersten Verurtheilten auf den Platz begeben, und da Niemand da wäre, um zu rufen: „Es lebe der König! Es leben die Preußen! Tod der Nation!" so würde die Bewegung nicht stattfinden.

Dies sei um so bedauerlicher, fügte der Freund bei, als nie eine Bewegung besser combinirt gewesen sei und ein sichereres Resultat versprochen habe!

Die Verhaftung des Freundes von Herrn von Beaufire hatte überdies das Beklagenswerthe, daß sich bei im Tumulte der Verurtheilte befreit worden, zu entfliehen und so der doppelten Strafe der Brandmarkung und der Galeeren zu entgehen im Stande gewesen wäre.

Herr von Beaufire, obgleich kein Mann von einer sehr entschiedenen Meinung, hatte sich im Grunde doch immer zum Königthum geneigt; er fing also an bitter für den König und sodann, subsidiär, für sich zu bedauern, daß die Bewegung nicht stattfinden konnte.

Plötzlich aber schlug er sich vor die Stirne: er war von einem Gedanken erleuchtet worden.

„Ei!" sagte er zu seinem Kameraden, „diese erste Ausstellung sollte ja die meinige sein!"

„Allerdings; was, ich wiederhole es Dir, ein großes Glück für Dich gewesen wäre."

„Und Du sagst, Deine Verhaftung sei unbekannt!"

„Völlig."

„Also werden sich die Verschworenen nichtsdestoweniger versammeln, als ob Du nicht verhaftet worden wärest?"

„Gewiß."

„So daß, wenn Jemand das verabredete Signal ide, die Verschwörung losbrechen würde?"

„Ja . . . Wer soll es aber geben, da ich verhaftet n und nicht mit außen Rücksprache nehmen kann?"

„Ich!" erwiederte Beausire mit dem Tone von ledea im Trauerspiele von Corneille.

„Du?"

„Allerdings, ich! Ich werde dort sein, nicht wahr, ich es bin, den man ausstellt? Nun wohl, ich werde fen: „„Es lebe der König! Es leben die Preußen! d der Nation!"" Das ist nicht sehr schwer, wie mir eint!"

Der Kamerad von Beausire war ganz verblüfft.

„Ich sagte immer, Du seist ein Mann von Genie!" f er.

Beausire verbeugte sich.

„Und wenn Du das thust," fuhr der royalistische fangene fort, „so wirst Du nicht nur befreit, nicht r begnadigt, sondern Du magst Dich, da ich laut erren werde, man verdanke Dir das Gelingen der Verwörung, zum Voraus rühmen, Du werdest eine schöne lohnung empfangen!"

„Nicht in Rücksicht hierauf handle ich," erwiederte ausire mit der uneigennützigsten Miene der Welt.

„Bei Gott!" sagte der Freund; „doch kommt die lohnung, so rathe ich Dir, sie nicht auszuschlagen."

„Wenn Du es mir räthst . . ." versetzte Beausire.

„Ich thue mehr, ich fordere Dich hiezu auf, und Nothfalle befehle ich es Dir!" sprach majestätisch der und.

„Es sei!" erwiederte Beausire.

„Nun wohl!" sagte der Freund, „morgen werden mit einander frühstücken: der Director des Gefänges wird diese letzte Gunst zwei Kameraden nicht ver-

weigern; — und wir werden eine gute Flasche Be... das Gelingen der Verschwörung trinken!"

Beausire hegte wohl noch einigen Zweifel über ... Gefälligkeit des Directors vom Gefängniß bin... des Frühstücks am andern Tage; doch ob er mit ... Freunde frühstückte oder nicht frühstückte, — er war ... schlossen, das Versprechen, das er geleistet, zu hal...

Zu seiner großen Zufriedenheit wurde vom D... die Bewilligung gegeben.

Die zwei Freunde frühstückten mit einander ... tranken nicht eine Flasche, sondern zwei, sondern ... sondern vier!

Bei der vierten war Herr von Beausire ein ... thender Royalist. Zum Glücke holte man ihn, um ... auf den Grève-Platz zu führen, ehe die fünfte Fla... Angriff genommen war.

Er bestieg den Karren, als wäre es ein Triu... wagen, und schaute verächtlich diese Menge an, de... eine so furchtbare Ueberraschung vorbehielt.

Auf dem Weichsteine des Pont Notre-Dame ... teten eine Frau und ein kleiner Knabe auf sein ... überziehen.

Herr von Beausire erkannte die arme Oliva, w... in Thränen zerfloß, und den jungen Toussaint, der, ... er seinen Vater in den Händen der Gendarmerie ... ausrief:

„Das ist wohlgethan! warum hat er mich ... schlagen?"

Beausire sandte ihnen ein Lächeln der Protec... zu, und er würde eine Geberde beigefügt haben, ... sicherlich voll Majestät gewesen wäre, hätte er nicht ... Hände auf den Rücken gebunden gehabt.

Der Platz des Stadthauses war bedeckt von Men...

Man wußte, daß der Verurtheilte einen in ... Tuilerien begangenen Diebstahl büßte; man kannte, ... den Bericht der Verhandlungen, die Umstände, ...

diesen Diebstahl begleitet hatten und ihm gefolgt waren, und man war ohne Mitleid für den Verurtheilten.

Als der Karren am Fuße des Prangers anhielt, hatte die Wache auch alle erdenkliche Mühe, um das Volk im Zaume zu halten.

Beaufire schaute diese große Bewegung, diesen ganzen Tumult, diese ganze Menge mit einer Miene an, welche besagen wollte: „Ihr sollt sehen! das wird sogleich ganz anders sein!"

Sobald er auf dem Pranger erschien, war es ein allgemeines Hurrah; als jedoch der Augenblick der Execution herannahte, als der Henker den Aermel des Verurtheilten aufgeknöpft, seine Schulter entblößt hatte, und er sich bückte, um das glühende Eisen aus dem Ofen zu nehmen, da geschah, was immer geschieht: vor der erhabenen Majestät der Justiz schwieg Alles.

Beaufire benützte den Augenblick und rief, alle seine Kräfte zusammenraffend, mit einer vollen, sonoren, schallenden Stimme:

„Es lebe der König! Es leben die Preußen! Tod der Nation!"

Welchen Tumult auch Herr von Beaufire erwartet hatte, das Ereigniß überstieg bei Weitem seine Hoffnungen: das war nicht Geschrei, sondern Gebrülle.

Diese ganze Menge stieß ein ungeheures Gebrülle aus und stürzte sich auf den Pranger.

Diesmal war die Wache unmächtig, Herr von Beaufire zu beschützen; die Reihen wurden durchbrochen, das Gerüste wurde erstürmt, der Henker von der Estrade geworfen, der Verurtheilte, man weiß nicht wie, vom Pfahle gerissen und in die verschlingenden Ameisenhaufen gestürzt, die man die Menge nennt.

Er war nahe daran, getödtet, zermalmt, in Stücke zerhackt zu werden, als zum Glücke ein mit seiner Schärpe umgürteter Mann von der Freitreppe des

Stadthauses herab, wo er dieser Operation [illegible] herbeieilte.

Dieser Mann war der Procurator der Gemeinde, Manuel.

Es war in ihm ein großes Gefühl von Menschenliebe, welches er manchmal in der Tiefe seines Herzens zu verschließen genöthigt war, das aber unter Umständen, wie dieser, daraus hervordrang.

Er gelangte mit großer Mühe bis zu Herrn von Beausire, streckte die Hand über ihm aus und sprach mit starker Stimme:

„Im Namen des Gesetzes reclamire ich diesen Menschen!"

Das Volk zögerte, zu gehorchen; Manuel wand seine Schärpe los, ließ sie über der Menge flattern und rief:

„Zu mir, alle gute Bürger!"

Etwa zwanzig Männer liefen herbei und drängten sich um ihn.

Man zog Beausire aus den Händen der Mörder; er war halb todt.

Manuel ließ ihn nach dem Stadthause bringen; bald wurde aber das Stadthaus ernstlich bedroht, so groß war die Erbitterung.

Manuel erschien auf dem Balcon.

„Dieser Mensch ist schuldig," sagte er, „jedoch eines Verbrechens, für welches er nicht gerichtet worden. Ernennt unter Euch eine Jury; diese Jury wird sich in einem der Säle des Stadthauses versammeln und über das Loos des Schuldigen entscheiden. Der Spruch, wie er auch sein mag, wird vollzogen werden, doch es finde ein Spruch statt."

Ist es nicht seltsam, daß am Tage vor der Metzelei der Gefängnisse einer von den Männern, die man der Metzelei bezüchtigt, eine solche Sprache führt?

Es gibt Anomalien in der Politik: erkläre sie, wer
ınn.

Diese Aufforderung beschwichtigte die Menge. Eine
iertelstunde nachher kündigte man Manuel die Volks-
ıry an; sie bestand aus einundzwanzig Mitgliedern;
e einundzwanzig Männer erschienen auf dem Balcon.

„Sind diese Männer wirklich Eure Abgeordneten?“
agte Manuel.

Die Menge klaschte, statt jeder Antwort, in die
ände.

„Es ist gut,“ sagte Manuel, „da hier die Richter
ıd, so wird Gerechtigkeit geübt werden.“

Und wie er es versprochen, führte er die Jury in
nen der Säle des Stadthauses ein.

Herr von Beausire erschien, mehr todt als lebendig,
r diesem improvisirten Tribunal; er suchte sich zu ver-
eidigen; doch das zweite Verbrechen lag so klar am
ıge als das erste: nur war es in den Augen des
)lkes unendlich gewichtiger.

Rufen: „Es lebe der König!“ während der König
; Verräther anerkannt im Tempel gefangen saß;
fen: „Es leben die Preußen!“ während die Preußen
ngwy genommen hatten und nur noch sechzig Meilen
n Paris entfernt waren; rufen: „Tod der Nation!“
hrend die Nation im Todeskampfe röchelte; das war
entsetzliches Verbrechen, welches eine höchste Strafe
diente!

Die Jury entschied auch, daß der Schuldige nicht
: mit dem Tode bestraft, sondern um seinem Tode
Schmach beizufügen, welche ihm das Gesetz die
illotine dem Galgen substituirend zu benehmen sich
rebt habe, als Ausnahme vom Gesetze, gehenkt, und
ır auf dem Platze, wo das Verbrechen begangen wor-
, gehenkt werden sollte.

Dem zu Folge erhielt der Henker Befehl, auf dem

Gerüste, wo sich der Schandpfahl erhob, den G...
zu errichten.

Der Anblick dieser Arbeit und die Gewißheit ...
der Gefangene, der scharf bewacht wurde, nicht ...
men konnte, beschwichtigte die Menge vollends.

Dies war also das Ereigniß, das, wie wir am ...
von einem der vorhergehenden Kapitel gesagt habe...
Nationalversammlung beunruhigte.

Der andere Tag war ein Sonntag, ein ...
render Umstand; die Nationalversammlung begri...
Alles der Metzelei zuschritt. Die Commune wol...
um jeden Preis behaupten: die Metzelei, das ...
Schrecken, war hiefür eines der sichersten Mittel.

Die Nationalversammlung wich vor dem zwei ...
vorher gefaßten Beschlusse zurück: sie widerrief ihr D...

Da erhob sich eines ihrer Mitglieder und sprach:

„Es ist nicht genug, daß Ihr Euer Decret ...
ruft; vor zwei Tagen, als Ihr es erlassen, habt ...
erklärt, die Commune habe sich um das Vater...
wohlverdient gemacht; das Lob ist zu unbestim...
denn Ihr könntet eines Tages sagen, die Comm...
habe sich um das Vaterland wohlverdient gemacht, ...
ses oder jenes Mitglied der Commune sei jedoch ...
im Lobe begriffen; dann würde man dieses oder ...
Mitglied verfolgen. Man muß also sagen, nicht ...
Commune, sondern die Mitglieder der Co...
mune."

Die Nationalversammlung votirte: die Repräsen...
tanten der Commune haben sich um das Vater...
wohlverdient gemacht.

Zu gleicher Zeit, da die Nationalversammlung die...
ses Votum ergehen ließ, hielt Robespierre in der Com...
mune eine lange Rede, in welcher er sagte, da die Na...
tionalversammlung es durch schändliche Manoeuvres da...
gebracht habe, daß die Commune das öffentliche Ver...
trauen verloren, so müsse sich der Generalrath zur...

,leben und das einzige Mittel anwenden, das ihm
›leibe, um das Volk zu retten, nämlich die Gewalt
›em Volke anheimstellen.

Wie immer, blieb Robespierre zweifelhaft und un-
›estimmt, aber erschrecklich.

Die Gewalt dem Volke anheimstellen, —
vas bedeutete diese Phrase?

Hieß dies den Beschluß der Nationalversammlung
›nterzeichnen und die Neuwahl annehmen? Das war
ıicht wahrscheinlich.

Hieß es die gesetzliche Gewalt niederlegen und, sie
ıiederlegend, eben hiedurch erklären, die Commune, nach-
em sie den 10. August gemacht, betrachte sich als un-
ıächtig vor der Fortsetzung des großen revolutionären
Berkes und beauftrage das Volk, es zu vollenden?

Das Volk aber, ohne Zügel, das Herz voll Rache,
eauftragt, das Werk vom 10. August fortzusetzen, das
›ar die Ermordung der Menschen, welche gegen dasselbe
m 10. August gekämpft hatten und seitdem in den ver-
hiedenen Gefängnissen von Paris eingesperrt waren!

So weit war man am 1. September Abends, so ist
s, wenn ein Sturm in der Atmosphäre lastet und man
ie Blitze und den Donner über allen Häuptern schwe-
›n fühlt.

## CLXI.

### In der Nacht vom 1. auf den 2. September.

So standen die Dinge, als am 1. September Abends um neun Uhr, der Willfährige von Gilbert — der Name Bediente war als antirepublikanisch abgeschafft worden, — der Willfährige von Gilbert das Zimmer des Doctors eintrat und meldete:

„Bürger Gilbert, der Fiacre wartet vor der Thür."

Gilbert drückte seinen Hut auf die Augen, knöpfte seinen Ueberrock bis an den Hals zu, und schickte sich an wegzugehen; doch auf der Schwelle der Wohnung stand ein Mann in einen Mantel gehüllt und die Stirne mit einem breitkrämpigen Hute beschattet.

Gilbert wich einen Schritt zurück: in der Dunkelheit und in einem solchen Augenblicke ist Alles zu fürchten.

„Ich bin es, Gilbert," sagte eine wohlbekannte Stimme.

„Cagliostro!" rief der Doctor.

„Gut! nur vergessen Sie, daß ich nicht mehr Cagliostro heiße, und daß ich mich Baron Zannone nenne. Freilich für Sie, lieber Doctor, verändere ich weder meinen Namen, noch Herz, und bin immer, ich hoffe es wenigstens, Joseph Balsamo."

„Oh! ja, und zum Beweise mag dienen, daß ich im Begriffe war, zu Ihnen zu gehen."

„Ich vermuthete es, und darum komme ich hierher; denn Sie können sich wohl vorstellen, daß ich in solchen Tagen nicht thue, was Herr von Robespierre gethan: ich begebe mich nicht aufs Land."

„Ich befürchtete auch, Sie nicht zu treffen, und ich

bin sehr glücklich, daß ich Sie sehe . . . Treten Sie doch ein . . . ich bitte, treten Sie ein!"

„Nun wohl! hier bin ich. Sprechen Sie; was wünschen Sie?" fragte Cagliostro, der Gilbert bis ins abgelegenste Zimmer der Wohnung des Doctors folgte.

„Setzen Sie sich, Meister."

Cagliostro setzte sich.

„Sie wissen, was vorgeht?" fragte Gilbert.

„Sie wollen sagen, was vorgehen soll," erwiederte Cagliostro; „denn für den Augenblick geht nichts vor."

„Nein, Sie haben Recht; doch etwas Erschreckliches bereitet sich vor, nicht wahr?"

„Erschrecklich, in der That . . . Das Erschreckliche wird auch manchmal nothwendig."

„Meister," sagte Gilbert, „wenn Sie solche Worte mit Ihrer unerbittlichen Kaltblütigkeit aussprechen, machen Sie mich schauern!"

„Was wollen Sie? Ich bin nur ein Echo: das Echo des Verhängnisses!"

Gilbert neigte das Haupt.

„Erinnern Sie sich, Gilbert, was ich Ihnen an dem Tage sagte, wo ich Sie in Bellevue sah, am 6. October, als ich Ihnen den Tod des Marquis von Favras prophezeite?"

Gilbert bebte.

Er, der so stark den Menschen und sogar den Ereignissen gegenüber, fühlte sich vor diesem geheimnißvollen Manne schwach wie ein Kind.

„Ich sagte Ihnen," fuhr Cagliostro fort, „wenn der König in seinem Gehirne ein Körnchen von dem Erhaltungsgeiste hätte, den er, wie ich hoffe, nicht habe, so würde er fliehen."

„Nun! er ist geflohen."

„Ja; doch ich verstand hierunter, so lange es noch Zeit wäre; und als er floh! . . . ei! Sie wissen, da war es nicht mehr Zeit! Ich fügte bei, was Sie

wohl nicht vergessen haben, wenn der König widerstände, wenn die Königin widerstände, wenn die Adel... widerständen, so würden wir eine Revolution machen.

„Ja, Sie haben auch diesmal Recht: die Revolution ist gemacht,“ sprach Gilbert mit einem Seufzer.

„Nicht völlig,“ entgegnete Cagliostro; „doch sie naht sich, wie Sie sehen, mein lieber Gilbert. Erinnern Sie sich ferner, daß ich mit Ihnen von einem Instrument sprach, das einer meiner Freunde, der Doctor Guillotin erfand? . . Sind Sie über den Carrousel-Platz gegangen . . . dort, den Tuilerien gegenüber? . . Nun ... dieses Instrument, dasselbe, das ich der Königin im Schlosse Taverney in einer Carafe zeigte . . . Sie erinnern sich, Sie waren dabei, noch ein kleiner Knabe nicht höher als so, und schon der Liebhaber von Mademoiselle Nicole . . . deren Mann, dieser liebe Herr von Beausire, zum Henken verurtheilt worden ist! . . Nun wohl! dieses Instrument functionirt.“

„Ja,“ erwiederte Gilbert, „und sogar zu langsam wie es scheint, da man ihm die Säbel, die Pieken und die Dolche beigeben will.“

„Hören Sie,“ sprach Cagliostro, „man muß Eines zugestehen: daß wir es mit grausam halsstarrigen Menschen zu thun haben! Man gibt den Aristokraten, dem Hofe, dem König, der Königin alle Arten von Warnungen, und das nützt zu nichts; man nimmt die Bastille: das nützt zu nichts; man macht den 5. und 6. October: das nützt zu nichts; man macht den 20. Juni: das nützt zu nichts; man macht den 10. August: das nützt zu nichts; man sperrt den König im Tempel ein; man sperrt die Aristokraten in der Abtei, in der Force, in Bicêtre ein: das nützt zu nichts! Der König im Tempel freut sich über die Einnahme von Longwy durch die Preußen: die Aristokraten in der Abtei rufen: „„Es lebe der König! es leben die Preußen!““ Sie trinken Champagner unter der Nase des armen Volkes, das Wasser trinkt! sie es...

Trüffelpasteten unter dem Barte des armen Volkes, dem es an Brod fehlt! Es ist Keiner, bis auf König Wilhelm von Preußen, an den man nicht schreibt: „„Nehmen Sie sich in Acht! Ueberschreiten Sie Longwy, machen Sie einen Schritt mehr ins Herz von Frankreich, so wird dies das Todesurtheil des Königs sein!““ und der nicht antwortet: „„Wie gräßlich auch die Lage der königlichen Familie sein mag, die Heere dürfen nicht zurückgehen. Ich wünsche von ganzer Seele, rechtzeitig anzukommen, um den König von Frankreich zu retten; vor Allem aber ist es meine Pflicht, Europa zu retten!““ Und er marschirt gegen Verdun . . . Man muß wohl ein Ende machen.“

„Doch mit was ein Ende machen?“ rief Gilbert.

„Mit dem König, der Königin, den Aristokraten.“

„Sie würden den König ermorden? Sie würden die Königin ermorden?“

„Oh! nein, sie nicht! das wäre eine große Ungeschicklichkeit! man muß sie richten, verurtheilen, öffentlich enthaupten, wie man es mit Karl I. gemacht hat; aller Uebrigen aber muß man sich entledigen, und zwar je eher, desto besser.“

„Und wer hat dies entschieden? Sprechen Sie!“ rief Gilbert; „ist es die Intelligenz? ist es die Redlichkeit? ist es das Gewissen dieses Volkes, von dem Sie reden? Wären Sie, da Sie Mirabeau als Genie, Lafayette als Redlichkeit, Vergniaud als Gerechtigkeit hatten, gekommen und hätten mir im Namen dieser drei Männer gesagt: „„Man muß tödten!““ so würde ich geschauert haben, wie ich schauere; doch ich hätte gezweifelt. In wessen Namen sagen Sie das aber heute? Im Namen von einem Hébert, einem Contremarquenhändler; von einem Collot-d'Herbois, einem ausgepfiffenen Komödianten; von einem Marat, einem kranken Geiste, — dem sein Arzt zur Ader lassen muß, so oft er fünfzigtausend, hunderttausend, zweimalhunderttausen

Köpfe verlangt! Lassen Sie mich, lieber Meister, die mittelmäßigen Menschen verwerfen, welche rasche ... pathetische Krisen, augenblickliche Veränderungen ... chen; diese schlechten Dramaturgen, diese unmäch... Rhetoren, die sich in den plötzlichen Zerstörungen ge... len, die sich für geschickte Zauberer halten, wenn sie, ... fache Sterbliche, das Werk Gottes zunichte gem... haben; die es schön, groß, erhaben finden, gegen ... Lebensfluß zu schiffen, der die Welt nährt, indem ... mit einem Worte, mit einem Winke, mit einem ... vertilgen, indem sie mit einem Hauche das leben... Hinderniß verschwinden machen, welches ihnen zu sch... die Natur zwanzig, dreißig, vierzig, fünfzig Jahre ... braucht hat! Diese Menschen, lieber Meister, sind Elen... und Sie, Sie gehören nicht zu diesen Menschen!"

„Mein lieber Gilbert," entgegnete Cagliostro, „Sie täuschen sich abermals. Sie nennen diese Mensch... Menschen; Sie thun ihnen zu viel Ehre an: es sin... nur Werkzeuge."

„Werkzeuge der Zerstörung!"

„Ja, aber zum Nutzen einer Idee. Diese Idee, Gilbert, ist die Befreiung der Völker; es ist die Frei... heit; es ist die Republik, nicht die französische, Gott behüte mich vor einem so egoistischen Gedanken! sondern die universelle Republik, die Brüderschaft der Welt! Nein, diese Menschen haben nicht das Genie; nein, sie haben nicht die Redlichkeit; nein, sie haben nicht das Gewissen; doch sie haben, was stärker, was unerbittlicher, was unwiderstehlicher ist als Alles dies: sie haben den Instinct."

„Den Instinct von Attila!"

„Ganz richtig, sie haben es gesagt: von Attila, der ... Gottes Geißel nannte und mit dem barbarischen ... te der Hunnen, der Alanen, der Sueven die durch ... hundert Jahre der Regierung der Nero, der Beiv...

ian, der Heleogabalus verdorbene römische Civilisation
wieder stärkte."

„Aber fassen wir doch zusammen, statt zu generalisiren!" rief Gilbert. „Wohin soll die Metzelei führen?"

„Zu etwas höchst Einfachem: die Nationalversammlung, die Commune, das Volk, ganz Paris zu compromittiren. Man muß Paris mit Blut beflecken, Sie egreifen das wohl, damit Paris, dieses Gehirn Frankeichs, dieser Geist Europas, diese Seele der Welt, — amit Paris, fühlend, es sei für dasselbe keine Verzeihng mehr möglich, sich erhebt wie ein einziger Mensch, rankreich vor sich hertreibt und den Feind vom heigen Boden des Vaterlands wirft."

„Sie sind kein Franzose!" rief Gilbert; „was ist hnen daran gelegen?"

„Ist es möglich, daß Sie, Gilbert! Sie, eine erabene Intelligenz, eine mächtige Organisation, zu einem Renschen sagen: „„Mische Dich nicht in die Angelegenliten Frankreichs, denn Du bist kein Franzose!"" Sind e Angelegenheiten Frankreichs nicht die Angelegenheiten r Welt? Arbeitet Frankreich für sich allein, armer goist? Starb Jesus für die Juden allein? Mit welem Rechte hättest Du zu einem Apostel gesagt: „„Du st kein Nazaräer!"" Höre, höre, Gilbert, ich habe le diese Dinge mit einem Geiste erörtert, der viel irker als der meinige, als der Deinige; mit einem anne oder einem Dämon, den man Althotas nannte, — ies Tages, als er mir die Berechnung des Blutes chte, das zu vergießen wäre, ehe die Sonne über der eibeit der Welt aufginge. Nun wohl, die Vernunftlüsse dieses Mannes haben meine Ueberzeugung nicht chüttert; ich bin gegangen, ich gehe, ich werde gehen, les niederwerfend, was ich vor mir finde, und mit higer Stimme, mit heiterem Blicke sprechend: „„Wehe n Hinderniß! ich bin die Zukunft!"" Du hattest nun Begnadigung von irgend Jemand von mir zu er-

bitten, nicht wahr? Diese Begnadigung bewillige ich D[illegible] zum Voraus. Sage mir den Namen von demjen[illegible] oder von derjenigen, welche Du retten willst."

„Ich will eine Frau retten, welche weder S[illegible] noch ich, Meister, können sterben lassen."

„Du willst die Gräfin von Charny retten?"

„Ich will die Mutter von Sebastian retten."

„Du weißt, daß Danton es ist, der, als M[illegible] der Justiz, die Schlüssel des Gefängnisses in der H[illegible] hält?"

„Ja, doch ich weiß auch, daß Sie zu Danton [illegible] können: „„Oeffne oder schließe die Thüre.""

Cagliostro stand auf, trat an den Secretär, m[illegible] auf ein Blättchen Papier eine Art von cabbalis[illegible] Zeichen, reichte das Papier Gilbert und sagte:

„Nimm, mein Sohn, suche Danton auf und ve[illegible] lange von ihm, was Du willst."

Gilbert erhob sich.

„Was gedenkst Du aber nachher zu thun?" fr[illegible] ihn Cagliostro.

„Nach was?"

„Nach den Tagen, welche nun verlaufen werd[illegible] wenn die Reihe an den König gekommen sein wird."

„Ich gedenke mich, wenn ich kann, zum Mitg[illegible] des Convents ernennen zu lassen und mich mit me[illegible] ganzen Macht dem Tode des Königs zu widersetzen."

„Ja," sagte Cagliostro, „ich begreife das. Han[illegible] also nach Deinem Gewissen, Gilbert; doch versprich m[illegible] Eines."

„Was?"

„Es gab eine Zeit, wo Du ohne Bedingung ve[illegible] sprochen hättest, Gilbert."

„Damals sagten Sie mir nicht, man heile ein [illegible] durch die Metzelei, eine Nation durch den Mord."

„Es mag sein . . . Nun wohl, versprich mir, G[illegible] bert, daß Du, wenn der König abgeurtheilt, wenn de[illegible]

König hingerichtet ist, den Rath befolgen wirst, den ich Dir gebe."

Gilbert reichte ihm die Hand und erwiederte:

„Jeder Rath, der von Ihnen kommt, Meister, wird mir kostbar sein."

„Und er wird befolgt werden?" fragte Cagliostro.

„Ich schwöre es, wenn er mein Gewissen nicht erlegt."

„Gilbert, Du bist ungerecht," sagte Cagliostro. Ich habe Dir viel geboten; habe ich je etwas ge-rdert?"

„Nein, Meister," antwortete Gilbert; „und auch ßt haben Sie mir ein Leben geschenkt, das mir theurer als das meine."

„Geh also," sprach Cagliostro, „und der Genius rankreichs, von dessen edelsten Söhnen Du Einer bist, ite Dich!"

Cagliostro ging ab; Gilbert folgte ihm.

Der Fiacre wartete immer noch; der Doctor stieg 1 und befahl, nach dem Justizministerium zu fahren: er war Danton.

Danton, als Justizminister, hatte einen scheinbaren orwand, nicht in der Commune zu erscheinen.

Wozu brauchte er übrigens dort zu erscheinen? aren nicht Marat und Robespierre da? Robespierre irde sich nicht Marat zuvorkommen lassen: an den ord angespannt, würden sie denselben Schritt gehen. — ich überwachte sie Tellier.

Zwei Dinge erwarteten Danton: angenommen, er scheide sich für die Commune, ein Triumvirat mit arat und Robespierre; angenommen, die Nationalver-mmlung entscheide sich für ihn, eine Dictatur als Ju-minister.

Er wollte Robespierre und Marat nicht, die Na-nalversammlung wollte aber ihn nicht.

Als man ihm Gilbert meldete, war er mit seiner

Frau oder, vielmehr, seine Frau lag zu seinen Füßen die Metzelei war zum Voraus so bekannt, daß sie ... anflehte, dieselbe nicht zu gestatten.

Danton konnte ihr etwas, was doch sehr klar ... nicht begreiflich machen: daß er nichts vermochte geg... die Entscheidungen der Commune, ohne eine dicta... rische Gewalt übertragen von der Nationalversammlu...; mit der Nationalversammlung war Chance des Sieg... ohne die Nationalversammlung sichere Niederlage.

„Stirb! stirb! stirb, wenn es sein muß!" rief ... arme Frau; „doch diese Schlächterei finde nicht statt!"

„Ein Mann, wie ich, stirbt nicht unnütz," antwo... tete Danton. „Ich will sterben, aber mein Tod ... dem Vaterlande."

Man meldete den Doctor Gilbert.

„Ich gehe nicht weg, ehe Du mir versprochen ... Du werdest Alles in der Welt thun, um dieses absch... liche Verbrechen zu verhindern."

„So bleibe," sagte Danton.

Madame Danton machte drei Schritte rückwärts ... ließ ihren Mann allein dem Doctor, den er von G... und dem Rufe nach kannte, entgegengehen.

„Ah! Doctor," sagte er, „Sie kommen gele... und hätte ich Ihre Adresse gewußt, so würde ich ... Ihnen geschickt haben!"

Gilbert grüßte, und als er hinter ihm eine ... in Thränen sah, verbeugte er sich.

„Sehen Sie, hier ist meine Frau, die Frau ... Bürgers Danton, des Justizministers; sie glaubt ... sei für mich allein stark genug, um die von der ... Commune angetriebenen Herren Marat und Robe... zu verhindern, zu thun, was sie thun wollen, das ... sie zu verhindern, daß sie tödten, vernichten, erwür...

Gilbert schaute Madame Danton an; diese ... die Hände gefaltet und weinte.

„Madame," sprach Gilbert, „wollen Sie mir er-
uben, diese barmherzigen Hände zu küssen?"

„Gut!" sagte Danton, „da bekommst Du Ver-
irkung."

„Oh! mein Herr!" rief die arme Frau, „erklären
ie ihm doch, daß dies, wenn er es gestattet, ein Blut-
cken auf seinem ganzen Leben ist!"

„Wenn es nur das wäre," erwiederte Gilbert;
venn dieser Flecken auf der Stirne eines einzigen Men-
jen bliebe, und dieser Mensch im Glauben, der Flecken,
r sich seinem Namen anhängen wird, sei seinem Vater-
nde nützlich, für Frankreich nothwendig, sich aufopfern,
ine Ehre in den Schlund werfen würde, wie Decius
inen Leib darein warf, so wäre das nichts! Was ist
nter Umständen, wie die, in welchen wir uns befinden,
n Leben, am Rufe, an der Ehre eines Bürgers ge-
gen? Doch das wird ein Flecken an der Stirne von
rankreich sein!"

„Bürger," erwiederte Danton, „wenn der Vesuv
erströmt, nennen Sie mir einen Mann, der mächtig
nug, um seine Lava zurückzuhalten; wenn die Flut
igt, nennen Sie mir einen Arm, der stark genug, um
n Ocean zurückzudrängen."

„Heißt man Danton, so fragt man nicht, wo dieser
Mann ist; man sagt: „„Hier ist er!"" Man fragt
cht, wo dieser Arm ist: man handelt!"

„Ei!" sprach Danton, „Ihr seid lauter Wahnsin-
ge! Ich muß Euch also sagen, was ich mir nicht
gen ließe? Nun wohl, ja, ich habe den Willen; nun
ohl, ja, ich habe den Geist; nun wohl, ja, wenn die
ationalversammlung wollte, hätte ich die Stärke! Doch
issen Sie, was mir geschehen wird? Was Mirabeau
schehen ist: sein Genie konnte nicht über seinen schlech-
n Ruf triumphiren. Ich bin nicht der wüthende Marat,
n der Nationalversammlung Schrecken einzuflößen; ich

bin nicht der unbestechliche Robespierre, um ihr ... trauen einzuflößen; die Nationalversammlung wird ... die Mittel, den Staat zu retten, verweigern; ich ... die Strafe für meinen schlechten Ruf erdulden; man ... ganz leise sagen, ich sei ein Mensch ohne Moralität. ... Mensch, dem man nicht einmal für drei Tage eine ... unumschränkte, willkürliche Gewalt geben könne; ... wird eine Commission von ehrlichen Leuten ernennen, ... mittlerweile wird die Metzelei stattfinden, und es ... wie Sie gesagt haben, das Blut von einem ... Schuldiger, das Verbrechen von drei bis vierh... Trunkenen über die Scenen der Revolution einen ... Vorhang ziehen, der ihre Erhabenheit verbergen ... Nun wohl, nein," fügte er mit einer großartigen ... berde bei, „nein, nicht Frankreich wird man ank... sondern mich: ich werde von Frankreich den Fluch ... Welt abwenden und ihn auf mein Haupt rollen mach...

„Und ich? und Deine Kinder?" rief die unglü... Frau.

„Du," erwiederte Danton, „Du wirst darüber ... ben, Du hast es gesagt; und man wird Dich nicht ... züchtigen, Du seist meine Mitschuldige, da mein ... brechen Dich getödtet haben wird. Was meine K... betrifft, es sind Knaben: sie werden eines Tags M... sein und, sei unbesorgt, das Herz ihres Vaters ... den Namen Danton mit erhabener Stirne ... oder sie werden schwach sein und mich verleugnen. ... besser! die Schwachen sind nicht von meinem Geschl... und ich verleugne sie in diesem Falle zum Voraus!"

„Verlangen Sie aber doch wenigstens diese Ge... von der Nationalversammlung!" rief Gilbert.

„Glauben Sie, ich habe auf Ihren Rath gew... Ich habe nach Thuriot geschickt, ich habe nach ... geschickt. Frau, sieh, ob sie da sind; sind sie da, ... laß Thuriot eintreten."

Madame Danton ging rasch hinaus.

„Ich will das Glück in Ihrer Gegenwart versuchen," sagte Danton; „Sie werden mir vor der Nachwelt bezeugen, welche Anstrengungen ich gemacht habe."

Die Thüre öffnete sich wieder.

„Hier ist der Bürger Thuriot, mein Freund," sagte Madame Danton.

„Komm hierher!" rief Danton, indem er seine breite Hand demjenigen reichte, der an seiner Seite die Rolle spielte, welche ein Adjutant bei einem General spielt. „Du hast neulich ein erhabenes Wort auf der Tribune gesprochen: „„Die französische Revolution gehört nicht uns allein, sie gehört der Welt, und wir sind der gesammten Menschheit Rechenschaft darüber schuldig!"" Nun wohl, wir wollen eine letzte Anstrengung machen, um diese Revolution rein zu erhalten."

„Sprich," sagte Thuriot.

„Morgen bei Eröffnung der Sitzung, ehe irgend eine Discussion sich entsponnen hat, wirst Du verlangen, daß man auf dreihundert die Zahl der Mitglieder des Generalraths der Commune erhöhe, so daß man, während man die am 10. August geschaffenen Alten beibehält, die Alten durch die Neuen zunichte macht. Wir constituiren auf einer festen Base die Vertretung von Paris; wir vergrößern die Commune, aber wir neutralisiren sie; wir vermehren die Zahl, doch wir modificiren ihren Geist. Geht dieser Antrag nicht durch, kannst Du ihnen meinen Gedanken nicht begreiflich machen, dann verständigst Du Dich mit Lacroix: sage ihm, er soll die Frage geradezu in Angriff nehmen; er beantrage die Todesstrafe für diejenigen, welche mittelbar oder unmittelbar die von der executiven Gewalt gegebenen Befehle und von ihr getroffenen Maßregeln zu vollziehen sich weigern oder sie auf irgend eine Weise hemmen werden. Geht der Antrag durch, so ist das die Dictatur; die executive Gewalt, das bin ich; ich trete ein, ich recla-

bin nicht der unbestechliche Robespierre, um ih[r] [Ver-]
trauen einzuflößen; die Nationalversammlung wird [mir]
die Mittel, den Staat zu retten, verweigern; ich [werde]
die Strafe für meinen schlechten Ruf erdulden; man [wird]
ganz leise sagen, ich sei ein Mensch ohne Moralit[ät, ein]
Mensch, dem man nicht einmal für drei Tage eine [so]
unumschränkte, willkürliche Gewalt geben könne; [man]
wird eine Commission von ehrlichen Leuten ernennen, [und]
mittlerweile wird die Metzelei stattfinden, und es w[ird,]
wie Sie gesagt haben, das Blut von einem Ta[usend]
Schuldiger, das Verbrechen von drei bis vierh[undert]
Trunkenen über die Scenen der Revolution einen [rothen]
Vorhang ziehen, der ihre Erhabenheit verbergen [wird.]
Nun wohl, nein," fügte er mit einer großartigen [Ge-]
berde bei, „nein, nicht Frankreich wird man ank[lagen,]
sondern mich: ich werde von Frankreich den Fluch [der]
Welt abwenden und ihn auf mein Haupt rollen ma[chen."]

„Und ich? und Deine Kinder?" rief die ungl[ückliche]
Frau.

„Du," erwiederte Danton, „Du wirst darüber [wei-]
nen, Du hast es gesagt; und man wird Dich nicht
züchtigen, Du seist meine Mitschuldige, da mein [Ver-]
brechen Dich getödtet haben wird. Was meine K[inder]
betrifft, es sind Knaben: sie werden eines Tags M[änner]
sein und, sei unbesorgt, das Herz ihres Vaters b[ei]
den Namen Danton mit erhabener Stirne tra[gen,]
oder sie werden schwach sein und mich verleugnen. [Desto]
besser! die Schwachen sind nicht von meinem Gesch[lecht,]
und ich verleugne sie in diesem Falle zum Voraus."

„Verlangen Sie aber doch wenigstens diese Ge[walt]
von der Nationalversammlung!" rief Gilbert.

„Glauben Sie, ich habe auf Ihren Rath gew[artet?]
Ich habe nach Thuriot geschickt, ich habe nach Ta[llien]
geschickt. Frau, sieh, ob sie da sind; sind sie da,
laß Thuriot eintreten."

Madame Danton ging rasch hinaus.

„Ich will das Glück in Ihrer Gegenwart versuchen," sagte Danton; „Sie werden mir vor der Nachwelt bezeugen, welche Anstrengungen ich gemacht habe."

Die Thüre öffnete sich wieder.

„Hier ist der Bürger Thuriot, mein Freund," sagte Madame Danton.

„Komm hierher!" rief Danton, indem er seine rechte Hand demjenigen reichte, der an seiner Seite die Rolle spielte, welche ein Adjutant bei einem General spielt. „Du hast neulich ein erhabenes Wort auf der Tribune gesprochen: „„Die französische Revolution gehört nicht uns allein, sie gehört der Welt, und wir sind der gesammten Menschheit Rechenschaft darüber schuldig!"" Nun wohl, wir wollen eine letzte Anstrengung machen, um diese Revolution rein zu erhalten."

„Sprich," sagte Thuriot.

„Morgen bei Eröffnung der Sitzung, ehe irgend eine Discussion sich entsponnen hat, wirst Du verlangen, daß man auf dreihundert die Zahl der Mitglieder des Generalraths der Commune erhöhe, so daß man, während man die am 10. August geschaffenen Alten beibehält, die Alten durch die Neuen zunichte macht. Wir constituiren auf einer festen Base die Vertretung von Paris; wir vergrößern die Commune, aber wir neutralisiren sie; wir vermehren die Zahl, doch wir modificiren ihren Geist. Geht dieser Antrag nicht durch, kannst Du ihnen meinen Gedanken nicht begreiflich machen, dann verständigst Du Dich mit Lacroix: sage ihm, er soll die Frage geradezu in Angriff nehmen; er beantrage die Todesstrafe für diejenigen, welche mittelbar oder unmittelbar die von der executiven Gewalt gegebenen Befehle und von ihr getroffenen Maßregeln zu vollziehen sich weigern oder sie auf irgend eine Weise hemmen werden. Geht der Antrag durch, so ist das die Dictatur; die executive Gewalt, das bin ich; ich trete ein, ich recla-

mire sie, und zögert man, mir dieselbe zu geben, nehme ich sie."

„Was machen Sie dann?" fragte Gilbert.

„Dann," erwiederte Danton, „dann ergreife ich [illegible] Fahne; statt des blutigen, scheußlichen Dämons [illegible] Metzelei, den ich in seine Finsterniß zurücksende, [illegible] den edlen Genius der Schlachten an, welcher ohne [illegible] noch Zorn schlägt, welcher in Ruhe den Tod [illegible] ich frage alle diese Banden, ob sie sich, um [illegible] Menschen zu ermorden, versammelt haben; ich [illegible] für ehrlos Jeden, der die Gefängnisse bedroht. [illegible] leicht billigen Viele die Metzelei, doch die [illegible] nicht zahlreich. Ich benütze die in Paris [illegible] militärische Begeisterung; ich schließe die kleine [illegible] von Mördern in den Wirbel von Freiwilligen ein [illegible] wahrhaft Soldaten, nur auf den Befehl zum [illegible] warten, und ich schleudere an die Gränze, [illegible] gegen den Feind, das unreine Element, [illegible] das edle Element."

„Thun Sie das! thun Sie das!" [illegible] „und Sie haben etwas Großes, Herrliches, [illegible] gethan!"

„Ei! mein Gott!" versetzte Danton [illegible] mit einer seltsamen Mischung von Stärke, [illegible] und Zweifel zuckend, „das ist das Allerleichteste [illegible] unterstütze mich nur, und Sie werden sehen."

Madame Danton küßte ihrem Manne die [illegible]

„Man wird Dich unterstützen," sagte [illegible] sollte nicht Deiner Meinung sein, wenn man [illegible] sprechen hört?"

„Ja," erwiederte Danton; „doch leider [illegible] nicht so sprechen; denn würde ich scheitern, wenn [illegible] spräche, so klage für mich die Metzelei an."

„Nun wohl," sagte lebhaft Madame Danton [illegible] es nicht besser, so zu endigen?"

„Weib, Du sprichst wie ein Weib. Und [illegible]

todt, was würde aus der Revolution zwischen dem blutgierigen Narren, den man Marat nennt, und dem falschen Utopisten, den man Robespierre nennt? Nein, ich darf nicht, ich will noch nicht sterben; was ich thun muß, das ist die Metzelei verhindern, wenn ich kann, das ist, wenn die Metzelei wider meinen Willen stattfindet, Frankreich davon entlasten und sie auf meine Rechnung nehmen. Ich werde ebenso auf mein Ziel zuschreiten, nur werde ich es erschrecklicher thun . . . Rufe mir Tallien.

Tallien trat ein.

„Tallien," sagte Danton zu ihm, „es ist möglich, daß mir morgen die Commune schreibt, um mich einzuladen, ich möge mich auf die Municipalität begeben: richten Sie es so ein, daß mir der Brief nicht zukommt, und daß ich beweisen kann, er sei mir nicht zugekommen."

„Teufel!" rief Tellier; „und wie soll ich das machen?"

„Das ist Ihre Sache. Ich sage Ihnen, was ich wünsche, was ich will, was sein muß: es ist an Ihnen, die Mittel zu finden. — Kommen Sie, Herr Gilbert, Sie haben etwas von mir zu verlangen."

Und die Thüre eines kleinen Cabinets öffnend, ließ er Gilbert hier eintreten und folgte ihm.

„Lassen Sie hören," sagte Danton, „wozu kann ich Ihnen nützlich sein?"

Gilbert zog aus seiner Tasche das Papier, das ihm Cagliostro gegeben hatte, und überreichte es Danton.

„Ah!" sagte dieser, „Sie kommen von ihm . . . Nun, was wünschen Sie?"

„Die Freiheit einer in der Abtei eingesperrten Frau."

„Ihr Name?"

„Gräfin von Charny."

Danton nahm ein Papier und schrieb den Freilassungsbefehl.

„Hier," sagte er; „haben Sie noch Andere zu ret-

ten? Sprechen Sie! ich möchte sie gern theilweise ... retten können, die Unglücklichen!“

Gilbert verbeugte sich und erwiederte:

„Ich habe, was ich wünsche.“

„Gehen Sie also, Herr Gilbert, und bedürfen ... meiner je, so kommen Sie unmittelbar zu mir, ... Menschen zum Menschen, ohne Vermittler: ich ... mich zu glücklich fühlen, etwas für Sie zu thun.“

Sodann, indem er ihn zurückführte, flüsterte er:

„Oh! hätte ich nur für vierundzwanzig St... Ihren Ruf als redlicher Mann, Herr Gilbert!“

Und er schloß hinter dem Doctor die Thüre, ... einen Seufzer aus und wischte den Schweiß ab, der ... seiner Stirne floß.

Besitzer des kostbaren Papieres, das ihm die ...heit von Andrée gewährte, begab sich Gilbert nach ... Abtei.

Obgleich es gegen Mitternacht war, hielten ... doch noch drohende Gruppen in der Umgegend des ...fängnisses auf.

Gilbert ging mitten durch dieselben und klopfte ... die Thüre.

Die finstere Thüre an dem niedrigen Gewölbe ...nete sich.

Gilbert trat schauernd ein: dieses niedrige Gew... war nicht das eines Gefängnisses, sondern das ... Grabes.

Er überreichte seinen Befehl dem Director.

Der Befehl gebot, sogleich die Person, welche ... Doctor Gilbert bezeichnen würde, in Freiheit zu se... — Gilbert bezeichnete die Gräfin von Charny, und ... Director befahl einem Schließer, den Bürger Gilbert ... ...e Stube der Gefangenen zu führen.

Gilbert folgte dem Schließer, stieg hinter ihm ... ...ckwerke einer kleinen Wendeltreppe hinauf und ... ...ine durch eine Lampe erleuchtete Zelle ein.

Eine ganz schwarz gekleidete Frau, bleich wie Marmor unter ihren Trauerkleidern, saß an dem Tische, auf welchem die Lampe stand, und las in einem, in Chagrin gebundenen und mit einem silbernen Kreuze verzierten, Buche.

Ein Rest von Feuer brannte in einem Kamine neben ihr.

Trotz des Geräusches, das die Thüre sich öffnend machte, schlug sie die Augen nicht auf; trotz des Geräusches, das Gilbert sich ihr nähernd machte, schlug sie die Augen nicht auf; sie schien in ihre Lecture, oder vielmehr in ihre Gedanken vertieft, denn Gilbert blieb ein paar Minuten vor ihr, ohne daß er sie das Blatt umwenden sah.

Der Schließer hatte die Thüre hinter Gilbert zugezogen und verweilte außen.

„Frau Gräfin . . .“ sagte endlich Gilbert.

Andrée schlug die Augen auf und schaute einen Moment, ohne zu sehen; der Schleier ihrer Gedanken war noch zwischen ihrem Blicke und dem Manne, der vor ihr stand: er klärte sich allmälig auf.

„Ah! Sie sind es, Herr Gilbert?“ fragte Andrée. „Was wollen Sie von mir?“

„Madame,“ erwiederte Gilbert, „unheilvolle Gerüchte sind über das, was morgen in den Gefängnissen geschehen soll, im Umlaufe.“

„Ja,“ sagte Andrée, „es scheint, man soll uns ermorden; doch Sie wissen, Herr Gilbert, ich bin zu sterben bereit.“

Gilbert verbeugte sich und sprach:

„Ich komme, um Sie zu holen, Madame.“

„Sie wollen mich holen?“ fragte Andrée erstaunt; „um mich wohin zu führen?“

„Wohin Sie wollen, Madame: Sie sind frei.“

Und er überreichte ihr den von Danton unterzeichneten Freilassungsbefehl.

[illegible] den Befehl; statt ihn aber [illegible] [illegible], behielt sie ihn in ihrer [illegible]

[illegible] hätte es vermuthen müssen. [illegible] [illegible] suchte, etwas, was [illegible] [illegible] haben könnten.

[illegible], Madame?"

[illegible] werden kommen, um [illegible] [illegible]

[illegible] Madame, es giebt eine Existenz [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] wäre, hätte [illegible] Mutter [illegible]

[illegible]

Gedanken des Selbstmords verzichtet, doch ich habe nicht auf den des Todes verzichtet."

„Oh! Madame! Madame!" rief Gilbert.

„Herr Gilbert, ich will sterben!"

Gilbert seufzte.

„Alles, was ich von Ihnen verlange, ist, daß Sie meinen Leib aufzufinden, ihn todt von den Beschimpfungen zu erlösen suchen, denen er lebendig nicht entgehen konnte ... Herr von Charny ruht in der Gruft seines Schlosses Boursonne: dort habe ich die einzigen glücklichen Tage meines Lebens zugebracht; ich wünsche bei ihm zu ruhen."

„Oh! Madame, in des Himmels Namen beschwöre ich Sie! . ."

„Und ich, mein Herr, ich bitte Sie im Namen meines Unglücks!",

„Es ist gut, Madame; Sie haben es gesagt, ich muß Ihnen in allen Punkten gehorchen. Ich entferne mich, doch ich bin nicht besiegt."

„Vergessen Sie meinen letzten Wunsch nicht, mein Herr," sprach Andrée.

„Rette ich Sie nicht wider Ihren Willen, so wird er erfüllt werden, Madame," antwortete Gilbert.

Und er verbeugte sich noch einmal vor Andrée und zog sich zurück.

Die Thüre schloß sich mit dem unheimlichen, den Thüren der Gefängnisse eigenthümlichen Geräusche.

Sie las den Befehl; statt ihn aber dem Doctor zurückzugeben, behielt sie ihn in ihrer Hand.

„Ich hätte es vermuthen müssen, Doctor," sagte sie, indem sie zu lächeln suchte, etwas, was ihr Gesicht verlernt zu haben schien.

„Was, Madame?"

„Sie werden kommen, um mich am Sterben zu verhindern."

„Madame, es gibt eine Existenz auf der Welt, die mir noch kostbarer ist, als mir je die meines Vaters oder meiner Mutter gewesen wäre, hätte mir Gott einen Vater oder eine Mutter bewilligt: das ist die Ihrige."

„Ja, und darum haben Sie mir schon ein erstes Mal Ihr Wort gebrochen."

„Ich habe mein Wort nicht gebrochen, Madame, ich habe Ihnen das Gift geschickt."

„Durch meinen Sohn!"

„Ich hatte Ihnen nicht gesagt, durch wen ich es Ihnen schicken werde."

„Somit haben Sie an mich gedacht, Herr Gilbert, somit sind Sie um meinetwillen in die Löwengrube eingetreten? somit sind Sie mit dem Talisman, der die Thüren öffnet, daraus weggegangen?"

„Ich habe Ihnen gesagt, Madame, so lange ich leben werde, können Sie nicht sterben."

„Oh! diesmal, Herr Gilbert," entgegnete Andrée mit einem besser als das erste gezeichneten Lächeln, „diesmal glaube ich, daß ich den Tod fest halte."

„Madame, ich erkläre Ihnen, daß Sie, und sollte ich Gewalt anwenden, um Sie von hier wegzuschleppen, nicht sterben werden."

Ohne zu antworten, zerriß Andrée den Freilassungsbefehl in vier Stücke und warf die Stücke ins Feuer.

„Versuchen Sie es!" sagte sie.

Gilbert stieß einen Schrei aus.

„Herr Gilbert," sprach Andrée, „ich habe auf den

Gedanken des Selbstmords verzichtet, doch ich habe nicht auf den des Todes verzichtet."

„Oh! Madame! Madame!" rief Gilbert.

„Herr Gilbert, ich will sterben!"

Gilbert seufzte.

„Alles, was ich von Ihnen verlange, ist, daß Sie meinen Leib aufzufinden, ihn todt von den Beschimpfungen zu erlösen suchen, denen er lebendig nicht entgehen konnte . . . Herr von Charny ruht in der Gruft seines Schlosses Boursonne: dort habe ich die einzigen glücklichen Tage meines Lebens zugebracht; ich wünsche bei ihm zu ruhen."

„Oh! Madame, in des Himmels Namen beschwöre ich Sie! . ."

„Und ich, mein Herr, ich bitte Sie im Namen meines Unglücks!",

„Es ist gut, Madame; Sie haben es gesagt, ich muß Ihnen in allen Punkten gehorchen. Ich entferne mich, doch ich bin nicht besiegt."

„Vergessen Sie meinen letzten Wunsch nicht, mein Herr," sprach Andrée.

„Rette ich Sie nicht wider Ihren Willen, so wird er erfüllt werden, Madame," antwortete Gilbert.

Und er verbeugte sich noch einmal vor Andrée und zog sich zurück.

Die Thüre schloß sich mit dem unheimlichen, den Thüren der Gefängnisse eigenthümlichen Geräusche.

---

Sie las den Befehl; statt ihn aber dem Doctor zurückzugeben, behielt sie ihn in ihrer Hand.

„Ich hätte es vermuthen müssen, Doctor,“ sagte sie, indem sie zu lächeln suchte, etwas, was ihr Gesicht verlernt zu haben schien.

„Was, Madame?“

„Sie werden kommen, um mich am Sterben zu verhindern.“

„Madame, es gibt eine Existenz auf der Welt, die mir noch kostbarer ist, als mir je die meines Vaters oder meiner Mutter gewesen wäre, hätte mir Gott einen Vater oder eine Mutter bewilligt: das ist die Ihrige.“

„Ja, und darum haben Sie mir schon ein erstes Mal Ihr Wort gebrochen.“

„Ich habe mein Wort nicht gebrochen, Madame: ich habe Ihnen das Gift geschickt.“

„Durch meinen Sohn!“

„Ich hatte Ihnen nicht gesagt, durch wen ich es Ihnen schicken werde.“

„Somit haben Sie an mich gedacht, Herr Gilbert? somit sind Sie um meinetwillen in die Löwengrube eingetreten? somit sind Sie mit dem Talisman, der die Thüren öffnet, daraus weggegangen?“

„Ich habe Ihnen gesagt, Madame, so lange ich leben werde, können Sie nicht sterben.“

„Oh! diesmal, Herr Gilbert,“ entgegnete Andrée mit einem besser als das erste gezeichneten Lächeln, „diesmal glaube ich, daß ich den Tod fest halte.“

„Madame, ich erkläre Ihnen, daß Sie, und sollte ich Gewalt anwenden, um Sie von hier wegzuschleppen, nicht sterben werden.“

Ohne zu antworten, zerriß Andrée den Freilassungsbefehl in vier Stücke und warf die Stücke ins Feuer.

„Versuchen Sie es!“ sagte sie.

Gilbert stieß einen Schrei aus.

„Herr Gilbert,“ sprach Andrée, „ich habe auf den

Gedanken des Selbstmords verzichtet, doch ich habe nicht auf den des Todes verzichtet."

„Oh! Madame! Madame!" rief Gilbert.

„Herr Gilbert, ich will sterben!"

Gilbert seufzte.

„Alles, was ich von Ihnen verlange, ist, daß Sie meinen Leib aufzufinden, ihn todt von den Beschimpfungen zu erlösen suchen, denen er lebendig nicht entgehen konnte . . . Herr von Charny ruht in der Gruft seines Schlosses Boursonne: dort habe ich die einzigen glücklichen Tage meines Lebens zugebracht; ich wünsche bei ihm zu ruhen."

„Oh! Madame, in des Himmels Namen beschwöre ich Sie! . ."

„Und ich, mein Herr, ich bitte Sie im Namen meines Unglücks!".

„Es ist gut, Madame; Sie haben es gesagt, ich muß Ihnen in allen Punkten gehorchen. Ich entferne mich, doch ich bin nicht besiegt."

„Vergessen Sie meinen letzten Wunsch nicht, mein Herr," sprach Andrée.

„Rette ich Sie nicht wider Ihren Willen, so wird er erfüllt werden, Madame," antwortete Gilbert.

Und er verbeugte sich noch einmal vor Andrée und zog sich zurück.

Die Thüre schloß sich mit dem unheimlichen, den Thüren der Gefängnisse eigenthümlichen Geräusche.

---

# CLXII.

## Der Tag des 2. Septembers.

Was Danton vorhergesehen hatte, geschah: bei Eröffnung der Sitzung stellte Thuriot in der Nationalversammlung den Antrag, den der Justizminister am vorhergehenden Tage entworfen hatte, die Nationalversammlung begriff aber nicht: statt Morgens um neun Uhr zu votiren, discutirte sie, zog sie in die Länge und stimmte Nachmittags um ein Uhr ab.

Es war zu spät.

Diese vier Stunden verzögerten um ein Jahrhundert die Freiheiten Europas.

Tallien war geschickter.

Von der Commune beauftragt, dem Justizminister den Befehl zu geben, sich nach der Municipalität zu verfügen, schrieb er:

„Herr Minister,

„Bei Empfang dieses werden Sie sich nach dem Stadthause verfügen."

Nur irrte er sich in der Adresse! Statt zu setzen: „An den Justizminister" setzte er: „An den Kriegsminister!"

Man erwartete Danton; Servan erschien ganz verlegen und fragte, was man wolle: man wollte durchaus nichts von ihm.

Die Verwechselung klärte sich auf, doch der Streich war geschehen.

Wir haben gesagt, um ein Uhr abstimmend, habe die Nationalversammlung zu spät abgestimmt; in der

That, die Commune, sie, welche die Dinge nicht in die Länge zog, sie hatte die Zeit benützt.

Was wollte die Commune? Sie wollte die Metzelei und die Dictatur.

Man vernehme, wie sie zu Werke ging.

Die Schlächter waren, wie es Danton gesagt hatte, nicht so zahlreich, als man glaubte.

In der Nacht vom 1. auf den 2. September, während Gilbert Andrée vergebens aus der Abtei zu bringen suchte, hatte Marat seine Beller in den Clubbs und in den Sectionen losgelassen; so wüthend sie waren, sie hatten wenig Wirkung in den Clubbs hervorgebracht, und von achtundvierzig Sectionen hatten nur zwei, die Section Poissonnière und die des Luxembourg, die Metzelei beschlossen.

Was die Dictatur betrifft, so sah die Commune wohl ein, sie könne sich derselben nur bemächtigen mit Hülfe der drei Namen: Marat, Robespierre, Danton. Darum hatte sie Danton den Befehl, auf die Municipalität zu kommen, geben lassen.

Wir haben bemerkt, daß Danton den Streich vorhergesehen: Danton erhielt den Brief nicht, und kam folglich auch nicht.

Hätte er ihn erhalten, hätte der Irrthum von Tallien nicht gemacht, daß man den Brief ins Kriegsministerium getragen, während er ins Justizministerium gebracht werden sollte, so würde vielleicht Danton nicht ungehorsam zu sein gewagt haben.

In seiner Abwesenheit sah sich die Commune genöthigt, einen Entschluß zu fassen.

Sie beschloß, einen Aufsichtsausschuß zu ernennen; nur konnte der Aufsichtsausschuß nicht außer den Mitgliedern der Commune ernannt werden.

Es handelte sich indessen darum, Marat in diesen Metzeleiausschuß, — das war der wahre Name, der

ihm gebührte, — zu bringen! . . Doch wie dies machen? Marat war nicht Mitglied der Commune.

Panis übernahm die Sache. Durch seinen Gott Robespierre, durch seinen Schwager Santerre übte Panis den Druck eines solchen Gewichtes auf die Municipalität, — man begreift wohl, daß Panis, Exprocurator, ein falscher, harter Geist, ein armseliger kleiner Verfasser von ein paar lächerlichen Versen, nicht durch sich selbst irgend einen Einfluß haben konnte, — durch Robespierre und Santerre, sagen wir, übte er den Druck eines solchen Gewichtes auf die Municipalität, daß er ermächtigt wurde, drei Mitglieder zu wählen, welche den Aufsichtsausschuß vervollständigen sollten.

Panis wagte es nicht, die ihm ertheilte Vollmacht allein auszuüben.

Er ordnete sich drei seiner Collegen bei: Sergent, Duplain, Jourdeuil.

Diese ordneten sich ihrerseits fünf Personen bei: Desforgues, Lenfant, Guermeur, Leclerc und Durfort.

Auf der Originalurkunde stehen die vier Unterschriften von Panis, Sergent, Duplain und Jourdeuil; doch auf dem Rande findet sich ein anderer Name mit einem Handzuge von einem Einzigen der vier Unterzeichner versehen, zwar auf eine confuse Art, doch so, daß man den Handzug von Panis zu erkennen glaubt.

Dieser Name war der von Marat; von Marat, welcher nicht das Recht hatte, bei dem Ausschusse zu sein, da er nicht Mitglied der Commune war.

Mit seinem Namen fand sich der Mord intronisirt.

Sehen wir ihn sich in der erschrecklichen Entwickelung seiner Allmacht ausdehnen.

Wir sagten, die Commune habe es nicht gemacht wie die Nationalversammlung, sie habe nicht in die Länge gezogen.

Um zwei Uhr war der Aufsichtsausschuß gebildet, ıd er hatte seinen ersten Befehl gegeben; dieser erste

Befehl hatte zum Zwecke, von der Mairie, wo sich der Ausschuß versammelte, — die Mairie war damals, wo heute die Polizeipräfectur ist, — dieser erste Befehl hatte zum Zwecke, sagen wir, von der Mairie nach der Abtei vierundzwanzig Gefangene überzuschaffen. Von diesen vierundzwanzig Gefangenen waren acht oder neun Priester, das heißt acht oder neun trugen das allerverabscheuteste, allerverhaßteste Kleid, das Kleid der Menschen, die den Bürgerkrieg in der Vendée und im Süden organisirt hatten, das geistliche Kleid.

Man ließ sie in ihrem Gefängniß durch Föderirte von Marseille und Avignon abholen, es erwarteten sie vier Fiacres vor der Thüre, in jeden mußten sechs Gefangene einsteigen, und man fuhr ab.

Das Signal zum Abgange war durch den dritten Schuß der Lärmkanone gegeben worden.

Die Absicht der Commune war leicht begreiflich: diese langsame Procession würde den Zorn des Volkes steigern; wahrscheinlich würde man entweder unter Weges oder vor der Thüre der Abtei die Fiacres anhalten und die Gefangenen ermorden; dann brauchte man die Metzelei nur ihren Lauf verfolgen zu lassen; unter Weges oder vor der Thüre des Gefängnisses begonnen, würde sie leicht dessen Schwelle überschreiten.

In dem Augenblicke, wo die vier Fiacres von der Mairie wegfuhren, trat Danton in die Nationalversammlung ein.

Der von Thuriot gemachte Antrag war unnütz geworden; es war, wie gesagt, zu spät, um auf die Commune den Beschluß, den man gefaßt hatte, anzuwenden.

Es blieb die Dictatur.

Danton bestieg die Tribune; zum Unglücke war er allein: Roland hatte sich als zu ehrlichen Mann erfunden, um seinen Collegen zu begleiten.

Man suchte mit den Augen Roland, Roland war nicht da.

Man sah wohl die Stärke, doch man verlangte vergebens nach der Moralität.

Manuel hatte der Commune die Gefahr von Verdun verkündigt; er hatte den Antrag gemacht, es sollten noch an demselben Abend die Bürger, die sich für den Kriegsdienst hatten einschreiben lassen, auf dem Marsfelde campiren, um schon am andern Morgen bei Tagesanbruch gegen den Feind marschiren zu können.

Der Antrag von Manuel war angenommen worden.

Ein anderes Mitglied hatte beantragt, in Betracht der dringenden Gefahr, die Lärmkanone loszubrennen, die Sturmglocke zu läuten, den Generalmarsch zu schlagen.

Dieser zweite Antrag wurde, zur Abstimmung gebracht, wie der erste angenommen. Das war eine unheilvolle, mörderische, entsetzliche Maßregel unter den Umständen, in denen man sich befand: die Trommel, die Glocke, die Kanone haben einen düsteren Wiederhall, unselige Vibrirungen in den ruhigsten Herzen; um so mehr mußten sie dies in allen diesen schon so gewaltig aufgeregten Herzen haben.

Alles dies war übrigens berechnet.

Beim ersten Kanonenschusse sollte man Herrn von Beausire henken.

Melden wir sogleich mit der Traurigkeit, die sich an den Verlust einer so interessanten Person knüpft, daß beim ersten Kanonenschusse Herr von Beausire wirklich gehenkt wurde!

Beim dritten Kanonenschusse sollten die Wagen, von denen wir gesprochen, von der Polizeipräfectur abgehen; die Kanone wurde aber von zehn zu zehn Minuten losgebrannt: diejenigen, welche Herrn von Beausire hatten henken sehen, waren also im Stande, zeitig genug anzukommen, um die Gefangenen passiren zu sehen und an ihrer Ermordung Theil zu nehmen.

Danton wurde über Alles, was in der Commune

vorging, fortwährend durch Tallien unterrichtet. Er wußte also die Gefahr von Verdun; er wußte den Beschluß der Lagerung auf dem Marsfelde; er wußte, daß die Lärmkanone losgeschossen, die Sturmglocke geläutet, der Generalmarsch geschlagen werden sollte.

Er nahm, um Lacroix, der, wie man sich erinnert, die Dictatur verlangen sollte, — die Replique zu geben, — den Vorwand der Gefahr des Vaterlands und beantragte, man möge beschließen, „daß Jeder, der sich mit seiner Person zu dienen weigern oder seine Waffen übergeben würde, mit dem Tode bestraft werden sollte."

Sodann, damit man sich nicht in seinen Absichten täuschte, damit man seine Projecte nicht mit denen der Commune vermengte, sprach er:

„Die Sturmglocke, die man läuten wird, ist kein Lärmsignal: es ist der Angriff auf die Feinde des Vaterlands! Um sie zu besiegen, meine Herren, brauchen wir Kühnheit, noch einmal Kühnheit, immer Kühnheit, und Frankreich ist gerettet!"

Ein Beifallsdonner empfing diese Worte.

Da erhob sich Lacroix und verlangte seinerseits, „daß man mit dem Tode diejenigen bestrafe, welche unmittelbar die von der executiven Gewalt gegebenen Befehle oder getroffenen Maßregeln zu vollziehen sich weigern oder dieselben hemmen würden."

Die Nationalversammlung begriff diesmal vollkommen, daß der Beschluß, den man von ihr verlangte, die Dictatur war; sie billigte scheinbar, ernannte aber eine Commission von Girondisten, um das Decret abzufassen. Die Girondisten waren unglücklicher Weise, wie Roland, zu ehrliche Leute, um Vertrauen zu Danton zu haben.

Die Discussion zog sich bis um sechs Uhr Abends hinaus.

Danton wurde ungeduldig: er wollte das Gute, man zwang ihn, das Böse thun zu lassen.

Er sagte leise ein Wort zu Thuriot und ging ab.

Was hatte er leise gesagt? den Ort, wo man ihn finden könnte, auf den Fall, daß ihn die Nationalversammlung mit der Gewalt betrauen würde.

Wo könnte man ihn finden? Auf dem Marsfelde, mitten unter den Freiwilligen.

Was war seine Absicht, im Falle, daß man ihn mit der Gewalt betrauen würde? Sich als Dictator von dieser Masse, nicht für die Metzelei, sondern für den Krieg bewaffneter Leute anerkennen zu lassen, mit ihnen nach Paris zurückzukehren und, wie in einem großen Netze, die Mörder nach der Gränze fortzunehmen.

Er wartete bis Abends um fünf Uhr: Niemand kam.

Was geschah mittlerweile mit den Gefangenen, die man nach der Abtei führte?

Folgen wir ihnen: sie gehen langsam, und wir werden sie leicht einholen.

Von Anfang beschützten sie die Wagen, in die sie eingeschlossen waren; der Instinct der Gefahr, die er lief, machte, daß sich Jeder in den Fond zurückwarf und sich so wenig als möglich an den Schlägen zeigte; doch diejenigen, welche sie zu führen beauftragt waren, denuncirten sie selbst; der Zorn des Volkes stieg nicht rasch genug: sie peitschten ihn mit ihren Worten.

„Seht," sagten sie zu den Leuten auf der Straße, welche stehen blieben, „hier sind sie, die Verräther! hier sind sie, die Mitschuldigen der Preußen! hier sind sie, die, welche unsere Städte überliefern, die, welche Eure Weiber und Eure Kinder ermorden werden, wenn Ihr sie, nach der Gränze marschirend, zurücklaßt!"

Und dennoch fand sich Alles dies machtlos, so selten waren, wie Danton gesagt hatte, die Schlächter; man erlangte Zorn, Geschrei, Drohungen, doch hiebei blieb Alles stehen.

Der Zug folgte der Linie der Quais, dem Pont-Neuf, der Rue Dauphine.

Man hatte die Geduld der Gefangenen nicht er-

müden können; man hatte die Hand des Volkes nicht bis zu einem Morde antreiben können; man näherte sich der Abtei; man befand sich auf dem Bussy-Kreuzwege: es war Zeit, auf Mittel bedacht zu sein.

Ließ man die Gefangenen in die Abtei eingehen, tödtete man sie, wenn sie hier eingetreten, so war es offenbar ein überlegter Befehl der Commune, was sie tödtete, und nicht die freiwillige Entrüstung des Volkes.

Das Glück kam den schlechten Absichten, den blutigen Projecten zu Hülfe.

Auf dem Bussy-Kreuzwege erhob sich eine von den Bühnen, wo die Einschreibungen der Freiwilligen stattfanden.

Es war hier ein Gedränge; die Fiacres wurden genöthigt, anzuhalten.

Die Gelegenheit war schön; verlor man sie, so würde sie sich nicht wieder bieten.

Ein Mann schiebt die Escorte auf die Seite, und die Escorte gibt dies zu; er steigt mit einem Säbel in der Hand auf den Fußtritt vom ersten Wagen, taucht seinen Säbel aufs Gerathewohl und zu wiederholten Malen in den Wagen und zieht ihn roth von Blut zurück.

Einer von den Gefangenen hatte einen Stock: mit diesem Stocke suchte er die Streiche zu pariren; er traf einen von den Leuten der Escorte ins Gesicht.

„Ha! Schurken!" rief dieser, „wir beschützen Euch, und Ihr schlagt uns! Herbei, Kameraden!"

Ungefähr zwanzig Menschen, die nur auf diesen Ruf warteten, stürzten, bewaffnet mit Pieken und mit Messern, welche an langen Stöcken befestigt waren, hinzu; sie stießen mit den Messern und den Pieken durch den Wagenschlag, und man hörte Schmerzensschreie, man sah das Blut der Opfer durch den Boden der Wagen fließen und eine Spur auf der Straße zurücklassen.

Blut ruft Blut: die Metzelei hatte begonnen; sie sollte vier Tage währen.

Die in der Abtei angehäuften Gefangenen hatten schon am Morgen aus dem Gesichte ihrer Wächter und aus halben Worten, die diesen entschlüpft, geschlossen, es bereite sich etwas Düsteres vor. Ein Befehl der Commune hatte an diesem Tage in allen Gefängnissen die Stunde des Mahles verrücken lassen. Was wollte diese Veränderung in den Gewohnheiten des Kerkers besagen? Sicherlich nur Unheilvolles. Die Gefangenen warteten daher mit Bangigkeit.

Gegen vier Uhr fing das entfernte Gemurmel der Menge an, wie die ersten Wogen einer steigenden Flut, an den Fuß der Mauern des Gefängnisses zu schlagen. Einige erblickten von den vergitterten Fenstern des Thürmchens, das auf die Rue Sainte-Marguerite ging, die Fiacres; dann gelangte das Gebrülle der Wuth und des Schmerzes ins Gefängniß durch alle Oeffnungen, und der Ruf: „Die Schlächter kommen!“ verbreitete sich in den Flurgängen und drang in die Stuben und bis in die tiefste Tiefe der Kerker ein.

Alsdann hörte man den andern Ruf:

„Die Schweizer! die Schweizer!“

Es waren hundert und fünfzig Schweizer in der Abtei; man hatte am 10. August große Mühe gehabt, sie vor dem Zorne des Volkes zu retten. Die Commune kannte den Haß des Volkes gegen die rothen Uniformen. Es war also eine herrliche Art, das Volk in den Zug zu bringen, es die Metzelei mit den Schweizern beginnen zu lassen.

Man brauchte ungefähr zwei Stunden, um diese hundert und fünfzig Unglücklichen zu tödten.

Als der Letzte getödtet war, — und dieser Letzte war der Major Reding, dessen Namen wir schon ausgesprochen haben, — verlangte man nach den Priestern.

Die Priester antworteten, sie wollen wohl sterben, 'och sie wünschten zu beichten.

Dieser Wunsch wurde befriedigt: man bewilligte ihnen eine Frist von zwei Stunden.

Wozu wurden diese zwei Stunden verwendet? Um ein Tribunal zu bilden.

Wer bildete dieses Tribunal? wer präsidirte ihm? Maillard.

---

# CLXIII.

## Maillard.

Der Mann des 14. Juli, der Mann des 5. und des 6. Octobers, der Mann des 20. Juni, der Mann des 10. Augusts, sollte auch der Mann des 2. Septembers sein.

Nur sollte der ehemalige Huissier beim Chatelet eine Form, einen feierlichen Gang, einen Anschein von Gesetzlichkeit bei der Metzelei anwenden: er wollte, daß die Aristokraten getödtet werden, nur wollte er, daß sie gesetzlich getödtet werden, auf ein Urtheil ausgesprochen vom Volke, das er als den einzigen unfehlbaren Richter betrachtete, und dem allein auch das Recht, freizusprechen, zustand.

Ehe Maillard sein Tribunal installirte, waren schon ungefähr zweihundert Personen geschlachtet.

Eine einzige war gerettet worden: der Abbé Sicard.

Zwei andere Personen, welche begünstigt durch den Tumult aus einem Fenster gestiegen waren, befanden sich plötzlich in der Mitte vom Ausschusse der Section, der seine Sitzung in der Abtei hielt: das waren der Journalist Parisot und der Intendant vom Hause des Königs la Chapelle. Die Mitglieder des Ausschusses ließen die Flüchtlinge an ihre Seite sitzen und retteten sie auf diese

Art; doch man brauchte den Schlächtern keinen Dank dafür zu wissen, daß diese zwei Letzteren ihnen entkommen: das war nicht ihre Schuld.

Wir haben gesagt, eines von den der Besichtigung werthen Actenstücken in den Archiven der Polizei sei die Ernennung von Marat in den Aufsichtsausschuß; ein anderes, nicht minder interessantes, ist das Register der Abtei noch heute mit dem Blute befleckt, das bis auf die Mitglieder des Tribunals spritzte.

Laßt Euch dieses Register zeigen, Ihr, die Ihr aufregende Erinnerungen sucht, und Ihr werdet jeden Augenblick auf den Rändern, unter der einen oder der andern von diesen zwei Noten, geschrieben mit einer großen, schönen, festen, vollkommen leserlichen, vollkommen ruhigen, vollkommen von Bangigkeit, Furcht oder Gewissensbissen freien Schrift, Ihr werdet, sagen wir, unter der einen oder der andern von diesen zwei Noten: „Getödtet durch das Urtheil des Volkes," oder: „Freigesprochen durch das Volk," den Namen: **Maillard** sehen.

Die letzte Note ist dreiundvierzigmal wiederholt.

Maillard hat also in der Abtei dreiundvierzig Personen das Leben gerettet.

Folgen wir übrigens, während er in Function tritt, zwischen neun und zehn Uhr Abends zwei Männern, welche von den Jacobinern weggehen und auf die Rue Sainte-Anne zuschreiten.

Es sind der Hohepriester und der Adept, es sind der Meister und der Schüler: es sind Saint-Just und Robespierre.

Saint-Just, der uns am Abend der Aufnahme der drei neuen Maurer in der Loge der Rue Platrière erschienen ist; Saint-Just, mit dem blassen, zweifelhaften Teint, zu weiß für einen Männerteint, zu bleich für einen Frauenteint, mit der gestärkten, steifen Halsbinde, der Zögling eines kalten, trockenen, harten Meisters, härter, trockener, kälter als sein Meister.

Für den Meister gibt es noch einige Aufregung in diesen Kämpfen, wo der Mensch mit dem Menschen zusammenstößt, — die Leidenschaft, die Leidenschaft!

Für den Zögling ist das, was vorgeht, nur eine Schachpartie auf einer großen Stufenleiter, wobei der Einsatz das Leben ist.

Nehmt Euch in Acht, daß er nicht gewinnt, Ihr, die Ihr gegen ihn spielt, denn er wird unerbittlich sein, und den Verlierenden keine Gnade gewähren!

Ohne Zweifel hatte Robespierre seine Gründe, an diesem Abend nicht nach Hause, zu den Duplay, zu gehen.

Er hatte am Morgen gesagt, er werde sich wahrscheinlich aufs Land begeben.

Das Zimmerchen im Hotel garni von Saint-Just, einem jungen Manne, wir möchten sagen, einem noch unbekannten Kinde, dünkte ihm vielleicht für diese erschreckliche Nacht vom 2. auf den 3. September sicherer, als seine Stube.

Beide traten ungefähr um elf Uhr Abends ein.

Man braucht nicht zu fragen, wovon diese zwei Männer sprachen: sie sprachen von der Metzelei; nur sprach der Eine davon mit der Empfindelei eines Philosophen aus der Schule von Rousseau; der Andere mit der Trockenheit eines Mathematikers aus der Schule von Condillac.

Robespierre beweinte, wie das Krokodill der Fabel, zuweilen diejenigen, welche er verurtheilte.

Als er in sein Zimmer eintrat, legte Saint-Just seinen Hut auf einen Stuhl, nahm seine Halsbinde ab, zog seinen Rock aus.

„Was machst Du?“ fragte ihn Robespierre.

Saint-Just schaute ihn mit einem so erstaunten Auge an, daß Robespierre wiederholte:

„Ich frage Dich, was Du machest?“

„Ich lege mich, bei Gott! zu Bette,“ antwort der junge Mann.

„Und warum legst Du Dich zu Bette?"

„Ei! um zu thun, was man in einem Bette thut: um zu schlafen."

„Wie!" rief Robespierre, „Du denkst an das Schlafen in einer solchen Nacht?"

„Warum nicht?"

„Während Tausende von Opfern fallen, während diese Nacht die letzte für so viele Menschen sein wird, welche heute Abend noch athmen und morgen zu leben werden aufgehört haben, gedenkst Du zu schlafen?"

Saint-Just blieb einen Augenblick nachdenkend.

Sodann, als hätte er während dieses kurzen Momentes der Stille eine neue Ueberzeugung aus seinem Herzen geschöpft, sagte er:

„Ja, es ist wahr, ich weiß das; doch ich weiß auch, daß es ein nothwendiges Uebel ist, da Du selbst dazu ermächtigt hast. Nimm ein gelbes Fieber an, nimm eine Pest an, nimm ein Erdbeben an, und es werden ebenso viel Menschen sterben, mehr vielleicht, und es wird nichts Gutes für die Gesellschaft daraus entspringen, indeß aus dem Tode unserer Feinde eine Sicherheit für uns hervorgeht. Ich rathe Dir also: begib Dich nach Hause, lege Dich zu Bette, wie ich mich zu Bette legen werde, und suche zu schlafen, wie ich schlafen werde."

Und nachdem er so gesprochen, legte sich der kalte, unempfindliche Politiker zu Bette.

„Gute Nacht," sagte er; „morgen!"

Und er entschlief.

Sein Schlaf währte so lange, war so ruhig, so friedlich, als ob nichts Außerordentliches in Paris vorgegangen wäre; er war gegen halb elf Uhr Abends eingeschlafen und wachte gegen sechs Uhr Morgens auf.

Saint-Just sah etwas wie einen Schatten zwischen ...n Tageslichte und sich; er wandte sich nach dem Fen... um und erkannte Robespierre.

Er glaubte, am vorhergehenden Abend abgegangen, sei Robespierre schon wieder gekommen.

„Was führt Dich so früh zurück?“ fragte er.

„Nichts,“ antwortete Robespierre; „ich bin nicht weggegangen.“

„Wie! Du bist nicht weggegangen?“

„Nein.“

„Du hast nicht geschlafen?“

„Nein.“

„Und wo hast Du die Nacht zugebracht?“

„Hier, stehend, die Stirne ans Fenster gedrückt, und auf die Geräusche der Straße horchend.“

Robespierre log nicht: war es Zweifel, war es Angst, waren es Gewissensbisse? er hatte nicht eine Secunde geschlafen.

Was Saint-Just betrifft, so hatte der Schlaf bei ihm keinen Unterschied gemacht zwischen dieser Nacht und den anderen Nächten.

Jenseits der Seine, im Hofe der Abtei, war übrigens ein Mann, welcher nicht mehr als Robespierre geschlafen hatte.

Dieser Mann stand im Winkel des letzten Thorweges, der nach dem Hofe ging, angelehnt und fast verloren im Halbschatten.

Es war folgendes Schauspiel, das das Innere dieses in ein Tribunal verwandelten Thorweges bot.

Um einen großen Tisch, beladen mit Säbeln, Degen, Pistolen, und beleuchtet durch zwei kupferne Lampen, deren Licht selbst am hellen Tage nothwendig war, saßen zwölf Männer.

An ihren trüben Gesichtern, an ihren robusten Formen, an den rothen Mützen, die sie auf dem Kopfe hatten, an den Carmagnolen, die ihre Schultern bedeckten erkannte man Menschen aus dem Volke.

Ein Dreizehnter, in ihrer Mitte, mit fadenscheinigem schwarzem Fracke, weißer Weste, kurzer Hose, fein

lichem, düsterem Gesichte und entblößtem Haupte, präsidirte.

Dieser, der Einzige vielleicht, der lesen und schreiben konnte, hatte ein Gefangenregister, Papier, Federn und Tinte vor sich.

Diese Menschen waren die Richter der Abtei, erschreckliche Richter, Urtheile ohne Appellation fällend, die auf der Stelle von fünfzig mit Säbeln, Messern, Piken bewaffneten Henkern, welche von Blut triefend im Hofe wateten, vollzogen wurden.

Ihr Präsident war der Huissier Maillard.

War er von selbst hieher gekommen? War er von Danton geschickt worden, der gern in den anderen Gefängnissen, das heißt bei den Carmelitern, im Chatelet, in der Force, hätte thun mögen, was man in der Abtei that: einige Personen retten?

Niemand weiß es.

Am 4. September verschwindet Maillard; man sieht ihn nicht mehr, man hört nichts mehr von ihm; er ist wie im Blute ersäuft.

Mittlerweile präsidirte er beim Tribunal seit dem vorhergehenden Abend um sechs Uhr.

Er war angekommen, er hatte diesen Tisch zugerichtet, er hatte sich das Gefängnißbuch geben lassen, er hatte aufs Gerathewohl und unter den Ersten den Besten zwölf Richter ernannt; dann hatte er sich mitten an den Tisch gesetzt, sechs von seinen Richtern hatten sich zu seiner Rechten, sechs zu seiner Linken gesetzt, und die Metzelei hatte ihren Fortgang genommen, diesmal jedoch mit einer Art von Regelmäßigkeit.

Man las den in der Liste eingetragenen Namen; die Stockknechte holten den Gefangenen; Maillard gab das Geschichtliche der Ursachen seiner Einkerkerung; der Gefangene erschien; der Präsident befragte mit den Augen Collegen; war der Gefangene verurtheilt, so sagte lard nur:

„Nach der Force!“

Da öffnete sich das äußere Thor, und der Verurtheilte fiel unter den Streichen der Schlächter.

War im Gegentheile der Gefangene freigesprochen, so erhob sich das schwarze Gespenst, legte ihm die Hand auf die Schulter und sprach:

„Man lasse ihn los!“

Und der Gefangene war gerettet.

In dem Augenblicke, wo Maillard beim Thore des Gefängnisses erschienen war, hatte sich ein Mann von der Mauer getrennt, und war ihm entgegengegangen.

Bei den ersten Worten, die sie mit einander gewechselt, hatte Maillard diesen Mann erkannt, und er hatte, zum Zeichen, vielleicht nicht der Unterwürfigkeit, aber der Willfährigkeit, seine hohe Gestalt vor ihm gebeugt.

Sodann hatte er ihn in das Gefängniß eintreten lassen, und als der Tisch zugerichtet und das Tribunal zusammengesetzt war, hatte er zu ihm gesagt:

„Bleiben Sie dort, und wenn es die Person sein wird, für die Sie sich interessiren, machen Sie mir ein Zeichen.“

Der Mann hatte sich im Winkel angelehnt, und verweilte hier seit dem vorhergehenden Tage, — stumm und unbeweglich wartend.

Dieser Mann war Gilbert.

Er hatte Andrée geschworen, er werde sie nicht sterben lassen, und er versuchte es, seinen Schwur zu halten.

Von vier Uhr bis sechs Uhr Morgens hatten die Schlächter und die Richter ein wenig ausgeruht; um sechs Uhr hatten sie gegessen.

Während der drei Stunden, die der Schlaf und das Mahl gedauert, waren von der Commune abgeschickte Karren gekommen und hatten die Todten weggeführt.

Sodann, da drei Zoll hoch geronnenes Blut im

Hofe war, da die Füße im Blute ausglitschten, da es sehr lange gebraucht hätte, um sie zu waschen, so brachte man ein Hundert Bund Stroh, streute es auf dem Pflaster umher und bedeckte es mit den Kleidern von Opfern, besonders mit denen der Schweizer.

Die Kleider und das Stroh absorbirten das Blut.

Während aber die Richter und die Schlächter schliefen, wachten die Gefangenen durch den Schrecken geschüttelt.

Als jedoch das Geschrei aufhörte, als der Aufruf verstummte, faßten sie wieder einige Hoffnung: vielleicht war den Mördern nur eine Anzahl von Verurtheilten bezeichnet, vielleicht würde sich die Metzelei auf die Schweizer und die Garden des Königs beschränken. Diese Hoffnung war von kurzer Dauer.

Gegen halb sieben Uhr begann wieder das Geschrei, und man vernahm aufs Neue den Aufruf.

Da kam ein Stockknecht herab und sagte zu Maillard, die Gefangenen seien zu sterben bereit, sie verlangen aber, die Messe hören zu dürfen.

Maillard zuckte die Achseln, nichtsdestoweniger bewilligte er ihr Verlangen.

Er war überdies beschäftigt, die Glückwünsche anzuhören, die an ihn, im Namen der Commune, ein Abgesandter der Commune richtete, ein Mann von unbedeutender Gestalt, mit einem sanften Gesichte, in flohfarbenem Rocke und eine kleine Perrücke auf dem Kopfe.

Dieser Mann war Billaud-Varennes.

„Wackere Bürger!“ sprach er zu den Schlächtern, „Ihr habt die Gesellschaft von großen Verbrechern gereinigt! Die Municipalität weiß nicht, wie sie ihre Schuld gegen Euch abtragen soll. Allerdings müßte der Nachlaß der Todten Euch gehören, doch das würde einem Diebstahle gleichen. Als Entschädigung für diesen Verlust bin ich beauftragt, Jedem von Euch vierundzwanzig

Livres zu bieten, die Euch auf der Stelle ausbezahlt werden sollen."

Und Billaud-Varennes ließ in der That auf der Stelle unter die Schlächter den Lohn für ihr blutiges Geschäft austheilen.

Man vernehme, was geschehen war, und was die Gratification der Commune erklärte.

Am Abend des 2. Septembers waren Einige von denjenigen, welche tödteten, — das war die Minderzahl, denn die Mehrzahl gehörte dem Kleinhandel der Umgegend an, — Einige von denjenigen, welche tödteten, waren ohne Schuhe und ohne Strümpfe; sie schauten auch mit Neid die Fußbekleidung der Aristokraten an. Hiedurch erfolgte, daß sie die Section um Erlaubniß bitten ließen, mit den Schuhen der Todten ihre Füße bekleiden zu dürfen. Die Section gab hiezu ihre Einwilligung.

Von da an bemerkte Maillard, daß man sich des Bittens überhoben glaubte und, dem zu Folge, nicht mehr allein Schuhe und Strümpfe, sondern Alles nahm, was gut zu nehmen war.

Maillard fand, man verderbe ihm seine Schlächterei, und er berichtete hierüber an die Commune.

Hievon die Gesandtschaft von Billaud-Varennes, und das religiöse Stillschweigen, mit dem er angehört wurde.

Während dieser Zeit hörten die Gefangenen die Messe; derjenige, welcher sie las, war der Abbé Lersant, Prediger des Königs, derjenige, welcher dabei diente, war der Abbé von Rastignac, religiöser Schriftsteller.

Das waren zwei Greise mit weißen Haaren, mit ehrwürdigem Gesichte, deren Wort, von einer Art von Tribune die Resignation und den Glauben predigend, einen erhebenden, wohlthätigen Einfluß auf die Unglücklichen übte.

In dem Augenblicke, wo Alle den Segen vom Abbé Lenfant empfangend, auf den Knieen lagen, fing der Aufruf wieder an.

Der erste Name, der ausgesprochen wurde, war der des Trösters.

Er machte ein Zeichen, vollendete sein Gebet, und folgte denjenigen, welche um ihn zu holen gekommen waren.

Der zweite Priester blieb und setzte die Todesermahnung fort.

Dann wurde er auch gerufen, und er folgte gleichfalls denen, welche ihn riefen.

Die Gefangenen blieben unter sich.

Da ward das Gespräch düster, seltsam, erschrecklich.

Sie discutirten über die Art, den Tod zu empfangen, und über die Chancen einer mehr oder minder langen Qual.

Die Einen wollten den Kopf darbieten, daß er auf einen Streich falle; die Andern die Arme emporheben, damit der Tod von allen Seiten in ihre Brust eindringen könnte; wieder Andere ihre Hände auf den Rücken halten, um keinen Widerstand entgegenzusetzen.

Ein junger Mann machte sich von der Gruppe los und rief:

„Ich will wissen, was am Besten ist."

Er stieg auf ein Thürmchen, dessen vergittertes Fenster auf den Hof der Schlächterei ging, und von hier aus studirte er den Tod.

Dann kam er zurück und sagte:

„Am Schnellsten sterben diejenigen, welche das Glück haben, in die Brust getroffen zu werden."

In diesem Augenblicke hörte man die Worte: „Mein Gott, ich komme zu Dir!" gefolgt von einem Stöhnen.

Es war ein Mann zu Boden gefallen und zerarbeitete sich auf den Platten.

Das war Herr von Chantereine, Oberster der constitutionellen Garde des Königs.

Er hatte sich drei Messerstiche in die Brust gegeben.

Die Gefangenen erbten das Messer; sie stachen sich zögernd, und es gelang einem Einzigen, sich zu tödten.

Es waren drei Frauen da: zwei bestürzte Mädchen die sich an die Seiten von zwei Greisen drängten; eine Frau in Trauer, ruhig, knieend, betend und in ihrem Gebete lächelnd.

Die zwei jungen Personen waren Fräulein von Cazotte und Fräulein von Sombreuil.

Die zwei Greise waren ihre Väter.

Die junge Frau in Trauer war Andrée.

Man rief Herrn von Montmorin.

Herr von Montmorin war, wie man sich erinnert, der frühere Minister, der die Pässe abgegeben, mit deren Hülfe der König zu fliehen versucht hatte; dieser Mann, welcher so unpopulär, daß schon am vorhergehenden Tage ein junger Mensch, der seinen Namen trug, beinahe wegen dieses Namens getödtet worden wäre!

Herr von Montmorin war nicht gekommen, um die Ermahnungen der Priester zu hören; er war wüthend, in Verzweiflung in seiner Stube geblieben, hatte seine Feinde gerufen, Waffen verlangt, die eisernen Gitter seines Gefängnisses erschüttert, und einen eichenen Tisch zerbrochen, dessen Bretter zwei Zoll dick waren.

Man mußte ihn mit Gewalt vor das Gericht schleppen; er trat bleich, das Auge entflammt, die Fäuste emporgehoben, in den Thorweg ein.

„Nach der Force!“ sagte Maillard.

Der ehemalige Minister nahm das Wort für das, was es zu sein schien, und glaubte an eine einfache Versetzung.

„Präsident, da es Dir gefällt, Dich so zu nennen,“ sagte er zu Maillard, „ich hoffe, Du wirst mich in einem

Wagen fahren lassen, um mir die Beschimpfungen Deiner Mörder zu ersparen."

„Laßt einen Wagen für den Herrn Grafen von Montmorin vorfahren," sprach Maillard mit ausgezeichneter Höflichkeit.

Sodann zu Herrn von Montmorin:

„Haben Sie die Güte, sich in Erwartung des Wagens zu setzen, Herr Graf."

Der Graf setzte sich brummelnd.

Nach fünf Minuten meldete man, der Wagen warte. Irgend ein Comparse hatte begriffen, welche Rolle von ihm im Drama zu spielen war, und er gab die Replique.

Man öffnete die verhängnißvolle Thüre, die, welche auf den Tod ging, und Herr von Montmorin trat hinaus.

Er hatte nicht drei Schritte gemacht, da stürzte er von zwanzig Piekenstößen getroffen zu Boden.

Dann kamen andere Gefangene, deren unbekannte Namen in der Vergessenheit begraben geblieben sind.

Unter allen dunklen Namen glänzte ein ausgesprochener wie eine Flamme: das war der von Jacques Cazotte; von Cazotte, dem Erleuchteten, welcher zehn Jahre vor der Revolution Jedem das Loos, das seiner harrte, prophezeit hätte, von Cazotte, dem Verfasser des Diable amoureux, von Olivier, den Mille et une Fadaises; von Cazotte, der, eine tolle Einbildungskraft, eine ekstatische Seele, ein glühendes Herz, mit Wuth die Sache der Gegenrevolution umfaßt und in Briefen, die er an seinen Freund Ponteau, Beamten bei der Intendanz der Civilliste, geschrieben, Meinungen ausgedrückt hatte, die man in der Stunde, zu der wir gekommen sind, mit dem Tode bestrafte.

Seine Tochter hatte ihm als Secretär bei diesen Briefen gedient, und als ihr Vater verhaftet worden war, hatte Elisabeth Cazotte ihren Theil am Gefängniß gefordert.

Durfte die royalistische Gesinnung irgend Jemand gestattet sein, dann gewiß diesem fünfundsiebzigjährigen Greise, dessen Füße in die Monarchie von Ludwig XIV. eingewurzelt waren, und der, um den Herzog von Burgund in den Schlaf zu wiegen, die zwei volksthümlich gewordenen Lieder: Tout au beau milieu des Ardennes und Commère, il faut chauffer le lit! gemacht hatte. Doch das waren Gründe, die sich Philosophen angeben ließen, und nicht den Schlächtern der Abtei; Cazotte war auch zum Voraus verurtheilt.

Als er den schönen Greis mit den weißen Haaren, mit den Flammenaugen, mit dem inspirirten Kopfe erblickte, trennte sich Gilbert von der Mauer und machte eine Bewegung, um ihm entgegenzugehen. Cazotte kam gestützt auf seine Tochter herbei; doch in den Thorweg eintretend, begriff diese, daß sie vor den Richtern war.

Da verließ sie ihren Vater und flehte, die Hände gefaltet, das Blutgericht mit so sanften Worten an, daß die Beisitzer von Maillard zu zögern anfingen; die Arme sah, daß unter diesen rauhen Hüllen Herzen waren, daß man aber, um sie zu finden, bis in Abgründe hinabsteigen müßte; sie warf sich blindlings, mit dem Mitleiden als Führer, darein. Diese Menschen, welche nicht wußten, was Thränen waren, diese Menschen weinten. Maillard wischte mit der verkehrten Hand das trockene Auge ab, das seit zwanzig Stunden, ohne sich ein einziges Mal zu senken, der Metzelei zugeschaut hatte.

Er streckte den Arm aus, legte die Hand auf den Kopf von Cazotte und sprach:

„Man lasse ihn los!“

Das Mädchen wußte nicht, was es denken sollte.

„Haben Sie keine Angst,“ sagte Gilbert, „Ihr Vater ist gerettet.“

Zwei von den Richtern standen auf und begleiteten Cazotte bis auf die Straße, aus Furcht, ein unseliger

Irrthum könnte dem Tode das Opfer zurückgeben, das man ihm genommen hatte.

Cazotte war — für diesmal wenigstens — gerettet.

Die Stunden verliefen, man fuhr fort zu schlachten.

Man hatte in den Hof Bänke für die Zuschauer gebracht; die Frauen und die Kinder der Mörder hatten das Recht, dem Schauspiele beizuwohnen. Ueberdies Schauspieler von Gewissen, hatten diese Leute nicht genug damit, daß man sie bezahlte: sie wollten auch beklatscht sein.

Gegen fünf Uhr Abends rief man Herrn von Sombreuil.

Dieser war, wie Cazotte, ein sehr bekannter Royalist, und es war um so weniger möglich, ihn zu retten, als man sich erinnerte, daß er, Gouverneur des Invalidenhauses, am 14. Juli auf das Volk geschossen hatte. Seine Söhne befanden sich im Auslande, bei der feindlichen Armee: der Eine hatte sich bei der Belagerung von Longwy so gut gehalten, daß er vom König von Preußen decorirt wurde.

Herr von Sombreuil erschien auch edel und resignirt, seinen Kopf mit weißen Haaren, welche in Locken bis auf seine Uniform fielen, hoch tragend; er stützte sich auch auf seine Tochter.

Diesmal wagte es Maillard nicht, die Freilassung des Gefangenen zu befehlen; er machte eine Anstrengung gegen sich selbst und sagte:

„Unschuldig oder schuldig, — ich glaube, es wäre unwürdig des Volkes, seine Hände in das Blut dieses Greises zu tauchen.“

Fräulein von Sombreuil hörte dieses edle Wort, das sein Gewicht in der göttlichen Wage haben wird: sie nahm ihren Vater, zog ihn durch die Lebenspforte und rief:

„Gerettet! gerettet!“

Es war weder um ihn zu verdammen, noch um ihn frei zu erklären ein Urtheil ausgesprochen worden.

Ein paar Mörder streckten ihre Köpfe in den Thorweg und fragten, was sie thun sollten.

Das Gericht blieb stumm.

„Thut, was Ihr wollt," sagte ein einziges Mitglied.

„Nun wohl," riefen die Mörder, „so trinke das Mädchen auf die Gesundheit der Nation!"

Da reichte ein Mann von Blut geröthet, mit aufgestreiften Aermeln, mit wildem Gesichte, Fräulein von Sombreuil ein Glas, die Einen sagen voll Blut, die Andern nur voll Wein.

Fräulein von Sombreuil rief: „Es lebe die Nation!" benetzte ihre Lippen mit dem Tranke, was es nun auch sein mochte, und Herr von Sombreuil war gerettet.

Es vergingen noch zwei Stunden.

Da sprach die Stimme von Maillard so unempfindlich, da sie die Lebenden hervorrief, als es die von Minos die Todten hervorrufend war, die Worte aus:

„Die Bürgerin Andrée von Taverney, Gräfin von Charny."

Bei diesem Namen fühlte Gilbert, wie ihm seine Beine den Dienst versagten, und es ihm schwach um's Herz wurde.

Ein Leben in seinen Augen wichtiger, als sein eigenes Leben, sollte debattirt und abgeurtheilt, verdammt oder gerettet werden.

„Bürger," sprach Maillard zu den Mitgliedern des entsetzlichen Gerichtes, „diejenige, welche nun vor uns erscheinen wird, ist eine arme Frau, die einst der Oesterreicherin ergeben war, deren Ergebenheit aber die Oesterreicherin, undankbar wie eine Königin, mit Undank gelohnt hat; sie hat Alles verloren bei dieser Freundschaft: ihr Vermögen und ihren Gatten. Ihr werdet sie schwarz gekleidet eintreten sehen, und diese Trauer, wem verdankt

sie dieselbe? Den Gefangenen des Tempels! Bürger, ich verlange von Euch das Leben dieser Frau!"

Die Mitglieder des Gerichtes machten ein Zeichen der Beistimmung.

Ein Einziger sagte:

„Wir wollen sehen."

„Nun, so schaut," erwiederte Maillard.

Die Thüre öffnete sich in der That, und man erblickte in den Tiefen des Flurgangs eine Frau ganz schwarz gekleidet, die Stirne mit einem Schleier bedeckt; sie kam allein, ohne Stütze und mit festem Schritte herbei.

Man hätte glauben sollen, es sei eine Erscheinung aus jener düsteren Welt, aus der, wie Hamlet sagt, noch kein Reisender zurückgekommen ist.

Bei diesem Anblicke waren es die Richter, welche schauerten.

Sie trat bis an den Tisch und hob ihren Schleier auf.

Nie erschien eine unbestreitbarere, aber bleichere Schönheit vor den Blicken der Menschen: das war eine Gottheit von Marmor!

Alle Blicke hefteten sich auf sie; Gilbert blieb keuchend.

Sie wandte sich an Maillard und sagte mit einer zugleich milden und festen Stimme:

„Bürger, Sie sind der Präsident?"

„Ja, Bürgerin," antwortete Maillard erstaunt, er, der Verhörer, daß man nun ihn befragte.

„Ich bin die Gräfin von Charny, Frau des Grafen von Charny, getödtet am schändlichen Tage des 10. August; eine Aristokratin, eine Freundin der Königin; ich habe den Tod verdient und komme, um ihn zu holen."

Die Richter gaben einen Schrei der Verwunderung von sich.

Gilbert erbleichte und zog sich so tief, als es nur mer möglich, in den Winkel des Thorweges zurück, dem Blicke von Andrée zu entgehen.

„Bürger," sprach Maillard, der den Schrecken von Gilbert sah, „diese Frau ist verrückt: sie hat durch den Tod ihres Gatten den Verstand verloren; beklagen wir sie und wachen wir über ihr Leben. Die Gerechtigkeit des Volkes bestraft nicht Wahnsinnige."

Und er stand auf und wollte ihr die Hand auf den Kopf legen, wie er es bei denjenigen that, welche er für unschuldig erklärte.

Andrée schob aber seine Hand zurück und erwiederte:

„Ich habe meine volle Vernunft; und wenn Ihr Jemand zu begnadigen habt, so schenkt Eure Gnade Einem, der darum bittet und der sie verdient, und nicht mir, die ich sie nicht verdiene und nicht darum bitte."

Maillard wandte sich gegen Gilbert um und sah ihn mit gefalteten Händen dastehen.

„Diese Frau ist wahnsinnig," wiederholte er; „man lasse sie los!"

Und er winkte einem Mitgliede des Tribunals, daß er sie durch die Lebenspforte hinausschiebe.

„Eine Unschuldige!" rief der Mann; „laßt sie passiren!"

Man trat vor Andrée auf die Seite; die Säbel, die Pieken, die Pistolen senkten sich vor dieser Bildsäule der Trauer.

Doch nachdem sie zehn Schritte gemacht, und während Gilbert, ans Fenster geneigt, ihr durch das Gitter nachschaute, blieb sie stehen und rief:

„Es lebe der König! es lebe die Königin: Schande über den 10. August!"

Gilbert stieß einen Schrei aus und stürzte in den Hof.

Er hatte die Klinge eines Säbels glänzen sehen: doch rasch wie ein Blitz war die Klinge in der Brust von Andrée verschwunden!

Er kam zeitig genug, um die unglückliche Frau in seinen Armen zu empfangen.

Andrée wandte ihren erloschenen Blick gegen ihn um und erkannte ihn.

„Ich sagte Ihnen wohl, ich werde gegen Ihren Willen sterben," murmelte sie.

Dann sprach sie mit kaum verständlicher Stimme:

„Lieben Sie Sebastian für uns Beide!"

Und noch schwächer:

„Bei ihm, nicht wahr? bei meinem Olivier, bei meinem Gatten . . . für die Ewigkeit."

Und sie verschied.

Gilbert nahm sie in seine Arme und hob sie von der Erde auf.

Fünfzig nackte, von Blut geröthete Arme bedrohten ihn zugleich.

Maillard erschien aber hinter ihm, streckte die Hand über seinem Kopfe aus und sprach:

„Laßt den Bürger Gilbert, der den Leichnam einer aus Unachtsamkeit getödteten armen Wahnsinnigen fortbringt, frei passiren!"

Jeder trat auf die Seite, und Gilbert ging, den Leichnam von Andrée wegtragend, mitten durch die Schlächter, ohne daß es einem Einzigen einfiel, ihm den Weg zu versperren, so sehr war das Wort von Maillard höchstes Gebot für die Menge.

---

## CLIV.

## Was im Tempel während der Metzelei vorging.

Die Commune, während sie die Metzelei organisirte, von der wir eine Probe zu geben versucht haben, die Commune, während sie die Nationalversammlung und die Presse durch den Schrecken unterjochen wollte, hatte sehr bange, es könnte den Gefangenen des Tempels Unglück widerfahren.

Und in der That, in der Lage, in der man sich befand, — Longwy genommen, Verdun eingeschlossen, der Feind fünfzig Meilen von Paris, — waren der König und die königliche Familie kostbare Geißeln, die das Leben der am meisten Compromittirten sicherten.

Es wurden also Commissäre nach dem Tempel geschickt.

Fünfhundert bewaffnete Leute wären unzulänglich gewesen, um dieses Gefängniß zu bewachen, das sie vielleicht selbst dem Volke geöffnet hätten; ein Commissär fand ein Mittel, das sicherer als alle Pieken und alle Bajonnete von Paris: es bestand darin, daß man den Tempel mit einem dreifarbigen Bande mit der Inschrift umzog:

„Bürger, die Ihr mit einer Rache die Liebe zur Ordnung zu verbinden wißt, achtet diese Schranke! sie ist nothwendig für unsere Beaufsichtigung und unsere Verantwortlichkeit!“

Seltsame Epoche, wo man die eichenen Thüren erbrach, wo man die eisernen Gitter sprengte und vor einem Bande niederkniete!

Das Volk kniete vor dem dreifarbigen Bande des Tempels nieder und küßte es; Niemand überschritt dasselbe.

Der König und die Königin wußten am 2. September nicht, was in Paris vorging; es herrschte wohl um den Tempel eine Gährung, welche größer als sonst; doch man fing an sich an diese Fieberverdoppelungen zu gewöhnen.

Der König speiste in der Regel um zwei Uhr zu Mittag: um zwei Uhr speiste er wie gewöhnlich, dann, nach dem Essen, ging er, auch wie gewöhnlich, mit der Königin, mit Madame Elisabeth, Madame Royale und dem kleinen Dauphin in den Garten hinab.

Während der Promenade verdoppelte sich das Geschrei.

Einer von den Municipalbeamten, die dem König folgten, neigte sich sodann ans Ohr von einem seiner Collegen und sagte zu ihm, jedoch nicht so leise, daß es Cléry nicht hören konnte:

„Wir haben schlimm gethan, daß wir einwilligten, sie heute Nachmittag spazieren zu führen."

Es war ungefähr drei Uhr und folglich gerade der Augenblick, wo man die von der Commune nach der Abtei versetzten Gefangenen zu ermorden anfing.

Der König hatte als Kammerdiener nur noch Cléry und Herrn Hue bei sich.

Der arme Thierry, den wir am 10. August sein Zimmer haben der Königin leihen sehen, damit sie sich hier mit Herrn Röderer besprechen könnte, war in der Abtei und sollte hier am 3. getödtet werden.

Wie es scheint, war es auch die Ansicht des zweiten Municipalbeamten, daß man Unrecht gehabt, die königliche Familie herausgehen zu lassen; denn Beide ertheilten ihr den Befehl, sogleich wieder hineinzugehen.

Man gehorchte.

Doch kaum war man im Zimmer der Königin vereilt, da traten zwei andere Municipale ein,

welche nicht den Dienst im Thurme hatten, und einer von ihnen, ein Excapuziner Namens Mathieu, schritt auf den König zu und sagte zu ihm:

„Mein Herr, Sie wissen nicht, was vorgeht? Das Vaterland ist in der größten Gefahr."

„Wie soll ich hier etwas wissen?" versetzte der König; „ich bin im Gefängniß, in engem Gewahrsam gehalten."

„Nun wohl, dann will ich Sie von dem, was Sie nicht wissen, unterrichten: der Feind ist in die Champagne eingerückt, und der König von Preußen marschirt gegen Chalons."

Die Königin konnte eine Bewegung der Freude nicht bewältigen.

Der Municipal gewahrte diese Bewegung, so rasch sie war.

„Ah! ja," sagte er, sich an die Königin wendend, „ja, wir wissen, daß wir, unsere Frauen, unsere Kinder umkommen werden; doch Sie werden uns für Alles haften: Sie werden vor uns sterben, und das Volk wird gerächt sein."

„Es komme, was Gott gefällt," antwortete der König; „ich habe Alles für das Volk gethan, und habe mir nichts vorzuwerfen."

Hienach wandte sich der Municipalbeamte gegen Herrn Hue um, der bei der Thüre stand, und sagte:

„Was Dich betrifft, — die Commune hat mich beauftragt, Dich in Verhaft zu nehmen."

„Wen in Verhaft nehmen?" fragte der König.

„Ihren Kammerdiener."

„Meinen Kammerdiener? Welchen?"

„Diesen," erwiederte der Municipal.

Und er deutete auf Herrn Hue.

„Herrn Hue!" sagte der König. „Welches Vergehens beschuldigt man ihn?"

„Das geht mich nichts an; doch er wird heute

Das Volk kniete vor dem dreifarbigen Bande des Tempels nieder und küßte es; Niemand überschritt dasselbe.

Der König und die Königin wußten am 2. September nicht, was in Paris vorging; es herrschte wohl um den Tempel eine Gährung, welche größer als sonst; doch man fing an sich an diese Fieberverdoppelungen zu gewöhnen.

Der König speiste in der Regel um zwei Uhr zu Mittag: um zwei Uhr speiste er wie gewöhnlich, dann, nach dem Essen, ging er, auch wie gewöhnlich, mit der Königin, mit Madame Elisabeth, Madame Royale und dem kleinen Dauphin in den Garten hinab.

Während der Promenade verdoppelte sich das Geschrei.

Einer von den Municipalbeamten, die dem König folgten, neigte sich sodann aus Ohr von einem seiner Collegen und sagte zu ihm, jedoch nicht so leise, daß es Cléry nicht hören konnte:

„Wir haben schlimm gethan, daß wir einwilligten, sie heute Nachmittag spazieren zu führen.“

Es war ungefähr drei Uhr und folglich gerade der Augenblick, wo man die von der Commune nach der Abtei versetzten Gefangenen zu ermorden anfing.

Der König hatte als Kammerdiener nur noch Cléry und Herrn Hue bei sich.

Der arme Thierry, den wir am 10. August sein Zimmer haben der Königin leihen sehen, damit sie sich hier mit Herrn Röderer besprechen könnte, war in der Abtei und sollte hier am 3. getödtet werden.

Wie es scheint, war es auch die Ansicht des zweiten Municipalbeamten, daß man Unrecht gehabt, die königliche Familie herausgehen zu lassen; denn Beide ertheilten ihr den Befehl, sogleich wieder hineinzugehen.

Man gehorchte.

Doch kaum war man im Zimmer der Königin versammelt, da traten zwei andere Municipale ein,

welche nicht den Dienst im Thurme hatten, und einer von ihnen, ein Excapuziner Namens Mathieu, schritt auf den König zu und sagte zu ihm:

„Mein Herr, Sie wissen nicht, was vorgeht? Das Vaterland ist in der größten Gefahr."

„Wie soll ich hier etwas wissen?" versetzte der König; „ich bin im Gefängniß, in engem Gewahrsam gehalten."

„Nun wohl, dann will ich Sie von dem, was Sie nicht wissen, unterrichten: der Feind ist in die Champagne eingerückt, und der König von Preußen marschirt gegen Chalons."

Die Königin konnte eine Bewegung der Freude nicht bewältigen.

Der Municipal gewahrte diese Bewegung, so rasch sie war.

„Ah! ja," sagte er, sich an die Königin wendend, „ja, wir wissen, daß wir, unsere Frauen, unsere Kinder umkommen werden; doch Sie werden uns für Alles haften: Sie werden vor uns sterben, und das Volk wird gerächt sein."

„Es komme, was Gott gefällt," antwortete der König; „ich habe Alles für das Volk gethan, und habe mir nichts vorzuwerfen."

Hienach wandte sich der Municipalbeamte gegen Herrn Hue um, der bei der Thüre stand, und sagte:

„Was Dich betrifft, — die Commune hat mich beauftragt, Dich in Verhaft zu nehmen."

„Wen in Verhaft nehmen?" fragte der König.

„Ihren Kammerdiener."

„Meinen Kammerdiener? Welchen?"

„Diesen," erwiederte der Municipal.

Und er deutete auf Herrn Hue.

„Herrn Hue!" sagte der König. „Welches Vergehens beschuldigt man ihn?"

„Das geht mich nichts an; doch er wird heute

Abend abgeführt werden, und man wird seine Papiere versiegeln."

Sodann, während er abging, sagte der Excapuziner zu Cléry:

„Geben Sie Acht auf die Art, wie Sie sich benehmen; denn es wird Ihnen dasselbe geschehen, wenn Sie nicht einen geraden Weg gehen!"

Am andern Tage, am 3., um elf Uhr Morgens, war der König mit seiner Familie im Zimmer der Königin versammelt; ein Municipalbeamter gab Cléry den Befehl, in das des Königs hinaufzugehen.

Manuel und einige Mitglieder der Commune befanden sich hier.

Alle diese Gesichter drückten sichtbar eine große Besorgniß aus. Manuel war, wie gesagt, kein Blutmensch, und es gab eine gemäßigte Partei selbst in der Commune.

„Was denkt der König von der Abführung seines Kammerdieners?" fragte Manuel *).

„Seine Majestät ist sehr in Unruhe hierüber," antwortete Cléry.

„Es wird ihm nichts geschehen," sprach Manuel; „ich bin jedoch beauftragt, dem König zu sagen, er werde nicht wiederkommen, der Rath werde ihn ersetzen. Sie können den König hievon benachrichten."

„Ich habe keine Mission, dies zu thun, mein Herr," erwiederte Cléry; „haben Sie also die Güte, mich der Unannehmlichkeit zu entbinden, meinem Herrn eine Nachricht mitzutheilen, die ihm schmerzlich sein wird."

Manuel überlegte einen Augenblick und sagte dann:

„Es sei; ich gehe zum König hinab."

Er ging wirklich hinab und fand den König.

Der König empfing mit einer ruhigen Miene die

---

*) Cléry war Kammerdiener des Dauphin.

Kunde, die ihm der Procurator der Commune eröffnete; dann sagte er mit demselben unempfindlichen Gesichte, das er am 20. Juni und am 10. August gehabt hatte, und das er bis vor dem Schaffot haben sollte:

„Es ist gut, mein Herr; ich danke Ihnen. Ich werde den Kammerdiener meines Sohnes benützen, und widersetzt sich diesem der Rath, so werde ich mich selbst bedienen."

Und mit einer leichten Kopfbewegung fügte er bei:

„Ich bin hiezu entschlossen."

„Haben Sie irgend eine Reclamation zu machen?" fragte Manuel.

„Es fehlt uns an Wäsche," erwiederte der König, „und das ist eine große Entbehrung für uns. Glauben Sie, Sie können es bei der Commune dahin bringen, daß man uns nach unseren Bedürfnissen liefert?"

„Ich werde dem Rathe hierüber berichten," antwortete Manuel.

Sodann, da er sah, daß sich der König über nichts von außen bei ihm erkundigte, zog Manuel sich zurück.

Um ein Uhr äußerte der König den Wunsch, spazieren zu gehen.

Während der Promenaden gewahrte man immer ein gewisses Zeichen von Sympathie von einem Fenster, von einer Mansarde aus, hinter einem Jalousieladen hervor gemacht, und das war ein Trost.

Die Municipalbeamten weigerten sich, die königliche Familie hinabgehen zu lassen.

Um zwei Uhr setzte man sich zu Tische.

Gegen die Mitte des Mahles hörte man den Lärmen von Trommeln und eine Verdoppelung des Geschreis; dieses Geschrei näherte sich dem Tempel.

Die königliche Familie stand von Tische auf und versammelte sich im Zimmer der Königin.

Der Lärm kam immer näher.

Was verursachte diesen Lärmen?

Man metzelte in der Force wie in der Abtei; nur geschah es nicht unter dem Präsidium von Maillard, sondern unter dem von Hébert; die Schlächterei war auch viel gräßlicher.

Und die Gefangenen waren doch viel leichter zu retten; es befanden sich hier weniger politische Gefangene als in der Abtei; die Mörder waren weniger zahlreich, die Zuschauer weniger erbittert; doch statt daß es, wie in der Abtei, Maillard war, der die Metzelei beherrschte, war es die Metzelei, von der Hébert beherrscht wurde.

Man rettete zweiundvierzig Personen in der Abtei, man rettete nicht sechs in der Force.

Unter den Gefangenen der Force war die arme kleine Prinzessin von Lamballe. Wir haben sie in den drei letzten Büchern, die wir geschrieben, im Halsbande der Königin, im Ange Pitou und in der Gräfin von Charny, wie den ergebenen Schatten der Königin vorüberziehen sehen.

Man war ungeheuer gegen sie aufgebracht; man nannte sie die Räthin der Oesterreicherin: Sie war ihre Vertraute, ihre innige Freundin, etwas mehr vielleicht, — man sagte es wenigstens, — aber durchaus nicht ihre Rathgeberin. Die zierliche Prinzessin von Savoyen*), mit ihrem feinen, jedoch zusammengepreßten Munde, mit ihrem beständigen Lächeln, war fähig, zu lieben, sie bewies es; aber zu rathen, und zwar einem männlichen, halsstarrigen, herrschsüchtigen Weibe, wie es die Königin war, zu rathen, nie!

Die Königin hatte sie geliebt, wie sie Frau von Guémené, Frau von Marsan, Frau von Polignac ge-

---

*) Die Prinzessin von Lamballe, vermählt mit Stanislaus von Bourbon-Penthièvre, Fürsten von Lamballe, nach dessen Tode Obristhofmeisterin der Königin, war eine geborene Prinzessin von Savoyen-Carignan.

liebt hatte; aber, leichtsinnig, ungleich, unbeständig in allen ihren Gefühlen, hatte sie dieselbe vielleicht eben soviel als Freundin leiden lassen, wie sie Charny als Geliebten hatte leiden lassen; nur war der Geliebte, wie wir gesehen, müde geworden: die Freundin war, im Gegentheile, treu geblieben.

Beide starben für die, welche sie geliebt hatten.

Man erinnert sich jenes Abends im Pavillon de Flore, wohin wir den Leser geführt. Frau von Lamballe empfing in ihren Gemächern, und die Königin sah bei Frau von Lamballe diejenigen, welche sie nicht bei sich empfangen konnte: Suleau und Barnave in den Tuilerien, Mirabeau in Saint-Cloud.

Einige Zeit nachher hatte sich Frau von Lamballe nach England zurückgezogen; sie konnte dort bleiben und ein langes Leben behalten: die sanfte, gute Creatur, da sie die Tuilerien bedroht wußte, kam zurück und verlangte ihren Platz bei der Königin.

Am 10. August war sie von ihrer Freundin getrennt worden; Anfangs mit der Königin in den Tempel geführt, hatte man sie fast unmittelbar darauf in die Force versetzt.

Hier hatte sie sich unter der Last ihrer Ergebenheit erdrückt gefühlt; sie hatte bei der Königin, mit der Königin sterben wollen; unter den Augen von dieser hätte ihr der Tod süß geschienen: fern von ihr, besaß sie nicht mehr den Muth, zu sterben. Sie war keine Frau vom Schlage von Andrée. — Sie wurde krank vor Angst.

Sie wußte nichts von all dem Hasse, der sich gegen sie erhoben. In eine der höchsten Stuben des Gefängnisses mit Frau von Navarra eingesperrt, hatte sie in der Nacht vom 2. auf den 3. Frau von Tourzel abgehen sehen; das war, als ob man ihr gesagt hätte: „Du bleibst, um zu sterben."

In ihrem Bette liegend, sich unter ihre Tücher steckend bei jeder Lärmströmung, die zu ihr aufstieg, wie

es ein Kind macht, das Angst hat, wurde sie jede Minute ohnmächtig, und wenn sie wieder zu sich kam, sagte sie:

„Oh! mein Gott! ich hoffte, todt zu sein!"

Und sie fügte bei:

„Wenn man sterben könnte, wie man ohnmächtig wird! Das ist weder sehr schmerzlich, noch sehr schwer!"

Der Mord war indessen überall; im Hofe, vor der Thüre, in den unteren Stuben; der Blutgeruch gelangte zu ihr wie ein Leichendunst.

Um acht Uhr Morgens öffnete sich die Thüre ihres Zimmers.

Ihr Schrecken war diesmal so groß, daß sie nicht in Ohnmacht fiel, sich nicht unter ihren Betttüchern verbarg.

Sie wandte den Kopf um und sah zwei Nationalgarden.

„Vorwärts! stehen Sie auf!" sagte ungeschlacht der Eine von ihnen zur Prinzessin; „Sie müssen nach der Abtei gehen."

„Oh! meine Herren," erwiederte sie, „es ist mir unmöglich, das Bett zu verlassen; ich bin so schwach, daß ich nicht gehen könnte."

Dann fügte sie mit einer kaum verständlichen Stimme bei:

„Ist es, um mich zu tödten, so werden Sie mich ebenso gut hier tödten, als anderswo."

Einer von den Männern neigte sich an ihr Ohr, während der Andere an der Thüre spähte.

„Gehorchen Sie, Madame," sagte er; „wir wollen Sie retten."

„Dann ziehen Sie sich zurück, damit ich mich ankleiden kann."

Die zwei Männer zogen sich zurück, und Frau von Navarre half ihr sich ankleiden oder kleidete sie vielmehr an.

Nach zehn Minuten kamen die zwei Männer wieder herein.

Die Prinzessin war bereit; nur konnte sie, wie sie gesagt hatte, nicht gehen; die arme Frau zitterte am ganzen Leibe. Sie nahm den Arm des Nationalgarde, der mit ihr gesprochen, und gestützt auf diesen Arm stieg sie die Treppe hinab; als sie in den Thorweg kam, befand sie sich plötzlich vor dem Blutgerichte, bei welchem Hébert präsidirte.

Bei dem Anblicke dieser Menschen mit zurückgestreiften Aermeln, die sich als Richter constituirt hatten; bei dem Anblicke dieser Menschen mit den blutigen Händen, die sich zu Henkern gemacht hatten, fiel sie in Ohnmacht.

Dreimal befragt, wurde sie dreimal ohnmächtig, ohne antworten zu können.

„Man will Sie ja retten!“ wiederholte leise der Mann, der ihr schon zugeflästert hatte.

Dieses Versprechen verlieh der unglücklichen Frau wieder ein wenig Stärke.

„Was wollen Sie von mir, meine Herren?“ murmelte sie.

„Wer sind Sie?“ fragte Hébert.

„Marie Louise von Savoyen-Carignan, Prinzessin von Lamballe.“

„Ihr Stand?“

„Oberstthofmeisterin vom Hause der Königin.“

„Haben Sie Kenntniß von den Complotten des Hofes am 10. August?“

„Ich weiß nicht, ob Complotte am 10. August stattgefunden haben; haben aber stattgefunden, so war ich denselben völlig fremd.“

„Beschwören Sie die Freiheit, die Gleichheit, den Haß gegen den König, die Königin und das Königthum.“

„Ich werde leicht die zwei Ersten beschwören; doch das Uebrige kann ich nicht beschwören, da es nicht in meinem Herzen ist.

„Schwören Sie doch!“ sagte leise zu ihr der Nationalgarde, „oder Sie sind des Todes!“

Die Prinzessin streckte beide Hände aus und machte instinctartig einen Schritt vorwärts.

„Aber schwören Sie doch!“ wiederholte ihr Protector.

Da, als hätte sie in ihrer Todesangst befürchtet, sie dürfte einen schändlichen Schwur aussprechen, legte sie ihre Hand auf ihren Mund, um die Worte zu unterdrücken, die ihr wider ihren Willen hätten entschlüpfen können.

Einige Seufzer drangen durch die Finger.

„Sie hat geschworen!“ rief der Nationalgarde, der sie begleitete.

Dann fügte er leise sich an die Prinzessin wendend bei:

„Gehen Sie rasch durch das Thor hinaus, das vor Ihnen ist; wenn Sie hinauskommen, rufen Sie: „„Es lebe die Nation!““ und Sie sind gerettet.“

Als sie hinaustrat, fand sie sich in den Armen eines Schlächters, der sie erwartete; dieser Schlächter war der große Nicolas, derselbe, der den zwei Gardes du corps in Versailles die Köpfe abgeschnitten hatte.

Diesmal hatte er die Prinzessin zu retten versprochen.

Er zog sie gegen etwas Ungestaltes, Schauerndes, mit Blut Bedecktes fort und sagte zu ihr:

„Rufen Sie: „„Es lebe die Nation!““ so rufen Sie doch: „„Es lebe die Nation!““

Ohne Zweifel war sie im Begriffe, zu rufen; unglücklicher Weise öffnete sie die Augen: sie sah sich vor einem Berge von Leichen, auf welchen ein Mann mit beschlagenen Schuhen herumstampfte, daß er das Blut unter seinen Füßen hervorspritzen machte, wie der Winzer den Saft aus der Traube spritzen macht.

Sie sah dieses gräßliche Schauspiel, wandte den Kopf ab und schrie nur:

„Pfui! das ist abscheulich!“

Man erstickte auch noch diesen Schrei.

Es waren, wie man sagte, von ihrem Schwager, Herrn von Penthièvre, hunderttausend Franken gegeben worden, um sie zu retten.

Man schob sie in die enge Passage, welche von der Rue Saint-Antoine nach dem Gefängniß führte, als ein Elender, ein Perrückenmacher Namens Charlot, der als Trommler bei den Freiwilligen eingetreten war, durch die Reihe drang, die sich um sie gebildet hatte, und ihr mit einer Pieke ihre Haube vom Kopfe stieß.

Wollte er ihr nur die Haube vom Kopfe stoßen? wollte er sie ins Gesicht treffen?

Das Blut floß! Blut ruft Blut: ein Mann schleuderte ein Scheit nach der Prinzessin: das Scheit traf sie hinten am Kopfe; sie stolperte und fiel auf ein Knie.

Es war keine Möglichkeit mehr, sie zu retten; von allen Seiten erreichten sie gezückte Säbel und ausgestreckte Pieken.

Sie stieß nicht einmal mehr einen Schrei aus; sie war in Wirklichkeit todt seit den letzten Worten, die sie gesprochen.

Kaum war sie verschieden, — vielleicht lebte sie noch, — als man sich auf sie stürzte; in einem Augenblicke waren ihre Kleider bis auf das Hemd zerrissen; — und zuckend von den letzten Schauern des Todeskampfes fand sie sich nackt.

Ein obscönes Gefühl hatte bei dieser Entkleidung vorgeherrscht; man wollte diesen schönen Leib sehen, dem die Frauen von Lesbos einen Cultus geweiht hätten.

Nackt, wie sie Gott erschaffen hatte, stellte man sie sodann vor Aller Augen auf einem Weichsteine zur Schau; vier Männer pflanzten sich vor diesem Weichsteine auf, wuschen und trockneten das Blut ab, das aus sieben Wunden floß; ein Fünfter zeigte die Prinzessin mit einem Stabe und detaillirte die Schönheiten, welche, der Sage

nach, sie einst so sehr in Gunst gebracht und heute sicherlich ihren Tod verursacht hatten.

Sie blieb so von acht Uhr bis Mittag ausgestellt.

Endlich wurde man müde dieses Cursus der Scandalgeschichte an einem Leichname gemacht: es kam ein Mann und schnitt ihr den Kopf ab.

Ach! dieser wie der eines Schwans lange, biegsame Hals bot wenig Widerstand.

Der Elende, der dieses Verbrechen beging, das vielleicht noch abscheulicher an einem Leichname, als an einem lebendigen Wesen, hieß Grison. Die Geschichte ist die Unerbittlichste der Gottheiten: sie reißt eine Feder aus ihrem Flügel, taucht sie in Blut, schreibt einen Namen auf, und dieser Name ist dem Fluche der Nachwelt überliefert.

Dieser Mensch wurde später als Anführer einer Räuberbande guillotinirt.

Ein Zweiter, Namens Rodi, schnitt der Prinzessin die Brust auf und riß ihr das Herz aus.

Ein Dritter, Namens Mamin, griff einen andern Theil des Körpers an.

Wegen ihrer Liebe für die Königin verstümmelte man so die arme Frau. Die Königin mußte sehr gehaßt sein!

Man pflanzte auf Pieken die von diesem Leibe getrennten drei Stücke, und man zog nach dem Tempel.

Eine ungeheure Menge folgte den drei Mördern; doch abgesehen von einigen Kindern und einigen betrunkenen Männern, welche zugleich den Wein und die Schmähungen ausspieen, beobachtete der ganze Zug eine Stille des Entsetzens.

Eine Perrückenmacherbude fand sich am Wege; man trat hier ein.

Der Mann, der den Kopf trug, legte ihn auf einen Tisch und sagte:

„Frisirt mir diesen Kopf; er soll seine Gebieterin im Tempel sehen.“

Der Perrückenmacher frisirte die herrlichen Haare der Prinzessin; dann setzte man sich wieder in Marsch nach dem Tempel, — diesmal mit gewaltigem Geschrei.

Das war das Geschrei, das die königliche Familie gehört hatte.

Die Mörder kamen an; denn sie hatten den scheußlichen Gedanken gehabt, der Königin diesen Kopf, dieses Herz und diesen andern Theil vom Leibe der Prinzessin zu zeigen.

Sie erschienen vor dem Tempel.

Das dreifarbige Band versperrte ihnen den Weg.

Diese Menschen, diese Schlächter, diese Mörder wagten es nicht, über das Band zu steigen.

Sie verlangten, daß eine Deputation von sechs Mördern, — von denen drei die von uns genannten Fetzen trugen, — in den Tempel eintreten und die Runde um den Thurm machen dürfen, um diese blutigen Reliquien der Königin zu zeigen.

Das Verlangen war so billig, daß es ohne Erörterung bewilligt wurde.

Der König saß und gab sich den Anschein, als spielte er mit der Königin Tricktrack. Indem sie so unter dem Vorwande des Spieles nahe zusammenrückten, konnten die Gefangenen wenigstens ein paar Worte vor den Municipalbeamten geheim halten.

Plötzlich sah der König Einen von diesen die Thüre schließen, sodann nach dem Fenster laufen und die Vorhänge rasch zuziehen.

Das war ein gewisser Danjon, ein ehemaliger Seminarist, eine Art Riese, den man wegen seiner hohen Gestalt den Abbé Sechsfuß nannte.

„Was gibt es denn?“ fragte der König.

Dieser Mann bedeutete, den Umstand benützend, daß

ihm die Königin den Rücken zuwandte, dem König durch ein Zeichen mit der Hand, er möge nicht fragen.

Das Geschrei, die Schmähungen, die Drohungen gelangten bis ins Zimmer, obgleich die Thüre und die Fenster geschlossen waren; der König begriff, daß etwas Schreckliches vorging; er legte seine Hand auf die Schulter der Königin, um sie an ihrem Platze zu halten.

In diesem Augenblicke klopfte man an die Thüre und Danjou sah sich, sehr wider seinen Willen, genöthigt zu öffnen.

Es waren Officiere von der Wache und Municipale.

„Meine Herren,“ fragte der König, „ist meine Familie in Sicherheit?“

„Ja,“ antwortete ein Mann, der die Uniform der Nationalgarde und die doppelte Epaulette trug; „doch man hat das Gerücht in Umlauf gebracht, es sei Niemand mehr im Thurme, und Sie haben sich Alle geflüchtet. Stellen Sie sich ans Fenster, um das Volk zu beruhigen.“

Der König, da er nicht wußte, was vorging, hielt es nicht für unzweckmäßig, zu gehorchen.

Er machte eine Bewegung, um nach dem Fenster zu gehen; Danjou hielt ihn aber zurück.

„Thun Sie das nicht, mein Herr!“ sagte er.

Dann wandte er sich zu den Officieren der Nationalgarde um und fügte bei:

„Das Volk soll mehr Vertrauen zu seinen Behörden zeigen.“

„Nun wohl,“ sprach der Mann mit den Epauletten, „man will, daß Ihr ans Fenster tretet, um den Kopf und das Herz der Prinzessin von Lamballe zu sehen, was man Euch bringt, um Euch zu zeigen, wie das Volk seine Tyrannen behandelt. Ich rathe Euch also, zu erscheinen, wenn Ihr nicht wollt, daß man Alles dies hierher bringt.“

Die Königin stieß einen Schrei aus und fiel ohnmächtig in die Arme von Madame Elisabeth und Madame Royale.

„Ah! mein Herr," sagte der König, „Sie hätten es können unterlassen, der Königin dieses gräßliche Unglück mitzutheilen."

Und auf die Gruppe der drei Frauen deutend:

„Sehen Sie, was Sie gemacht haben."

Der Mann zuckte die Achseln und ging die Carmagnole singend ab.

Um sechs Uhr erschien der Secretär von Pétion, um dem König zweitausend fünfhundert Franken zu bringen.

Da er die Königin stehend und unbeweglich sah, glaubte er, sie halte sich aus Respect so, und er hatte die Güte, sie zum Sitzen einzuladen.

„Meine Mutter hielt sich so," sagt Madame Royale in ihren Denkwürdigkeiten, „weil sie seit dieser gräßlichen Scene stehend und unbeweglich geblieben war, ohne mehr etwas von dem, was um sie her vorging, zu sehen."

Der Schrecken hatte sie in eine Bildsäule verwandelt.

---

## CLXV.

### Valmy.

Wenden wir nun, für eine kurze Zeit, die Augen von dieser entsetzlichen Metzelscene ab und folgen wir, in den Engpässen der Argonne, einer der Personen unserer Geschichte, auf der in diesem Momente die äußersten Geschicke Frankreichs beruhen.

Man begriff, daß von Dumouriez die Rede [illegible]

Dumouriez war, wie wir gesehen, das Ministerium verlassen, zu seiner Stelle als General [illegible] zurückgekehrt, und bei der Kunde vom [illegible] hatte er den [illegible] Obercommandanten der [illegible] erhalten.

Es war eine Art von Ehrenerklärung von Seiten der [illegible], welche die Gewalt in Händen hatten, [illegible] Ernennung von Dumouriez.

Dumouriez war in der That von den [illegible] von den [illegible] verdächtig, aber [illegible] am 2. September gewesen, würde er [illegible] der einzige Mann [illegible] der [illegible].

Die Girondisten, die ihn ernannten, haßten Dumouriez; [illegible] er hatte sie [illegible] und [illegible] nach später [illegible] bei der [illegible] auf und [illegible] ihn zum Obergeneral.

Die Jakobiner haßten und verachteten Dumouriez; sie [illegible], das erste Zeichen dieses [illegible] bei der Armee, und er würde siegen, [illegible] sich tödten lassen.

Robespierre, der es nicht wagte, ihn zu [illegible]tigen, wegen seines schlechten Rufes, ließ ihn durch Couthon unterstützen.

Was Danton betrifft, er haßte weder, noch verachtete er Dumouriez: das war eines von den robusten Temperamenten, welche die Dinge von oben beurtheilen und sich wenig um die Reputationen bekümmern, stets bereit, wie sie sind, selbst die Laster zu benützen, können sie von den Lastern die Resultate erlangen, die sie davon erwarten. Danton, während er wohl wußte, welchen Nutzen man aus Dumouriez ziehen konnte, mißtraute nur seiner Beständigkeit; er schickte ihm zwei Männer: der Eine war Fabre d'Eglantine, das heißt sein Geist; der Andere Westermann, das heißt seine Arme.

Man legte alle Kräfte Frankreichs in die Hände

von demjenigen, welchen man einen Intriganten nannte. Der alte Luckner, ein deutscher Haudegen, der seine Unfähigkeit am Anfange des Feldzugs bewiesen hatte, wurde nach Chalons geschickt, um die Rekruten auszuheben. Dillon, ein braver Soldat, ein ausgezeichneter General, mehr als Dumouriez in der militärischen Hierarchie auferzogen, erhielt den Befehl, ihm zu gehorchen. Kellermann wurde auch unter den Befehl dieses Mannes gestellt, dem plötzlich Frankreich in Thränen zerfließend sein Schwert mit den Worten übergab: „Ich kenne nur Dich, der mich vertheidigen kann; vertheidige mich."

Kellermann brummte, fluchte, weinte, gehorchte aber; nur gehorchte er schlecht, und es bedurfte des Kanonendonners, um aus ihm das zu machen, was er wirklich war: ein ergebener Sohn des Vaterlandes.

Warum machten nun die verbündeten Fürsten, deren Marsch durch Etapen bis Paris bezeichnet war, plötzlich Halt nach der Einnahme von Longwy, nach der Uebergabe von Verdun?

Ein Gespenst stand zwischen ihnen und Paris: das Gespenst von Beaurepaire.

Beaurepaire, ehemaliger Officier der Carabiniere, hatte das Maine- und Loire-Bataillon formirt und commandirt. In dem Augenblicke, wo man erfuhr, der Feind habe den Fuß auf den Boden Frankreichs gesetzt, durchzogen er und seine Leute Frankreich im Geschwindschritt von Westen nach Osten.

Sie begegneten auf ihrem Wege einem patriotischen Abgeordneten, der ins Land zurückkehrte.

„Was werde ich Euren Familien von Euch sagen?" fragte der Abgeordnete.

„Daß wir todt sind!" antwortete eine Stimme.

Kein nach den Thermopylen marschirender Spartaner gab eine so erhabene Antwort.

Der Feind kam, wie gesagt, vor Verdun. Das

war am 30. August 1792; am 31. wurde die Stadt zu Uebergabe aufgefordert.

Beaurepaire und seine Leute wollten, unterstützt von Marceau, bis zum Tode kämpfen.

Der Vertheidigungsrath, bestehend aus Mitgliedern der Municipalität und den vornehmsten Bürgern der Stadt, die sie sich beigeordnet hatten, befahl ihm, sich zu ergeben.

Beaurepaire lächelte verächtlich und sagte:

„Ich habe geschworen, eher zu sterben, als mich zu ergeben. Ueberlebt Euren Schimpf und Eure Schande, wenn Ihr wollt; ich, ich bleibe meinem Eide getreu. Vernehmt mein letztes Wort: „Ich sterbe!"

Und er erschoß sich.

Dieses Gespenst war so groß und noch erschrecklicher, als der Riese Adamastor.

Sodann sahen die verbündeten Fürsten, welche auf die Aussagen der Emigranten glaubten, Frankreich werde ihnen entgegenfliegen, noch etwas ganz Anderes.

Sie sahen dieses Land Frankreich, so fruchtbar und bevölkert, wie durch den Schlag eines Zauberstabs verwandelt: das Getreide war verschwunden, als hätte es ein Wetterwirbel fortgeführt.

Der bewaffnete Bauer war allein auf seiner Furche stehen geblieben; diejenigen, welche Flinten besaßen, hatten ihre Flinten genommen, diejenigen, welche nur eine Sense besaßen, hatten ihre Sense genommen, diejenigen, welche nur eine Heugabel besaßen, hatten eine Heugabel genommen.

Sodann hatte sich das Wetter für uns erklärt; ein anhaltender Regen benetzte die Menschen, durchnäßte die Erde und durchwühlte die Wege. Allerdings fiel dieser Regen für die Einen, wie für die Andern, für die Franzosen, wie für die Preußen; nur kam Alles den Franzosen zu Hülfe, wie Alles den Preußen feindlich war. Der Bauer, der für den Feind nur die Flinte, die Heu-

gabel oder die Sense hatte, schlimmer als Alles dies: nur grüne Trauben, — der Bauer hatte für seine Landsleute das Glas Wein hinter Reisbündeln verborgen, das Glas Bier in einer unbekannten Ecke des Kellers vergraben, das trockene Stroh auf der Erde ausgebreitet, ein wahres Soldatenbett.

Man hatte indessen Fehler über Fehler gemacht, Dumouriez zuallererst, und in seinen Denkwürdigkeiten erzählt er die einen wie die andern, die seinen wie die seiner Lieutenants.

Er hatte an die Nationalversammlung geschrieben: „Die Engpässe der Argonne sind die Thermopylen Frankreichs; doch seid unbesorgt, glücklicher als Leonidas, werde ich nicht hiebei sterben."

Und er hatte die Engpässe schlecht bewachen lassen, und einer derselben war genommen worden, und er war genöthigt gewesen, sich zurückzuziehen. Zwei von seinen Lieutenants*) waren verirrt, verloren; er war selbst gleichsam verirrt und verloren, mit nur fünfzehntausend Mann, und zwar fünfzehntausend Mann so völlig demoralisirt, daß sie zweimal die Flucht vor fünfzehnhundert preußischen Husaren ergriffen. Doch er allein verzweifelte nicht, er behielt sein Vertrauen, und sogar seine Heiterkeit, und schrieb an die Minister: „Ich stehe für Alles!" Und in der That, obgleich verfolgt, umgangen, abgeschnitten, bewerkstelligte er seine Vereinigung mit den zehntausend Mann von Beurnonville und den fünfzehntausend Mann von Kellermann; er brachte seine verlorenen Generale wieder zusammen, und am 19. September befand er sich im Lager von Sainte-Menehould, nach rechts und nach links

---

*) Man wollte diesem wiederholt hier vorkommenden Worte seine französische Bedeutung lassen: es sollen nämlich hiemit unter seinem Oberbefehle besondere Heertheil commandirende Generale bezeichnet sein.

die zwei Hände über sechsundsiebzigtausend Mann ausstreckend, während die Preußen nur siebzigtausend Mann hatten.

Allerdings murrte oft diese Armee; sie war manchmal zwei bis drei Tage ohne Brod. Dann mischte sich Dumouriez unter seine Soldaten und sagte zu ihnen:

„Meine Freunde, der berühmte Marschall von Sachsen hat ein Buch über den Krieg gemacht, in welchem er behauptet, man müsse es wenigstens einmal in der Woche den Truppen an der Brodlieferung fehlen lassen, damit sie im Nothfalle bei dieser Entbehrung weniger empfindlich seien: wir sind nun hiebei, und Ihr seid noch glücklicher, als diese Preußen, die Ihr vor Euch seht: sie sind zuweilen vier Tage ohne Brod, und sie verzehren ihre todten Pferde. Ihr habt Speck, Reis, Mehl; macht Fladen, und die Freiheit wird sie würzen!"

Dann war noch etwas Schlimmeres: dieser Auswurf von Paris, dieser Abschaum vom 2. September, den man nach der Metzelei den Armeen zugetrieben hatte. Sie waren gekommen, alle diese Elenden, das Ça ira singend, schreiend, sie werden weder Epauletten, noch St. Ludwigs-Kreuze, noch irgend etwas von Alle dem dulden, sie werden Decorationen und Hutfedern abreißen, und Allem den Kopf zurecht setzen.

Sie kamen so ins Lager und waren erstaunt über die Leere, die sich um sie her bildete: Niemand ließ sich herbei, ihre Drohungen oder ihre Zuvorkommenheiten zu erwiedern; nur kündigte der General eine Revue auf den andern Tag an.

Am andern Tage fanden sich die Neuangekommenen, durch ein unerwartetes Manoeuvre zwischen einer zahlreichen und feindlichen Cavallerie, bereit, sie niederzusäbeln, und einer drohenden Artillerie, bereit, sie niederzuschießen, gefaßt.

Da ritt Dumouriez auf diese Menschen zu; sie bildeten sieben Bataillons.

„Ihr Leute," rief er, „denn ich will Euch weder Bürger, noch Soldaten, noch meine Kinder nennen, — Ihr seht vor Euch diese Artillerie, hinter Euch diese Cavallerie; damit sage ich Euch, daß ich Euch zwischen dem Eisen und dem Feuer halte! Ihr habt Euch entehrt durch Verbrechen; ich dulde hier weder Mörder, noch Henker! Bei der kleinsten Meuterei lasse ich Euch in Stücke zerhacken! Bessert Ihr Euch, führt Ihr Euch auf wie dieses Heer, bei welchem zugelassen zu sein Ihr die Ehre habt, so werdet Ihr an mir einen guten Vater finden. Ich weiß, daß es unter Euch Schurken gibt, welche beauftragt sind, Euch zum Verbrechen anzutreiben: jagt sie selbst fort, oder zeigt sie mir an! Ich mache Euch für einander verantwortlich!"

Und diese Menschen beugten nicht nur das Haupt und wurden vortreffliche Soldaten, sie jagten nicht nur die Unwürdigen fort, sondern sie hieben auch in Stücken den elenden Charlot, der die Prinzessin von Lamballe mit einem Scheite geschlagen und ihren Kopf am Ende einer Pieke umhergetragen hatte.

In dieser Lage erwartete man Kellermann, ohne welchen man nichts wagen konnte.

Am 19. erhielt Dumouriez die Meldung, sein Lieutenant sei nur noch zwei Meilen von ihm auf seiner Linken entfernt.

Dumouriez schickte ihm sogleich eine Instruction zu.

Er forderte ihn auf, am andern Tage das Lager zwischen Dampierre und der Elize zu besetzen. Die Oertlichkeit war vollkommen bezeichnet.

Zu gleicher Zeit, da er die Instruction an Kellermann schickte, sah Dumouriez vor sich die preußische Armee auf den Bergen der Lune sich entfalten, so daß die Preußen sich zwischen Paris und ihm, und folglich näh bei Paris als bei ihm befanden.

Es war alle Wahrscheinlichkeit, daß die Preuß eine Schlacht suchten.

Dumouriez befahl also Kellermann, seinen Kampfplatz auf den Höhen von Valmy und Gizaucourt zu nehmen. Kellermann vermengte sein Lager mit seinem Kampfplatze *); er machte auf den Höhen von Valmy Halt.

Das war ein großer Fehler, oder eine erschreckliche Geschicklichkeit.

Gestellt, wie er war, konnte sich Kellermann nur umdrehen, indem er seine ganze Armee über eine schmale Brücke passiren ließ; er konnte sich nur auf die Rechte von Dumouriez zurückziehen, indem er durch einen Sumpf marschirte, wo er versunken wäre; er konnte sich auf seine Linke nur zurückziehen durch ein tiefes Thal, wo er zermalmt worden wäre.

Kein Rückzug möglich.

War es das, was der alte elsässische General hatte wollen? Dann war es ihm großartig gelungen. Ein schöner Ort, zu siegen oder zu sterben!

Braunschweig schaute unsere Soldaten mit Erstaunen an.

„Diejenigen, welche sich dort einquartiert haben, sind entschlossen, nicht zurückzuweichen," sagte er zum König von Preußen.

Doch man ließ die preußische Armee glauben, Dumouriez sei abgeschnitten, und man versicherte ihr, dieses Heer von Schneidern, Landstreichern und Schuhflickern, wie es die Emigranten nannten, werde sich bei den ersten Salven ihrer Kanonen zerstreuen.

Man hatte es versäumt, die Anhöhen von Gizaucourt durch den General Chazot, — der längs der Landstraße von Chalons aufgestellt war, — besetzen zu lassen, — Anhöhen, von denen aus er dem Feinde in die Flanken gefallen wäre; die Preußen benützten diese Nachlässigkeit und bemächtigten sich der Position.

*) Eine Verwechselung von camp und champs.

Sie waren es sodann, welche dem Corps von Kellermann in die Flanken fielen.

Der Tag brach, verdüstert durch einen dicken Nebel, an, doch das war gleichgültig. Die Preußen wußten, wo die französische Armee stand: sie war auf den Höhen von Valmy und konnte nicht anderswo sein.

Sechzig Feuerschlünde entzündeten sich zu gleicher Zeit, die preußischen Artilleristen schoßen aufs Gerathewohl; doch sie schossen in Massen, wenig lag also daran, ob man richtig schoß.

Die ersten Schüsse waren erschrecklich zu ertragen für dieses Heer, das, ganz Enthusiasmus, bewunderungswürdig anzugreifen gewußt hätte, aber schlecht zu warten verstand.

Sodann war der Zufall, — das war nicht die Geschicklichkeit, denn man sah ja nicht, — der Zufall war Anfangs gegen uns; die Haubitzen der Preußen steckten zwei Munitionswagen in Brand, und sie zersprangen. Die Führer der Wagen warfen sich von den Pferden, um sich vor der Explosion zu schützen: man hielt sie für Flüchtlinge.

Kellermann sprengte nach dem Orte, wo eine große Verwirrung herrschte, mit der sich der Nebel und der Rauch vermischten.

Plötzlich sah man sein Pferd und ihn niedergeschmettert hinrollen.

Das Pferd war von einer Kanonenkugel erschossen; der Mann hatte nichts, er sprang auf ein anderes Pferd, und sammelte einige Bataillons, welche auseinander liefen.

In diesem Augenblicke war es elf Uhr Morgens; der Nebel fing an sich zu zerstreuen.

Kellermann sah die Preußen, die sich in drei Colonnen formirten, um das Plateau von Valmy anzugreifen er formirte seine Soldaten ebenfalls in drei Colonnen, durchritt die ganze Linie und sprach:

„Soldaten! Keinen Flintenschuß! erwartet den Feind festen Fußes und empfangt ihn mit dem Bajonnet!“

Und er steckte den Hut an das Ende seines Säbels und rief:

„Es lebe die Nation! und laßt uns für sie siegen!“

Auf der Stelle ahmt sein ganzes Heer seinem Beispiele nach; jeder Soldat steckt seinen Hut an das Ende seines Bajonnets und ruft: „Es lebe die Nation!“ Der Nebel erhebt sich, der Rauch zerstreut sich, und Braunschweig erblickt mit seinem Augenglase ein seltsames, außerordentliches, unerhörtes Schauspiel: dreißigtausend Franzosen unbeweglich, mit entblößtem Haupte, ihre Gewehre emporhaltend, und auf das Feuer der Feinde nur durch den Ruf: „Es lebe die Nation!“ antwortend.

Braunschweig schüttelte den Kopf; wäre er allein gewesen, so hätte die preußische Armee nicht einen Schritt mehr gemacht; doch der König war da, er wollte die Schlacht, und man mußte gehorchen.

Die Preußen stiegen, fest und düster, unter den Augen des Königs und von Braunschweig hinan; sie durchschritten den Raum, der sie von ihren Feinden trennte, mit der Solidität eines alten Heeres von Friedrich; jeder Mann schien durch einen eisernen Ring an den, welcher ihm voranging, befestigt.

Plötzlich schien die ungeheure Schlange in der Mitte abzubrechen; doch ihre Stücke vereinigten sich alsbald wieder.

Fünf Minuten nachher war sie aufs Neue gebrochen, und sie verband sich abermals.

Zwanzig Kanonen von Dumouriez faßten die Colonne in der Flanke und schmetterten sie unter einem Eisenregen nieder; der Kopf konnte nicht hinaufsteigen, da er jeden Augenblick durch die Convulsionen des Leibes, den die Kartätschen zerrissen, rückwärts gezogen wurde.

Braunschweig sah, daß es ein verlorener Tag war und ließ den Rappel blasen.

Der König befahl, zum Angriffe zu trommeln, und trieb seine folgsame, tapfere Armee unter das doppelte Feuer von Kellermann und Dumouriez; er brach sich an den französischen Linien.

Etwas Leuchtendes, Glänzendes schwebte über diesem jungen Heere; das war der Glaube!

„Ich habe keine solche Fanatiker seit den Religionskriegen gesehen!" sagte Braunschweig.

Das waren erhabene Fanatiker der Freiheit!

Sie, die Helden von 1792, hatten die große Eroberung des Krieges begonnen, welche mit der Eroberung der Geister endigen sollte.

Am 20. September rettete Dumouriez Frankreich.

Am anderen Tage emancipirte der Nationalconvent Europa dadurch, daß er die Republik proclamirte!

---

## CLXVI.

## Der 21. September.

Am 21. September, um Mittag, ehe man in Paris den von Dumouriez erfochtenen Sieg kannte, der Frankreich rettete, öffneten sich die Thüren des Saales der Reitschule, und man sah langsam, feierlich, fragende Blicke auf einander werfend, die siebenhundert neunundvierzig Mitglieder, welche die neue Assemblée bildeten, eintreten.

Von diesen siebenhundert neunundvierzig Mitgli

dem gestürzten Zweihundert der alten Nationalversammlung an.

Der Nationalconvent war unter dem Eindrucke der Sectionenbewegungen gewählt worden; man hätte also von Anfang an eine revolutionäre Versammlung erwarten können. Es war sogar etwas Besseres: mehrere Verdächtige waren gewählt worden; — ein ganz demokratischer Gedanke hatte die Dienstboten zur Abstimmung berufen. Einige hatten ihre Herren gewählt.

Diese neuen Abgeordneten waren übrigens Bürgersleute, Aerzte, Advokaten, beeidigte Priester, Literaten, Journalisten, Kaufleute. Der Geist dieser Männer war unruhig und schwärmerisch; fünfhundert Republikaner waren weder Girondisten, noch Montagnards*; die Ereignisse sollten bestimmen, welchen Platz sie in der Versammlung einnehmen würden.

Alles dies war aber einstimmig in einem doppelten Hasse: Haß gegen die Septembertage, Haß gegen die fast gänzlich aus der Commune genommene Deputation von Paris, welche diese entsetzlichen Tage gemacht hatte.

Man hätte glauben sollen, das vergossene Blut fließe durch den Saal der Reitschule und trenne die hundert Montagnards von der übrigen Versammlung.

Selbst das Centrum, als wollte es sich von dem rothen Bache entfernen, neigte sich gegen die Rechte hin.

Die Montagne, — erinnern wir uns der Menschen und versetzen wir uns in Gedanken in die Ereignisse, welche in Erfüllung gegangen waren, — die Montagne bot einen furchtbaren Anblick.

Das war in den unteren Gliedern die ganze Commune; über der Commune der berufene Aufsichtsausschuß,

---

*) Mitglieder der Bergpartei.

der die Metzelei gemacht hatte; sodann als eine dreiköpfige Hydra, auf der obersten Spitze des Dreiecks, drei entsetzliche Gesichter, drei tief charakterisirte Masken.

Zuerst das kalte, unempfindliche Gesicht von Robespierre mit der pergamentartigen, auf seine schmale Stirne geklebten Haut, mit den blinzelnden, unter seiner Brille verborgenen Augen, mit den geballten, auf seinem Schooße ausgestreckten Händen, nach der Art jener aus dem härtesten von allen Marmorn, aus dem Porphyr gehauenen ägyptischen Figuren: ein Sphinx, der allein das Auflösungswort der Revolution zu haben schien, von dem es aber Niemand zu verlangen wagte.

Neben ihm das verunstaltete, zerrissene Gesicht von Danton, mit seinem verkrümmten Munde, seiner beweglichen Maske, seinem Gepräge erhabener Häßlichkeit, mit seinem fabelhaften Leibe, halb Mensch, halb Stier, fast sympathetisch trotz Alle dem, denn man fühlte, daß das, was dieses Fleisch schauern, diese Lava hervorsprudeln machte, die Schläge eines tief patriotischen Herzens waren, und daß diese breite Hand, die immer seiner ersten Bewegung gehorchte, sich mit derselben Leichtigkeit ausstreckte, um einen stehenden Feind zu treffen, oder um einen auf der Erde liegenden Feind aufzuheben.

Sodann, an der Seite von diesen zwei in ihren Ausdrücken so verschiedenen Gesichtern, hinter ihnen, über ihnen, erschien, nicht ein Mensch, — es ist dem menschlichen Geschöpfe nicht erlaubt, einen solchen Grad von Häßlichkeit zu erreichen, — sondern ein Ungeheuer, eine Chimäre, eine Unheil weissagende und zugleich lächerliche Vision, — Marat! Marat mit seinem kupferfarbigen, von Blut und Galle unterlaufenen Gesichte; mit seinen frechen und geblendeten Augen; mit seinem schalen, breit gespaltenen, zum Schleudern oder vielmehr zum Ausspeien der Schmähung disponirten Munde, mit seiner gekrümmten, durch ihre weit geöffneten Löcher jene

Popularitätsluft, welche für ihn aus den Rinnsteinen und den Gossen aufstieg, einathmenden Nase; Marat gekleidet wie der Schmutzigste von seinen Bewunderern, den Kopf umbunden mit einem befleckten Tuche; Marat mit seinen mit Nägeln beschlagenen Schuhen, ohne Schnallen, häufig ohne Bänder; mit seiner Hose von grobem schwarzem Tuche, mit Koth überzogen; mit seinem auf seiner mageren, und dennoch im Verhältniß zu seiner Gestalt breiten, Brust offenen Hemde; mit seiner schwarzen, fettigen, schmalen Cravate, welche die abscheulichen Ansätze seines Halses sehen ließ, die, schlecht mit einander harmonirend, den Kopf sich nach links neigen machten; mit seinen schmutzigen, dicken Händen, immer drohend, immer die Faust weisend und in den Zwischenräumen ihrer Drohungen seine fetten Haare durchfurchend. Dieses Gesammtwesen, ein Riesenrumpf auf Zwergbeinen, war häßlich anzuschauen; die erste Bewegung von Jedem, der es erblickte, war auch, daß er sich abwandte; doch das Auge wandte sich nicht so rasch ab, daß es nicht auf Allem dem las: der 2. September! und dann blieb das Auge starr und erschrocken wie vor einem andern Medusenhaupte.

Das waren die drei Männer, welche die Girondisten beschuldigten, sie trachten nach der Dictatur.

Sie, ihrerseits, beschuldigten die Girondisten, sie wollen den Föderalismus.

Zwei andere Männer, welche durch verschiedene Interessen und verschiedene Gesinnungen mit der Erzählung, die wir unternommen, verknüpft sind, saßen auf den zwei entgegengesetzten Seiten dieser Versammlung: Billot, Gilbert; Gilbert auf der äußersten Rechten, zwischen Lanjuinais und Kersaint; Billot auf der äußersten Linken, zwischen Thuriot und Couthon.

Die Mitglieder der ehemaligen legislativen Versammlung begleiteten den Convent; sie hatten feierlich

abdicirt und ihre Vollmachten in die Hände ihrer Nachfolger niedergelegt.

François von Neufchateau, der letzte Präsident der aufgelösten Versammlung, bestieg die Tribune und nahm das Wort.

„Repräsentanten der Nation," sagte er, „die gesetzgebende Versammlung hat ihre Functionen zu versehen aufgehört; sie legt die Regierung in Eure Hände nieder."

„Das Ziel Eurer Anstrengungen wird sein, den Franzosen die Freiheit, die Gesetze, den Frieden zu geben; die Freiheit, ohne welche die Franzosen nicht leben können; die Gesetze, die festeste Grundlage der Freiheit, den Frieden, den einzigen und alleinigen Zweck des Krieges.

„Die Freiheit, die Gesetze, der Friede, diese drei Worte wurden von den Griechen über den Pforten des Tempels von Delphi eingegraben. Ihr werdet sie dem ganzen Boden Frankreichs aufprägen!"

Die gesetzgebende Versammlung hatte ein Jahr gedauert.

Sie hatte ungeheure und erschreckliche Ereignisse in Erfüllung gehen sehen; den 20. Juni, den 10. August, den 2. und den 3. September! Sie hinterließ Frankreich den Krieg mit zwei Mächten des Nordens, den Bürgerkrieg in den Vendée, eine Schuld von zwei Milliarden, zwei hundert Millionen Assignate, — und den Sieg von Valmy, am Tage vorher erfochten, allein noch Jedermann unbekannt.

Pétion wurde durch Acclamation zum Präsidenten ernannt.

Condorcet, Brissot, Rabaut-Saint-Etienne, Vergniaud, Camus und Lasource wurden zu Secretären gewählt: fünf Girondisten unter sechs.

Der ganze Convent, mit Ausnahme vielleicht von

dreißig bis vierzig Mitgliedern, wollte die Republik: nur hatten die Girondisten in einer Zusammenkunft bei Madame Roland beschlossen, man sollte die Discussion über die Veränderung der Regierung erst in der ihnen entsprechenden Stunde und an dem ihnen entsprechenden Orte zulassen, das heißt, wenn sie sich der executiven Commissionen und der Verfassungs-Commission bemächtigt hätten.

Doch am 20. September, am Tage der Schlacht von Valmy, lieferten andere Streiter eine noch viel mehr entscheidende Schlacht!

Saint-Just, Lequinio, Panis, Billaud-Varennes, Collot-d'Herbois und einige andere Mitglieder der zukünftigen Versammlung speisten im Palais-Royal zu Mittag; sie beschlossen, es sollte schon am andern Tage das Wort Republik ihren Feinden zugeschleudert werden.

„Nehmen sie es auf," sagte Saint-Just, „so sind sie verloren, denn wir werden es sein, die dieses Wort zuerst ausgesprochen haben; weisen sie es zurück, so sind sie abermals verloren, denn, dieser Leidenschaft des Volkes sich widersetzend, werden sie durch die Unpopularität, die wir über ihren Häuptern aufhäufen, überschwemmt werden."

Collot-d'Herbois übernahm die Motion.

François von Neufchateau hatte auch kaum die Vollmachten der alten Versammlung der neuen übergeben, als Collot-d'Herbois das Wort verlangte.

Es wurde ihm bewilligt.

Er bestieg die Tribune; das Losungswort war den Ungeduldigen gegeben.

„Bürger Repräsentanten," sprach er, „ich beantrage Folgendes: der erste Beschluß der Versammlung, welche so eben zusammengetreten ist, sei die Abschaffung des Königthums."

Bei diesen Worten brach eine ungeheure Acclamation im Saale und auf den Tribunen aus.

Nur zwei Opponenten erhoben sich, zwei wohlbekannte Republicaner: Barère und Quinette. Sie verlangten, daß man den Willensausspruch des Volkes abwarte.

„Den Willensausspruch des Volkes? wozu?“ fragte ein armer Dorfpfarrer; „wozu deliberiren, wenn alle Welt einverstanden ist? die Könige sind in der moralischen Ordnung, was in der physischen die Ungeheuer sind; die Höfe sind die Werkstätte aller Verbrechen; die Geschichte der Könige ist das Märtyrerbuch der Nationen.“

Man fragte, wer der Mann sei, der diese kurze, aber energische Geschichte des Königthums gegeben habe. Wenige wußten seinen Namen: er hieß Grégoire.

Die Girondisten fühlten den Schlag, den man ihnen versetzt hatte; sie sollten im Schlepptau der Montagnards sein.

„Fassen wir den Beschluß noch in dieser Sitzung ab,“ rief von seinem Platze aus Ducos, der Freund und Zögling von Vergniaud. Der Beschluß bedarf nicht der Angabe von Beweggründen; nach der Erleuchtung, die der 10. August verbreitet hat, wird der Beweggrund Eures Beschlusses, die Abschaffung des Königthums betreffend, die Geschichte der Verbrechen von Ludwig XVI. sein.“

So fand sich das Gleichgewicht wiederhergestellt; die Montagnards hatten die Abschaffung des Königthums verlangt; doch die Girondisten hatten die Einführung der Republik gefordert.

Die Republik wurde nicht decretirt, sie wurde durch Acclamation angenommen.

Man warf sich nicht nur in die Zukunft, um die Vergangenheit zu fliehen, sondern auch in das Unbekannte aus Haß gegen das Bekannte.

Die Proclamation der Republik entsprach einem ungeheuren Volksbedürfnisse. Das war die Weihung des langen Streites, den das Volk seit den Gemeinder

ausgehalten hatte; das war die Absolution der Jacquerie, der Maillotins, der Ligue, der Fronde, der Revolution, es war die Krönung der Menge zum Nachtheile des Königthums.

Es war, — so frei athmete jeder Bürger, — als hätte man von der Brust von Jedem das Gewicht des Thrones genommen.

Die Stunden der Illusion waren kurz, aber glänzend; man hatte eine Republik zu proclamiren geglaubt; man hatte eine Revolution eingeweiht.

Gleichviel! man hatte etwas Großes gethan, was auf mehr als ein Jahrhundert die Welt erschüttern sollte.

Die wahren Republikaner, die reinsten wenigstens, diejenigen, welche die Republik frei von Verbrechen wollten, diejenigen, welche am andern Tage das Triumvirat von Danton, Robespierre und Marat anfechten sollten, — die Girondisten waren im höchsten Grade erfreut. Die Republik, das war die Verwirklichung ihres theuersten Wunsches; man hatte, Dank sei es ihnen, unter den Trümmern von zwanzig Jahrhunderten den Typus der menschlichen Regierungen wiederaufgefunden. Frankreich war ein Athen unter Franz I. und Ludwig XIV. gewesen; es sollte ein Sparta mit ihnen werden!

Das war ein schöner, ein erhabener Traum!

Sie versammelten sich auch am Abend zu einem Bankett beim Minister Roland. Hier befanden sich Vergniaud, Guadet, Louvet, Pétion, Boyer-Fonfrède, Barbaroux, Geusonné, Grangeneuve Condorcetra, diese Tischgenossen, welche, ehe ein Jahr verlaufen, ein anderes Bankett, das noch viel feierlicher als dieses, versammeln sollte! Doch in diesem Augenblicke warf Jeder, dem andern Tage den Rücken zuwendend, die Augen vor der Zukunft schließend, freiwillig den Schleier den unbekannten Ocean, wo man eintrat, und wo

man diesen Schlund brüllen hörte, der, wie der Mälstrom der scandinavischen Sagen, wenn nicht das Schiff, doch wenigstens die Steuermänner und die Matrosen verschlingen sollte.

Der Gedanke von Allen war geboren, er hatte eine Form, ein Ansehen, einen Körper angenommen; er war da vor ihren Augen: die junge Republik sprang bewaffnet mit dem Helme und dem Speere hervor; was konnten sie mehr verlangen?

Das war während der zwei Stunden, die das feierliche Liebesmahl dauerte, ein Austausch von hohen Gedanken, hinter denen sich große Hingebungen gruppirten. Diese Männer sprachen von ihrem Leben wie von einer Sache, die schon nicht mehr ihnen gehörte, sondern der Nation. Sie reservirten die Ehre, das war Alles; im Nothfalle würden sie den Ruf preisgeben.

Es gab darunter, welche im tollen Rausche ihrer jugendlichen Hoffnungen vor ihnen sich die azurnen, endlosen Horizonte, die man nur in den Träumen findet, öffnen sahen; das waren die Jungen, die Glühenden, diejenigen, welche am Tage vorher in diesen Kampf, den entnervendsten von allen, den Kampf der Tribune, eingetreten: es waren Barbaroux, Rebecqui, Ducos, Boyer-Fonfrède.

Da waren Andere, welche mitten auf dem Wege Halt machten, Kräfte sammelnd für den Lauf, den sie noch zu vollbringen hatten; das waren diejenigen, welche sich unter den harten Tagen der gesetzgebenden Versammlung gebeugt hatten: die Guadet, die Gensonné, die Grangeneuve, die Vergniaud.

Wieder Andere waren da, welche sich bei ihrem Ziele angelangt fühlten und begriffen, die Popularität werde sie demnächst verlassen; im Schatten des entstehenden Blätterwerks vom republicanischen Baume liegend, fragten sie sich schwermüthig, ob es wohl der Mühe werth sei, aufzustehen, aufs Neue seine Lenden zu um-

gürten, den Wanderstab wiederzunehmen, um beim ersten Hindernisse zu stolpern: das war Roland, das war Pétion.

Wer war aber in den Augen von allen diesen Männern das Haupt der Zukunft? wer war der Urheber, wer würde der zukünftige Mäßiger der jungen Republik sein? Vergniaud.

Am Ende des Mahles füllte er sein Glas, stand auf und sprach:

„Meine Freunde, einen Toast."

Alle standen auf wie er.

„Auf die Ewigkeit der Republik!"

Alle wiederholten:

„Auf die Ewigkeit der Republik!"

Er wollte das Glas an seine Lippen setzen.

„Warten Sie," sagte Madame Roland.

Sie trug an ihrer Brust eine frische Rose, die sich so eben geöffnet hatte, wie die neue Aera, in die man eintrat; sie nahm sie, und wie es eine Athenienserin in den Becher von Perikles gethan hatte, entblätterte sie dieselbe in das Glas von Vergniaud.

Vergniaud lächelte traurig, leerte das Glas, und sagte, sich ans Ohr von Barbaroux neigend, der zu seiner Linken saß:

„Ach! ich befürchte sehr, diese große Seele täuscht sich. Es sind nicht Rosen, sondern Cypressenzweige, die man heute Abend in unsern Wein entblättern muß. Gott weiß, ob wir auf eine Republik trinkend, deren Füße in das Septemberblut getaucht sind, nicht auf unsern Tod trinken! Doch gleichviel!" fügte er bei, indem er einen erhabenen Blick dem Himmel zuwarf, „wäre dieser Wein mein Blut, ich würde ihn auf die Freiheit und die Gleichheit trinken!"

„Es lebe die Republik!" wiederholten im Chore alle Gäste.

Ungefähr in dem Augenblicke, wo Vergniaud diesen ·ast ausbrachte und alle Gäste ihn durch den Ruf: „Es

lebe die Republik!" im Chore erschallend erwiederten, schmetterten die Trompeten dem Tempel gegenüber, und es trat eine tiefe Stille ein.

Da konnten der König und die Königin von ihren Fenstern aus, welche offen waren, einen Municipalbeamten mit fester, mächtiger, sonorer Stimme die Abschaffung des Königthums und die Gründung der Republik proclamiren hören.

---

## CLXVII.

## Die Legende vom Märtyrer-König.

Man konnte sehen, mit welcher Unparteilichkeit wir, obgleich die Form vom Roman entlehnend, bis jetzt unsern Lesern vor Augen gelegt haben, was Erschreckliches, Grausames, Gutes, Schönes, Großes, Blutdürstiges, Niedriges in den Menschen und in den Ereignissen war, die sich gefolgt sind.

Heute sind die Menschen, von denen wir sprechen, todt; die Ereignisse allein, durch die Geschichte unsterblich gemacht, sterben nicht, bleiben stehen.

Nun wohl, wir können aus dem Grabe alle diese darin liegenden Leichname heraufbeschwören, von denen so wenige gestorben sind, nachdem sie die Tage ihres Lebens voll gemacht hatten! Wir können zu Mirabeau sagen: „Tribun, steh auf!" zu Ludwig XVI.: „Märtyrer, steh auf!" wir können sagen: „Steht Alle auf, Ihr, die man nannte Favras, Lafayette, Bailly, Fournier den Americaner, Jourdan den Kopfabschneider,

Maillard, Théroigne von Méricourt, Barnave, Bouill-Hamain, Pétion, Manuel, Danton, Robespierre, Marat, Vergniaud, Dumouriez, Marie Antoinette, Madame Campan, Barbaroux, Roland, Madame Roland, König, Königin, Arbeiter, Tribune, Generale, Schlächter, Publicisten, stebt auf! und sagt, ob ich Euch nicht meiner Generation, dem Volke, den Großen, den Frauen besonders, — das heißt den Müttern unserer Söhne, die ich die Geschichte lehren will, — wenn nicht wie Ihr seid, — wer kann sich rühmen, alle Eure Geheimnisse entziffert zu haben? — wenigstens wie ich Euch gesehen, dargestellt habe."

Wir können zu den Ereignissen sagen, welche noch an beiden Seiten des Weges stehen, den wir durchlaufen haben: „Großer, leuchtender Tag des 14. Juli; düstere, drohende Nächte des 5. und des 6. Octobers; blutiger Sturm vom Marsfelde, wo sich das Pulver mit dem Blitze und der Lärm der Kanonen mit dem Krachen des Donners vermengt hat; prophetische Invasion vom 20. Juni, entsetzlicher Sieg vom 10. August, fluchwürdige Erinnerungen vom 2. und 3. September, habe ich euch gut gesagt? habe ich euch gut erzählt? habe ich wissentlich gelogen? habe ich euch freizusprechen oder euch zu verleumden gesucht?"

Und die Menschen werden antworten, — und die Ereignisse werden antworten: „Du hast die Wahrheit ohne Haß, ohne Leidenschaft gesucht; Du hast sie zu sagen geglaubt, wenn Du sie nicht gesagt hast; Du bist treu allem Ruhmwürdigen der Vergangenheit, unempfindlich für alle Blendungen der Gegenwart, vertrauend allen Verheißungen der Zukunft geblieben; es sei Dir vergeben, wenn auch nicht geradezu Lob gespendet."

Nun denn, was wir gethan haben, nicht als erwählter Richter, sondern als unparteiischer Erzähler, das werden wir bis zum Ende thun, und diesem Ende nähert uns rasch jeder Schritt. Wir rollen auf dem Abhange

der Ereignisse fort, und es gibt wenige Haltpunkte vom 21. September, dem Todestage des Königthums, bis zum 21. Januar, dem Todestage des Königs.

Wir haben die Proclamation der Republik gehört, gemacht unter dem Fenster des königlichen Gefängnisses durch die starke Stimme des Municipal Lubin, und diese Proclamation hat uns wieder zum Tempel geführt.

Kehren wir also in dieses düstere Gebäude zurück, das einen König enthält, der wieder Mensch geworden, eine Königin, welche Königin geblieben ist, eine Jungfrau, welche Märtyrin sein wird, und zwei arme, durch das Alter, wenn nicht durch die Geburt, unschuldige Kinder.

Der König war im Tempel; wie war er hierher gekommen? hatte man ihm zum Voraus das schmähliche Gefängniß zuerkennen wollen, das er einnahm?

Nein, Pétion hatte Anfangs die Idee gehabt, ihn in den Mittelpunkt Frankreichs zu versetzen, ihm Chambord zu geben, ihn als Faulenzer-König zu behandeln.

Nehmen Sie an, alle Fürsten Europas haben ihren Ministern, ihren Generalen, ihren Manifesten Stillschweigen auferlegt und sich damit begnügt, daß sie dem, was in Frankreich vorging, zugeschaut, ohne sich in die innere Politik der Franzosen mischen zu wollen, so war diese Abschaffung vom 10. August, diese in einen schönen Palast, in ein schönes Klima, mitten in das, was man den Garten Frankreichs nennt, eingeschlossene Existenz keine sehr grausame Strafe für den Mann, der nicht nur seine Fehler und Vergehen, sondern auch die von Ludwig XV. und Ludwig XIV. büßte.

Die Vendée hatte sich empört: man machte die Einwendung eines kühnen Handstreichs durch die Feinde; der Grund schien triftig.

Die gesetzgebende Versammlung bezeichnete der Luxembourg; der Luxembourg, ein florentinischer Palast von Maria von Medici, mit seiner Einsamkeit, mit seine

[illegible], Nebenzimmern vor denen der [illegible]. [illegible] je einer [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible] an die [illegible] [illegible] des [illegible] [illegible] [illegible] Commune [illegible] König; [illegible] [illegible] [illegible].

Die Commune nimmt an, daß der Temple [illegible] unter Verschluß, [illegible] den Thurm des Temples [illegible] das Palais des Temples, die ehemalige Wohnung [illegible] des [illegible].

Im Augenblicke der Versetzung [illegible] den [illegible] [illegible] Familie [illegible] das [illegible] [illegible], nachdem sie sich dort eingequartiert [illegible] [illegible] Erniedrigungen [illegible] hat, kommt der [illegible] [illegible] [illegible] Manuel [illegible] zum letzten Male die Bestimmung der [illegible] [illegible] und den Thurm dem Schlosse zu [illegible].

Manuel kommt an, untersucht das [illegible] von Ludwig XVI und Marie Antoinette [illegible]. [illegible] geht ganz [illegible] wieder hinab.

Der [illegible] [illegible] [illegible] diente [illegible] [illegible] von [illegible] [illegible], bei [illegible] [illegible] nur [illegible] [illegible], [illegible], von [illegible] [illegible].

Es liegt hierin mehr von jenem Verhängniß, [illegible] auf den herrschenden Geschlechtern lastet, als von [illegible] Vorbedachte von Seiten der [illegible].

Die Nationalversammlung hatte [illegible] sich [illegible] wegen der Ausgaben für die Küche des Königs. Der König aß viel; das ist kein Verbrechen, der [illegible] [illegible] es liegt im Temperamente der Bourbonen [illegible] [illegible] ließe sich; doch er aß zu unmöglicher Zeit [illegible] und zwar mit großem Appetit, während man [illegible] ermordete. Nicht nur in seinem [illegible] [illegible] die Richter dieses [illegible] Mahl vor, wo-

dern auch die Geschichte, was noch viel ernster ist, die unversöhnliche Geschichte hat dasselbe in ihren Archiven einregistrirt.

Die Nationalversammlung hatte also fünfmalhunderttausend Franken für die Tafelausgaben des Königs bewilligt.

Während der vier Monate, die der König im Tempel blieb, betrug die Ausgabe vierzigtausend Livres; zehntausend Franken monatlich; dreihundert dreiunddreißig Franken täglich; — in Assignaten allerdings, doch zu jener Zeit verlor man kaum sechs bis acht Franken auf den Assignaten.

Ludwig XVI. hatte im Tempel drei Bedienten und dreizehn Mundofficianten. Sein Diner bestand jeden Tag aus vier Vorgerichten, zwei Braten, jeder von drei Stücken, vier Zwischengerichten, zwei Compotes, drei Tellern Früchte, vier Carafons Bordeaux, einem Carafon Malvasier und einem Carafon Madeira.

Er allein mit seinem Sohne trank Wein; die Königin und die Prinzessinnen tranken nur Wasser.

Von dieser Seite also, materiell, war der König nicht zu beklagen.

Was ihm aber wesentlich fehlte, das waren die Luft, die Bewegung, die Sonne und der Schatten.

An die Jagden von Compiègne und Rambouillet, an die Parke von Versailles und Groß-Trianon gewöhnt, sah sich Ludwig XVI. plötzlich, nicht auf einen Hof, nicht auf einen Garten, nicht auf eine Promenade, sondern auf ein dürres, kahles Terrain mit vier Abtheilungen von verwelktem Rasen und einigen jämmerlichen, verkrümmten, durch den Herbstwind entblätterten Bäumen beschränkt.

Hier gingen jeden Tag der König und die königliche Familie spazieren; wir täuschen uns: hier führte man alle Tage den König und seine Familie spazieren.

Das war unerhört, grausam, doch weniger grau-

Gärten, Nebenbuhlern von denen der Tuilerien, war eine für einen abgesetzten König nicht weniger als Chambord anständige Residenz.

Man wand die auf die Katakomben gehenden Keller des Palais ein; vielleicht war das nur ein Vorwand der Commune, die den König unter ihrer Hand halten wollte; doch es war ein plausibler Vorwand.

Die Commune stimmte also für den Tempel. Hierunter verstand sie nicht den Thurm des Tempels, sondern das Palais des Tempels, die ehemalige Komthurei der Chefs des Ordens.

Im Augenblicke der Versetzung, später sogar, nachdem Pétion die königliche Familie in das Palais geführt, nachdem sie sich hier einquartiert und Ludwig XVI. seine Einrichtungen getroffen hat, kommt der Commune eine Denunciation zu, und Manuel wird abgeschickt, um zum letzten Male die Bestimmung der Municipalität abzuändern und den Thurm dem Schlosse zu substituiren.

Manuel kommt an, untersucht das zur Wohnung von Ludwig XVI. und Marie Antoinette bestimmte Local, und geht ganz beschämt wieder hinab.

Der Thurm war unbewohnbar, diente nur einer Art von Portier zum Aufenthaltsorte, bot nur ungenügend Platz, nur enge Stuben, unsaubete, von Ungeziefer bevölkerte Betten.

Es liegt hierin mehr von jenem Verhängniß, das auf den sterbenden Geschlechtern lastet, als von schändlichem Vorbedachte von Seiten der Richter.

Die Nationalversammlung hatte ihrerseits nicht gefeilscht wegen der Ausgaben für die Küche des Königs. Der König aß viel; das ist kein Vorwurf, den wir ihm machen: es liegt im Temperamente der Bourbonen, daß sie große Esser sind; doch er aß zu unschicklicher Zeit. Er aß, und zwar mit großem Appetit, während man in den Tuilerien ermordete. Nicht nur in seinem Processe warfen ihm die Richter dieses unzeitige Mahl vor, son-

dern auch die Geschichte, was noch viel ernster ist, die unversöhnliche Geschichte hat dasselbe in ihren Archiven einregistrirt.

Die Nationalversammlung hatte also fünfmalhunderttausend Franken für die Tafelausgaben des Königs bewilligt.

Während der vier Monate, die der König im Tempel blieb, betrug die Ausgabe vierzigtausend Livres; zehntausend Franken monatlich; dreihundert dreiunddreißig Franken täglich; — in Assignaten allerdings, doch zu jener Zeit verlor man kaum sechs bis acht Franken auf den Assignaten.

Ludwig XVI. hatte im Tempel drei Bedienten und dreizehn Mundofficianten. Sein Diner bestand jeden Tag aus vier Vorgerichten, zwei Braten, jeder von drei Stücken, vier Zwischengerichten, zwei Compotes, drei Tellern Früchte, vier Carafons Bordeaux, einem Carafon Malvasier und einem Carafon Madeira.

Er allein mit seinem Sohne trank Wein; die Königin und die Prinzessinnen tranken nur Wasser.

Von dieser Seite also, materiell, war der König nicht zu beklagen.

Was ihm aber wesentlich fehlte, das waren die Luft, die Bewegung, die Sonne und der Schatten.

An die Jagden von Compiègne und Rambouillet, an die Parke von Versailles und Groß-Trianon gewöhnt, sah sich Ludwig XVI. plötzlich, nicht auf einen Hof, nicht auf einen Garten, nicht auf eine Promenade, sondern auf ein dürres, kahles Terrain mit vier Abtheilungen von verwelktem Rasen und einigen jämmerlichen, verkrümmten, durch den Herbstwind entblätterten Bäumen beschränkt.

Hier gingen jeden Tag der König und die königliche Familie spazieren; wir täuschen uns: hier führte man alle Tage den König und seine Familie spazieren.

Das war unerhört, grausam, doch weniger grau-

sam, als die unterirdischen Gewölbe der Inquisition in Madrid, als die Bleikammern des Rathes der Zehn in Venedig, als die Kerker des Spielbergs.

Man bemerke wohl, wir entschuldigen ebenso wenig die Commune, als wir die Könige entschuldigen; doch wir sagen: der Tempel war nur eine Repressalie, eine furchtbare, ungeschickte Repressalie, denn aus einem Urtheile machte man eine Verfolgung; aus einem Schuldigen einen Märtyrer.

Was war nun der Anblick der verschiedenen Personen, denen wir in den Hauptphasen ihres Lebens zu folgen unternommen haben?

Der König mit seinem kurzsichtigen Auge, seinen schlaffen Backen, seinem schwerfälligen, schwankenden Gange, sah aus wie ein von einem Vermögensunglück betroffener guter Pächter; seine Melancholie war die eines Landwirthes, dem ein Gewitter die Scheunen verbrannt oder ein Hagel das Getreide zu Boden geschlagen hat.

Die Haltung der Königin war, wie immer, steif, hoffärtig, im höchsten Grade herausfordernd; Marie Antoinette hatte zur Zeit ihrer Größe Liebe eingeflößt; zur Stunde ihres Falles flößte sie aufopfernde Hingebungen ein, aber kein Mitleid: das Mitleid entspringt aus der Sympathie, und die Königin war durchaus nicht sympathetisch.

Madame Elisabeth, mit ihrem weißen Kleide, dem Symbole der Reinheit ihres Lebens und ihrer Seele; mit ihren blonden Haaren, welche noch schöner geworden, seitdem sie ohne Puder flattern mußten; Madame Elisabeth, mit einem azurblauen Bande um ihre Haube und um ihren Leib, schien der Schutzengel der ganzen Familie zu sein.

Madame Royale interessirte, troß der Reize ihres Alters, wenig; ganz Oesterreicherin, wie ihre Mutter, ganz Maria Theresia und Marie Antoinette, hatte sie

schon im Blicke die Geringschätzung und den Stolz der königlichen Racen und der Raubvögel.

Der kleine Dauphin, mit seinen Goldhaaren, mit seinem weißen, ein wenig krankhaften Teint, war interessant; er hatte nichtsdestoweniger ein hart blaues Auge von einem Ausdrucke, der manchmal über seinem Alter; er begriff Alles, folgte den Andeutungen, die ihm seine Mutter durch einen einzigen Blick gab, und er hatte zuweilen Schelmstücke von kindischer Politik, welche die Thränen selbst den Augen der Henker entlockten. Er hatte sogar Chaumette gerührt, der arme Knabe! Chaumette, diesen Marder mit der spitzigen Schnauze, dieses Wiesel mit der Brille.

„Ich werde ihm Erziehung geben lassen," sagte der Exanwaltsschreiber zu Herrn Hue, dem Kammerdiener des Königs; „doch man wird ihn von seiner Familie entfernen müssen, damit er die Idee seines Ranges verliert."

Die Commune war zugleich grausam und unklug: grausam, indem sie die königliche Familie mit Mißhandlungen, Plackereien, Beleidigungen umgab; unklug, indem sie dieselbe schwach, gebrochen, gefangen, sehen ließ.

Jeden Tag schickte sie neue Wächter in den Tempel, unter dem Namen von Municipalen; sie traten ein als erbitterte Feinde des Königs, sie gingen weg als Feinde von Marie Antoinette, doch fast alle den König beklagend, die Kinder beklagend, Madame Elisabeth verherrlichend.

In der That, was sahen sie im Tempel, statt des Wolfes, der Wölfin, der Wölflein? Eine brave Bürgerfamilie, eine etwas stolze Mutter, eine Art von Elmire, die nicht duldete, daß man nur den Saum ihres Kleides anrührte; — doch vom Tyrannen keine Spur.

Wie verging der Tag dieser ganzen Familie?

Sagen wir es, nach der Erzählung von Cléry.

Zuerst aber richten wir die Augen auf das Ge-

fängniß; wir werden sie sodann auf die Gefangenen zurücklenken.

Der König war in den kleinen Thurm eingeschlossen; der kleine Thurm stand an den großen angelehnt, ohne eine innere Verbindung; er bildete ein langes Viereck flankirt von zwei Thürmchen; in einem von diesen Thürmchen war eine kleine Treppe, welche vom ersten Stocke ausging und auf eine Gallerie führte; im andern waren Cabinete, welche mit jedem Stocke des Thurmes correspondirten.

Das Hauptgebäude hatte vier Stockwerke. Das erste bestand aus einem Vorzimmer, einem Speisezimmer und einem Cabinet, das im Thürmchen enthalten war; das zweite Stockwerk war ungefähr auf dieselbe Art abgetheilt; die größte Stube diente der Königin und dem Dauphin als Schlafzimmer; die zweite war von der ersten durch ein kleines, fast dunkles Vorzimmer getrennt und wurde von Madame Royale und Madame Elisabeth bewohnt; man mußte durch diese Stube gehen, um in das Cabinet des Thürmchens einzutreten, und dieses Cabinet, — nichts Anderes, als das, was die Engländer Watercloset nennen, — war der königlichen Familie, den Municipalen und den Officieren gemeinschaftlich.

Der König wohnte im dritten Stocke, der dieselbe Anzahl von Zimmern umfaßte; er schlief in der großen Stube; das im Thürmchen enthaltene Cabinet diente ihm als Lesecabinet; auf der Seite war eine Küche, der ein dunkles Gelaß vorherging, welches in den ersten Tagen und ehe sie vom Könige getrennt worden waren, die Herren Chamilly und Hue bewohnt hatten, und an das seit dem Abgange von Herrn Hue Siegel gelegt worden waren.

Der vierte Stock war geschlossen; das Erdgeschoß war den Küchen vorbehalten, von denen man keinen Gebrauch machte.

Wie lebte nun die königliche Familie in diesem engen Raume, der halb Gefängniß, halb Wohnung?

Wir werden es sogleich sagen.

Der König stand gewöhnlich Morgens um sechs Uhr auf; er rasirte sich selbst; Cléry frisirte ihn und kleidete ihn an; sobald er frisirt und angekleidet war, ging er in sein Lesecabinet, das heißt in die Bibliothek der Archive des Malteser-Ordens, welche fünfzehn- bis sechzehnhundert Bände enthielt.

Eines Tags bezeichnete der König, als er hier Bücher suchte, Herrn Hue mit dem Finger die Werke von Voltaire und Rousseau.

Dann sagte er mit leiser Stimme:

„Sehen Sie, das sind die zwei Männer, welche Frankreich ins Verderben gestürzt haben!“

Hier eintretend, kniete Ludwig XVI. nieder und betete fünf bis sechs Minuten; sodann las oder arbeitete er bis neun Uhr; während dieser Zeit brachte Cléry das Zimmer des Königs in Ordnung, bereitete das Frühstück und ging zur Königin hinab.

Nun allein, ließ sich der König nieder und unterhielt sich damit, daß er Virgil oder die Oden von Horaz übersetzte; um die Bildung des Dauphin fortzuführen, hatte er sich selbst wieder auf das Lateinische gelegt.

Dieses Gelaß war sehr klein; die Thüre desselben blieb immer offen: der Municipal hielt sich im Schlafzimmer auf und sah durch die offene Thüre, was der König machte.

Die Königin öffnete die Thüre nur, wenn Cléry kam, damit, da ihre Thüre geschlossen, der Municipal nicht bei ihr eintreten könnte.

Nun machte Cléry dem jungen Prinzen die Haare, er ordnete die Toilette der Königin, und ging in das Zimmer von Madame Royale und Madame Elisabeth, nr ihnen denselben Dienst zu thun. Dieser, zugleich rasch und kostbare, Augenblick der Toilette war der, wo Clér

die Königin und die Prinzessinen von dem, was er erfahren hatte, unterrichten konnte.

Um neun Uhr gingen die Königin, die zwei Kinder und Madame Elisabeth zum König hinauf, wo das Frühstück servirt war; während des Desserts räumte Cléry die Zimmer der Königin und der Prinzessinnen auf; ein gewisser Tison und seine Frau waren Cléry beigegeben worden, unter dem Vorwande, ihn im Dienste zu unterstützen, in Wirklichkeit aber, um die königliche Familie und selbst die Municipale zu bespähen. Der Mann, ein ehemaliger Schreiber bei den Barrièren, war ein harter, boshafter Greis, unfähig irgend eines Gefühles der Humanität; die Frau, — Frau durch die Liebe, welche sie für ihre Tochter hegte, — trieb diese Liebe so weit, daß sie, von ihrer Tochter getrennt, die Königin denuncirte, um ihre Tochter wiederzusehen *).

Um zehn Uhr Morgens ging der König in das Zimmer der Königin hinab; hier beschäftigte er sich beinahe ausschließlich mit der Erziehung des Dauphin, ließ ihn einige Stellen aus Corneille oder Racine wiederholen, gab ihm eine Lection in der Geographie und übte ihn im Zeichnen und Tuschen von Plänen. — Frankreich war seit drei Jahren in Departements eingetheilt, und es war besonders diese Geographie des Königreichs, welche der König seinem Sohne zeigte.

Die Königin ihrerseits beschäftigte sich mit der Erziehung von Madame Royale, die sie zuweilen unterbrach, um in finstere, tiefe Träumereien zu versinken; kam dies, so überließ sie Madame Royale ganz ihrem unbekannten Schmerze, der wenigstens die Wohlthat der

---

*) S. den Chevalier von Maison-Rouge, der gleichsam die Fortsetzung der Gräfin von Charny bildet und in der Uebersetzung längst durch das Belletristische Ausland veröffentlicht worden ist.

Thränen hatte, entfernte sich auf den Fußspitzen und hieß ihren Bruder durch einen Wink schweigen; die Königin blieb mehr oder minder lang in ihre Betrachtungen versunken, es erschien eine Thräne am Winkel ihres Augenlides, rollte ihre Wange entlang, fiel auf ihre Hand, die den Ton des Elfenbeins angenommen hatte, und dann fuhr die arme Gefangene, — einen Augenblick frei in dem ungeheuren Gebiete der Gedanken, auf dem erleuchteten Felde ihrer Erinnerungen, — die arme Gefangene, sagen wir, fuhr ungestüm aus ihrem Traume auf, schaute umher und kehrte, mit gesenktem Haupte und gebrochenem Herzen, ins Gefängniß zurück.

Am Mittag traten die drei Prinzessinnen bei Madame Elisabeth ein, um ihre Morgenkleider auszuziehen; diesen Augenblick hatte die Schamhaftigkeit der Commune der Einsamkeit vorbehalten: kein Municipal war da.

Um ein Uhr, wenn es das Wetter erlaubte, führte man die königliche Familie in den Garten; vier Municipale und ein Legionschef der Nationalgarde begleiteten oder vielmehr überwachten sie. Da im Tempel eine Menge von Arbeitern war, die man zum Niederreißen der Häuser oder zur Erbauung der neuen Mauern verwendete, so konnten die Gefangenen nur einen Theil der Kastanienallee benützen.

Cléry war bei diesen Spaziergängen; er gab dem jungen Prinzen dadurch ein wenig Leibesübung, daß er ihn Ball spielen oder mit dem Scheibenwerfen sich unterhalten ließ.

Um zwei Uhr kehrte man wieder in den Thurm zurück. Cléry servirte das Mittagsmahl; und alle Tage um diese Stunde kam Santerre in Begleitung von zwei Adjutanten in den Tempel; er visitirte dann ängstlich die beiden Wohnungen des Königs und der Königin.

Manchmal redete ihn der König an; die Königin nie; sie hatte den 20. Juni und das, was sie diesem Manne schuldig war, vergessen.

Nach dem Mahle ging man wieder in den ersten Stock hinab; der König machte eine Partie Piquet oder Trictrac mit der Königin oder mit seiner Schwester.

Um vier streckte sich der König, um seine Siesta zu machen, auf einer Causeuse oder in einem großen Lehnstuhle aus; da trat die tiefste Stille ein: die Prinzessinnen nahmen ein Buch oder eine Arbeit, und Jedes blieb unbeweglich, selbst der kleine Dauphin.

Ludwig XVI. versank, fast ohne Uebergang, vom Wachen in den Schlaf: die physischen Bedürfnisse waren wie gesagt, tyrannisch bei ihm. Der König schlief so regelmäßig anderthalb bis zwei Stunden. Bei seinem Erwachen nahm man die Conversation wieder auf; man rief Cléry, der nie fern war, und Cléry gab dem Dauphin seine Schreibstunde; nachdem er ihm diese Stunde gegeben, führte er den jungen Prinzen in das Zimmer von Madame Elisabeth und ließ ihn Ball oder Federball spielen.

Kam der Abend, so setzte sich die ganze Familie um einen Tisch; die Königin las laut etwas vor, was die Kinder zu unterhalten oder zu belehren geeignet war; Madame Elisabeth löste die Königin ab, wenn diese müde wurde. Die Lecture dauerte bis acht Uhr; um acht Uhr speiste der junge Prinz im Zimmer von Madame Elisabeth zu Nacht; die königliche Familie war bei diesem Mahle anwesend, und der König pflegte dann eine Sammlung vom Mercure de France, die er in der Bibliothek gefunden, zu nehmen und den Kindern Räthsel und Charaden aufzugeben.

Nach dem Abendbrode ließ die Königin ihren Sohn folgendes Gebet sprechen:

„Allmächtiger Gott, der Du mich geschaffen und erlöset hast, ich bete Dich an! erhalte die Tage des Königs meines Vaters und die meiner Familie; beschütze uns gegen unsere Feinde; gib Frau von Tourzel die Kräfte

deren sie bedarf, um zu ertragen, was sie um unseretwillen leidet."

Cléry entkleidete sodann den Dauphin und legte ihn zu Bette, und es blieb eine von den zwei Prinzessinnen bei ihm, bis er eingeschlafen war.

Alle Abende kam um diese Stunde ein Zeitungscolporteur vorüber und rief die Neuigkeiten des Tages aus: Cléry stellte sich auf den Anstand und theilte hernach dem König die Worte des Ausrufers mit.

Um neun Uhr speiste der König ebenfalls zu Nacht.

Cléry brachte auf einem Plateau das Abendbrod der Prinzessin, welche beim kleinen Dauphin wachte.

Nach beendigtem Mahle ging der König wieder ins Zimmer der Königin, reichte ihr, wie seiner Schwester, die Hand zum Abschiede, küßte die Kinder, begab sich in sein Zimmer, zog sich in die Bibliothek zurück und las bis um Mitternacht.

Die Prinzessinnen ihrerseits schloßen sich in ihrer Wohnung ein; Einer von den zwei Municipalen blieb in dem kleinen Gelasse, das ihre zwei Zimmer trennte; der Andere folgte dem König.

Cléry stellte sodann sein Bett in die Nähe von dem des Königs; doch ehe er sich niederlegte, wartete Ludwig XVI., bis der neue Municipale heraufgekommen, um zu wissen, wer es war, und ob er ihn schon gesehen. — Die Municipale wurden um elf Uhr Morgens, um fünf Uhr Abends und um Mitternacht abgelöst.

Diese Lebensart, ohne irgend eine Veränderung, dauerte fort, so lange der König im kleinen Thurme blieb, das heißt bis zum 30. September.

Man sieht, die Lage war traurig und um so mehr bemitleidenswerth, als sie würdig ertragen wurde; die Feindseligsten milderten sich auch bei diesem Anblicke: sie kamen, um einen abscheulichen Tyrannen zu beaufsichtigen, der Frankreich zu Grunde gerichtet, der die Franzosen niedergemetzelt, die Heere der Fremden herbeigerufen hatte

um eine Königin zu beaufsichtigen, welche die Gelüste von Messalina mit den Ausschweifungen von Katharina II. verbunden hatte; sie fanden einen gutherzigen grau gekleideten Mann, den sie mit seinem Kammerdiener verwechselten, der gut aß, gut trank, gut schlief, Piquet und Triktrak spielte, seinen Sohn Lateinisch und Geographie lehrte und seine Kinder Charaden auflösen ließ: — eine Frau, allerdings stolz, hoffärtig, aber würdig, ruhig, ergeben, noch schön, ihre Tochter im Sticken unterrichtend, ihrem Sohne Gebete versprechend, mit ihren Domestiquen sanft redend und einen Kammerdiener „mein Freund" nennend.

Die ersten Augenblicke gehörten dem Hasse; Jeder von diesen Menschen, der mit Gefühlen der Erbitterung und der Rache gekommen war, fing damit an, daß er diesen Gefühlen den Lauf ließ; sodann, allmälig, wurde er von Mitleid gerührt; er, der am Morgen drohend und den Kopf hoch tragend von Hause weggegangen, kam Abends betrübt und mit gesenktem Haupte zurück; seine Frau erwartete ihn neugierig.

„Ah! Du bist da!" rief sie.

„Ja," antwortete er laconisch.

„Hast Du den Tyrannen gesehen?"

„Ich habe ihn gesehen."

„Hat er eine sehr grimmige Miene?"

„Er gleicht einem Rentier des Marais."

„Was macht er? er wüthet! er verflucht die Republik! er . . ."

„Er bringt seine Zeit damit zu, daß er mit seinen Kindern studirt, sie Lateinisch lehrt, mit seiner Schwester Piquet spielt, Charaden erräth, um seine Frau zu belustigen."

„Der Unglückliche hat also keine Gewissensbisse?"

„Ich habe ihn essen sehen, und er ißt wie ein Mensch, der ein ruhiges Gewissen hat; ich habe ihn

schlafen sehen, und ich stehe Dir dafür, daß ihn der Alp nicht drückt."

Und die Frau wurde ebenfalls nachdenkend.

„Dann ist er also nicht so grausam und so strafbar, als man behauptet?" sagte sie.

„Strafbar, ich weiß es nicht; grausam, ich stehe Dir dafür, nein; unglücklich, ganz gewiß!"

„Armer Mann!" rief die Frau.

Man vernehme, was geschah: je mehr die Commune ihren Gefangenen erniedrigte, und je mehr sie zeigte, daß es im Ganzen ein Mensch war wie ein Anderer, desto mehr hatten die andern Menschen Mitleid mit demjenigen, welchen sie als ihres Gleichen erkannten.

Dieses Mitleid äußerte sich oft unmittelbar gegen den König selbst, gegen den Dauphin, gegen Cléry.

Eines Tags war ein Steinhauer beschäftigt, Löcher in die Mauer des Vorzimmers zu machen, wo ungeheure Riegel angebracht werden sollten. Während der Arbeiter frühstückte, belustigte sich der Dauphin damit, daß er mit seinem Handwerkzeug spielte; da nahm der König aus den Händen des Kindes den Hammer und den Meißel und zeigte ihm, selbst ein geschickter Schlosser, auf welche Art man sich dieser Dinge bedienen müsse.

Aus dem Winkel, wo er saß und sein Stück Brod und Käse aß, sah der Maurer mit Erstaunen, was vorging.

Er war vor dem König und dem Prinzen nicht aufgestanden: er stand vor dem Menschen und dem Kinde auf; er näherte sich, den Mund noch voll, aber den Hut in der Hand, und sagte zum König:

„Nun wohl, wenn Sie aus diesem Thurme weggehen werden, können Sie sich rühmen, Sie haben an Ihrem eigenen Gefängniß gearbeitet!"

„Ah!" erwiederte der König, „wann und wie werde ich daraus weggehen?"

Der Dauphin fing an zu weinen; der Arbeiter

wischte sich eine Thräne ab; der König ließ Hammer und Meißel fallen und kehrte in sein Zimmer zurück, wo er lange mit großen Schritten auf- und abging.

An einem andern Tage bezog eine Schildwache, wie gewöhnlich, den Posten vor der Thüre der Königin; das war ein Vorstädter, grob, aber reinlich gekleidet.

Cléry war allein im Zimmer, mit Lesen beschäftigt. Die Schildwache betrachtete ihn mit tiefer Aufmerksamkeit.

Nach einem Augenblicke stand Cléry, durch seinen Dienst anderswohin gerufen, auf und wollte hinausgehen; der Vorstädter aber, während er das Gewehr präsentirte, sagte mit leiser, schüchterner, beinahe zitternder Stimme:

„Man passirt nicht hier."

„Warum nicht?" fragte Cléry.

„Weil mir der Befehl vorschreibt, die Augen auf Sie gerichtet zu haben."

„Auf mich?" versetzte Cléry. „Sie täuschen sich sicherlich."

„Sind Sie nicht der König?"

„Sie kennen also den König nicht?"

„Ich habe ihn nie gesehen, mein Herr; und, wenn ich es sagen soll . . . ich möchte ihn lieber anderswo, als hier sehen."

„Sprechen Sie leise," sagte Cléry.

Sodann, auf eine Thüre deutend:

„Ich will in dieses Zimmer eintreten, und Sie werden den König sehen: er sitzt an einem Tische und liest."

Cléry trat ein und erzählte dem König, was vorgefallen war; der König stand auf und ging von einem Zimmer ins andere auf und ab, damit ihn der brave Mann nach seiner Bequemlichkeit sehen könnte.

Nicht bezweifelnd, der König bemühe sich um seinetwillen so, sprach der Vorstädter zu Cléry:

„Ah! mein Herr, wie gut ist der König! Ich, was

mich betrifft, kann nicht glauben, daß er all das Böse gethan hat, was man sagt."

Eine andere Schildwache, welche am Ende der Allee stand, die der königlichen Familie als Promenade diente, machte den hohen Gefangenen eines Tages begreiflich, sie habe ihnen einige Nachrichten zu geben. Beim ersten Gange hatte Niemand das Ansehen, als schenkte man ihren Zeichen eine Aufmerksamkeit; beim zweiten Gange näherte sich aber Madame Elisabeth der Schildwache, um zu sehen, ob sie mit ihr spreche. Unglücklicher Weise, war es Angst, war es Ehrfurcht, blieb dieser junge Mann, der ein distinguirtes Gesicht hatte, stumm: nur rollten zwei Thränen in seinen Augen, und er deutete mit seinem Finger auf einen Schutthaufen, wo wahrscheinlich ein Brief verborgen war. Unter dem Vorwande, er suche Wurfsteine für den kleinen Prinzen, störte Cléry im Schutte; doch ohne Zweifel errathend, was er suchte, befahlen ihm die Municipale, sich zu entfernen, und verboten ihm, bei Strafe der Trennung vom König, je wieder mit der Schildwache zu sprechen.

Es zeigten übrigens nicht Alle, die sich den Gefangenen des Tempels näherten, dieselben Gefühle der Ehrfurcht und des Mitleids: bei Vielen waren der Haß und die Rache so tief eingewurzelt, daß ihnen dieses Schauspiel des königlichen Unglücks mit bürgerlichen Tugenden ertragen ihre Leidenschaften nicht ausreißen konnte, und zuweilen hatten der König und die Königin Grobheiten, Beleidigungen, Beschimpfungen sogar zu erdulden.

Eines Tags war der Municipal vom Dienste beim König ein gewisser James, Professor der englischen Sprache; dieser Mensch hatte sich an den König wie sein Schatten angehängt und verließ ihn nicht. Der König trat in sein Lesecabinet ein, der Municipal trat hinter ihm ein und setzte sich zu ihm.

„Mein Herr," sagte nun der König zu ihm mit seiner gewöhnlichen Sanftmuth, „Ihre Collegen pflegen mich

in diesem Zimmer allein zu lassen, weil ich [illegible] Könige immer öfter [illegible] [illegible] Augen nicht entziehen [illegible]."

„Meine Collegen handeln nach ihrem Belieben," antwortete James, „und ich nach dem meinen."

„Bemerken Sie gefälligst, mein Herr, dieses Zimmer ist so klein, daß es unmöglich ist, zu zweien darin zu schlafen," entgegnete der König.

„Dann geben Sie mir ein größeres," erwiederte unverschämt der Municipal.

Der König stand auf, ohne etwas zu sagen, er kehrte in sein Schlafzimmer zurück, der Lehrer der englischen Sprache folgte ihm auch dahin und hielt ihn belagert bis zu dem Augenblicke, wo er abgelöst wurde.

Am Morgen hielt der König den Municipal, der die Wache hatte, für den, welchen er am vorhergehenden Tage gesehen; wir haben gesagt, um Mitternacht seien die Municipale gewöhnlich gewechselt worden.

Er ging auf ihn zu und sprach zu ihm mit einer Miene der Theilnahme:

„Ah! mein Herr, ich bedaure sehr, daß man Sie abzulösen vergessen hat."

„Was wollen Sie damit sagen?" fragte ungeschlacht der Municipal.

„Damit will ich sagen, Sie müssen müde sein."

„Mein Herr," erwiederte dieser Mensch, der Mennier hieß, „ich komme hierher, um das, was Sie thun, zu überwachen, und nicht, damit Sie sich um das bekümmern, was ich thue."

Hienach drückte er seinen Hut in den Kopf, näherte sich dem König und fügte bei:

„Niemand, und Sie weniger als irgend Jemand, hat das Recht, sich darein zu mischen."

Einmal wagte es die Königin auch, ein Wort an einen Municipal zu richten.

„Welches Quartier bewohnen Sie?" fragte sie einen

von den Männern, die bei ihrem Mittagsmahle anwesend waren.

„Das Vaterland!“ antwortete dieser stolz.

„Mir scheint, das Vaterland ist Frankreich?“ entgegnete die Königin.

„Außer dem von dem Feinde, den Sie dahin gerufen, besetzten Theile.“

Einige von den Commissären sprachen nie mit dem König, der Königin, den Prinzessinnen, ohne ein obscönes Epitheton oder einen groben Fluch beizufügen.

Eines Tages sagte ein Municipal, Namens Turlot zu Cléry laut genug, daß der König nicht ein Wort von dieser Drohung verlor:

„Würde der Henker diese verfluchte Familie nicht guillotiniren, so würde ich sie selbst guillotiniren!“

Wenn sie sich auf die Promenade begaben, mußten der König und die königliche Familie an einer großen Anzahl Schildwachen vorübergehen, von denen mehrere sogar in das Innere des Thurmes gestellt waren. Gingen die Legionschefs und die Municipale vorbei, so präsentirten die Schildwachen das Gewehr, kam aber der König vorüber, so setzten sie das Gewehr bei Fuß oder drehte ihm den Rücken zu.

Dasselbe war der Fall bei den Wachen vom äußeren Dienste, welche unter dem Thurme standen; passirte der König, so bedeckten und setzten sie sich; kaum waren aber die Gefangenen vorüber, so standen sie auf und entblößten sich.

Die Beschimpfer gingen weiter: nicht damit zufrieden, daß sie das Gewehr vor den Municipalbeamten und den Officieren präsentirten und es vor dem König nicht präsentirten, schrieb eine Schildwache an die innere Seite der Thüre des Gefängnisses:

„Die Guillotine ist permanent und erwartet den Tyrannen Ludwig XVI.“

Das war eine neue Erfindung, welche großen Su

der Einlaß ist so nieder, daß sie sich wohl vor mir bücken müssen!“

Dann fügte er bei:

„Jeden Tag flankire ich den Einen oder den Andern eine Wolke von meiner Pfeife an die Nase. Die Schwester fragte kürzlich unsere Commissäre: „„Warum raucht der Rocher immer?““ „„Offenbar, weil es ihm gefällt,““ antworteten sie.

Es gibt bei allen großen Sühnungen, außer der Strafe, welche über die Missethäter verhängt wird, den Menschen, der den Verurtheilten die Hefe und die Galle trinken läßt: — für Ludwig XVI. heißt er Rocher oder Simon; für Napoleon heißt er Hudson Lowe. Doch wenn der Verurtheilte seine Strafe erlitten, wenn der Missethäter mit dem Leben geendigt hat, dann sind es diese Menschen, die seine Strafe poetisiren, die seinen Tod heiligen! Wäre St. Helena St. Helena ohne den Kerkermeister mit dem rothen Rocke? Wäre der Tempel, der Tempel ohne seinen Sapeur und seinen Schuster? Das sind die wahren Personen der Legende; sie gehören mit Recht zu den langen, düstern Volkserzählungen.

So unglücklich aber auch die Gefangenen sein mochten, es blieb ihnen ein ungeheurer Trost: sie waren vereinigt.

Die Commune beschloß, den König von seiner Familie zu trennen.

Am 26. September, fünf Tage nach der Proclamation der Republik, erfuhr Cléry durch einen Municipalbeamten, die Wohnung, die man für den König im großen Thurme bestimme, werde bald bereit sein.

Von Schmerz durchdrungen, theilte Cléry diese traurige Nachricht seinem Herrn mit; der König sagte aber mit seinem gewöhnlichen Muthe:

„Suchen Sie zum Voraus den Tag dieser pein-[illegible]n Trennung zu erfahren, um mich davon zu unter-[illegible]n.“

Zum Unglücke erfuhr Cléry nichts, und er konnte dem König nichts mehr sagen.

Am 29., Morgens um zehn Uhr, traten sechs Municipale ins Zimmer der Königin in dem Augenblicke ein, wo die ganze Familie hier versammelt war; sie kamen, Inhaber eines Beschlusses der Commune, um den Gefangenen Papier, Tinte, Federn und Bleistifte zu nehmen. Es wurde eine Durchsuchung nicht nur in den Zimmern, sondern selbst an den Personen der Gefangenen vorgenommen.

„Braucht Ihr etwas," sagte derjenige, welcher das Wort führte und den man Charbonnier nannte, „so wird Euer Kammerdiener hinabgehen und Eure Gesuche in ein Register einschreiben, das im Zimmer des Rathes bleiben soll."

Weder der König, noch die Königin machten eine Bemerkung; sie durchstörten sich und gaben Alles, was sie bei sich hatten; die Prinzessinnen und die Damen folgten ihrem Beispiele.

Nun erst erfuhr Cléry durch ein paar Worte, die er bei einem Municipal erlauschte, der König werde noch an demselben Abend in den großen Thurm versetzt werden; er sagte es Madame Elisabeth, welche es dem König mittheilte.

Nichts Neues ereignete sich bis zum Abend. Bei jedem Geräusche, bei jeder Thüre, die man öffnete, zuckten die Herzen der Gefangenen, und ihre ausgestreckten Hände verbanden sich in einem angstvollen Drucke.

Der König blieb länger als gewöhnlich im Zimmer der Königin, doch er mußte sie verlassen.

Endlich öffnete sich die Thüre: die sechs Municipale, welche am Morgen gekommen waren, kehrten mit einem neuen Beschlusse der Commune zurück, den sie dem König vorlasen: es war der officielle Befehl seiner Versetzung in den großen Thurm.

Diesmal verließ den König seine Unempfindlichkeit.

der Einlaß ist so nieder, daß sie sich wohl vor mir bücken müssen!"

Dann fügte er bei:

„Jeden Tag flankire ich den Einen oder den Andern eine Wolke von meiner Pfeife an die Nase. Die Schwester fragte kürzlich unsere Commissäre: „„Warum raucht der Rocher immer?"" „„Offenbar, weil es ihm gefällt,"" antworteten sie.

Es gibt bei allen großen Sühnungen, außer der Strafe, welche über die Missethäter verhängt wird, den Menschen, der den Verurtheilten die Hefe und die Galle trinken läßt: — für Ludwig XVI. heißt er Rocher oder Simon; für Napoleon heißt er Hudson Lowe. Doch wenn der Verurtheilte seine Strafe erlitten, wenn der Missethäter mit dem Leben geendigt hat, dann sind es diese Menschen, die seine Strafe poetisiren, die seinen Tod heiligen! Wäre St. Helena St. Helena ohne den Kerkermeister mit dem rothen Rocke? Wäre der Tempel, der Tempel ohne seinen Sapeur und seinen Schuster? Das sind die wahren Personen der Legende; sie gehören mit Recht zu den langen, düstern Volkserzählungen.

So unglücklich aber auch die Gefangenen sein mochten, es blieb ihnen ein ungeheurer Trost: sie waren vereinigt.

Die Commune beschloß, den König von seiner Familie zu trennen.

Am 26. September, fünf Tage nach der Proclamation der Republik, erfuhr Cléry durch einen Municipalbeamten, die Wohnung, die man für den König im großen Thurme bestimme, werde bald bereit sein.

Von Schmerz durchdrungen, theilte Cléry diese traurige Nachricht seinem Herrn mit; der König sagte aber mit seinem gewöhnlichen Muthe:

„Suchen Sie zum Voraus den Tag dieser peinlichen Trennung zu erfahren, um mich davon zu unterrichten."

Zum Unglücke erfuhr Cléry nichts, und er konnte dem König nichts mehr sagen.

Am 29., Morgens um zehn Uhr, traten sechs Municipale ins Zimmer der Königin in dem Augenblicke ein, wo die ganze Familie hier versammelt war; sie kamen, Inhaber eines Beschlusses der Commune, um den Gefangenen Papier, Tinte, Federn und Bleistifte zu nehmen. Es wurde eine Durchsuchung nicht nur in den Zimmern, sondern selbst an den Personen der Gefangenen vorgenommen.

„Braucht Ihr etwas," sagte derjenige, welcher das Wort führte und den man Charbonnier nannte, „so wird Euer Kammerdiener hinabgehen und Eure Gesuche in ein Register einschreiben, das im Zimmer des Rathes bleiben soll."

Weder der König, noch die Königin machten eine Bemerkung; sie durchstörten sich und gaben Alles, was sie bei sich hatten; die Prinzessinnen und die Damen folgten ihrem Beispiele.

Nun erst erfuhr Cléry durch ein paar Worte, die er bei einem Municipal erlauschte, der König werde noch an demselben Abend in den großen Thurm versetzt werden; er sagte es Madame Elisabeth, welche es dem König mittheilte.

Nichts Neues ereignete sich bis zum Abend. Bei jedem Geräusche, bei jeder Thüre, die man öffnete, zuckten die Herzen der Gefangenen, und ihre ausgestreckten Hände verbanden sich in einem angstvollen Drucke.

Der König blieb länger als gewöhnlich im Zimmer der Königin, doch er mußte sie verlassen.

Endlich öffnete sich die Thüre: die sechs Municipale, welche am Morgen gekommen waren, kehrten mit einem neuen Beschlusse der Commune zurück, den sie dem König vorlasen: es war der officielle Befehl seiner Versetzung in den großen Thurm.

Diesmal verließ den König seine Unempfindlichkeit,

Wohin sollte ihn dieser neue Schritt auf dem entsetzlichen, finsteren Wege führen? Es war das Geheimnißvolle, das Unbekannte, was man betrat; man betrat es auch mit Schauern und mit Thränen.

Der Abschied war lang und schmerzlich. Endlich sah sich der König genöthigt, den Municipalen zu folgen. Nie hatte die Thüre, sich hinter ihm schließend, einen so grauenvollen Ton von sich zu geben geschienen.

Man hatte sich so sehr beeilt, den Gefangenen diesen neuen Schmerz aufzulegen, daß die Wohnung, in die man den König führte, noch nicht fertig war; es befanden sich nur ein Bett und zwei Stühle darin; ganz frisch, gaben die Malerei und das Ankleben der Wohnung einen unerträglichen Geruch.

Der König setzte sich nieder, ohne sich zu beklagen. Cléry brachte die Nacht auf einem Stuhle bei ihm zu.

Cléry stand auf und kleidete den König nach seiner Gewohnheit an; dann wollte er sich in den kleinen Thurm begeben, um den Dauphin anzukleiden: man widersetzte sich, und einer der Municipale, Namens Véron, sagte zu ihm:

„Ihr werdet keinen Verkehr mehr mit den anderen Gefangenen haben; der König wird seine Kinder nicht mehr sehen.“

Diesmal hatte Cléry nicht den Muth, die unselige Kunde seinem Herrn mitzutheilen.

Um neun Uhr verlangte der König, der nichts von der Strenge des Beschlusses wußte, zu seiner Familie geführt zu werden.

„Wir haben keinen Befehl in dieser Beziehung,“ sagten die Commissäre.

Der König beharrte bei seinem Verlangen; doch sie antworteten nicht und zogen sich zurück.

Der König blieb allein mit Cléry; der König sitzend, Cléry an die Wand angelehnt; Beide waren niedergeschlagen.

Eine halbe Stunde nachher traten zwei Municipale ein; ein Kellner aus einem Kaffeehause folgte ihnen und brachte dem König ein Stück Brod und eine Limonade.

„Meine Herren," fragte der König, „könnte ich nicht mit meiner Familie zu Mittag speisen?"

„Wir werden die Befehle der Commune einholen," antwortete Einer von ihnen.

„Aber wenn ich nicht hinabgehen kann, so kann doch mein Kammerdiener hinabgehen? Er trägt Sorge für meinen Sohn, und es gibt hoffentlich kein Hinderniß, daß er ihn zu bedienen fortfahre?"

Der König verlangte die Sache so einfach und so wenig leidenschaftlich, daß diese Menschen, ganz erstaunt, nicht wußten, was sie antworten sollten; dieser Ton, diese Manieren, dieser resignirte Schmerz waren so fern von dem, was sie erwarteten, daß sich eine Art von Blendung ihrer bemächtigte.

Sie beschränkten sich darauf, daß sie antworteten, das hänge nicht von ihnen ab, und entfernten sich.

Cléry war unbeweglich, seinen Herrn mit einer tiefen Bangigkeit betrachtend, bei der Thüre geblieben; er sah den König das Brod nehmen, das man ihm gebracht hatte, und es entzwei brechen. Der König bot ihm sodann die Hälfte davon an und sagte:

„Mein lieber Cléry, es scheint, sie haben Ihr Frühstück vergessen; nehmen Sie die Hälfte von meinem Brode; ich werde an der andern Hälfte genug haben."

Cléry weigerte sich; als aber der König in ihn drang, nahm er es an; nur konnte er sich, während er es nahm, des Schluchzens nicht erwehren. Selbst der König weinte.

Um zehn Uhr brachte ein Municipal die Handwerksleute, welche an der Wohnung arbeiteten; da nähert

sich dieser Municipal dem König mit einem gewissen Mitleiden und sprach:

„Mein Herr, ich habe dem Frühstücke Ihrer Familie beigewohnt und ich bin beauftragt, Ihnen zu sagen, daß sich Jedermann wohl befindet."

Da fühlte der König, wie es ihm leichter und leichter ums Herz wurde; das Mitleid dieses Mannes that ihm wohl.

„Ich danke Ihnen," erwiederte er, „und ich bitte Sie, dagegen meiner Familie Nachricht von mir zu geben und ihr zu sagen, ich befinde mich auch wohl. Könnte ich nun nicht einige Bücher haben, mein Herr, die ich im Zimmer der Königin gelassen? In diesem Falle würden Sie mir das Vergnügen machen, sie mir zu schicken."

Der Municipal war ganz hiemit einverstanden: doch er fühlte sich sehr in Verlegenheit, da er nicht lesen konnte. Endlich gestand er seine Verlegenheit Cléry und bat denselben, ihn zu begleiten, damit er selbst die Bücher erkenne, die der König zu haben wünschte.

Cléry war überglücklich: das bot ihm ein Mittel, der Königin Nachricht von ihrem Gemahl zu bringen.

Ludwig XVI. machte ihm ein Zeichen mit den Augen; dieses Zeichen enthielt eine ganze Welt von Empfehlungen.

Cléry fand die Königin in ihrem Zimmer mit Madame Elisabeth und ihren Kindern.

Die Frauen weinten; — der kleine Dauphin hatte auch angefangen zu weinen, doch die Thränen versiegen rasch in den Augen der Kinder.

Als sie Cléry eintreten sahen, standen die Königin, Madame Elisabeth und Madame Royal auf und befragten ihn, nicht mit der Stimme, sondern mit der Geberde.

Der kleine Dauphin lief auf ihn zu und sagte:

„Da ist mein guter Cléry!"

Leider konnte Cléry nur behutsam ein paar Worte

sagen; zwei Municipale, die ihn begleitet, waren mit ihm im Zimmer.

Die Königin aber vermochte nicht mehr an sich zu halten, sie wandte sich unmittelbar an die Municipale und rief:

„Oh! meine Herren, gestatten Sie, daß wir mit dem König zusammensein können, und wäre es nur einige Augenblicke am Tage und zur Stunde des Mahles."

Die anderen Frauen sagten nichts, aber sie falteten die Hände.

„Meine Herren," sprach der Dauphin, „haben Sie die Gefälligkeit, meinen Vater zu uns zurückkommen zu lassen, und ich werde zum guten Gotte für Sie beten."

Die Municipale schauten sich an, ohne zu antworten; dieses Stillschweigen machte Schluchzen und Geschrei aus der Brust der Frauen hervorbrechen.

„Ah! bei meiner Treue mir gleichviel!" sagte derjenige, welcher mit dem König gesprochen hatte; „sie werden heute noch mit einander zu Mittag essen."

„Aber morgen?" fragte die Königin.

„Madame," antwortete der Municipal, „unser Verfahren ist den Beschlüssen der Commune untergeordnet. Morgen werden wir thun, was die Commune befiehlt. Ist das auch Deine Ansicht, Bürger?" fragte der Municipal seinen Collegen.

Dieser machte mit dem Kopfe ein Zeichen der Beistimmung.

Die Königin und die Prinzessinnen, welche auf dieses Zeichen mit Bangigkeit warteten, gaben einen Freudenschrei von sich. Marie Antoinette nahm ihre beiden Kinder in ihre Arme und preßte sie an ihr Herz; Madame Elisabeth erhob die Hände zum Himmel und dankte Gott. Diese Freude, die so unerwartet, daß sie ihnen Schreie und Thränen entriß, hatte fast das Ansehen eines Schmerzes.

Einer von den Municipalen konnte seine Thränen nicht zurückhalten, und Simon, der gegenwärtig war, rief:

„Ich glaube, diese Halunkenweiber wollen mich weinen machen!"

Dann wandte er sich an die Königin und sagte:

„Ihr weintet nicht so, als Ihr das Volk am 10. August ermordetet!"

„Oh! mein Herr," erwiederte die Königin, „das Volk ist über unsere Gefühle sehr getäuscht! Wenn es uns besser kennete, würde es thun wie dieser Herr: es würde über uns weinen!"

Cléry nahm die vom König verlangten Bücher und ging wieder hinauf; es drängte ihn, dem König die frohe Nachricht zu verkündigen; doch die Municipale hatten fast eben so große Eile als er; — es ist so gut, gut zu sein."

Man servirte das Mittagsmahl beim König; die ganze Familie wurde dahin geführt: man hätte denken sollen, es sei ein Festmahl; einen Tag gewinnend, glaubte man Alles gewonnen zu haben.

Man hatte in der That Alles gewonnen, denn man hörte nichts mehr von dem Beschlusse der Commune, und fortwährend, wie vorher, sah der König seine Familie am Tage und nahm seine Mahle mit ihr ein.

---

## CLXVIII.

## Wo Meister Gamain wiedererscheint.

Am Morgen desselben Tages, wo diese Dinge im Tempel vorgingen, erschien ein Mann, bekleidet mit einer Carmagnole und einer rothen Mütze, gestützt auf eine Krücke, die ihm in seinem Gange Beistand leistete, im Justizministerium.

Roland war sehr zugänglich; doch so zugänglich er war, er sah sich genöthigt, — als ob er Minister einer Monarchie gewesen wäre, statt Minister einer Republik zu sein, — er sah sich genöthigt, Huissiers in seinem Vorzimmer zu haben.

Der Mann mit der Krücke, der Carmagnole und der rothen Mütze mußte also im Vorzimmer anhalten vor dem Huissier, der ihm den Weg versperrte und ihn fragte:

„Was wünschen Sie, Bürger?"

„Ich wünsche mit dem Bürger Minister zu sprechen," antwortete der Mann mit der Carmagnole.

Seit vierzehn Tagen war der Titel Bürger und Bürgerin der Benennung Herr und Madame substituirt worden.

Die Huissier sind immer Huissiers, das heißt sehr unverschämte Personen: wir meinen hier die Huissiers der Ministerien.

Der Huissier erwiederte mit einem Protectorstone:

„Mein Freund, erfahren Sie Eines: daß man nicht nur so den Bürger Minister spricht."

„Und wie spricht man denn den Bürger Minister, Bürger Huissier?"

„Man spricht ihn, wenn man einen Audienzbrief hat."

„Ich glaubte, es sei so, wie Sie sagen, unter der Regierung des Tyrannen gegangen, doch unter der Republik, in einer Zeit, wo sich alle Menschen gleich sind, sei man weniger aristokratisch."

Diese Bemerkung machte den Huissier nachdenken.

„Sehen Sie," fuhr der Mann mit der rothen Mütze, der Carmagnole und der Krücke fort, „sehen Sie, es ist nicht belustigend, von Versailles zu kommen, um einem Minister einen Dienst zu thun, und nicht von ihm empfangen zu werden."

„Sie kommen, um dem Bürger Roland einen Dienst zu thun?"

„Ein wenig."

„Und welche Art von Dienst wollen Sie ihm thun?"

„Ich will ihm eine Verschwörung anzeigen."

„Gut! wir haben Verschwörungen bis über die Ohren."

„Ah!"

„Sie kommen deshalb von Versailles?"

„Ja."

„Nun, Sie können nach Versailles zurückkehren."

„Wohl, ich werde zurückkehren; doch Ihr Minister wird es bereuen, mich nicht empfangen zu haben."

„Ei! das ist der Befehl .... Schreiben Sie ihm und kommen Sie mit einem Audienzbriefe wieder; dann wird das von selbst gehen."

„Ist das Ihr letztes Wort?"

„Es ist mein letztes Wort."

„Wie es scheint, ist es schwieriger, zum Bürger Roland hineinzukommen, als es war, zu Seiner Majestät König Ludwig XVI. zu kommen!"

„Wie so?"

„Ich sage, was ich sage."

„Nun, was sagen Sie?"

„Ich sage, daß es eine Zeit gab, wo ich beim König eintrat, wie ich wollte.“

„Sie?“

„Und ich brauchte zu diesem Ende nur meinen Namen zu nennen.“

„Wie heißen Sie denn? König Friedrich Wilhelm oder Kaiser Franz?“

„Nein, ich bin kein Tyrann, kein Sklavenhändler, kein Aristokrat; ich bin ganz einfach Nicolas Claude Gamain, Meister über Meister, Meister über Alle.“

„Meister in was?“

„In der Schlosserei. Sie kennen Nicolas Claude Gamain, den ehemaligen Schlossermeister von Herrn Capet, nicht?“

„Ah! wie! Sie sind es Bürger, der . .?“

„Nicolas Claude Gamain.“

„Schlosser des Exkönigs?“

„Das heißt, sein Meister in der Schlosserei, verstehen Sie wohl, Bürger?“

„Das will ich sagen.“

„Ich bin es in Fleisch und Knochen.“

Der Huissier schaute seine Kameraden an, als wollte er sie befragen; diese antworteten durch ein bejahendes Zeichen.

„Das ist etwas Anderes,“ sagte der Huissier.

„Was verstehen Sie unter dem: das ist etwas Anderes?“

„Ich verstehe darunter, Sie haben Ihren Namen auf ein Stück Papier zu schreiben, und ich werde diesen Namen dem Bürger Minister vorlegen.“

„Schreiben? Ah! ja wohl, schreiben! das war schon nicht meine Stärke, ehe mich diese Schurken vergiftet hatten; nun aber ist es noch schlimmer! Sehen Sie, wie mich der Arsenik zugerichtet hat!“ fügte Gamain bei.

Und er zeigte seine verdrehten Beine, seinen ver

krümmten Rückgrath und seine wie eine Klaue zusammengezogene Hand.

„Wie! sie haben Sie so zugerichtet, mein armer Mann?“

„Sie selbst! und das ist es, was ich dem Bürger Minister anzeigen will, und noch viel Anderes. — Da man ihm seinen Proceß machen soll, diesem Schufte Capet, so wird das, was ich zu sagen habe, unter den Umständen, in denen man sich befindet, vielleicht für die Nation nicht verloren sein.“

„Nun, so setzen Sie sich und warten Sie, Bürger; ich will Ihren Namen dem Bürger Minister zukommen lassen.“

Und der Huissier schrieb auf ein Stück Papier:

„Claude Nicolas Gamain, ehemaliger Schlossermeister des Königs, bittet den Bürger Minister um eine unmittelbare Audienz wegen einer wichtigen Offenbarung.“

Dann übergab er das Papier einem seiner Kameraden, dessen specieller Auftrag es war, zu melden.

Nach fünf Minuten kam der Kamerad zurück und sagte:

„Folgen Sie mir, Bürger.“

Gamain machte eine Anstrengung, die ihm einen Schmerzensschrei entriß, stand auf und folgte dem Huissier.

Der Huissier führte Gamain nicht in das Cabinet des officiellen Ministers, des Bürgers Roland, sondern in das Cabinet des wirklichen Ministers, der Bürgerin Roland.

Das war ein sehr einfaches kleines Zimmer, mit einer grünen Tapete ausgeschlagen und nur erleuchtet durch ein einziges Fenster, in dessen Vertiefung, an einem Tischchen sitzend, Madame Roland arbeitete.

Roland stand am Kamine.

Der Huissier meldete den Bürger Nicolas Claude

Gamain, und der Bürger Nicolas Claude Gamain erschien an der Thüre.

Der Schlossermeister hatte nie, selbst in der Zeit seiner bessern Gesundheit und seines höchsten Glückes, ein sehr vortheilhaftes Aeußere gehabt; doch die Krankheit, der er preisgegeben, und die nichts Anderes war, als ein Gliederfluß, hatte seine Glieder verkrümmend und sein Gesicht verzerrend, wie man leicht begreift, den Annehmlichkeiten seiner Physiognomie nichts beigefügt.

So kam es, daß, als der Huissier die Thüre wieder hinter ihm geschlossen, nie ein ehrlicher Mann, — und man muß sagen, Niemand verdiente mehr als Roland den Titel eines ehrlichen Mannes — so kam es, sagen wir, daß nie ein ehrlicher Mann mit ruhigem, heiterem Gesichte sich einem Schufte mit gemeinerem, abscheulicherem Gesichte gegenüber befunden hatte.

Das erste Gefühl, das den Minister ergriff, war das eines tiefen Widerwillens. Er betrachtete den Bürger Gamain vom Kopfe bis zu den Füßen, und als er sah, daß er auf seiner Krücke zitterte, da machte ein Gefühl des Mitleids für das Ungemach von seines Gleichen, — angenommen, der Bürger Gamain sei des Ministers Gleichen beizuzählen gewesen, — ein Gefühl des Mitleids machte, daß das erste Wort, welches der Minister an den Schlosser richtete, war:

„Setzen Sie sich, Bürger, Sie scheinen leidend zu sein.“

„Ich glaube wohl, daß ich leidend bin!“ erwiederte Gamain, während er sich setzte; „das ist so, seitdem die Oesterreicherin mich vergiftet hat.“

Bei diesen Worten zog ein Ausdruck tiefen Ekels über das Gesicht des Ministers, und er wechselte einen Blick mit seiner Frau, welche in der Fenstervertiefung fast verborgen war.

„Und um mir diese Vergiftung anzuzeigen, sind Sie gekommen?“ sagte Roland.

„Um Ihnen dies und Anderes anzuzeigen.“

„Bringen Sie den Beweis für Ihre Anzeigen?“

„Ah! was das betrifft, . . . Sie brauchen nur mit mir in die Tuilerien zu kommen, und Sie werden den Schrank sehen.“

„Welchen Schrank?“

„Den Schrank, in dem dieser Schurke seinen Schatz verbarg . . . Oh! ich hätte es vermuthen müssen, als die Oesterreicherin, nachdem die Arbeit beendigt war, mit ihrem duckmäuserischen Tone zu mir sagte: „„Gamain, Sie haben warm; trinken Sie dieses Glas Wein: es wird Ihnen wohl thun!““ Ich hätte vermuthen müssen, daß es vergiftet war!“

„Vergiftet?“

„Ja. Ich wußte doch,“ sprach Gamain mit dem Ausdrucke finsteren Hasses, „ich wußte doch, daß die Menschen, welche Königen Schätze verbergen helfen, nicht lange leben.“

Roland näherte sich seiner Frau und befragte sie mit den Augen.

„Es ist etwas im Grunde von Allem dem,“ sagte sie; „ich erinnere mich nun des Namens von diesem Menschen: es ist der Schlossermeister des Königs.“

„Und dieser Schrank?“

„Nun, fragen Sie ihn, wie es mit diesem Schranke sei.“

„Wie es mit diesem Schranke sei?“ versetzte Gamain, der gehört hatte. „Ah! ich will es Ihnen sagen! Das ist ein eiserner Schrank mit einem Schlosse, das auf zwei Seiten zu öffnen ist, und in diesem Schranke verbarg der Bürger Capet sein Geld und seine Papiere.“

„Und woher kennen Sie die Existenz dieses Schrankes?“

„Dadurch, daß er mich und meinen Gesellen in

Versailles holen ließ, um ihm ein Schloß in den Gang zu bringen, das er selbst gemacht hatte, und das nicht ging."

„Dieser Schrank wird aber am 10. August geöffnet zerbrochen, geplündert worden sein."

„Oh! da ist keine Gefahr!"

„Wie, da ist keine Gefahr?"

„Nein; . . . ich fordere wohl Jeden in der Welt, wer es auch sein mag, ihn und mich ausgenommen, auf, den Schrank zu finden und besonders zu öffnen."

„Sie sind Ihrer Sache gewiß?"

„Gewiß und sicher! Wie er gewesen ist zur Stunde, wo ich die Tuilerien verlassen habe, so ist er heute noch."

„Und zu welcher Zeit haben Sie dem König Ludwig XVI. diesen Schrank schließen helfen?"

„Ah! ich kann das nicht genau sagen; doch es war drei oder vier Monate vor der Abreise nach Varennes."

„Und wie hat sich das zugetragen? Entschuldigen Sie, mein Freund, die Sache scheint mir so außerordentlich, daß ich, ehe ich eine Nachforschung nach diesem Schranke unternehme, Sie über einige Einzelheiten befragen muß."

„Oh! diese Einzelheiten sind leicht zu geben, Bürger Minister, und es wird nicht daran fehlen. Capet ließ mich in Versailles holen; meine Frau wollte nicht dulden, daß ich gehe, die arme Frau! sie hatte eine Ahnung; sie sagte zu mir: „„Der König ist in einer schlimmen Lage; Du wirst Dich für ihn compromittiren."" „„Ei!"" antwortete ich, „„da er mich in einer Angelegenheit, die mein Handwerk betrifft, holen läßt, und er mein Schüler ist, so muß ich wohl gehen."" „„Gut!"" versetzte sie, „„dahinter steckt Politik: er hat in diesem Augenblicke etwas Anderes zu thun, als Schlösser zu machen!""

„Fassen wir uns kurz, mein Freund . . . Sie sind also gegen die Warnung Ihrer Frau gegangen?“

„Ja, ich hätte besser daran gethan, auf ihre Warnung zu hören: ich wäre nicht in dem Zustande, in dem ich mich befinde. Doch sie werden es mir bezahlen, die Giftmischer!“

„Sodann?“

„Ah! um auf den Schrank zurückzukommen . . .“

„Ja, mein Freund, und suchen wir nicht hievon abzuspringen, nicht wahr? Meine ganze Zeit gehört der Republik, und ich habe sehr wenig Zeit.“

„Da zeigte er mir ein Benardeschloß, das nicht ging; er hatte es selbst gemacht, was mir beweist, daß er mich, wenn es gegangen wäre, nicht hätte holen lassen, der Verräther!“

„Er zeigte Ihnen ein Benardeschloß, das nicht ging?“ sagte der Minister, um Gamain bei der Frage festzuhalten.

„Er fragte mich: „„Warum geht das nicht, Gamain?““ Ich sagte: „„Sire, ich muß das Schloß untersuchen.““ Er sagte: „„Das ist ganz recht.““ Da untersuchte ich das Schloß, und ich sagte: „„Wissen Sie, warum das Schloß nicht geht?““ „„Nein,““ antwortete er mir, „„da ich das frage.““ „„Nun, es geht nicht, Sire (man nannte ihn damals noch Sire, den Schurken!) es geht nicht, Sire . . . das ist ganz einfach, es geht nicht . . .““ Folgen Sie wohl meinem Raisonnement; denn da Sie nicht so stark in der Schlosserei sind, als der König, so können Sie vielleicht nicht begreifen . . . Das heißt, nein, ich erinnere mich nun: es war kein Benardeschloß, es war ein Kassenschloß.“

„Das ist mir durchaus gleichgültig,“ erwiederte Roland; „ich bin, wie Sie errathen haben, nicht so stark als der König in der Schlosserei, und ich kenne den Un-

terschied zwischen einem Benardeschlosse und einem Kassenschlosse nicht.“

„Den Unterschied . . . ich will Sie denselben mit dem Finger berühren lassen . . .“

„Unnöthig . . . Sie erklärten dem König, sagten Sie . . .“

„Warum das Schloß nicht schließe . . . Soll ich Ihnen sagen, warum es nicht schließt?“

„Wenn Sie wollen,“ antwortete Roland, der zu denken anfing, es wäre das Beste, Gamain seiner Weitschweifigkeit zu überlassen!

„Nun denn, es schloß nicht, verstehen Sie? weil der Reifen des Schlüssels wohl den großen Bart anhakte, weil der große Bart wohl die Hälfte seines Kreises beschrieb, aber hier angelangt, da er nicht schräge gearbeitet war, nicht allein durchschlüpfte, das ist die Sache! Sie begreifen nun, nicht wahr? Da der Lauf des Bartes sechs Linien betrug, so mußte die Schulterung eine Linie betragen. Sie begreifen?“

„Vortrefflich!“ sagte Roland, der nicht ein Wort begriff.

„„Bei meiner Treue! das ist es!““ rief der König (man gab damals diesen Titel noch dem schändlichen Tyrannen!) „„nun wohl, Gamain, mache Du, was ich nicht habe machen können, mein Meister!““ „„Oh! nicht nur Ihr Meister, sondern auch Meister über Meister, Meister über Alle!““

„So daß?“

„So daß ich zur Arbeit schritt, während Herr Capet mit meinem Gesellen plauderte, den ich immer im Verdachte hatte, er sei ein verkleideter Aristokrat gewesen; nach zehn Minuten war das fertig. Da ging ich mit der eisernen Thüre, an der das Schloß angebracht war, hinab und sagte: „„Da ist es, Sire!““ „„Nun wohl, Gamain,““ sagte er, „„komm mit mir.““ ... ging voraus, ich folgte ihm: er führte mich zuerst

sein Schlafzimmer, sodann in einen dunklen Gang, durch den sein Alcoven mit dem Zimmer des Dauphin in Verbindung stand. Hier war es so finster, daß man eine Kerze anzünden mußte. Der König sagte zu mir: „„Halte diese Kerze, Gamain, und leuchte mir!““ (Er erlaubte sich, mich zu duzen, der Tyrann!) Dann hob er eine Füllung vom Täfelwerk auf, hinter der sich ein rundes Loch von zwei Fuß im Durchmesser an seiner Oeffnung fand; als er mein Erstaunen wahrnahm, sagte er: „„Ich habe dieses Versteck gemacht, um Geld darin zu verwahren; Du siehst nun, Gamain, man muß die Oeffnung mit dieser eisernen Thüre schließen.““ „„Das wird bald geschehen sein,““ antwortete ich: „„die Angeln sind daran, sowie der Riegel.““ Ich hing die Thüre ein und brauchte nur zu schieben: sie schloß sich von selbst; dann brachte man die Füllung wieder an ihren Platz, und gute Nacht! kein Schrank, keine Thüre, kein Schloß mehr!“

„Und Sie glauben, mein Freund, dieser Schrank habe keinen andern Zweck gehabt, als den, Geldkasten zu werden, und der König habe sich all diese Mühe gegeben, nur um Geld zu verbergen?“

„Warten Sie doch! Das war ein Kniff: er hielt sich für sehr schlau, der Tyrann! doch ich bin so schlau als er. Hören Sie, was geschah: „„Gamain,““ sagte er, „„hilf mir das Geld zählen, das ich in diesem Schranke verbergen will.““ Und wir zählten so zwei Millionen in doppelten Louis d'or, die wir in vier lederne Säcke vertheilten; während ich aber sein Gold zählte, sah ich aus dem Augenwinkel den Kammerdiener Papiere, Papiere und Papiere bringen ... und ich sprach zu mir selbst: „„Gut! der Schrank, das ist um Papiere darin zu verschließen; das Geld, das ist ein [illegible].““

„Was sagst Du hiezu, Madeleine?“ fragte Roland

seine Frau, indem er sich zu ihr bückte, so daß ihn diesmal Gamain nicht hörte.

„Ich sage, diese Offenbarung ist von der höchsten Wichtigkeit, und man darf keinen Augenblick verlieren."

Roland klingelte.

Der Huissier erschien.

„Haben Sie einen Wagen angespannt im Hofe des Hotels?" fragte Roland.

„Ja, Bürger."

„Lassen Sie ihn vorfahren."

Gamain stand auf.

„Ah!" sagte er ärgerlich, „Sie haben mich satt, wie es scheint?"

„Warum?" fragte Roland.

„Weil Sie Ihren Wagen bestellen . . . Die Minister haben also noch Wagen unter der Republik?"

„Mein Freund," antwortete Roland, „die Minister haben zu jeder Zeit Wagen: ein Wagen ist kein Luxus für einen Minister; das ist eine Ersparniß."

„Eine Ersparniß an was?"

„An Zeit, das heißt an der theuersten und kostbarsten Waare, die es auf der Welt gibt."

„Ich werde also wiederkommen müssen?"

„Wozu?"

„Ei! um Sie zu dem Schranke zu führen, wo der Schatz ist."

„Unnöthig."

„Wie so, unnöthig?"

„Allerdings, da ich den Wagen verlangt habe, um dahin zu fahren."

„Um wohin zu fahren?"

„Nach den Tuilerien."

„Wir gehen also dorthin?"

„Auf der Stelle."

„Das ist gut."

„Doch mir fällt ein . . ." sagte Roland.

„Was?“ fragte Gamain.

„Der Schlüssel?“

„Welcher Schlüssel?“

„Der Schlüssel vom Schranke. Ludwig XVI. hat ihn wahrscheinlich nicht in der Thüre stecken lassen.“

„O! gewiß nicht; denn er ist nicht so dumm, als er aussieht, der dicke Capet.“

„Sie werden also Werkzeuge mitnehmen?“

„Wozu?“

„Um den Schrank zu öffnen.“

Gamain zog aus seiner Tasche einen ganz neuen Schlüssel und fragte:

„Und was ist denn das?“

„Ein Schlüssel.“

„Der Schlüssel vom Schranke, den ich aus dem Gedächtnisse gemacht habe; ich hatte ihn wohl studirt, vermuthend, es werde eines Tags . . .“

„Dieser Mensch ist ein großer Schurke!“ sagte Madame Roland zu ihrem Gatten.

„Du denkst also?“ fragte dieser zögernd.

„Ich denke, wir sind in unserer Lage nicht berechtigt, einen von den Aufschlüssen zurückzuweisen, die das Glück uns schickt, um zur Kenntniß der Wahrheit zu gelangen.“

„Da ist er! da ist er!“ rief Gamain strahlend, indem er seinen Schlüssel zeigte.

„Und Sie glauben,“ fragte Roland mit einem Ekel, der zu verbergen ihm unmöglich war, „Sie glauben, dieser Schlüssel, obgleich aus der Erinnerung und nach achtzehn Monaten gemacht, werde den eisernen Schrank öffnen?“

„Auf das erste Mal, hoffe ich!“ sagte Gamain. „Nicht für die Langweile ist man Meister über Meister, Meister über Alle.“

„Der Wagen vom Bürger Minister wartet,“ meldete der Huissier.

„Werde ich mitgehen?“ fragte Madame Roland.

„Gewiß! sind Papiere da, so werde ich sie Dir anvertrauen; bist Du nicht das ehrlichste Wesen, das ich kenne?"

Und sich gegen Gamain umwendend:

„Kommen Sie, mein Freund."

Gamain folgte zwischen seinen Kinnbacken brummend:

„Ah! ich sagte wohl, ich werde Dir das vergelten, Herr Capet!"

Das!... Was war dieses Das?

Es war das Gute, das ihm der König gethan hatte!

---

# CLXIX.

## Der Rückzug der Preußen.

Während der Wagen des Bürgers Roland nach den Tuilerien rollt; während Gamain die in der Mauer verborgene Füllung wiederfindet; während, nach dem erschrecklichen Versprechen, das er gemacht, der aus dem Gedächtniß geschmiedete Schlüssel mit einer wunderbaren Leichtigkeit den eisernen Schrank öffnet; während der eiserne Schrank das ihm anvertraute verhängnißvolle Depositum überliefert, welches, obgleich dabei die vom König selbst Madame Campan übergebenen Papiere fehlen, einen so grausamen Einfluß auf das Geschick der Gefangenen des Tempels üben soll; während Roland diese Papiere mit sich nach Hause nimmt, eines nach dem andern liest, sie numerirt, überschreibt und vergebens

unter allen diesen Stücken eine Spur von der so sehr denuncirten Käuflichkeit von Danton sucht, — sehen wir, was der ehemalige Justizminister macht.

Wir sagen: Der ehemalige Justizminister, weil, sobald der Convent eingesetzt war, Danton nichts Eiligeres zu thun hatte, als seine Entlassung zu nehmen.

Er war auf die Tribune gestiegen und hatte gesagt:

„Ehe ich meine Meinung über den ersten Beschluß ausdrücke, den der Convent erlassen muß, sei es mir erlaubt, in seinen Schooß die Functionen niederzulegen, mit der mich die gesetzgebende Versammlung betraut hatte. Ich habe sie empfangen unter dem Donner der Kanonen; nun ist die Vereinigung der Heere geschehen, nun ist die Verbindung der Repräsentanten bewerkstelligt. Ich bin nur noch Mandatar des Volkes, und in dieser Eigenschaft werde ich sprechen."

Bei den Worten: „Die Vereinigung der Heere ist geschehen," hätte Danton beifügen können: „Und die Preußen sind geschlagen;" denn er sprach diese Worte am 21. September, und am 20. hatte die Schlacht bei Valmy stattgefunden; Danton wußte aber nichts hievon.

Er beschränkte sich darauf, daß er sagte:

„Diese leeren Gespenster der Dictatur, mit denen man das Volk erschrecken wollte, zerstreuen wir sie; erklären wir, es gebe keine andere Constitution, als die, welche von ihm angenommen worden. Bis heute hat man es aufgeregt: man mußte es gegen den Tyrannen erwecken; nun da die Gesetze so erschrecklich gegen diejenigen sind, welche sie verletzen würden, als das Volk die Tyrannei zu Boden schmetternd gewesen ist, mögen sie alle Schuldige bestrafen! Schwören wir jede Uebertreibung ab; proclamiren wir, alles territoriale und industrielle Eigenthum werde ewig aufrecht erhalten ·rden."

Mit seiner gewöhnlichen Geschicklichkeit antwortete ·nton auf zwei große Befürchtungen Frankreichs:

Frankreich befürchtete für seine Freiheit und für sein Eigenthum; und, seltsam! wer befürchtete besonders für sein Eigenthum? Die neuen Eigenthümer, diejenigen, welche am Tage vorher gekauft hatten, welche noch drei Viertel von ihrem Kaufe schuldig waren! Diese waren Conservative geworden, mehr als die alten Adeligen, als die alten Aristokraten, kurz als die alten Eigenthümer. Die Letzteren zogen ihr Leben ihren ungeheuren Besitzungen vor, und zum Beweise dient, daß sie ihre Güter verlassen hatten, um ihr Leben zu retten, während die Bauern, die Käufer der Nationalgüter, die Eigenthümer von gestern ihren kleinen Winkel Erde ihrem Leben vorzogen, mit dem Gewehre in der Hand darüber wachten und um keinen Preis der Welt ausgewandert wären!

Danton hatte das begriffen; er hatte begriffen, es sei gut, nicht nur diejenigen, welche Eigenthümer seit gestern waren, zu beruhigen, sondern auch diejenigen, welche es morgen werden sollten; denn der große Gedanke der Revolution war: „Alle Franzosen müssen Eigenthümer sein; das Eigenthum macht den Menschen nicht immer besser, aber es macht ihn würdiger, indem es ihm das Gefühl seiner Unabhängigkeit gibt.“

So faßte sich auch der ganze Geist der Revolution in folgenden Worten von Danton zusammen:

„Abschaffung jeder Dictatur; Heiligkeit jedes Eigenthums; das heißt — Ausgangspunkt: der Mensch hat das Recht, sich selbst zu regieren; Zweck: der Mensch hat das Recht, die Frucht seiner freien Thätigkeit zu erhalten.“

Und wer sagte dies? Der Mann des 20. Juni, des 10. Augusts, des 2. Septembers, dieser Riese der Stürme, der sich zum Steuermann machte und die zwei Rettungsanker der Nationen: die Freiheit, das Eigenthum ins Meer warf.

Die Gironde begriff nicht: die ehrliche Gironde

hatte einen unüberwindlichen Widerwillen gegen den . . wie sollen wir sagen? . . . gegen den leichten Danton: man hat gesehen, daß sie ihm die Dictatur in dem Augenblicke verweigert hatte, wo er sie verlangte, um die Metzelei zu verhindern.

Ein Girondist stand auf, und statt dem Manne von Genie, der die großen Befürchtungen Frankreichs ausgesprochen und dieselben, indem er sie ausgesprochen, beschwichtigt hatte, Beifall zu klatschen, rief er Danton zu:

„Jeder, der das Eigenthum zu heiligen sucht, gefährdet es; es anrühren, selbst um es zu befestigen, heißt dasselbe erschüttern. Das Eigenthum ist älter als jedes Gesetz!"

Der Convent erließ folgende zwei Decrete:

„Es kann nur eine Constitution geben, wenn sie vom Volke adoptirt worden ist."

„Die Sicherheit der Personen und des Eigenthums steht unter dem Schutze der Nation."

Das war es, und das war es nicht; nichts ist erschrecklicher in der Politik, als die ungefähr!

Die Entlassung von Danton war übrigens angenommen worden.

Doch der Mann, der sich stark genug geglaubt hatte, um auf seine Rechnung den 2. September, das heißt den Schrecken von Paris, den Haß der Provinz, den Fluch der Welt zu nehmen, dieser Mann war sicherlich ein sehr mächtiger Mann.

Und in der That, er hielt zugleich die Fäden der Diplomatie, des Krieges und der Polizei; Dumouriez, und folglich die Armee, waren in seiner Hand.

Die Nachricht vom Siege von Valmy war in Paris angekommen und hatte hier eine große Freude verursacht; sie war auf Adlersflügeln gekommen, und man

hatte sie als viel entscheidender angesehen, als sie in Wirklichkeit war.

In Folge hievon war Frankreich von einer tiefsten Bangigkeit zu einer höchsten Kühnheit übergegangen; die Clubbs athmeten nur Krieg und Schlacht.

„Warum, da der König von Preußen besiegt war, warum war der König von Preußen nicht Gefangener, gebunden, geknebelt, oder wenigstens über den Rhein zurückgeworfen?"

Das sagte man ganz laut.

Sodann leise:

„Das ist sehr einfach: Dümouriez verräth! er ist an die Preußen verkauft!"

Dumouriez empfing schon den Lohn für einen großen Dienst, den er geleistet: den Undank.

Der König von Preußen hielt sich ganz und gar nicht für geschlagen: er hatte die Höhen von Valmy angegriffen und sie nicht nehmen können, — das war das Ganze; jede Armee hatte ihr Lager behalten; die Franzosen, welche seit dem Anfange des Feldzuges beständig rückwärts marschirt waren, verfolgt durch blinde Schrecken, durch Niederlagen, durch Unfälle, die Franzosen waren diesmal fest stehen geblieben, nichts mehr, nichts weniger. Was den Verlust an Menschen betrifft, er war auf beiden Seiten ungefähr gleich gewesen.

Dies konnte man Paris, Frankreich, Europa bei dem Bedürfnisse eines großen Sieges, das wir hatten, nicht sagen; das ließ aber Dumouriez Danton durch Westermann sagen.

Die Preußen waren so wenig geschlagen, so wenig auf dem Rückzuge begriffen, daß sie zwölf Tage nach Valmy noch unbeweglich in ihren Lagern standen.

Dumouriez hatte schriftlich angefragt, ob er, im Falle, daß Vorschläge vom König von Preußen gemacht würden, unterhandeln sollte? Diese Anfrage erhielt zwei Antworten: eine vom Ministerium, stolz, officiell, ve

der Begeisterung des Sieges dienten; die andere vernünftig und ruhig, aber von Danton allein.

Der Brief des Ministeriums sprach:

„Die Republik unterhandelt nicht, so lange der Feind nicht das Gebiet geräumt hat."

Der von Danton sagte:

„Unter der Bedingung, daß die Preußen das Gebiet räumen, unterhandeln Sie um jeden Preis."

Unterhandeln war nichts Bequemes in der Verfassung des Geistes, in der sich der König von Preußen befand; ungefähr zu gleicher Zeit, da nach Paris die Nachricht vom Siege von Valmy kam, kam in Valmy die Kunde von der Abschaffung des Königthums und der Proclamation der Republik an. Der König von Preußen war wüthend.

Die Folgen dieser in der Absicht, den König von Frankreich zu retten, unternommene Invasion, welche bis dahin kein anderes Resultat gehabt hatte, als den 10. August, den 2. und den 21. September, das heißt die Gefangenschaft des Königs, die Metzelung der Adeligen, die Abschaffung des Königthums, hatten Friedrich Wilhelm in finstere Wuthanfälle versetzt; er wollte kämpfen, was es auch kosten möge, und hatte für den 29. September den Befehl zu einer heftigen Schlacht gegeben.

Es war weit von da, wie man sieht, bis zum Verlassen des Gebietes der Republik.

Am 29. fand, statt eines Kampfes, ein Kriegsrath statt.

Dumouriez war übrigens auf Alles gefaßt.

Sehr frech in seinen Worten, benahm sich Braunschweig höchst vorsichtig, wenn es sich darum handelte, ihnen Thaten zu substituiren; Braunschweig war im Ganzen noch ehr Engländer, als Deutscher; er hatte eine Schwester Königin von England geheirathet; er empfing also iso sehr von London, als von Berlin seine Eingebun-

gen. Beschloß England, sich zu schlagen, so würde er sich mit beiden Armen schlagen: mit einem Arme für Preußen, mit dem andern für England; zogen aber die Engländer, seine Herren, das Schwert nicht aus der Scheide, so war er ganz bereit, das seinige wieder einzustecken.

Am 29. legte nun Braunschweig im Rathe Briefe von England und von Holland vor, die sich weigerten, der Coalition beizutreten. Ueberdies marschirte Custine gegen den Rhein, Koblenz bedrohend, und war Koblenz genommen, so war das Thor, um nach Preußen zurückzukehren, für Friedrich Wilhelm verschlossen.

Dann gab es etwas noch viel Ernsteres, viel Gewichtigeres, als Alles dies! Zufällig hatte der König von Preußen eine Geliebte, die Gräfin von Lichtenau ... Sie war der Armee gefolgt, wie Jedermann, — wie Göthe, der in einem Fourgon Seiner Preußischen Majestät die ersten Scenen von seinem Faust skizzirte; — sie zählte auf die militärische Promenade: sie wollte Paris sehen.

Mittlerweile hatte sie sich in Spaa aufgehalten. Hier hatte sie den Tag von Valmy erfahren und vernommen, welche Gefahren ihr königlicher Liebhaber gelaufen war. Sie fürchtete im höchsten Grade zwei Dinge, die schöne Gräfin: die Kugeln der Franzosen, das Lächeln der Französinnen. Sie schrieb Briefe über Briefe, und die Postscripta dieser Briefe, das Resumé des Gedankens von derjenigen, welche sie geschrieben, war das Wort: Komm zurück!

Der König von Preußen wurde in Wahrheit durch nichts mehr zurückgehalten, als etwa dadurch, daß er sich schämen mochte, Ludwig XVI. zu verlassen. Alle diese Erwägungen wirkten auf ihn; nur waren die zwei mächtigsten die Thränen seiner Geliebten und die Gefahr der Koblenz preisgegeben.

Nichtsdestoweniger drang er darauf, daß man Lui

wig XVI. in Freiheit setze. Danton stellte sich, wie durch Westermann, als Beschlüsse der Commune zukommen zu lassen, die ihm die Gefangenen [illegible] [illegible] [illegible] zeigten. Das genügte dem König von Preußen: man sagt, er war nicht sehr schwierig. Seine Freunde versichern, ehe er sich zurückgezogen, habe er sich von Danton und Dumouriez das Versprechen geben lassen, sie werden dem König das Leben retten. Nichts beweist diese Behauptung.

Am 29. September beginnt die preußische Armee ihren Rückzug und macht eine Meile; am 30. noch eine Meile.

Das französische Heer escortirte sie. Es wollte sie ihr die Honneurs des Landes, sie zurückgeleitend, geben.

So oft sie unsere Soldaten angreifen, ihr den Rückzug abschneiden, kurz es wagen wollten, den Keller in die Enge zu treiben und zu machen, daß er den Hunden Stand halte, zogen sie die Leute von Danton wieder rückwärts.

Daß die Preußen aus Frankreich hinausgehen, das war Alles, was Danton wollte.

Am 22. October wurde dieser patriotische Wunsch erfüllt.

Am 6. November verkündigten die Kanonen von Jemappes das Gottesurtheil über die französische Revolution.

Am 7. nahm die Gironde den Proceß des Königs in Angriff.

Etwas Aehnliches hatte sich sechs Wochen vorher ereignet: am 20. September hatte Dumouriez die Schlacht bei Valmy gewonnen; am 21. war die Republik proclamirt worden.

Jeder Sieg hatte gewisser Maßen seine Krönung und ließ Frankreich einen Schritt mehr in der Revolution machen.

Diesmal war es der furchtbarste; man näherte sich

dem in den ersten Zeiten unbekannten Ziele, auf das man drei Jahre blindlings zugegangen war; wie es in der Natur geschieht, so fing man an die Conturen der Dinge zu unterscheiden, von denen man nur die Massen erschaut hatte.

Was sah man nun am Horizont? ein Schaffot! am Fuße dieses Schaffots den König!

In dieser ganz materiellen Zeit, wo alle niedrige Instincte des Hasses, der Zerstörung und der Rache den Sieg über die erhabenen Ideen einiger höheren Geister davon trugen; wo ein Mann wie Danton, das heißt ein Mann, der die blutigen Septembertage auf seine Rechnung nahm, bezüchtigt wurde, er sei das Haupt der Nachsichtigen, war es schwierig, daß die Idee die That überwog; und was die Männer des Convents nicht begriffen, oder was nur Gewisse unter ihnen begriffen, die Einen klar, die Andern instinctmäßig, das war, daß man den Proceß dem Königthum und nicht dem König machen mußte.

Das Königthum, das war eine finstere Abstraction, ein bedrohliches Mysterium, von dem Niemand mehr etwas wissen wollte; ein Idol außen vergoldet, wie jene übertünchten Gräber, von denen Christus spricht, voll von Würmern und von Fäulniß im Innern. Doch der König, das war etwas Anderes: der König, das war ein Mensch; ein Mensch wenig interessant in den Tagen seiner Wohlfahrt, den aber das Unglück geläutert, die Gefangenschaft vergrößert hatte; seine Empfindsamkeit hatte sich entwickelt in seinen Mißgeschicken; und bei der Königin war das Blendwerk des Unglücks so mächtig gewesen, daß, mochte es nun neue Anschauung, mochte es alte Reue sein, die Gefangene des Tempels dahin [...]langt war, nicht daß sie ihn liebte, — dieses arme gebrochene Herz hatte verlieren müssen, was es an Liebe enthielt, wie ein zersprungenes Gefäß, was es an Flüssigkeit enthält, Tropfen um Tropfen verliert! — sonder

wenigstens, daß sie ihn verehrte, anbetete im religiösen Sinne des Wortes, diesen König, diesen Fürsten, diesen Menschen, dessen materielle Appetite, dessen gemeine Instincte ihr oft die Schamröthe ins Gesicht getrieben hatten.

Eines Tages trat der König bei der Königin ein und fand sie damit beschäftigt, daß sie das Zimmer des kranken Dauphin auskehrte.

Er blieb auf der Schwelle stehen, ließ seinen Kopf auf seine Brust fallen und sagte mit einem Seufzer:

„Ah! Madame, welch ein Handwerk für eine Königin von Frankreich! und wenn man in Wien sehen würde, was Sie da thun! Wer hätte geglaubt, Sie mit meinem Geschicke verbindend, werde ich Sie so tief hinabsteigen machen?“

„Ei!“ erwiederte die Königin, „rechnen Sie für nichts den Ruhm, die Frau des besten und des grausamst verfolgten Mannes zu sein?“

Dies antwortete die Königin, und zwar ohne Zeugen und nicht glaubend, sie werde von einem armen Kammerdiener gehört werden, der dem König folgte, der diese Worte auffaßte und sie, wie schwarze Perlen, aufbewahrte, um daraus ein Diadem zu machen, nicht dem Haupte des Königs, sondern dem Haupte des Verurtheilten!

An einem andern Tage war es Madame Elisabeth, welche Ludwig XVI., in Ermangelung einer Scheere, mit ihren Schmelzzähnen den Faden schneiden sah, mit dem sie ein Kleid der Königin flickte.

„Arme Schwester! welch ein Contrast mit dem hübschen Häuschen in Montreuil, wo es Ihnen an nichts fehlte!“

„Ah! mein Bruder,“ antwortete die fromme Jungfrau, „kann ich etwas beklagen, wenn ich Ihr Unglück theile?“

Und Alles das wurde bekannt; Alles das verbrei-

tete sich; Alles das stickte mit goldenen Arabesken die düstere Legende vom Märtyrer.

Das Königthum vom Tode getroffen, aber der König lebend erhalten, das war ein großer, mächtiger Gedanke, so groß und so mächtig, daß er nur wenigen Menschen in den Kopf kam, und diese, — so unpopulär war er, — wagten es kaum, ihn auszudrücken.

„Ein Volk hat nöthig, daß man es rettet; doch es hat nicht nöthig, daß man es rächt," sagte Danton bei den Cordeliers.

„Allerdings muß man den König richten," spricht Grégoire im Convent, „doch er hat so viel für die Verachtung gethan, daß kein Platz für den Haß da ist!"

Payne schrieb:

„Ich will, daß man den Prozeß mache, nicht gegen Ludwig XVI., sondern gegen die Bande der Könige; von diesen Individuen haben wir eines in unserer Gewalt: es wird uns auf den Weg der allgemeinen Conspiration bringen . . . Ludwig XVI. ist sehr nützlich, um Allen die Nothwendigkeit der Revolution darzuthun."

Die erhabenen Geister, Thomas Payne, und die großen Herzen, Danton, Grégoire, waren über diesen Punkt einverstanden: man mußte nicht den Proceß des Königs, sondern den Proceß der Könige machen, und im Nothfalle mußte man bei diesem Processe Ludwig XVI. als Zeugen berufen. Frankreich als Republik, das heißt volljährig, mußte in seinem Namen und im Namen der dem Königthum unterworfenen, das heißt minderjährigen, Völker verfahren; Frankreich saß dann nicht mehr als ein irdischer Richter, sondern als göttlicher Schiedsrichter; es schwebte in höheren Sphären, und sein Wort stieg dann nicht mehr zum Throne empor, wie ein Spritzer von Koth und Blut: es fiel auf die Könige wie ein Ausbruch von Blitz und Donner.

Denken Sie sich diesen Proceß veröffentlicht, unterstützt durch Beweise, beginnend mit Katharina II., der Henkerin Polens; denken Sie sich die Einzelheiten dieses monströsen Lebens an das volle Tageslicht gebracht wie den Leichnam der Frau von Lamballe, und zwar zu ihren Lebzeiten; sehen Sie die Maschine des Mordens an den Pranger der öffentlichen Meinung gestellt, — und sagen Sie, welche Lehre für die Völker aus einem solchen Processe entsprungen wäre".

---

## CLXX.

## Der Proceß.

Die Papiere des eisernen Schrankes, von Gamain überliefert, — dem der Convent zwölfhundert Livres Leibrente für dieses schöne Werk bewilligte, und der verkrümmt durch den Gliederfluß starb, — die Papiere des eisernen Schrankes, gereinigt durch das Auslesen von denjenigen, welche wir Ludwig XVI. Madame Campan haben übergeben sehen, diese Papiere, sagen wir, enthielten, zur großen Enttäuschung von Herrn und Madame Roland, nichts gegen Dumouriez und ebenso wenig etwas gegen Danton: sie compromittirten besonders den König und die Priester; sie denuncirten den dürftigen, kleinen, engen, undankbaren Geist von Ludwig XVI., der nur diejenigen haßte, welche ihn hatten retten wollen: Necker, Lafayette, Mirabeau! — Es war auch nichts darin gegen die Gironde zu finden.

Die Verhandlung über den Proceß begann am 13. November.

Wer eröffnete sie? wer machte sich zum Schwertträger der Montagne? wer schwebte über der finstern Versammlung wie der Würgengel?

Ein junger Mensch, oder vielmehr ein Knabe von vierundzwanzig Jahren, vor dem vorgeschriebenen Alter in den Convent geschickt, den wir schon mehrere Male in dieser Geschichte haben erscheinen sehen.

Er war gebürtig aus einer der rauhsten Gegenden Frankreichs, aus der Nièvre; es lag in ihm der herbe, bittere Saft, der, wenn nicht die großen Menschen, doch wenigstens die gefährlichen Menschen macht. Er war der Sohn eines alten Soldaten, den dreißigjährige Dienste bis zum St. Ludwigs-Orden e r h o b e n, folglich geadelt und mit dem Chevaliertitel begabt hatten; er war traurig, ernst geboren; seine Familie hatte ein Gütchen im Departement der Aisne, in Blérancourt bei Noyon, und sie bewohnte dieses bescheidene Besitzthum, das noch lange nicht die goldene Mittelmäßigkeit des lateinischen Dichters erreichte. Nach Rheims geschickt, um die Rechte zu studiren, machte er hier schlechte Studien und schlechte Verse, ein ausschweifendes Gedicht in der Manier des O r l a n d o F u r i o s o und der P u c e l l e; 1789 ohne Erfolg gedruckt, wurde dieses Gedicht ohne größeren Succeß 1792 wiedergedruckt.

Es drängte ihn, aus seiner Provinz wegzukommen, und er suchte Camille Desmoulins, den glänzenden Journalisten, auf, der in seinen geschlossenen Händen die zukünftige Republik der unbekannten Dichter hielt; dieser, ein erhabener Straßenjunge, voll Geist und Anmuth, sah eines Tages bei sich eintreten einen hoffärtigen Schüler, voll Anmaßung und Pathos, mit langsamen, abgemessenen Worten, die eines um das andere wie die Tropfen eisigen Wassers, welche die Felsen durchdringen, niederfielen, und zwar von einem Frauenmunde; was das Uebrige

das Gesicht bedeckte, das wenige Haare, braune, dunkle durch schwarze Brauen fast abgeschnittene Augen, ein weißer, eher kränklicher als reiner Teint; [illegible] in Rheims könnte wohl den [illegible] die [illegible] gegeben haben, welche die Kinder am Tage ihrer Salbung zu leiden die Schmerzen hatten; ein Kinn, das sich in einer ungeheuren Kravatte verlor, die sehr eng um den Hals gebunden war, während sie die ganze Welt lose, gleich am schwebend trug, als wollte man dem Henker jede Leichtigkeit, sie anzuknüpfen, geben; eine Steifheit, unbeweglich, lächerlich als Maschine, wenn er nicht erschrecklich als Gespenst wurde. Alles dies behängt mit einer so niedrigen Stirne, daß die Haare bis auf die Augen herabgingen.

Camille Desmoulins sah also eines Tages die fremde Gestalt bei sich eintreten; sie war ihm äußerst antipathisch.

Der junge Mann las ihm seine Verse vor und sagte ihm, unter anderen socialen Gedanken, die Welt sei leer seit den Römern.

Die Verse schienen Camille schlecht, der Gedanke schien ihm falsch; er spottete über den Dichter, er spottete über den Philosophen; und der Dichter-Philosoph kehrte in seine Einsamkeit in Blérancourt zurück und „schlug wie Tarquinius," sagt Michelet, der große Portraitist von dieser Art von Leuten, „und schlug Mohnköpfe mit einem Stabe ab, in einem vielleicht Desmoulins, im andern Danton."

Die Gelegenheit kam indessen: die Gelegenheit fehlt gewissen Menschen nie. Sein Dorf, sein Flecken, sein Städtchen, Blérancourt war bedroht, einen Markt zu verlieren, der ihm zu leben gab; ohne Robespierre zu kennen, schreibt der junge Mann an Robespierre, bittet ihn, die Reclamation der Gemeinde, die er ihm überschickt, zu unterstützen, und bietet ihm überdies, um zum

Vortheil der Nation verkauft zu werden, sein Gütchen, das heißt Alles, was er besitzt, an.

Was Camille Desmoulins lachen machte, machte Robespierre träumen; er berief den fanatischen jungen Mann zu sich, studirte ihn, erkannte, er sei von dem Schlage von Menschen, mit welchen man die Revolutionen mache, und ließ ihn, durch sein Ansehen bei den Jacobinern zum Mitgliede des Convents ernennen, obgleich er noch nicht das vorgeschriebene Alter hatte. Der Präsident des Wahlkörpers, Jean de Bry, protestirte und überschickte, indem er protestirte, den Taufschein des Neugewählten; dieser war in der That erst einundzwanzig Jahre und drei Monate alt, doch unter dem Einflusse von Robespierre verschwand diese vergebliche Reclamation.

Dieser junge Mann war es, mit dem Robespierre in der Nacht vom 2. September nach Hause ging; dieser junge Mann war es, der schlief, als Robespierre nicht schlief; — dieser junge Mann war Saint-Just.

„Saint-Just," sprach eines Tags Camille Desmoulins zu ihm, „weißt Du, was Danton von Dir sagt?"

„Nein."

„Er sagt, Du tragest den Kopf wie ein heiliges Sacrament."

Ein bleiches Lächeln schwebte über den weibischen Mund des jungen Mannes.

„Gut," erwiederte er, „und ich werde ihn den seinigen wie ein heiliger Dionysius tragen lassen."

Und er hielt Wort.

Saint-Just stieg langsam vom Gipfel der Montagne herab; er stieg langsam auf die Tribune, und forderte langsam den Tod . . . Er f o r d e r t e, nein, wir irren uns, er b e f a h l den Tod.

Es war eine grausame Rede, die Rede, welche dieser bleiche, schöne junge Mann mit den Frauenlippen

des Gesichtes betrifft, das waren blaue, kleine, harte, durch schwarze Brauen stark abgesperrte Augen, ein weißer, eher kränklicher als reiner Teint: sein Aufenthalt in Rheims konnte wohl dem Achtzehnjährigen die scrofulöse Krankheit gegeben haben, welche die Könige am Tage ihrer Salbung zu heilen die Prätension hatten; ein Kinn, das sich in einer ungeheuren Cravatte verlor, die fest um den Hals gebunden war, während sie die ganze Welt lose, gleichsam schwebend trug, als wolle man dem Henker jede Leichtigkeit, sie aufzuknüpfen geben; ein Rumpf steif, automatisch, lächerlich als Maschine, wenn er nicht erschrecklich als Gespenst wurde. Alles dies bekrönt mit einer so niedrigen Stirne, daß die Haare bis an die Augen herabgingen.

Camille Desmoulins sah also eines Tages die fremde Gestalt bei sich eintreten; sie war ihm äußerst antipathisch.

Der junge Mann las ihm seine Verse vor und sagte ihm, unter anderen socialen Gedanken, die Welt sei leer seit den Römern.

Die Verse schienen Camille schlecht, der Gedanke schien ihm falsch; er spottete über den Dichter, er spottete über den Philosophen; und der Dichter-Philosoph kehrte in seine Einsamkeit in Blérancourt zurück und „schlug wie Tarquinius," sagt Michelet, der große Portraitist von dieser Art von Leuten, „und schlug Mohnköpfe mit einem Stabe ab, in einem vielleicht Desmoulins, im andern Danton."

Die Gelegenheit kam indessen: die Gelegenheit fehlt gewissen Menschen nie. Sein Dorf, sein Flecken, sein Städtchen, Blérancourt war bedroht, einen Markt zu verlieren, der ihm zu leben gab; ohne Robespierre zu kennen, schreibt der junge Mann an Robespierre, bittet ihn, die Reclamation der Gemeinde, die er ihm überschickt, zu unterstützen, und bietet ihm überdies, um zum

Vortheil der Nation verkauft zu werden, sein Gütchen, das heißt Alles, was er besitzt, an.

Was Camille Desmoulins lachen machte, machte Robespierre träumen; er berief den fanatischen jungen Mann zu sich, studirte ihn, erkannte, er sei von dem Schlage von Menschen, mit welchen man die Revolutionen mache, und ließ ihn, durch sein Ansehen bei den Jacobinern zum Mitgliede des Convents ernennen, obgleich er noch nicht das vorgeschriebene Alter hatte. Der Präsident des Wahlkörpers, Jean de Bry, protestirte und überschickte, indem er protestirte, den Taufschein des Neugewählten; dieser war in der That erst einundzwanzig Jahre und drei Monate alt, doch unter dem Einflusse von Robespierre verschwand diese vergebliche Reclamation.

Dieser junge Mann war es, mit dem Robespierre in der Nacht vom 2. September nach Hause ging; dieser junge Mann war es, der schlief, als Robespierre nicht schlief; — dieser junge Mann war Saint-Just.

„Saint-Just," sprach eines Tags Camille Desmoulins zu ihm, „weißt Du, was Danton von Dir sagt?"

„Nein."

„Er sagt, Du tragest den Kopf wie ein heiliges Sacrament."

Ein bleiches Lächeln schwebte über den weibischen Mund des jungen Mannes.

„Gut," erwiederte er, „und ich werde ihn den seinigen wie ein heiliger Dionysius tragen lassen."

Und er hielt Wort.

Saint-Just stieg langsam vom Gipfel der Montagne herab; er stieg langsam auf die Tribune, und forderte langsam den Tod . . . Er f o r d e r t e, nein, wir irren uns, er b e f a h l den Tod.

Es war eine grausame Rede, die Rede, welche dieser bleiche, schöne junge Mann mit den Frauenlippen

hielt; nehme sie auf, wer will, drucke sie, wer kann; wir haben nicht den Muth dazu.

„Man muß den König nicht lange richten," sagte er, „man muß ihn tödten.

„Man muß ihn tödten, denn es gibt keine Gesetze mehr, um ihn zu richten; er hat sie selbst vernichtet.

„Man muß ihn tödten wie einen Feind; man richtet nur die Bürger. Um den Tyrannen zu richten, müßte man ihn zuerst wieder zum Bürger machen.

„Man muß ihn tödten wie einen Schuldigen, der auf der That, die Hand im Blute, ertappt worden ist; das Königthum ist überdies ein ewiges Verbrechen: ein König ist außer der Natur; vom Volke zum König keine natürliche Beziehung."

Er sprach so eine Stunde, mit der Stimme eines Rhetors, mit den Geberden eines Pedanten, und am Ende jedes Satzes wiederholten sich die Worte, welche mit einem seltsamen Gewichte niederfielen und bei den Zuhörern eine Erschütterung der des Messers der Guillotine ähnlich hervorbrachten, die Worte: „Man muß ihn tödten!"

Diese Rede machte eine erschreckliche Sensation; es war nicht ein Richter, der nicht, indem er sie hörte, die in sein Herz die Kälte des Stahls eindringen fühlte. Robespierre selbst erschrak, als er seinen Zögling, seinen Schüler so weit jenseits der vorgeschobensten republikanischen Vorposten die blutige Fahne der Revolution aufpflanzen sah.

Von da an war der Proceß nicht nur beschlossen, sondern Ludwig XVI. war sogar verurtheilt.

Es versuchen, den König zu retten, hieß sich dem Tode weihen.

Danton hatte den Gedanken hiezu, er hatte aber den Muth; er hätte Patriotismus genug gehabt, den Namen eines Mörders zu [illegible], er hätte

nicht Stoicismus genug, um den eines Verräthers anzunehmen.

Am 11. December eröffnete sich der Proceß.

Drei Tage vorher war ein Municipal im Tempel an der Spitze einer Abordnung der Commune erschienen, beim König eingetreten, und hatte den Gefangenen einen Beschluß vorgelesen, durch den befohlen war, ihnen Messer, Rasirmesser, Scheeren, Federmesser, kurz alle schneidende Instrumente zu nehmen, deren man die Verurtheilten beraubt.

Da mittlerweile Madame Cléry in Begleitung einer Freundin gekommen war, um ihren Mann zu besuchen, so ließ man wie gewöhnlich den Kammerdiener in den Rathssaal hinabgehen; hier fing dieser an mit seiner Frau zu plaudern, welche ihm absichtlich mit lauter Stimme Details über häusliche Angelegenheiten gab; während sie aber laut sprach, sagte ihre Freundin leise:

„Am nächsten Dienstag führt man den König in den Convent ... Der Proceß wird beginnen ... Der König kann einen Rath nehmen ... Alles dies ist gewiß."

Der König hatte Cléry verboten, irgend Etwas vor ihm zu verbergen; so schlimm die Kunde war, der getreue Diener faßte den Entschluß, sie seinem Herrn mitzutheilen. Dem zu Folge wiederholte er ihm am Abend, als er ihn auskleidete, die Worte, die man ihm zugeflüstert hatte, und er fügte bei, die Commune beabsichtige, ihn während der ganzen Dauer seines Processes von seiner Familie zu trennen.

Es blieben Ludwig XVI. vier Tage, um mit der Königin Abrede zu nehmen.

Er dankte Cléry für die Treue, mit der er sein Wort halte, und sprach:

„Seien Sie fortwährend bemüht, etwas über das, was sie von mir wollen, zu entdecken; fürchten Sie nicht,

mich zu betrüben. Ich bin mit meiner Familie übereingekommen, nicht unterrichtet zu scheinen, um Sie nicht zu gefährden."

Doch je näher der Tag kam, wo der Proceß in Angriff genommen werden sollte, desto mißtrauischer wurden die Municipale; Cléry hatte also den Gefangenen keine andere Nachrichten zu geben, als die, welche in einem Journal, das man ihm zukommen ließ, enthalten waren: dieses Journal veröffentlichte das Decret, das befahl, daß am 11. December Ludwig XVI. vor den Schranken des Convents erscheinen sollte.

Am 11. December wurde von Morgens um fünf Uhr an der Generalmarsch durch ganz Paris geschlagen; die Thüren des Tempels öffneten sich, und man ließ in die Höfe Cavallerie und Kanonen einrücken. Wäre die königliche Familie über das, was vorging, unwissend gewesen, sie würde durch einen solchen Lärmen sehr in Unruhe versetzt worden sein; sie gab sich indessen den Anschein, als wüßte sie die Ursache davon nicht, und verlangte Erklärungen von den Commissären vom Dienste: diese weigerten sich, solche zu geben.

Um neun Uhr gingen der König und der Dauphin, um zu frühstücken, in die Wohnung der Prinzessinnen hinauf; man hatte noch eine letzte Stunde mit einander zuzubringen, jedoch unter den Augen der Municipale; nach einer Stunde mußte man sich trennen, und, da man dafür galt, man wisse nichts, bei der Trennung Alles in sein Herz verschließen.

Der Dauphin wußte in der That nichts; man hatte seine Jugend mit diesem Schmerze verschont. Er trug beharrlich darauf an, daß man eine Partie Siam mache; so sehr auch sein Inneres von schweren Sorgen in Anspruch genommen sein mußte, der König wollte seinem Sohne diese Zerstreuung geben.

Der Dauphin verlor alle Partien und blieb dreimal bei der Nummer 16 stehen.

„Verdammte Nummer 16!“ rief er, „ich glaube, sie bringt mir Unglück!“

Der König antwortete nichts, doch dieses Wort ergriff ihn wie ein unglückliches Vorzeichen.

Um elf Uhr, während er dem Dauphin seine Lection im Lesen gab, traten zwei Municipale ein und sagten, sie kommen, um den jungen Ludwig zu holen und ihn zu seiner Mutter zu führen: der König wollte die Motive dieser Entziehung wissen; die Commissäre beschränkte sich darauf, daß sie antworteten, sie vollziehen die Befehle des Rathes der Commune.

Der König küßte seinen Sohn und beauftragte Cléry, ihn zu seiner Mutter zu bringen.

Cléry gehorchte und kam zurück.

„Wo haben Sie meinen Sohn gelassen?“ fragte der König.

„In den Armen der Königin, Sire,“ antwortete Cléry.

Einer von den Commissären erschien wieder.

„Mein Herr,“ sagte er zu Ludwig XVI. „der Bürger Chambon, Maire von Paris (das war der Nachfolger von Pétion), ist im Rathe und wird sogleich heraufkommen.“

„Was will er von mir?“ fragte der König.

„Ich weiß es nicht,“ antwortete der Municipal.

Und er entfernte sich und ließ den König allein.

Der König ging einen Augenblick mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, und setzte sich dann in ein Fauteuil oben an seinem Bette.

Der Municipal hatte sich mit Cléry in das anstoßende Zimmer zurückgezogen und sagte zum Kammerdiener:

„Ich mag nicht mehr zum König hineingehen, weil ich befürchte, daß er mich befragt.“

Es herrschte indessen eine solche Stille im Zimmer

mich zu betrüben. Ich bin mit meiner Familie übereingekommen, nicht unterrichtet zu scheinen, um Sie nicht zu gefährden."

Doch je näher der Tag kam, wo der Proceß in Angriff genommen werden sollte, desto mißtrauischer wurden die Municipale; Cléry hatte also den Gefangenen keine andere Nachrichten zu geben, als die, welche in einem Journal, das man ihm zukommen ließ, enthalten waren: dieses Journal veröffentlichte das Decret, das befahl, daß am 11. December Ludwig XVI. vor den Schranken des Convents erscheinen sollte.

Am 11. December wurde von Morgens um fünf Uhr an der Generalmarsch durch ganz Paris geschlagen; die Thüren des Tempels öffneten sich, und man ließ in die Höfe Cavallerie und Kanonen einrücken. Wäre die königliche Familie über das, was vorging, unwissend gewesen, sie würde durch einen solchen Lärmen sehr in Unruhe versetzt worden sein; sie gab sich indessen den Anschein, als wüßte sie die Ursache davon nicht, und verlangte Erklärungen von den Commissären vom Dienste: diese weigerten sich, solche zu geben.

Um neun Uhr gingen der König und der Dauphin, um zu frühstücken, in die Wohnung der Prinzessinnen hinauf; man hatte noch eine letzte Stunde mit einander zuzubringen, jedoch unter den Augen der Municipale; nach einer Stunde mußte man sich trennen, und, da man dafür galt, man wisse nichts, bei der Trennung Alles in sein Herz verschließen.

Der Dauphin wußte in der That nichts; man hatte seine Jugend mit diesem Schmerze verschont. Er trug beharrlich darauf an, daß man eine Partie Siam mache; so sehr auch sein Inneres von schweren Sorgen in Anspruch genommen sein mußte, der König wollte seinem Sohne diese Zerstreuung geben.

Der Dauphin verlor alle Partien und blieb dreimal bei der Nummer 16 stehen.

„Verdammte Nummer 16!“ rief er, „ich glaube, sie bringt mir Unglück!“

Der König antwortete nichts, doch dieses Wort ergriff ihn wie ein unglückliches Vorzeichen.

Um elf Uhr, während er dem Dauphin seine Lection im Lesen gab, traten zwei Municipale ein und sagten, sie kommen, um den jungen Ludwig zu holen, und ihn zu seiner Mutter zu führen: der König wollte die Motive dieser Entziehung wissen; die Commissäre beschränkte sich darauf, daß sie antworteten, sie vollziehen die Befehle des Rathes der Commune.

Der König küßte seinen Sohn und beauftragte Cléry, ihn zu seiner Mutter zu bringen.

Cléry gehorchte und kam zurück.

„Wo haben Sie meinen Sohn gelassen?“ fragte der König.

„In den Armen der Königin, Sire,“ antwortete Cléry.

Einer von den Commissären erschien wieder.

„Mein Herr,“ sagte er zu Ludwig XVI. „der Bürger Chambon, Maire von Paris (das war der Nachfolger von Pétion), ist im Rathe und wird sogleich heraufkommen.“

„Was will er von mir?“ fragte der König.

„Ich weiß es nicht,“ antwortete der Municipal.

Und er entfernte sich und ließ den König allein.

Der König ging einen Augenblick mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, und setzte sich dann in ein Fauteuil oben an seinem Bette.

Der Municipal hatte sich mit Cléry in das anstoßende Zimmer zurückgezogen und sagte zum Kammerdiener:

„Ich mag nicht mehr zum König hineingehen, weil ich befürchte, daß er mich befragt.“

Es herrschte indessen eine solche Stille im Zimmer

des Königs, daß der Commissär darüber in Unruhe gerieth; er trat sachte ein und fand den König den Kopf auf seine Hände gestützt und, wie es schien, tief in Gedanken versunken.

Bei dem Geräusche, das die Thüre sich auf ihren Angeln drehend machte, richtete der König den Kopf auf und fragte:

„Was wollen Sie von mir?"

„Ich befürchtete, Sie seien unpäßlich," antwortete der Municipal.

„Ich bin nicht unpäßlich," erwiederte der König, „nur ist die Art, wie man mir meinen Sohn nimmt, unendlich empfindlich für mich."

Der Municipal zog sich zurück.

Der Maire erschien erst um ein Uhr; er war begleitet vom neuen Procurator der Commune Chaumette, vom Secretär-Greffier Coulombeau, von mehreren Municipalbeamten und von Santerre, der selbst in Begleitung seiner Adjutanten erschien.

Der König stand auf.

„Was wollen Sie von mir, mein Herr?" fragte er, sich an den Maire wendend.

„Ich komme, um Sie zu holen," antwortete dieser, „und zwar kraft eines Decretes des Convents, das Ihnen der Secretär-Greffier vorlesen wird."

Der Secretär-Greffier entrollte in der That ein Papier und las:

„Decret des Nationalconvents, das befiehlt, daß Ludwig Capet . . ."

Bei diesem Worte unterbrach der König den Leser und sagte:

„Capet ist nicht mein Name, es ist der Name von einem meiner Ahnen."

Als sodann der Secretär in seiner Lesung fortfahren wollte, sprach der König:

„Unnöthig, mein Herr, ich habe das Decret in einem Journal gelesen.“

Und sich an die Commissäre wendend fügte er bei:

„Ich hätte gewünscht, man würde mir meinen Sohn während der zwei Stunden gelassen haben, die ich Sie erwartend zubrachte: aus zwei grausamen Stunden hätte man mir zwei süße Stunden gemacht. Diese Behandlung ist indessen eine Fortsetzung von dem, was ich seit vier Monaten erdulde . . . Ich will Ihnen folgen, nicht um dem Convente zu gehorchen, sondern weil meine Feinde die Gewalt in der Hand haben!“

„Dann kommen Sie, mein Herr,“ sagte Chambon.

„Ich verlange nur so viel Zeit, als ich brauche, um einen Ueberrock über meinen Frack anzuziehen. Cléry, meinen Ueberrock!“

Cléry reichte dem König den verlangten Ueberrock, der haselnußfarbig war.

Unten an der Treppe schaute der Gefangene mit Besorgniß die Musketen, die Pieken, und besonders die himmelblauen Reiter an, von deren Formation er nichts wußte; dann warf er einen letzten Blick auf den Thurm, und man ging ab.

Es regnete.

Der König saß in einem Wagen und machte die Fahrt mit ruhigem Gesichte.

Als er an den Thoren Saint-Martin und Saint-Denis vorüberkam, fragte er, welches von beiden man einzureißen vorgeschlagen habe.

Auf der Schwelle der Reitschule legte ihm Santerre die Hand auf die Schulter, und führte ihn vor die Schranke, an denselben Platz und auf dasselbe Fauteuil, wo er die Constitution beschworen hatte.

Alle Deputirte waren im Augenblicke des Eintritts von Ludwig XVI. sitzen geblieben; ein Einziger, als er an ihm vorüberging, stand auf und grüßte.

Der König wandte sich erstaunt um und erkannte Gilbert.

„Guten Morgen, Herr Gilbert," sagte er.

Sodann zu Santerre:

„Sie kennen Herrn Gilbert: er war einst mein Arzt; nicht wahr, Sie werden ihm also nicht zürnen, daß er mich gegrüßt hat?"

Das Verhör begann.

Hier fängt das Blendwerk des Unglücks an vor der Oeffentlichkeit zu verschwinden: der König antwortete nicht nur auf die Fragen, die man an ihn richtete, sondern er antwortete sogar schlecht, zögernd, mit Winkelzügen, leugnend, sein Leben streitig machend, wie es ein Provinzadvocat eine Frage über eine gemeinschaftliche Mauer plaidirend hätte machen können.

Das helle Tageslicht stand dem armen König nicht an.

Das Verhör dauerte bis um fünf Uhr.

Um fünf Uhr wurde der König in den Saal der Conferenzen geführt, wo er seinen Wagen erwartete.

Der Maire näherte sich ihm und fragte:

„Haben Sie Hunger, mein Herr, wollen Sie etwas zu sich nehmen?"

„Ich danke Ihnen," erwiederte der König, mit einer Geberde der Weigerung.

Doch fast in demselben Augenblicke, als er einen Grenadier ein Brod aus seiner Tasche ziehen und die Hälfte davon dem Procurator der Commune Chaumette geben sah, trat er auf diesen zu und fragte ihn:

„Wollen Sie mir ein Stück von Ihrem Brode geben, mein Herr?"

Da er aber leise gesprochen hatte, wich Chaumette zurück und sagte:

„Sprechen Sie laut, mein Herr!"

„Ah! ich kann laut sprechen," erwiederte der König,

mit einem traurigen Lächeln, „ich bitte um ein Stück Brod."

„Gern," antwortete Chaumette.

Und ihm sein Brod reichend:

„Nehmen Sie, schneiden Sie ab! Das ist ein Spartanermahl; hätte ich eine Wurzel, so würde ich Ihnen die Hälfte davon geben."

Man ging in den Hof hinab.

Als sie den König erblickte, stimmte die Menge die Marseillaise an, wobei sie mit besonderer Energie den Vers hervorhob:

Qu'un sang impur abreuve nos sillons!

Ludwig XVI. erbleichte leicht und stieg in den Wagen.

Hier fing er an zu essen, doch nur die Kruste seines Brodes: die Krume blieb ihm in der Hand, und er wußte nicht, was er mit dieser Krume machen sollte.

Der Substitut des Procurators nahm sie ihm aus der Hand und warf sie zum Schlage hinaus.

„Ah! es ist schlimm, das Brod so wegzuwerfen," sagte der König, „besonders in einem Augenblicke, wo es so selten ist!"

„Und woher wissen Sie, daß es so selten ist?" sagte Chaumette; „es fehlt Ihnen doch nicht daran!"

„Ich weiß, daß es selten ist, weil das, welches man mir gibt, ein wenig nach Erde riecht."

„Meine Großmutter," erwiederte Chaumette, „sagte mir immer: „„Bübchen, Du darfst nie eine Brodkrume verderben, denn Du könntest nicht ebenso viel hervorbringen."

„Herr Chaumette," sprach der König, „Ihre Großmutter war, wie es scheint, eine verständige Frau."

Es trat eine Stille ein; Chaumette blieb stumm, in eine Wagenecke vertieft.

„Was haben Sie, mein Herr?“ fragte der König. „Sie erbleichen!“

„In der That,“ antwortete Chaumette, „ich fühle mich unwohl.“

„Vielleicht ist es das Rollen des Wagens, der im Schritte geht?“ fragte der König.

„Vielleicht.“

„Sind Sie zur See gewesen?“

„Ich habe den Krieg mit la Motte-Picquet gemacht.“

„La Motte-Picquet,“ sagte der König, „das war ein Braver!“

Und er schwieg ebenfalls.

Worüber dachte er nach? über seine schöne, in Indien siegreiche Marine; über seinen Hafen in Cherbourg, den man dem Ocean abgerungen; über sein glänzendes Admiralscostume, roth und Gold, so verschieden von der Kleidung, die er in diesem Augenblicke trug; über seine Kanonen, die bei seinem Vorübergehen vor Freude brüllten, in den Tagen seines Glückes?

Er war weit von da, der arme Ludwig XVI., gerüttelt in einem im Schritte fahrenden Fiacre, mit diesem die Wogen des Volkes durchschneidend, das sich, um ihn zu sehen, herbeidrängte, ein faules, hohlgehendes Meer, dessen Flut aus den Gossen von Paris aufstieg; mit den Augen blinzelnd am hellen Tage, mit seinem langen Barte, mit den spärlichen, fadblonden Haaren, und seinen abgemagerten, auf seinen gerunzelten Hals herabhängenden Backen; bekleidet mit einem grauen Fracke und einem haselnußfarbigen Ueberrocke, und mit jenem automatischen Gedächtnisse der Kinder und der Bourbonen sprechend: „Ah! das ist die und die Straße, — und dann die Straße — und dann die Straße.“

Bei der Rue d'Orleans angelangt, sagte er:

„Ah! das ist die Rue d'Orleans!“

„Sagen Sie die Rue d'Egalité," antwortete man ihm.

„Ah! ja, wegen des Herrn . . ."

Der König vollendete nicht, er versank wieder in sein Stillschweigen und sprach von der Rue d'Egalité bis zum Tempel nicht ein Wort mehr.

---

## CLXXI.

## Die Legende vom Märtyrer-König.

Der König, als er ankam, verlangte vor Allem, daß man ihn zu seiner Familie führe; doch man antwortete ihm, es sei in dieser Beziehung kein Befehl da.

Ludwig begriff, daß er, wie jeder Verurtheilte, dem man einen Proceß auf den Tod macht, in engem Gewahrsam war.

„Unterrichten Sie wenigstens meine Familie von meiner Rückkehr," sagte er.

Sodann, ohne sich um die vier Municipale zu bekümmern, die ihn umgaben, beschäftigte er sich mit seiner gewöhnlichen Lecture.

Der König hatte noch eine Hoffnung: zur Stunde des Abendbrods würde seine Familie zu ihm heraufkommen.

Er wartete vergebens. Niemand erschien.

„Ich denke aber," sagte er, „mein Sohn wird Nacht bei mir zubringen, da seine Effecten hier sind!

Ach! der Gefangene hatte, hinsichtlich seines Soh

nicht einmal die Gewißheit, die er zu haben sich den Anschein gab.

Man antwortete ebenso wenig auf diese Frage, als man es bei den andern gethan hatte.

„Nun! so legen wir uns zu Bette!“ sagte der König.

Cléry kleidete ihn wie gewöhnlich aus.

„Ah! Cléry,“ murmelte er, „ich erwartete entfernt nicht die Fragen, die sie an mich gemacht haben.“

Und, in der That, fast alle an den König gerichteten Fragen hatten ihre Quelle in dem eisernen Schranke, und der König, der nichts von dem Verrathe von Gamain wußte, ahnte nicht, der eiserne Schrank sei entdeckt worden.

Nichtsdestoweniger legte er sich zu Bette, und kaum liegend, entschlief er mit jener Ruhe, von der er schon so viele Proben gegeben, und die man unter gewissen Umständen für Lethargie halten konnte.

Nicht dasselbe war bei den anderen Gefangenen der Fall; dieser enge Gewahrsam war für sie erschrecklich bezeichnend; es war der Gewahrsam der Verurtheilten.

Da der Dauphin sein Bett und seine Effecten beim König hatte, so legte die Königin das Kind in ihr eigenes Bett, und die ganze Nacht zu seinen Häupten stehend, schaute sie dem Schlafenden zu.

Ihr Schmerz war so düster, diese Stellung glich so sehr der Statue einer Mutter am Grabe ihres Kindes, daß Madame Elisabeth und Madame Royale die Nacht auf Stühlen neben der stehenden Königin zuzubringen beschlossen; doch die Municipale nöthigten die zwei Frauen, zu Bette zu gehen.

Am andern Tage richtete die Königin zum ersten Male eine Bitte an ihre Wächter.

Sie verlangte zwei Dinge: den König zu sehen, die Journale zu empfangen, um über den Proceß im Laufenden erhalten zu sein.

Man überbrachte diese zwei Gesuche dem Rathe.

Das eine wurde völlig abgeschlagen: das der Journale; das andere wurde zur Hälfte bewilligt.

Die Königin durfte ihren Gatten, die Schwester ihren Bruder nicht mehr sehen; doch die Kinder konnten ihren Vater sehen, unter der Bedingung, daß sie weder ihre Mutter, noch ihre Tante mehr sehen würden.

Man eröffnete dem König dieses Ultimatum.

Er dachte einen Augenblick nach; dann sagte er mit seiner gewöhnlichen Resignation:

„Gut; welches Glück es mir auch bereitet, meine Kinder zu sehen, ich werde auf dieses Glück verzichten. Die große Angelegenheit, die mich beschäftigt, würde mich überdies verhindern, ihnen die Zeit zu weihen, der sie bedürfen ... Die Kinder werden bei ihrer Mutter bleiben."

Auf diese Antwort brachte man das Bett des Dauphin in das Zimmer seiner Mutter, welche ihre Kinder nur verließ, als sie sich sollte vom Revolutionstribunal verurtheilen lassen, wie der Vater vom Convente verurtheilt werden sollte.

Man mußte auf Mittel eines Verkehrs trotz dieses geheimen Gewahrsams bedacht sein.

Es war abermals Cléry, der die Organisation der Correspondenzen mit Hülfe eines Dieners der Prinzessinnen Namens Turgy übernahm.

Turgy und Cléry begegneten sich, wenn sie für die Bedürfnisse des Dienstes hin und hergingen; doch die Beaufsichtigung der Municipale machte jedes Gespräch zwischen ihnen schwierig. Die einzigen Worte, welche sie austauschen konnten, beschränkten sich gewöhnlich auf die: „Der König befindet sich wohl. — Die Königin, die Prinzessinnen und die Kinder befinden sich wohl."

Eines Tags übergab indessen Turgy Cléry ein Billetchen.

„Madame Elisabeth hat es mir, indem sie mir ihre Serviette zurückgab, in die Hand gesteckt."

Cléry brachte schleunigst dem König das Billet.

Es war mit Nadelstichen geschrieben; seit langer Zeit hatten die Prinzessinnen weder mehr Tinte, noch Federn, noch Papier; es enthielt folgende Zeilen:

„Wir befinden uns wohl, mein Bruder. Schreiben Sie uns auch."

Der König antwortete, denn seit der Eröffnung des Processes hatte man ihm Federn, Tinte und Papier zurückgegeben.

Er reichte sodann den Brief offen Cléry und sagte zu ihm:

„Lesen Sie, mein lieber Cléry, und Sie werden sehen, daß dieser Brief nichts enthält, was Sie compromittiren kann."

Cléry weigerte sich ehrfurchtsvoll, zu lesen, und schob erröthend die Hand des Königs zurück.

Zehn Minuten nachher hatte Turgy die Antwort.

An demselben Tage ließ der Letztere, als er am Zimmer von Cléry vorbeiging, durch die ein wenig geöffnete Thüre dieses Zimmers einen Knäul Faden bis unter das Bett rollen; dieser Knäul Faden bedeckte ein neues Billet von Madame Elisabeth.

Das war ein angedeutetes Mittel.

Cléry wickelte den Faden um ein Billet des Königs und verbarg den Knäul in einem Tellerschranke; Turgy fand ihn und legte die Antwort wieder an denselben Ort.

Dasselbe Manoeuvre wiederholte sich mehrere Tage; nur so oft ihm sein Kammerdiener einen neuen Beweis von Treue oder von Gewandtheit dieser Art gab, schüttelte der König den Kopf und sagte:

„Nehmen Sie sich in Acht, mein Freund, Sie compromittiren sich hiedurch!"

Das Mittel war in der That zu precär; Cléry suchte ein anderes.

Die Commissäre übergaben dem König die Wachskerzen zusammengeschnürt; Clery hob sorgfältig die Schnüre auf, und als er eine hinreichende Quantität davon besaß, sagte er dem König, er habe ein Mittel, um die Correspondenz thätiger zu machen; das war, seine Schnur Madame Elisabeth zukommen zu lassen; Madame Elisabeth, welche über ihm schlief und ein Fenster hatte, das senkrecht mit dem eines an das Zimmer von Cléry anstoßenden kleinen Flurganges correspondirte, konnte in der Nacht ihre Briefe an diese Schnur hängen und durch dasselbe Mittel die vom König empfangen.

Ueberdies konnte man an derselben Schnur Federn, Papier und Tinte herablassen, was die Prinzessinnen der Mühe, mit Nadelspitzen zu schreiben, überheben würde.

Es war so den Gefangenen jeden Tag gestattet, Nachrichten, den Prinzessinnen vom König, dem König von den Prinzessinnen und seinem Sohne, zu erhalten.

Die Lage von Ludwig XVI. hatte sich indessen moralisch sehr verschlimmert, seitdem er vor dem Convente erschienen war.

Man glaubte allgemein zwei Dinge: entweder das Beispiel von Karl I., dessen Geschichte er so gut kannte, befolgend, werde sich der König weigern, dem Convente zu antworten, oder, wenn er antworte, werde er hochmüthig, stolz, im Namen des Königthums antworten, nicht wie ein Angeklagter, der ein Urtheil über sich ergehen läßt, sondern wie ein Ritter, der die Herausforderung annimmt und den Fehdehandschuh aufhebt.

Zu seinem Unglücke war Ludwig XVI. nicht von einer genug königlichen Natur, um bei einem von diese[r] beiden Entschlüssen zu beharren.

Er antwortete, wie wir gesagt haben, schlech[t] furchtsam, linkisch, und fühlend, daß er vor allen di[e]sen, ohne sein Wissen, in die Hände seiner Feinde g[e-]

fallener Stücken sich selbst fing, bat der arme König am Ende um einen Rechtsberather.

Nach einer stürmischen Verhandlung, welche auf den Abgang des Königs folgte, wurde der Rechtsberather bewilligt.

Am andern Tage begaben sich vier, zu diesem Ende als Commissäre ernannte, Mitglieder des Convents zum König und fragten ihn, wer der von ihm gewählte Rechtsberather sei.

„Herr Target," antwortete der König.

Die Commissäre entfernten sich, und man benachrichtete Herrn Target von der Ehre, die ihm der König erwies.

Unerhört! — dieser Mann, — ein Mann von großem Werthe, ehemaliges Mitglied der constituirenden Versammlung, einer von denjenigen, welche den thätigsten Antheil an der Abfassung der Constitution genommen, - dieser Mensch hatte Angst.

Er weigerte sich feige, erbleichend aus Furcht vor seinem Jahrhundert, um zu erröthen aus Scham vor der Nachwelt.

Doch schon am andern Tage, nachdem der König erschienen war, erhielt der Präsident des Convents folgenden Brief:

„Bürger Präsident,

„Ich weiß nicht, ob der Convent dem König einen Rechtsberather geben wird, um ihn zu vertheidigen, und ob er ihm die Wahl desselben überlassen wird; in diesem Falle wünsche ich, daß Ludwig XVI. erfahre, ich sei, un er mich zu dieser Function wählt, bereit, mich elben zu unterziehen. Ich bitte Sie nicht, dem vente mein Anerbieten mitzutheilen, denn ich bin eine unwichtige Person, als daß er sich mit mir beschäf- ı sollte; doch ich wurde zweimal in den Rath von

demjenigen berufen, der mein Herr war in der Zeit, wo alle Welt nach dieser Function trachtete: ich bin ihm denselben Dienst schuldig, da es eine Function ist, welche viele Leute gefährlich finden.

„Kennete ich ein mögliches Mittel, um ihn mit meiner Gesinnung bekannt zu machen, so würde ich mir nicht die Freiheit nehmen, mich an Sie zu wenden.

„Ich dachte, auf dem Platze, den Sie einnehmen, haben Sie mehr als irgend Jemand Mittel, ihm diese Nachricht zukommen zu lassen.

„Ich bin mit aller Hochachtung u. s. w.

„Malesherbes."

Zwei andere Gesuche kamen zu gleicher Zeit; das eine war von einem Advocaten von Troyes, Herrn Sonrdat. Er sagte kühn: „Ich sehe mich angetrieben, Ludwig XVI. zu vertheidigen durch das Gefühl, das ich von seiner Unschuld habe." Das andere von Olympia von Gouges, der seltsamen südlichen Improvisatrice, welche ihre Komödien dictirte, weil sie, wie sie sagte, nicht schreiben konnte.

Olympia von Gouges hatte sich zum Advocaten der Frauen gemacht; sie wollte, daß man ihnen dieselben Rechte gebe, wie den Männern, daß sie sich um die Deputation bewerben, die Gesetze discutiren, Krieg und Frieden erklären können; und sie hatte ihre Forderung mit einem erhabenen Worte unterstützt: „Warum sollten die Frauen nicht die Tribune besteigen?" sagte sie: „sie besteigen wohl das Schaffot?"

Sie bestieg es in der That, die arme Creatur; doch in dem Augenblicke, wo man ihr Urtheil sprach, wurde sie wieder Weib, das heißt schwach: sie wollte die Wohlthat des Gesetzes benützen und erklärte sich für schwanger.

Das Tribunal übergab die Verurtheilte einer Consultation von Aerzten und Hebammen; das Resultat der

Consultation war, wenn eine Schwangerschaft vorhanden sei, so sei sie zu neu, als daß man sie constatiren könnte.

Vor dem Schaffot wurde sie wieder Mann: und sie starb, wie eine Frau wie sie sterben mußte.

Was Herrn von Malesherbes betrifft, das war derselbe Lamoignon von Malesherbes, der mit Turgot Minister gewesen und mit ihm gefallen war.

Wir haben anderswo erwähnt, es sei ein kleiner Mann von siebzig bis zweiundsiebzig Jahren gewesen, von Natur kinkisch und zerstreut, rund, von gemeinem Aussehen, „ein wahres Apothekergesicht," sagt Michelet, in welchem man entfernt nicht einen Heldenmuth der alten Zeiten ahnte.

Vor dem Convente nannte er den König nie anders als Sire.

„Was macht Dich so kühn, so vor uns zu sprechen?" fragte ihn ein Conventsmitglied.

„Die Verachtung des Todes," antwortete einfach Malesherbes.

Und er verachtete ihn wirklich, diesen Tod, zu dem er mit seinen Gefährten im Wagen plaudernd ging, und den er empfing, als ob er, nach dem Worte von Guillotin, indem er ihn empfing, nichts Anderes fühlen sollte, als eine leichte Kühle auf dem Halse. Der Concierge von Monceaux, — nach Monceaux brachte man die Hingerichteten, — der Concierge von Monceaux bekräftigte einen seltsamen Beweis von dieser Todesverachtung: im Hosentäschchen dieses enthaupteten Körpers fand er die Uhr von Malesherbes; sie bezeichnete die zweite Stunde. Nach seiner Gewohnheit hatte der Verurtheilte um Mittag, das heißt zur Stunde, wo er nach dem Schaffot ging, seine Uhr aufgezogen.

In Ermangelung von Target, nahm der König also Malesherbes und Tronchet; von der Zeit gedrängt, gesellten sich diese den Advocaten Desèze bei.

Am 11. December eröffnete man Ludwig, er habe Erlaubniß, mit seinen Vertheidigern zu verkehren, und er werde an demselben Tage den Besuch von Herrn von Malesherbes empfangen.

Die Ergebenheit von diesem hatte ihn sehr gerührt, obschon ihn sein Temperament für dergleichen Gemüthsbewegungen ziemlich unzugänglich machte.

Als er mit einer erhabenen Einfachheit diesen siebzigjährigen Greis auf sich zukommen sah, da schwoll sein Herz an, seine Arme, — diese königlichen Arme, die sich so selten auseinander thun, — öffneten sich, und er sprach ganz in Thränen zerfließend:

„Mein lieber Herr von Malesherbes, umarmen Sie mich!"

Sodann, nachdem er ihn liebevoll an seine Brust gedrückt hatte, fuhr der König fort:

„Ich weiß, mit wem ich es zu thun habe; ich erwarte den Tod, und ich bin vorbereitet, ihn zu empfangen. So wie Sie mich in diesem Augenblicke sehen, — und ich bin ruhig, nicht wahr? — nun, so werde ich zum Schaffot gehen!"

Am 16. erschien eine Deputation im Tempel; sie bestand aus vier Mitgliedern des Convents: diese waren Valazé, Cochon, Grandpré und Duprat.

Man hatte einundzwanzig Deputirte ernannt, um den Proceß des Königs zu prüfen; alle Vier gehörten zu dieser Commission.

Sie brachten dem König seine Anklageacte und die auf seinen Prozeß bezüglichen Papiere.

Der ganze Tag wurde zur Bewahrheitung dieser Papiere angewendet.

Der Secretär las jedes Stück vor; nach der Lesung fragte Valazé: „Haben Sie Kenntniß . . .?" Der König antwortete ja oder nein, und Alles war abgethan.

Einige Tage nachher kamen dieselben Commissäre wieder und lasen dem König einundfünfzig neue Acten-

stücke vor, die er unterschrieb und wie die vorhergehenden mit seinem Namenszuge bezeichnete.

Im Ganzen hundert einundfünfzig Stücke, von denen man ihm die Abschriften zurückließ.

Mittlerweile wurde der König von einem Flusse befallen.

Er erinnerte sich des Grußes von Gilbert in dem Augenblicke, wo er in den Convent eingetreten war, und verlangte von der Commune, daß man seinem ehemaligen Arzte erlaube, ihm einen Besuch zu machen: die Commune schlug es ab.

„Capet trinke kein Eiswasser mehr, und er wird keinen Fluß haben," sagte eines ihrer Mitglieder.

Am 26. sollte der König zum zweiten Male vor den Schranken des Convents erscheinen.

Sein Bart war gewachsen; — wir haben gesagt, sein Bart sei häßlich, fadblond, schlecht gepflanzt gewesen . . . Ludwig verlangte seine Rasirmesser; sie wurden ihm zurückgegeben, doch unter der Bedingung, daß er sich derselben nur vor vier Municipalen bediene!

Am 25., um elf Uhr Abends, fing er an sein Testament zu schreiben . . . Dieses Actenstück ist so sehr bekannt, daß wir es, so rührend und christlich es ist, nicht hier aufzeichnen.

Zwei Testamente haben immer unsere Aufmerksamkeit angezogen: das Testament von Ludwig XVI., das sich der Republik gegenüberfand und nur das Königthum sah; das Testament des Herzogs von Orleans, das sich dem Königthum gegenüberfand und nur die Republik sah.

Wir wollen nur einen Satz aus dem Testamente von Ludwig XVI. anführen, weil er uns eine Frage des Gesichtspunktes aufklären helfen wird. Jeder sieht, sagt man, nicht nach der Wirklichkeit der Sache, sondern nach dem Gesichtspunkte seiner Stellung.

„Ich endige," schrieb Ludwig XVI., „indem ich vor Gott, und bereit, vor ihm zu erscheinen, erkläre, daß ich mir keines der Verbrechen, die man gegen mich vorgebracht hat, vorwerfe."

Wie konnte nun Ludwig XVI., welchem die Nachwelt den Ruf eines ehrlichen Mannes gemacht hat, den er übrigens vielleicht diesem Satze verdankt; wie konnte Ludwig XVI., der an allen seinen Schwüren eidbrüchig geworden, der eine Protestation gegen die geleisteten Eide hinterlassend nach dem Auslande floh; wie konnte Ludwig XVI., welcher die den Feind in das Herz Frankreichs rufenden Pläne von Lafayette und Mirabeau erwogen, erörtert, mit Noten versehen hatte; wie konnte Ludwig XVI. bereit, wie er es selbst sagt, vor dem Gotte zu erscheinen, der ihn richten sollte, folglich an diesen Gott, an seine Gerechtigkeit, an seine Vergeltung der guten und der schlimmen Handlungen glaubend; wie konnte Ludwig XVI. sagen: „Ich werfe mir keines der Verbrechen vor, die man gegen mich vorgebracht hat?"

Nun wohl, die Construction des Satzes selbst erklärt das.

Ludwig XVI. sagt nicht: „Die Verbrechen, die man gegen mich vorbringt, sind falsch;" nein, er sagt: „Ich werfe mir keines der Verbrechen vor, die man gegen mich vorgebracht hat;" was durchaus nicht dasselbe ist.

Bereit, zum Schaffot zu gehen, ist Ludwig XVI. immer der Zögling von Herrn de la Vauguyon!

Sagen: „Die Verbrechen, die man gegen mich vorbringt, sind falsch," hieß diese Verbrechen leugnen, und Ludwig XVI. konnte sie nicht leugnen; sagen: „Ich werfe mir keines der Verbrechen vor, welche gegen mich vorgebracht werden," hieß streng genommen sagen: „Diese

Verbrechen existiren, doch ich werfe sie mir nicht vor."

Und warum warf sich Ludwig XVI. dieselben nicht vor?

Weil er, wie wir so eben sagten, in den Gesichtspunkt des Königthums gestellt war; weil, — Dank sei es der Mitte, in der sie erzogen werden, Dank sei es dieser Weihe der Legitimität, dieser Unfehlbarkeit des göttlichen Rechtes, — die Könige die Verbrechen, und besonders die politischen Verbrechen, nicht aus demselben Gesichtspunkte anschauen, wie die anderen Menschen.

So ist für Ludwig XI. seine Empörung gegen seinen Vater kein Verbrechen: es ist der Krieg des öffentlichen Wohles.

So ist für Karl IX. die Bartholomäusnacht kein Verbrechen: es ist eine durch das öffentliche Wohl gerathene Maßregel.

So ist in den Augen von Ludwig XIV. der Widerruf des Edicts von Nantes kein Verbrechen: es ist ganz einfach eine Staatsraison.

Derselbe Malesherbes, der heute den König vertheidigte, hatte früher, als er Minister war, die Protestanten wieder in ihre Rechte einsetzen wollen. Er hatte in Ludwig XVI. einen hartnäckigen Widerstand gefunden.

„Nein," antwortete ihm der König, „die Proscription der Protestanten ist ein Staatsgesetz, ein Gesetz von Ludwig XIV.; rücken wir die alten Gränzsteine nicht von der Stelle."

„Sire," entgegnete Malesherbes, „die Politik verjährt nie gegen die Gerechtigkeit."

„Aber," rief Ludwig XVI., wie ein Mensch, der nicht begreift, „wo ist denn im Widerrufe des Edicts von Nantes eine Verletzung der Gerechtigkeit? Ist nicht der Widerruf des Edicts von Nantes das Wohl des Staates?"

Also war für Ludwig XVI. die Verfolgung der Protestanten angestiftet durch eine alte Betschwester und

einen haßerfüllten Jesuiten, diese grausame Maßregel, die das Blut in Strömen in den Thälern der Cevennen fließen gemacht hat, die die Scheiterhaufen von Nimes, von Alby, von Béziers angezündet hat, das war kein Verbrechen, sondern im Gegentheil eine Staatsraison!

Dann gibt es noch etwas Anderes, was man aus dem königlichen Gesichtspunkte prüfen muß: daß ein König beinahe immer von einer fremden Prinzessin geboren, bei der er den besten Theil von seinem Blute schöpft, seinem Volke fast fremd ist; er regiert es, das ist das Ganze; . . . und durch wen regiert er es? Durch seine Minister.

Also ist das Volk nicht nur nicht würdig, mit ihm verwandt zu sein, nicht nur nicht würdig, mit ihm verschwägert zu sein, sondern es ist nicht würdig, von ihm unmittelbar regiert zu werden; während im Gegentheile die fremden Souverains die Verwandten und die Verschwägerten des Königs sind, der weder Verwandte, noch Verschwägerte in seinem Königreiche hat, und direct mit Jenen ohne die Vermittelung von Ministern correspondirt.

Bourbonen von Neapel, Bourbonen von Spanien, Bourbonen von Italien gingen zu demselben Stamme zurück: Heinrich IV.; sie waren Vetter.

Der Kaiser von Oesterreich war Schwager, die Prinzen von Savoyen waren verschwägert mit Ludwig XVI., der Sachse durch seine Mutter.

War nun das Volk so weit gekommen, daß es seinem König Bedingungen auflegen wollte, welche zu befolgen dieser nicht seinem Interesse entsprechend glaubte, an wen appellirte er gegen seine empörten Unterthanen? An seine Vetter, an seine Schwäger; für ihn waren die Spanier und die Oesterreicher keine Feinde Frankreichs, da sie seine Verwandten, seine, des Königs, Freunde waren, und aus dem Gesichtspunkte des Königthums ist der König Frankreich.

Diese Könige, was vertheidigten sie? die heilige, unangreifbare, fast göttliche Sache des Königthums.

Darum warf sich Ludwig XVI. die Verbrechen nicht vor, deren man ihn bezüchtigte.

Der königliche Egoismus hatte indessen den Volksegoismus erzeugt; und das Volk, das seinen Haß gegen das Königthum bis zur Abschaffung Gottes getrieben, weil man ihm gesagt, das Königthum entfließe Gott, hatte ohne Zweifel auch, kraft irgend einer Staatsraison, aus seinem Gesichtspunkte, den 14. Juli, den 5. und den 6. October, den 20. Juni und den 10. August gemacht.

Wir sagen nicht den 2. September: wir wiederholen, es war nicht das Volk, das den 2. September machte, es war die Commune!

---

## CLXXII.

## Die Legende vom Märtyrer-König.

Der Tag des 26. kam und fand den König zu Allem vorbereitet, selbst zum Tode.

Er hatte sein Testament am Abend vorher gemacht; er befürchtete, man weiß nicht warum, am andern Tage, nach dem Convente gehend, ermordet zu werden.

Die Königin war davon unterrichtet, daß sich der König zum zweiten Male in den Nationalconvent begab. Die Truppenbewegung, der Lärm der Trommeln hätten

sie übermäßig erschrecken können, hätte Cléry nicht Mittel gefunden, sie mit der Ursache bekannt zu machen.

Morgens um zehn Uhr ging Ludwig XVI. unter der Bewachung von Chambon und Santerre ab.

Im Convente angekommen, mußte er eine Stunde warten; das Volk rächte sich dafür, daß es fünf Jahrhunderte im Louvre, in den Tuilerien und in Versailles antichambrirt hatte.

Es hatte eine Discussion stattgefunden, der der König nicht anwohnen konnte; ein von ihm am 12. Cléry übergebener Schlüssel war in den Händen von diesem ergriffen worden; man war auf den Gedanken gekommen, diesen Schlüssel am eisernen Schranke zu probiren, und er hatte denselben geöffnet.

Dieser Schlüssel war dem König gezeigt worden.

„Ich erkenne ihn nicht," hatte er geantwortet.

Aller Wahrscheinlichkeit nach hatte er ihn selbst geschmiedet.

Bei solchen Details fehlte es dem König ganz und gar an Größe.

Nachdem die Discussion beendigt war, zeigte der Präsident der Versammlung an, der Angeklagte und seine Vertheidiger seien bereit, vor den Schranken zu erscheinen.

Der König erschien in Begleitung von Malesherbes, Tronchet und Desèze.

„Ludwig," sprach der Präsident, „der Convent hat beschlossen, Sie sollen heute gehört werden."

„Mein Rechtsrath wird Ihnen meine Vertheidigung vorlesen," antwortete der König.

Es trat eine tiefe Stille ein; die ganze Versammlung begriff, man könne wohl einige Stunden diesem König lassen, dessen Königthum man brach, diesem Menschen, dessen Leben man abschnitt.

Sodann erwartete vielleicht die Versammlung, von der einige Mitglieder das Maß eines so erhabenen Gei-

ftes gegeben hatten, eine große Discussion hervorspringen zu sehen; bereit, sich in sein blutiges Grab zu legen, schon in sein Leichentuch gehüllt, würde vielleicht das Königthum sich plötzlich erheben, mit der Majestät der Sterbenden erscheinen, und einige von jenen Worten sagen, welche die Geschichte einregistrirt, und die die Jahrhunderte wiederholen.

Es war dem nicht so: die Rede des Advocaten Desèze blieb eine ächte Advocatenrede.

Und es war doch eine schöne Sache zum Vertheidigen, die dieses Erben von so vielen Königen, den das Verhängniß vor das Volk führte, nicht nur zu Sühnung seiner eigenen Verbrechen, sondern auch zu Sühnung der Verbrechen und Vergehen eines ganzen Geschlechtes.

Es scheint uns, wir würden bei dieser Gelegenheit, hätten wir die Ehre gehabt, Herr Desèze zu sein, nicht im Namen von Herrn Desèze gesprochen haben.

Das Wort kam dem heiligen Ludwig und Heinrich IV. zu; es war an diesen zwei großen Geschlechtshäuptern, Ludwig XVI. von den Schwächen Ludwigs XIII., von den Verschwendungen Ludwigs XIV., von den Ausschweifungen Ludwigs XV. rein zu waschen.

Wir wiederholen, das geschah nicht.

Desèze war Krittler, wenn er hätte hinreißend sein sollen; es handelte sich nicht darum, bündig zu sein, sondern poetisch; man mußte sich an das Herz wenden, und nicht an die Vernunft.

Vielleicht aber würde, wenn diese flache Rede beendigt wäre, Ludwig XVI. das Wort nehmen, und da er sich zu vertheidigen eingewilligt, so würde er sich als König vertheidigen, — würdig, groß, edel.

„Meine Herrn," sprach er, „man hat Ihnen meine Vertheidigungsmittel auseinandergesetzt; ich werde sie Ihnen nicht wiederholen, indem ich vielleicht zum letzten Male zu Ihnen spreche. Ich erkläre Ihnen, daß mir

mein Gewissen nichts vorwirft, und daß Ihnen meine Vertheidiger nur die Wahrheit gesagt haben.

„Ich habe nie bange davor gehabt, daß mein Benehmen öffentlich untersucht werde; doch mein Herz ist zerrissen, daß ich in der Anklageacte die Bezichtigung gefunden, ich habe das Blut des Volkes vergießen wollen, und besonders daß die Mißgeschicke des 10. Augusts mir zugeschrieben werden.

„Ich gestehe, die vielfachen Proben, die ich jeder Zeit von meiner Liebe für das Volk gegeben, und die Art, wie ich mich benommen, schienen mir als Beweis dafür, daß ich mich wenig fürchte, mich auszusetzen, um sein Blut zu sparen, dienend für immer von mir eine solche Bezichtigung fern halten zu müssen."

Begreifen Sie den Nachfolger von sechzig Königen, den Enkel vom heiligen Ludwig, von Heinrich IV. und von Ludwig XIV., der nur dies seinen Anklägern zu antworten findet?

Doch je ungerechter die Anklage aus Ihrem Gesichtspunkte war, Sire, desto mehr mußte Sie die Entrüstung beredt machen. Sie mußten der Nachwelt etwas hinterlassen, und war es nur ein erhabener Fluch für Ihre Henker!

Der Convent fragte auch erstaunt:

„Sie haben Ihrer Vertheidigung nichts Anderes beizufügen?"

„Nein," antwortete der König.

„Sie können sich zurückziehen."

Ludwig zog sich zurück.

Er wurde in einen der anstoßenden Säle geführt. Hier nahm er Herrn Desèze in seine Arme und drückte ihn an sein Herz; sodann, da Herr Desèze vom Schweiße tropfnaß war, mehr noch in Folge der Gemüthsbewegung, als der Anstrengung, drang Ludwig XVI. in ihn, daß er seine Wäsche wechsle, und wärmte ihm selbst das Hemd, das der Advocat anzog.

Um fünf Uhr Abends kehrte er in den Tempel zurück.

Eine Stunde nachher traten seine Vertheidiger in dem Augenblicke bei ihm ein, wo er von Tische aufstand.

Er bot ihnen einige Erfrischungen an; nur Herr Desèze nahm es an.

Während dieser aß, sagte Ludwig XVI. zu Herrn von Malesherbes:

„Sie sehen nun, daß ich mich von Anfang an nicht getäuscht hatte, und daß meine Verurtheilung ausgesprochen war, ehe man mich gehört hatte.“

„Sire,“ antwortete Herr von Malesherbes, „als ich aus der Versammlung wegging, wurde ich von einer Menge guter Bürger umringt, die mir versicherten, Sie werden nicht sterben, oder Sie werden wenigstens nach ihnen und ihren guten Freunden sterben.“

„Kennen Sie dieselben, mein Herr?“ fragte lebhaft der König.

„Ich kenne sie nicht persönlich; ich würde sie aber sicherlich an ihrem Gesichte wiedererkennen.“

„Nun wohl,“ erwiederte der König, „suchen Sie schleunigst Einige davon aufzufinden, und sagen Sie ihnen, ich könnte mir nie vergeben, wenn ein einziger Tropfen Blutes um meinetwillen vergossen würde! Ich wollte nicht, daß vergossen werde, als dieses Blut vielleicht meinen Thron und mein Leben erhalten hätte, — um so mehr zu dieser Stunde, da ich den einen und das andere zum Opfer gebracht habe.“

Herr von Malesherbes verließ in der That den König frühzeitig, in der Absicht, dem ihm ertheilten Befehle zu gehorchen.

Es kam der 1. Januar 1793.

Im strengsten Gewahrsam gehalten, hatte Ludwig XVI. nur noch einen einzigen Diener bei sich.

Er dachte mit Betrübniß an diese Vereinzelung an einem solchen Tage, als sich Cléry seinem Bette näherte.

„Sire,“ sagte leise der Kammerdiener, „ich bitte

um Erlaubniß, Ihnen meine heißesten Wünsche für das Ende Ihres Mißgeschicks ausdrücken zu dürfen."

„Ich nehme Ihre Wünsche an," erwiederte der König, indem er ihm die Hand reichte.

Cléry ergriff diese Hand, die man ihm reichte, küßte sie und bedeckte sie mit Thränen; dann half er seinem Herrn sich ankleiden.

In diesem Augenblicke traten die Municipale ein.

Ludwig schaute sie Einen um den Andern an, und als er Einen sah, dessen Gesicht ein wenig Mitleid verrieth, näherte er sich ihm und sagte:

„Oh! mein Herr, thun Sie mir einen großen Gefallen!"

„Welchen?" fragte der Mann.

„Ich bitte, erkundigen Sie sich in meinem Auftrage nach meiner Familie, und bringen Sie ihr meine Glückwünsche zum beginnenden Jahre."

„Ich gehe," antwortete der Municipal sichtbar gerührt.

„Meinen Dank!" sprach Ludwig XVI. „Gott wird Ihnen hoffentlich wiedervergelten, was Sie für mich thun."

„Aber," sagte zu Cléry einer von den andern Municipalen, „aber warum verlangt der Gefangene nicht seine Familie zu sehen? Nun, da die Verhöre beendigt sind, würde das sicherlich keine Schwierigkeit finden."

„An wen müßte man sich zu diesem Ende wenden?" fragte Cléry.

„An den Convent."

Einen Augenblick nachher kam der Municipal, der bei der Königin gewesen war, zurück.

„Mein Herr," sagte er, „Ihre Familie dankt Ihnen für Ihre Wünsche, und läßt Ihnen die Ihrigen ausdrücken."

Der König lächelte traurig.

„Was für ein Neujahrstag!" sprach er.

Am Abend theilte ihm Cléry mit, was ihm der Municipal über die Möglichkeit, die es für den König habe, seine Familie zu sehen, gesagt hatte.

Der König überlegte einen Moment und schien zu zögern.

„Nein," erwiederte er endlich, „in ein paar Tagen werden sie mir diesen Trost nicht verweigern: wir müssen warten."

Die katholische Religion hat entsetzliche Kreuzigungen des Herzens, die sie ihren Auserwählten auferlegt!

Am 16. sollte das Urtheil gesprochen werden.

Herr von Malesherbes blieb am Morgen ziemlich lange beim König; gegen Mittag ging er weg und sagte, er werde wiederkommen und ihm über die Namenaufrufung berichten, sobald diese beendigt sei.

Die Abstimmung sollte über drei erschrecklich einfache Fragen stattfinden:

1) Ist Ludwig schuldig?

2) Wird man vom Urtheile des Convents an das Urtheil des Volkes appelliren?

3) Was wird die Strafe sein?

Damit die Zukunft sehe, wenn man nicht ohne Haß stimme, stimme man wenigstens ohne Furcht, mußte die Abstimmung öffentlich sein.

Ein Girondist Namens Birotteau verlangte, daß Jeder die Tribune besteige und laut sein Urtheil sage.

Ein Montagnard, Léonard Bourdon, ging weiter: er veranlaßte den Beschluß, daß die Abstimmungen unterzeichnet werden müssen.

Einer von der Rechten verlangte endlich, daß die Listen der Abwesenden durch Commission erwähnen, und daß die Abwesenden ohne Commission einen Tadel erhalten, und daß man ihre Namen den Departements zusende.

Da begann die große, erschreckliche Sitzung, welche zweiundsiebzig Stunden dauern sollte.

Der Saal bot einen seltsamen Anblick, der wenig mit dem, was vorgehen sollte, harmonirte.

Was vorgehen sollte, war traurig, düster: der Anblick des Saales bot keine Idee vom Drama.

Der Hintergrund war in Logen verwandelt worden, wo die schönsten Frauen von Paris, in ihrem Winterputze, mit Sammet und Pelzen bedeckt, Orangen aßen und Gefrorenes zu sich nahmen.

Die Männer gingen zu ihnen, begrüßten sie, plauderten mit ihnen, kamen an ihre Plätze zurück, wechselten Zeichen; man hätte glauben sollen, man sei in einem Schauspielhause in Italien.

Die Seite der Montagne besonders machte sich durch ihre Eleganz bemerkbar. Unter den Montagnards saßen auch die Millionäre: der Herzog von Orleans, Lepelletier de Saint-Fargeau, Herault de Sechelles, Anacharsis Cloots, der Marquis von Chateauneuf. Alle diese Herren hatten vorbehaltene Tribunen für ihre Maitressen; sie kamen mit dreifarbigen Bändern geschmückt, versehen mit besonderen Karten oder Empfehlungsbriefen an die Huissiers, welche die Rolle von Logenöffnern spielten.

Die oberen dem Volke geöffneten Tribunen wurden während der drei Tage nicht leer; man trank hier wie in den Schenkstuben, man aß wie bei den Restaurants, man perorirte wie in den Clubbs.

Auf die erste Frage: Ist Ludwig schuldig? antworteten sechshundert dreiundachtzig Stimmen: Ja.

Auf die zweite Frage: Wird die Entscheidung des Convents der Ratification des Volkes unterworfen werden? stimmten zweihundert einundachtzig für die Appellation an das Volk; vierhundert dreiundzwanzig dagegen.

Dann kam die dritte Frage, die ernste Frage, die bedeutungsvollste Frage: Was wird die Strafe sein?

Als man dahin gelangte, war es acht Uhr Abends

am dritten Tage, einem traurigen, regnerischen, kalten Januartage: man war verdrießlich, ungeduldig, ermüdet: die menschliche Stärke unterlag bei den Schauspielern wie bei den Zuschauern fünfundvierzig Stunden Permanenz.

Jeder Deputirte bestieg die Tribune und sprach eines von den vier Urtheilen: die Gefangenschaft, — die Deportation, — den Tod mit Frist und Appellation an das Volk, — den Tod.

Alle Zeichen der Billigung oder Mißbilligung waren verboten worden, und dennoch, wenn die Volkstribunen etwas Anderes hörten, als: Den Tod! — murrten sie.

Einmal indessen, als man diese zwei Worte hörte, folgten darauf Murren, Zischen und Pfeifen; das war, als Philipp Egalité die Tribune bestieg und sagte:

„Einzig und allein auf die Erfüllung meiner Pflicht bedacht, überzeugt, daß alle diejenigen, welche Eingriffe in die Souverainetät des Volkes gemacht haben oder in Zukunft machen werden, den Tod verdienen, stimme ich für den Tod.“

Mitten unter diesem entsetzlichen Acte ließ sich ein kranker Abgeordneter, Namens Duchatel, in den Convent, mit seiner Nachtmütze auf dem Kopfe und in seinen Schlafrock gehüllt, tragen. Er kam, um für die Verbannung zu stimmen; ein Votum, das angenommen wurde, weil es auf die Milde abzielte.

Vergniaud, der Präsident vom 10. August, war abermals Präsident am 19. Januar; nachdem er die Absetzung proclamirt hatte, sollte er den Tod proclamiren.

„Bürger,“ sagte er, „Ihr habt einen großen Act der Gerechtigkeit geübt. Ich hoffe, die Humanität wird Euch bestimmen, ein religiöses Stillschweigen zu beobachten; hat die Gerechtigkeit gesprochen, dann muß die Humanität sich hörbar machen.“

Und er las das Resultat der Abstimmung.

Von siebenhundert einundzwanzig Votanten hatten dreihundert vierunddreißig für die Verbannung oder das Gefängniß gestimmt, und dreihundert siebenundachtzig für den Tod, die Einen ohne Frist, die Anderen mit Aufschub.

Es waren also für den Tod dreiundfünfzig Stimmen mehr als für die Verbannung.

Nur, wenn man von diesen dreiundfünfzig Stimmen die sechsundvierzig abrechnet, welche für den Tod mit Aufschub votirt hatten, blieb im Ganzen für den unmittelbaren Tod eine Majorität von sieben Stimmen.

„Bürger," sagte Vergniaud mit dem Ausdrucke eines tiefen Schmerzes, „ich erkläre im Namen des Convents, daß die Strafe, die dieser gegen Ludwig Capet ausspricht, der Tod ist."

Am Abend vom Samstag dem 19. wurde der Tod votirt, doch erst am Sonntag dem 20., Morgens um drei Uhr, verkündigte Vergniaud den Spruch.

Jeder Verbindung mit außen beraubt, wußte mittlerweile Ludwig XVI., daß sein Loos sich entschied, und allein, fern von seiner Frau und seinen Kindern, — welche er zu sehen sich geweigert hatte, um seine Seele abzutödten, wie ein sündhafter Mönch sein Fleisch abtödtet, — legte er mit einer vollkommenen Gleichgültigkeit, scheinbar wenigstens, sein Leben und seinen Tod in die Hände Gottes.

Am Sonntag Morgen, am 20. Jannar um sechs Uhr, trat Herr von Malesherbes beim König ein. Ludwig XVI. war schon aufgestanden; er saß da den Rücken einer auf dem Kamine stehenden Lampe zugewendet, die Ellenbogen auf den Tisch gestützt, das Gesicht mit seinen beiden Händen bedeckt.

Das Geräusch, das sein Vertheidiger eintretend machte, entzog ihn seiner Träumerei.

„Nun?" fragte er, als er ihn erblickte.

Herr von Malesherbes wagte es nicht, zu antwor-

ten: doch der Gefangene konnte an der Niedergeschlagenheit in seinem Gesichte wahrnehmen, daß Alles vorbei war.

„Der Tod!" sagte Ludwig; „ich war dessen sicher."

Da öffnete er die Arme und drückte Herrn von Malesherbes, ganz in Thränen zerfließend, an seine Brust.

Und er sprach:

„Herr von Malesherbes, seit zwei Tagen bin ich damit beschäftigt, daß ich suche, ob ich im Laufe meiner Regierung von meinen Unterthanen den kleinsten Vorwurf habe verdienen können; nun wohl! ich schwöre Ihnen, in der vollen Aufrichtigkeit meines Herzens, als ein Mensch, der vor Gott erscheinen soll, daß ich immer das Wohl meines Volkes gewollt und nicht einen Wunsch gethan habe, der demselben entgegen gewesen wäre."

Alles das ging in Gegenwart von Cléry vor, der heiße Thränen weinte; der König hatte Mitleid mit diesem Schmerze; er führte Herrn von Malesherbes in sein Cabinet und schloß sich hier eine Stunde mit ihm ein, dann trat er heraus, umarmte seinen Vertheidiger noch einmal und bat ihn dringend, am Abend wiederzukommen.

„Dieser gute Greis hat mich tief gerührt," sagte er zu Cléry, als er in sein Zimmer zurückkam. „Doch Sie, was haben Sie?"

Diese Frage war motivirt durch ein allgemeines Zittern, das sich des Kammerdieners bemächtigt hatte, seit Herr von Malesherbes, den er im Vorzimmer empfangen, ihm gesagt, der König sei zum Tode verurtheilt.

Da setzte Cléry, der so gut als möglich den Zustand, in dem er sich befand, verbergen wollte, Alles in Bereitschaft, was der König brauchte, um sich zu rasiren.

Ludwig XVI. rieb sich selbst mit Seife ein, und

Cléry stand, das Becken in beiden Händen haltend, vor ihm.

Plötzlich zog eine große Blässe über die Wangen des Königs; seine Lippen und seine Ohren wurden weiß. Cléry, befürchtend, der König befinde sich übel, stellte das Becken auf einen Tisch und schickte sich an, ihn zu unterstützen; doch der König nahm seine beiden Hände und sagte:

„Auf, auf, Muth!"

Und er rasirte sich mit Ruhe.

Gegen zwei Uhr kam der Vollziehungsrath, um dem König das Urtheil zu eröffnen.

An der Spitze waren Garat, Justizminister, Lebrun, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Grouvelle, Secretär des Rathes, der Präsident und der General-procurator-Syndicus der Commune, der Präsident und der öffentliche Ankläger des Criminalgerichts.

Santerre schritt Allen voran.

„Melden Sie den Vollziehungsrath!" sagte er zu Cléry.

Cléry schickte sich an, zu gehorchen; doch der König, der einen großen Lärm gehört hatte, ersparte ihm die Mühe: die Thüre öffnete sich, und er erschien im Corridor.

Mit dem Hute auf dem Kopfe, führte Garat sodann das Wort und sprach:

„Ludwig, der Nationalconvent hat den provisorischen Vollziehungsrath beauftragt, Ihnen die Beschlüsse vom 15., 16., 17., 18., 19. und 20. Januar zu eröffnen; der Secretär des Rathes wird Ihnen dieselben vorlesen."

Worauf Grouvelle das Papier entfaltete und mit zitternder Stimme las:

Art. 1.

„Der Nationalconvent erklärt Ludwig Capet, den

letzten König der Franzosen, für schuldig der Verschwörung gegen die Freiheit der Nation und des Attentats gegen die allgemeine Sicherheit des Staates.

Art. 2.

„Der Nationalconvent beschließt, daß Ludwig Capet die Todesstrafe erleiden soll.

Art. 3.

„Der Nationalconvent erklärt für nichtig die von Ludwig Capet durch seine Räthe vor die Schranke gebrachte und als Appellation an die Nation von dem gegen ihn durch den Nationalconvent gefällten Urtheile qualificirte Acte.

Art. 4.

„Der Vollziehungsrath wird gegenwärtigen Beschluß am Tage Ludwig Capet kund thun, die nothwendigen Polizei- und Sicherheitsmaßregeln nehmen, um die Vollstreckung innerhalb vierundzwanzig Stunden von der Notification an zu sichern, und über Alles dem Nationalconvente unmittelbar nach der Vollstreckung Bericht erstatten.“

Während dieser Lesung blieb das Gesicht des Königs vollkommen ruhig; nur bezeichnete seine Physiognomie zwei vollkommen verschiedene Gefühle; bei den Worten *schuldig der Verschwörung*, zog ein Lächeln der Verachtung über seine Lippen, und bei denen: *soll die Todesstrafe erleiden*, erhob sich ein Blick, der n Verurtheilten mit Gott in Verbindung zu setzen n, zum Himmel.

Als die Lesung beendigt war, machte dem König Schritt gegen Grouvelle, nahm das Decret aus n Händen, faltete es zusammen, legte es in sein

Portefeuille, zog ein anderes Papier heraus, reichte es dem Minister Gárat und sagte:

„Herr Justizminister, ich bitte Sie, auf der Stelle diesen Brief dem Nationalconvente zu übergeben."

Und da der Minister zu zögern schien, fügte der König bei:

„Ich will Ihnen denselben vorlesen."

Und er las folgenden Brief mit einer Stimme, welche sehr mit der von Grouvelle contrastirte:

„Ich verlange einen Aufschub von drei Tagen, um mich vorzubereiten, vor Gott zu erscheinen; ich verlange hiefür die Ermächtigung, frei die Person zu sehen, die ich den Commissären der Commune bezeichnen werde, und diese Person sei geschützt vor jeder Furcht und jeder Besorgniß bei dem Liebeswerke, das sie bei mir vollbringen wird.

„Ich verlange, von der beständigen Beaufsichtigung befreit zu werden, die der Generalrath seit einigen Tagen festgesetzt hat.

„Ich verlange, in diesem Zwischenraume meine Familie, wann ich es begehren werde und ohne Zeugen, sehen zu dürfen; ich wünschte wohl, daß der Nationalconvent ohne Verzug sich mit dem Loose meiner Familie beschäftigte, und ihr erlaubte, sich frei zurückzuziehen, wohin zu gehen sie es für schicklich erachten wird.

„Ich empfehle der Wohlthätigkeit der Nation alle Personen, die mir angehörten; es sind Viele darunter, die ihr ganzes Vermögen für ihre Stelle aufgewendet haben und, da sie keinen Gehalt mehr beziehen, in der Noth sein müssen; unter den Pensionären waren viele Greise, Weiber und Kinder, welche, um zu leben, nur dies hatten.

„Geschehen im Thurme des Tempels, am 20. Januar 1793.

Ludwig."

Garat nahm den Brief.

„Mein Herr," sagte er, „dieser Brief wird sogleich dem Convente übergeben werden."

Da öffnete der König aufs Neue sein Portefeuille, zog ein Blättchen Papier heraus und sprach:

„Bewilligt mir der Convent meine Bitte in Betreff der Person, die ich zu haben wünschte, so ist hier ihre Adresse."

Auf dem Papier stand wirklich folgende Adresse, ganz von der Handschrift von Madame Elisabeth:

„Herr Edgeworth von Firmont, Nr. 483, Rue du Bac."

Sodann, da er weder mehr etwas zu sagen, noch etwas zu hören hatte, machte der König einen Schritt rückwärts, wie zur Zeit, wo er Audienz gebend durch diese Bewegung bezeichnete, die Audienz sei beendigt.

Die Minister und diejenigen, welche sie begleiteten, gingen ab.

„Cléry," sprach der König zu seinem Kammerdiener, der, da er fühlte, daß seine Beine ihm den Dienst versagten, sich an die Wand angelehnt hatte, „Cléry, verlangen Sie mein Mittagessen."

Cléry ging ins Speisezimmer, um dem Befehle des Königs zu gehorchen; er fand hier zwei Municipale: sie lasen ihm einen Beschluß vor, durch welchen es dem König verboten war, Messer und Gabeln zu gebrauchen. Nur ein Messer sollte Cléry anvertraut werden, um das Brod und das Fleisch seines Herrn in Gegenwart von zwei Commissären zu schneiden.

Der Beschluß wurde dem König wiederholt, da es Cléry nicht hatte übernehmen wollen, ihm zu sagen, diese Maßregel sei getroffen worden.

Der König brach sein Brod mit seinen Fingern und schnitt sein Fleisch mit seinem Löffel; gegen seine Gewohnheit aß er wenig: das Mahl währte nur ein paar Minuten.

Um sechs Uhr meldete man den Justizminister.

Der König stand auf, um ihn zu empfangen.

„Mein Herr,“ sagte Garat, „ich habe Ihren Brief dem Convente überbracht, und er hat mich beauftragt, Ihnen folgende Antwort zu eröffnen:

„Es steht Ludwig frei, den Geistlichen des Cultus, der ihm genehm sein wird, zu berufen, und seine Familie frei und ohne Zeugen zu sehen.

„Immer groß und immer gerecht, wird sich die Nation mit dem Loose seiner Familie beschäftigen.

„Es werden den Gläubigern seines Hauses gerechte Entschädigungen bewilligt werden.

„In Betreff des Aufschubs ist der Nationalconvent zur Tagesordnung übergegangen.“

Der König machte eine Bewegung mit dem Kopfe, und der Minister entfernte sich.

„Bürger Minister,“ fragten Garat die Municipale vom Dienste, „wie wird Ludwig seine Familie sehen dürfen?“

„Oh! allein,“ antwortete Garat.

„Unmöglich! Nach einem Beschlusse der Commune dürfen wir ihn weder bei Tage, noch bei Nacht, aus dem Gesichte verlieren.“

Die Sache hatte wirklich ihre Schwierigkeiten; man brachte aber Alles dadurch in Einklang, daß man beschloß, der König sollte seine Familie im Speisezimmer empfangen, so daß man ihn durch das Fensterwerk der Scheidewand sähe, während man zugleich die Thüre schlöße, damit er nicht gehört würde.

Mittlerweile sagte der König zu Cléry:

„Sehen Sie, ob der Justizminister noch da ist, und rufen Sie ihn zurück.“

Nach einem Augenblicke kam der Minister wieder.

„Mein Herr,“ sagte zu ihm der König, „ich habe

vergessen, Sie zu fragen, ob man Herrn Edgeworth von Firmont zu Hause gefunden hat, und wann ich ihn sehen könnte."

„Ich habe ihn in meinem Wagen mitgebracht," erwiederte Garat; „er ist im Rathssaale und wird heraufkommen."

In der That, in dem Augenblicke, wo der Justizminister diese Worte sprach, erschien Herr Edgeworth von Firmont im Thürrahmen.

---

## CLXXIII.

## Die Legende vom Märtyrer-König.

Herr Edgeworth von Firmont war der Beichtvater von Madame Elisabeth; schon sechs Wochen früher hatte der König, die Verurtheilung vorhersehend, die ihn nun getroffen, seine Schwester um Rath über die Wahl des Priesters gefragt, der ihn in seinen letzten Augenblicken begleiten sollte, und Madame Elisabeth hatte weinend ihrem Bruder gerathen, beim Abbé von Firmont zu bleiben.

Dieser würdige Geistliche, ein Engländer seiner Herkunft nach, war den Septembermetzeleien entgangen und hatte sich nach Choisy-le-Roi, unter dem Namen Essex, zurückgezogen; Madame Elisabeth kannte seine doppelte Adresse, und da sie ihn in Choisy hatte benachrichten lassen, so hoffte sie, im Augenblicke der Verurtheilung [illegible]e er sich in Paris befinden.

Sie täuschte sich nicht.

Der Abbé Edgeworth hatte, wie gesagt, die Sendung mit einer resignirten Freude angenommen.

Am 21. December 1792 schrieb er auch an einen seiner Freunde in England:

„Mein unglücklicher Herr hat seine Augen auf mich geworfen, um ihn zum Tode vorzubereiten, geht die Ungerechtigkeit seines Volkes so weit, daß es diesen Vatermord vollbringt. Ich muß mich selbst zum Sterben bereiten, denn ich bin überzeugt, die Volkswuth wird mich nicht eine Stunde diese entsetzliche Scene überleben lassen; doch ich bin resignirt: mein Leben ist nichts; könnte ich, dasselbe verlierend, denjenigen retten, welchen Gott für den Untergang und die Auferstehung von Mehreren hingestellt hat, so würde ich gern das Opfer bringen, und ich wäre nicht vergebens gestorben."

Dies war der Mann, der Ludwig XVI. nicht mehr verlassen sollte, bis zu dem Momente, wo dieser die Erde mit dem Himmel vertauschen würde.

Der König ließ ihn in sein Cabinet eintreten, und schloß sich hier mit ihm ein.

Um acht Uhr Abends trat er aus seinem Cabinet, wandte sich an die Commissäre und sprach:

„Meine Herren, haben Sie die Güte, mich zu meiner Familie zu führen."

„Das kann nicht sein," antwortete einer von den Commissären; „doch man wird sie herunterkommen lassen, wenn Sie es wünschen."

„Gut," erwiederte der König, „wofern ich sie in meinem Zimmer frei und ohne Zeugen sehen kann."

„Nicht in Ihrem Zimmer, doch im Speisezimmer," bemerkte derselbe Municipal; „wir haben dies so eben mit dem Justizminister so festgesetzt."

„Sie haben aber gehört, daß mir das Decret des Convents meine Familie ohne Zeugen zu sehen erlaubt."

Das ist wahr: Sie werden allein sein: man wird die Thüre schließen; doch durch das Fenster werden wir die Augen auf Sie gerichtet haben."

„Gut: thun Sie das."

Die Municipale gingen hinaus, und der König begab sich ins Speisezimmer; Cléry folgte ihm dahin, rückte den Tisch auf die Seite und schob die Stühle in den Hintergrund, um Raum zu geben.

„Cléry," sagte der König, „bringen Sie ein wenig Wasser und ein Glas, für den Fall, daß die Königin Durst bekäme."

Es stand auf dem Tische eine von jenen Caraffen mit Eiswasser, die ein Mitglied der Commune dem König vorgeworfen hatte: Cléry brachte also nur ein Glas.

„Geben Sie gewöhnliches Wasser, Cléry," sagte der König; „tränke die Königin Eiswasser, so könnte es ihr, da sie nicht daran gewöhnt ist, schaden . . . Warten Sie, Cléry; ersuchen Sie zugleich Herrn von Firmont, nicht aus meinem Cabinet herauszukommen: ich befürchte, sein Anblick könnte einen zu heftigen Eindruck auf meine Familie machen."

Um halb neun Uhr öffnete sich die Thüre. Die Königin kam zuerst, ihren Sohn an der Hand führend; Madame Royale und Madame Elisabeth folgten ihr.

Der König streckte seine Arme aus: die zwei Frauen und die zwei Kinder warfen sich weinend darein.

Cléry ging hinaus und schloß die Thüre.

Ein paar Minuten herrschte ein düsteres Stillschweigen, nur vom Schluchzen unterbrochen; dann wollte die Königin den König in sein Zimmer fortziehen.

„Nein," sagte Ludwig XVI., indem er sie zurückhielt, „ich darf Sie nur hier sehen!"

Die Königin und die königliche Familie hatten durch Colporteurs vernommen, welches Urtheil gesprochen worden, doch sie wußten nichts von den Einzelheiten des

Processes; der König erzählte ihnen dieselben, wobei er die Menschen, die ihn verurtheilt, entschuldigte, und der Königin bemerkte, weder Pétion, noch Manuel haben für den Tod gestimmt.

Die Königin hörte zu, und brach, so oft sie sprechen wollte, in ein Schluchzen aus.

Gott bot dem armen Gefangenen eine Entschädigung: er machte, daß er in seiner letzten Stunde von Allem dem, was ihn umgab, angebetet wurde.

Wie man im romantischen Theile dieses Werkes sehen konnte, ließ sich die Königin leicht zur pittoresken Seite des Lebens hinreißen; sie hatte die lebhafte Einbildungskraft, welche, viel mehr als das Temperament, die Frauen unklug macht; die Königin war ihr ganzes Leben lang unklug, unklug in ihren Freundschaften, unklug in ihren Liebschaften; ihre Gefangenschaft rettete sie aus dem moralischen Gesichtspunkte: sie kehrte zu reinen und heiligen Zuneigungen für die Familie zurück, von der sie die Leidenschaften ihrer Jugend entfernt hatten, und da sie Alles nur leidenschaftlich zu thun wußte, so kam sie dazu, daß sie leidenschaftlich im Unglück diesen König, diesen Gatten liebte, von dem sie, in den Tagen des Glückes, nur die schwerfälligen, gemeinen Seiten gesehen hatte; Varennes und der 10. August hatten ihr den König als einen Menschen ohne Initiative, ohne Entschlossenheit, träge, fast feig gezeigt; im Tempel fing sie an wahrzunehmen, daß nicht nur die Frau ihren Gatten, sondern auch die Königin den König schlecht beurtheilt hatte; im Tempel sah sie ihn ruhig, geduldig bei den Beleidigungen, sanft und fest wie ein Christus; Alles, was sie von weltlichen Trockenheiten hatte, erweichte sich, zerschmolz und wandte sich den guten Gefühlen zu. Ebenso wie sie ihn zu sehr verachtet, liebte sie ihn zu sehr. „Ach!" sagte der König zu Herrn von Firmont, „muß ich so sehr lieben und so sehr geliebt sein!"

Bei dieser letzten Zusammenkunft ließ sich die Königin auch zu einem Gefühle hinreißen, das dem Gewissensbisse glich. Sie hatte den König in sein Zimmer führen wollen, um einen Augenblick allein mit ihm zu sein; als sie sah, daß dies unmöglich war, zog sie ihn in eine Fenstervertiefung.

Hier war sie ohne Zweifel im Begriffe, ihm zu Füßen zu fallen und ihn unter Thränen und Schluchzen um Verzeihung zu bitten: der König errieth Alles, hielt sie zurück, zog sein Testament aus seiner Tasche und sagte:

„Lesen Sie dieses, meine vielgeliebte Frau!"

Und er deutete mit dem Finger auf folgenden Paragraph, den die Königin halblaut las:

„Ich bitte meine Frau, mir alles Ungemach zu vergeben, das sie um meinetwillen erleidet, und ebenso den Verdruß, den ich ihr im Laufe unserer Verbindung bereitet haben dürfte, wie sie sicher sein kann, daß ich ihr nichts nachtrage, sollte sie glauben, sie habe sich etwas vorzuwerfen."

Marie Antoinette nahm die Hände des Königs und küßte sie; es lag eine sehr barmherzige Vergebung in dem Satze: Wie sie sicher sein kann, daß ich ihr nichts nachtrage; ein sehr großes Zartgefühl in den Worten: Sollte sie glauben, sie habe sich etwas vorzuwerfen.

Sie würde also ruhig sterben, die arme königliche Magdalena; ihre Liebe für den König, so verspätet sie war, trug ihr die göttliche und die menschliche Barmherzigkeit ein, und ihre Verzeihung wurde ihr nicht leise, insgeheim, wie eine Nachsicht, der sich der König selbst geschämt hätte, sondern laut und öffentlich ertheilt.

Wer würde es wagen, etwas derjenigen vorzuwerfen, welche vor der Nachwelt doppelt gekrönt mit der Glorie

des Märtyrthums und der Verzeihung ihres Gatten erscheinen sollte?

Sie fühlte das; sie begriff, daß sie von diesem Augenblicke an stark war vor der Geschichte; sie wurde aber darum nur um so schwächer demjenigen gegenüber, den sie so spät liebte, wohl fühlend, daß sie ihn nicht genug geliebt hatte. Es waren nicht mehr Worte, die aus der Brust der unglücklichen Frau hervorkamen: es war ein Schluchzen, es waren unterbrochene Schreie; sie sagte, sie wolle mit ihrem Gatten sterben, und verweigere man ihr diese Gunst, so werde sie sich zu Tode hungern.

Die Municipale, die diese Schmerzensscene durch die Glasthüre anschauten, konnten es nicht mehr aushalten: sie wandten zuerst die Augen ab, sodann, da sie nicht mehr sehend doch noch das Seufzen und Stöhnen hörten, ließen sie sich geradezu wieder Menschen werden und zerflossen in Thränen.

Dieser schauervolle Abschied dauerte sieben Viertelstunden.

Endlich, ein Viertel nach zehn Uhr, erhob sich der König zuerst; da hingen sich Frau, Schwester, Kinder an ihn, wie die Früchte an einem Baume hängen; der König und die Königin hielt jedes den Dauphin bei einer Hand; Madame Royale, zur Linken ihres Vaters, umfaßte ihn mitten um den Leib; Madame Elisabeth, auf derselben Seite wie ihre Nichte, nur ein wenig mehr zurück, hatte den Arm des Königs ergriffen; die Königin, — und sie hatte am meisten Anspruch auf Trost, weil sie die am mindesten Reine war, — die Königin hatte den Arm um den Hals ihres Gatten geschlungen; und diese ganze schmerzvolle Gruppe ging mit einer und derselben Bewegung, seufzend, schluchzend, Schreie ausstoßend, unter denen man nur die Worte vernahm:

„Nicht wahr, wir werden uns wiedersehen?“

„Ja . . . ja . . . seid ruhig!“

„Morgen früh . . . morgen früh um acht Uhr?"

„Ich verspreche es Euch."

„Warum aber nicht um sieben Uhr?" fragte die Königin.

„Nun wohl, ja, um sieben Uhr," sagte der König; „doch . . . Adieu! Adieu!"

Und er sprach dieses Adieu mit einem so ausdrucksvollen Tone, daß man fühlte, er befürchte, sein Muth werde ihn verlassen.

Madame Royale konnte sich nicht länger halten: sie stieß einen Seufzer aus und sank zu Boden: sie war ohnmächtig.

Madame Elisabeth und Cléry hoben sie auf.

Der König fühlte, daß es an ihm war, stark zu sein; er entriß sich den Armen der Königin und des Dauphin und kehrte: „Adieu! Adieu!" rufend in sein Zimmer zurück.

Dann schloß sich die Thüre hinter ihm.

Ganz außer sich, klammerte sich die Königin an diese Thüre an; sie wagte es nicht, den König zu bitten, er möge öffnen, doch sie weinte, sie schluchzte und klopfte mit ihrer ausgestreckten Hand an die Füllung.

Der König hatte den Muth, nicht herauszugehen.

Die Municipale forderten nun die Königin auf, sich zurückzuziehen, wobei sie ihr die Versicherung, die sie schon erhalten, erneuerten, sie könne ihren Gatten am andern Tage, Morgens um sieben Uhr, sehen.

Cléry wollte Madame Royale, welche immer noch ohnmächtig, bis zur Königin zurücktragen; doch auf der zweiten Stufe hielten ihn die Municipale an und nöthigten ihn, umzukehren.

Der König hatte sich wieder zu seinem Beichtiger in das Cabinet des Thürmchens begeben und ließ sich von ihm erzählen, auf welche Art er in den Tempel geführt worden war. Drang diese Erzählung in seinen Geist ein, oder summten die Worte nur verworren in

sein Ohr, — ausgelöscht durch seine eigenen Gedanken? .. Das vermag Niemand zu sagen.

In jedem Falle erzählte der Abbé Folgendes:

Unterrichtet von Herrn von Malesherbes, der ihm Rendez-vous bei Frau von Senozan gegeben hatte, der König werde seine Zuflucht zu ihm nehmen, wenn er zur Todesstrafe verurtheilt werde, kehrte der Abbé Edgeworth, der Gefahr trotzend, der er preisgegeben war, nach Paris zurück und wartete, da er das am Sonntag Morgen ausgesprochene Urtheil kannte, in der Rue du Bac.

Um vier Uhr Abends erschien ein Unbekannter bei ihm und übergab ihm ein in folgenden Worten abgefaßtes Billet:

„Der Vollziehungsrath, da er eine Sache von der größten Wichtigkeit dem Bürger Edgeworth von Firmont mitzutheilen hat, ladet diesen ein, an den Ort der Sitzungen zu kommen."

Der Unbekannte hatte Befehl, den Priester zu begleiten; ein Wagen wartete vor der Thüre.

Der Abbé ging mit dem Unbekannten hinab und man fuhr weg.

Der Wagen hielt an den Tuilerien.

Der Abbé fand die Minister im Rathe versammelt; bei seinem Eintritte standen sie auf.

„Sind Sie der Abbé Edgeworth von Firmont?" fragte Garat.

„Ja," antwortete der Abbé.

„Nun wohl," fuhr der Justizminister fort, „Ludwig Capet hat gegen uns sein Verlangen geäußert, Sie in seinen letzten Augenblicken bei sich zu sehen, und wir haben Sie gerufen, um zu erfahren, ob Sie ihm diesen Dienst zu thun einwilligen."

„Da der König mich bezeichnet hat, so ist es meine Pflicht, ihm zu gehorchen," antwortete der Priester.

„Dann werden Sie mit mir in den Tempel kom-

men," sagte der Minister; „ich begebe mich auf der Stelle dahin."

Und er nahm den Abbé mit in seinen Wagen.

Wir haben gesehen, wie dieser, nachdem er die gebräuchlichen Formalitäten erfüllt hatte, bis zum König gelangte; wie hernach Ludwig XVI. von seiner Familie gerufen wurde, und wie er zum Abbé Edgeworth zurückkehrte, den er ersuchte, ihm die Einzelheiten mitzutheilen, welche man so eben gelesen hat.

Nachdem die Erzählung vollendet war, sagte der König:

„Mein Herr, vergessen wir nun Alles, um an die große, an die einzige Angelegenheit meines Seelenheils zu denken."

„Sire," erwiederte der Abbé, „ich bin bereit, nach meinen besten Kräften zu thun, und ich hoffe, Gott wird mein geringes Verdienst ergänzen; finden Sie aber nicht, es wäre vor Allem ein großer Trost für Sie, die Messe zu hören und zu communiciren?"

„Ja, gewiß," sprach der König; „und glauben Sie mir, ich werde den ganzen Werth einer solchen Gefälligkeit fühlen; doch warum sollen Sie sich in diesem Grade der Gefahr aussetzen?"

„Das ist meine Sache, Sire, und es ist mir daran gelegen, Eurer Majestät zu beweisen, ich sei würdig der Ehre, die sie mir dadurch angethan, daß sie mich zu ihrer Stütze gewählt hat. Der König gebe mir unumschränkte Vollmacht, und ich stehe für Alles."

„Gehen Sie also, mein Herr," sagte Ludwig XVI.

Sodann den Kopf schüttelnd, wiederholte er:

„Gehen Sie ... doch es wird Ihnen nicht gelingen."

Der Abbé Edgeworth verbeugte sich, ging ab, und rlangte in den Saal des Rathes geführt zu werden.

Hier sprach er zu den Commissären:

„Derjenige, welcher morgen sterben soll, wünscht,

bevor er stirbt, die Messe zu hören und zu communiciren."

Die Municipale schauten sich ganz erstaunt an; es war ihnen nicht einmal der Gedanke gekommen, man könnte dergleichen verlangen.

„Und wo Teufels einen Priester und Kirchenornate zu dieser Stunde finden?" sagten sie.

„Der Priester ist gefunden, da ich da bin," antwortete der Abbé Edgeworth; „was die Ornate betrifft, so wird sie die nächste Kirche liefern; man braucht sie nur holen zu lassen."

Die Municipale zögerten.

„Aber," sagte Einer von ihnen, „wenn das eine Falle wäre?"

„Was für eine Falle?" fragte der Priester.

„Wenn Sie unter dem Vorwande, ihn communiciren zu lassen, den König vergiften würden?"

Der Abbé Edgeworth schaute starr denjenigen an, welcher diesen Zweifel ausgesprochen.

„Hören Sie," fuhr der Municipal fort, „die Geschichte liefert uns Beispiele genug in dieser Hinsicht, um uns zur Vorsicht zu verpflichten."

„Mein Herr," erwiederte der Abbé, „ich bin bei meinem Eintritte hier so ängstlich durchsucht worden, daß man überzeugt sein muß, ich habe kein Gift mitgebracht; besitze ich also morgen, so werde ich es von Ihnen empfangen haben, da nichts bis zu mir gelangen kann, ohne durch Ihre Hände gegangen zu sein."

Man berief die abwesenden Mitglieder zusammen und berathschlagte.

Die Bitte wurde unter zwei Bedingungen gewährt: einmal, daß der Abbé ein Gesuch abfasse und mit seinem Namen unterzeichne; und dann, daß die Ceremonie am andern Morgen spätestens um sieben Uhr beendigt sei, da der Gefangene auf den Schlag acht Uhr nach dem Orte seiner Hinrichtung geführt werden müsse.

[illegible] Sie Herrn von [illegible]

[illegible] und schon aufs er [illegible] und fest ein.

Der König begrüßte ihn mit dem Kopfe nickend und bat ihn sodann, mit ihm in sein Cabinet zu kommen.

Da beeilte sich Cléry, den Altar zuzurichten; — das war die Commode des Zimmers mit einem Tafeltuche bedeckt. Was die priesterlichen Ornate betrifft, — man hatte sie, wie der Abbé Edgeworth gesagt, in der ersten Kirche gefunden, an die man sich gewendet; diese Kirche war die der Capuziner des Marais, beim Hotel Soubise.

Nachdem der Altar zugerichtet war, benachrichtigte Cléry den König.

„Können Sie Messe dienen?“ fragte ihn der König.

„Ich hoffe es,“ erwiederte Cléry; „nur weiß ich die Antworten nicht auswendig.“

Da gab ihm der König ein Meßbuch, das er beim Introit öffnete.

Herr von Firmont war schon im Zimmer von Cléry, wo er sich ankleidete.

Dem Altar gegenüber hatte Cléry einen Armstuhl aufgestellt, und vor diesen Stuhl hatte er ein großes Kissen gelegt; doch der König ließ es ihm wegnehmen und holte selbst ein kleineres mit Roßhaaren ausgestopft, dessen er sich gewöhnlich bediente, um seine Gebete zu sprechen.

Sobald der Priester wieder eintrat, zogen sich die Municipale, da sie ohne Zweifel durch die Berührung eines Geistlichen befleckt zu werden befürchteten, in das Vorzimmer zurück.

Es war sechs Uhr; die Messe begann. Der König hörte sie von Anfang bis zu Ende auf den Knieen, mit der tiefsten Sammlung des Gemüthes. Nach der Messe communicirte er, und ihn seinen Gebeten überlassend, ging hierauf der Abbé Edgeworth in das anstoßende Zimmer, um sich seiner priesterlichen Gewänder zu entkleiden.

Der König benützte diesen Augenblick, um Cléry zu ...n und von ihm Abschied zu nehmen; dann zog er

sich wieder in sein Cabinet zurück, wohin ihm Herr von Firmont folgte.

Cléry setzte sich auf sein Bett und fing an zu weinen.

Um sieben Uhr rief ihn der König.

Cléry lief hinzu.

Ludwig XVI. führte ihn in die Vertiefung eines Fensters und sagte zu ihm:

„Sie werden dieses Cachet meinem Sohne und diesen Ring meiner Frau übergeben ... Sagen Sie ihnen, ich verlasse sie mit bitterem Kummer. Dieses Päckchen enthält Haare von unserer ganzen Familie: Sie werden es auch der Königin zustellen.“

„Aber, Sire, wollen Sie sie denn nicht mehr sehen?“ fragte Cléry.

Der König zögerte einen Augenblick, als verließe ihn sein Herz, um zu ihr zu gehen; dann sagte er:

„Nein, entschieden nein ... Ich weiß, ich versprach, sie diesen Morgen zu sehen; doch ich will ihnen den Schmerz einer so grausamen Lage ersparen. Cléry, wenn Sie sie wiedersehen, sagen Sie ihnen, wie schwer es mich angekommen, abzugehen, ohne ihre letzten Umarmungen zu empfangen.“

Bei diesen Worten wischte er seine Thränen ab.

Hierauf fügte er mit dem peinlichsten Ausdrucke bei:

„Cléry, nicht wahr, Sie werden ihnen mein letztes Lebewohl sagen?“

Und er kehrte in sein Cabinet zurück.

Die Municipale hatten den König die von uns erwähnten verschiedenen Gegenstände Cléry übergeben sehen: Einer von ihnen reclamirte sie; doch ein Anderer schlug vor, sie Cléry zur Aufbewahrung bis zur Entscheidung des Rathes zu überlassen.

Dieser Vorschlag behielt die Oberhand.

Eine Viertelstunde nachher kam der König wieder aus seinem Cabinet heraus.

Cléry stand zu seinen Befehlen da.

„Cléry," sagte der König, „fragen Sie, ob ich eine Scheere haben kann."

Und er ging wieder hinein.

„Kann der König eine Scheere haben?" fragte Cléry die Commissäre.

„Was will er damit machen?"

„Ich weiß es nicht; fragen Sie ihn selbst."

Einer von den Municipalen trat in das Cabinet ein; er fand den König auf den Knieen vor Herrn von Firmont.

„Sie haben eine Scheere verlangt," sagte er, „was wollen Sie damit machen?"

„Cléry soll mir die Haare abschneiden."

Der Municipal ging in das Zimmer des Rathes hinab.

Man deliberirte eine halbe Stunde, und nach einer halben Stunde verweigerte man die Scheere.

Der Municipal kam wieder herauf und sagte:

„Der Rath hat es abgeschlagen."

„Ich hätte die Scheere nicht berührt," sprach der König, „und Cléry würde mir die Haare in Ihrer Gegenwart abgeschnitten haben ... Ich bitte, mein Herr, fragen Sie noch einmal."

Der Municipal ging wieder in den Rath hinab und setzte aufs Neue die Bitte des Königs auseinander; doch der Rath beharrte bei seiner Weigerung.

Ein Municipal näherte sich sodann Cléry und sagte zu ihm:

„Ich glaube, es ist Zeit, daß Du Dich bereit hältst, den König auf das Schaffot zu begleiten."

„Mein Gott! wozu?" fragte Cléry ganz zitternd.

„Ei! nein," bemerkte ein Anderer, „der Henker ist gut genug hiezu."

Es fing an Tag zu werden; der Generalmarsch ertönte in allen Sectionen von Paris geschlagen; diese

Bewegung und dieses Geräusch wiederhallten bis im Thurme und vereisten das Blut in den Adern des Abbé von Firmont und von Cléry.

Doch ruhiger als sie, horchte der König einen Augenblick und sagte dann, ohne in Bewegung zu gerathen:

„Das ist wahrscheinlich die Nationalgarde, die man zu versammeln anfängt."

Einige Zeit nachher ritten die Cavalerie-Detachements in den Hof des Tempels ein; man hörte das Stampfen der Pferde und die Stimmen der Officiere.

Der König horchte aufs Neue, und sagte mit derselben Ruhe:

„Es scheint, sie nahen."

Von sieben bis acht Uhr klopfte man zu wiederholten Malen und unter verschiedenen Vorwänden an die Thüre vom Cabinet des Königs, und immer zitterte Herr Edgeworth, es sei das letzte Mal; doch jedes Mal stand Ludwig XIV. ohne irgend eine Gemüthsbewegung auf, ging an die Thüre, antwortete ruhig den Personen, die ihn unterbrochen hatten, wandte sich dann wieder um und setzte sich zu seinem Beichtiger.

Herr Edgeworth sah die Leute nicht, welche so kamen, doch er faßte einige von ihren Worten auf. Einmal hörte er einen von den Unterbrechern zum Gefangenen sagen:

„Ho! ho! Alles dies war gut, als Sie noch König; Sie sind es aber nicht mehr."

Der König kam mit demselben Gesichte zurück; nur sprach er:

„Sehen Sie, wie diese Leute mich behandeln, mein Vater . . . Doch man muß Alles zu ertragen wissen!"

Man klopfte aufs Neue, und abermals ging der König an die Thüre; als er diesmal zurückkam, sagte er:

„Diese Leute sehen überall Gift und Dolche: sie kennen mich schlecht! Mich tödten wäre eine Schwäche: man würde glauben, ich wisse nicht zu sterben!"

Um neun Uhr endlich vermehrte sich der Lärm und die Thüren wurden geräuschvoll geöffnet; Santerre trat in Begleitung von sieben bis acht Municipalen und von zehn Gendarmen ein, die er in zwei Gliedern aufstellte.

Ohne zu warten, bis man an die Thüre des Cabinets klopfte, trat der König bei dieser Bewegung hinaus.

„Sie wollen mich holen?" fragte er.

„Ja, mein Herr."

„Ich bitte um eine Minute."

Und er ging wieder hinein und schloß die Thüre.

„Diesmal ist Alles vorbei, mein Vater," sagte er, indem er sich vor dem Abbé von Firmont auf die Kniee warf. „Geben Sie mir Ihren letzten Segen und bitten Sie Gott, daß er mich bis zum Ende unterstütze!"

Nachdem der Segen gegeben war, stand der König wieder auf; er öffnete die Thüre des Cabinets und ging auf die Municipale und die Gendarmen zu, welche mitten im Schlafzimmer warteten.

Alle hatten ihren Hut auf dem Kopfe.

„Meinen Hut, Cléry," sagte der König.

Ganz in Thränen zerfließend, beeilte sich Cléry, zu gehorchen.

„Ist unter Ihnen ein Mitglied der Commune?" fragte der König . . . „Sie, glaube ich?"

Und er wandte sich in der That an einen Municipal Namens Jacques Roux, einen beeidigten Priester.

„Was wollen Sie von mir?" sagte dieser.

Der König zog sein Testament aus seiner Tasche.

„Ich bitte Sie, dieses Papier der Königin . . . meiner Frau, zu übergeben."

„Wir sind nicht hierher gekommen, um Deine Aufträge zu empfangen," erwiederte Jacques Roux, „sondern um Dich zum Schaffot zu führen."

Der König nahm diese Beleidigung mit derselben Demuth auf, wie es Christus gethan hatte, und mit demselben sanften Wesen, wie der Gottmensch, wandte

er sich an einen andern Municipal Namens Gobeau und fragte:

„Und Sie, mein Herr, werden Sie mir es auch abschlagen?“

Und als Gobeau zu zögern schien, fügte der König bei:

„Oh! es ist mein Testament, Sie können es lesen; es sind sogar Verfügungen darin, von denen ich wünsche, daß die Commune sie kenne.“

Der Municipal nahm das Papier.

Als er sodann sah, daß Cléry, — befürchtend, wie der Kammerdiener von Karl I., sein Herr werde vor Kälte zittern, und man könnte glauben, es geschehe aus Angst, — als er sah, sagen wir, daß Cléry ihm nicht nur den Hut, den er verlangt, sondern auch seinen Ueberrock reichte, sagte er:

„Nein, Cléry, geben Sie mir nur meinen Hut.“

Cléry gab ihm den Hut, und Ludwig XVI. benützte diese Gelegenheit, um seinem treuen Diener zum letzten Male die Hand zu drücken.

Hierauf sprach er mit jenem Tone des Befehlens, den er so selten in seinem Leben angenommen:

„Gehen wir, meine Herrn!“

Das waren die letzten Worte, die er in seiner Wohnung sprach.

Auf der Treppe traf er den Concierge des Thurmes, Mathay, den er zwei Tage vorher vor seinem Feuer sitzend gefunden und mit ziemlich barschem Tone gebeten hatte, ihm seinen Platz abzutreten.

„Mathay,“ sagte er zu ihm, „ich bin vorgestern ein wenig lebhaft gegen Sie gewesen: seien Sie mir darum nicht böse!“

Mathay wandte ihm den Rücken zu, ohne zu antworten.

Der König durschritt den ersten Hof zu Fuße, und während er ihn durchschritt, drehte er sich mehrere Male,

um seiner einzigen Liebe, seiner Frau, seiner einzigen Freundschaft, seiner Schwester, seiner einzigen Freude, seinen Kindern, Lebewohl zu sagen.

Am Eingange des Hofes stand eine grün angestrichene Miethkutsche; zwei Gendarmen hielten den Schlag offen; als der Verurtheilte sich näherte, stieg Einer von ihnen zuerst ein und setzte sich auf die Vorderbank; sodann stieg der König ein, und er winkte Herrn Edgeworth, daß er neben ihn in den Fond sitze; der andere Gendarme nahm zuletzt Platz und schloß den Schlag.

Zwei Gerüchte waren im Umlaufe: das erste sagte, Einer von den zwei Gendarmen sei ein verkleideter Priester; das zweite sagte, Beide haben Befehl, den König zu ermorden bei dem geringsten Versuche, den man machen würde, um ihn zu entführen. Weder die eine, noch die andere von diesen Behauptungen beruhte auf einer soliden Base.

Um ein Viertel nach neun Uhr setzte sich der Zug in Marsch . . .

Noch ein Wort über die Königin, über Madame Elisabeth und die zwei Kinder, welche der König abgehend mit einem letzten Blicke gegrüßt hatte.

Am Abend vorher, nach der zugleich süßen und entsetzlichen Zusammenkunft, hatte die Königin kaum die Kraft gehabt, den Dauphin auszukleiden und zu Bette zu legen; sie selbst hatte sich ganz angekleidet auf ihr Bett geworfen; und während dieser langen Winternacht hatten sie Madame Elisabeth und Madame Royale vor Kälte und Schmerz schnattern hören.

Nach sechs Uhr öffnete sich die Thüre vom ersten Stocke, und man kam, um ein Meßbuch zu holen.

Von diesem Augenblicke an hielt sich die ganze [F]amilie bereit, da sie nach dem ihr vom König am Tage [vor]her gegebenen Versprechen glaubte, sie werde hinab[komm]en; doch die Zeit verfloß: immer stehend, hörten die [Kö]nigin und die Prinzessin die verschiedenen Getöse,

welche den König ruhig gelassen, aber den Kammerdiener und den Beichtiger beben gemacht hatten; sie hörten das Geräusch der Thüren, die man öffnete und wieder schloß; sie hörten das Geschrei, mit dem der Pöbel den Abgang des Königs empfing; sie hörten endlich den abnehmenden Lärmen der Pferde und der Kanonen.

Da fiel die Königin auf einen Stuhl und murmelte:

„Er ist weggegangen, ohne von uns Abschied zu nehmen."

Madame Elisabeth und Madame Royale knieten vor ihr nieder.

So waren alle Hoffnungen eine um die andere zu Wasser geworden: zuerst hatte man auf die Verbannung oder das Gefängniß gehofft, und diese Hoffnung war verschwunden; sodann auf einen Aufschub, und diese Hoffnung war verschwunden; endlich hoffte man nur noch auf einen unter Weges versuchten Handstreich, und diese Hoffnung sollte ebenfalls verschwinden!

„Mein Gott! mein Gott! mein Gott!" rief die Königin.

Und in diesem letzten Rufe der Verzweiflung an Gott erschöpfte die arme Frau Alles, was ihr an Stärke blieb . . .

Der Wagen rollte während dieser Zeit fort und erreichte das Boulevard; die Straßen waren fast menschenleer, die Läden halb geschlossen; Niemand vor den Thüren, Niemand an den Fenstern.

Ein Beschluß der Commune verbot jedem Bürger, der nicht zur bewaffneten Miliz gehörte, auf den Straßen zu gehen, welche gegen das Boulevard mündeten, oder sich an den Fenstern beim Vorüberkommen des Zuges zu zeigen.

Der schwer bewölkte, trübe Himmel ließ übrigens nur einen Wald von Pieken sehen, unter denen kaum ein paar Bajonnete glänzten; vor dem Wagen marschir-

ten die Reiter, und vor den Reitern kam eine Menge von Trommlern.

Der König hätte gern mit seinem Beichtiger sprechen mögen, doch er konnte nicht wegen des Lärmens. Der Abbé von Firmont lieh ihm sein Brevier: er las.

Bei der Porte Saint-Denis richtete er den Kopf auf, da er ein besonderes Geschrei zu hören glaubte.

Es stürzten in der That etwa zehn junge Leute durch die Rue Beauregard, durchschnitten, mit dem Säbel in der Faust, die Menge und schrieen:

„Herbei Alle, die den König retten wollen!"

Dreitausend Verschworene sollten auf diesen Ruf, den der Baron von Batz, ein Abenteurer, that, antworten; er gab muthig das Signal, doch von dreitausend Verschworenen antworteten kaum Einige. Der Baron von Batz und diese acht bis zehn verlorenen Söhne des Königthums, als sie sahen, daß nichts zu machen war, benützten die durch ihren Versuch hervorgebrachte Verwirrung und verschwanden in dem der Porte Saint-Denis benachbarten Straßennetze.

Dieser Umstand hatte den König seinen Gebeten entzogen, doch er war von so geringer Bedeutung, daß der Wagen nicht einmal anhielt. — Als er endlich, nach Verlauf von zwei Stunden und zehn Minuten, hielt, war er am Ziele seiner Fahrt angelangt.

Sobald der König fühlte, die Bewegung habe aufgehört, neigte er sich zum Ohre des Priesters und sagte:

„Wir sind an Ort und Stelle, mein Herr, wenn ich mich nicht täusche."

Herr von Firmont schwieg.

In demselben Momente öffnete einer von den drei Brüdern Samson, den Henkern von Paris, den Kutschenschlag.

Da legte der König die Hand auf das Knie des Abbé Firmont und sprach mit gebietendem Tone:

„Meine Herren, ich empfehle Ihnen diesen Herrn

hier . . . Seien Sie dafür besorgt, daß ihm nach meinem Tode keine Beleidigung widerfahre; Sie beauftrage ich, hierüber zu wachen."

Mittlerweile hatten sich die zwei anderen Henker genähert.

„Ja, ja," antwortete Einer von ihnen, „wir werden hiefür besorgt sein; lassen Sie uns machen."

Ludwig stieg aus.

Die Knechte des Henkers umgaben ihn und wollten ihm seinen Rock ausziehen; doch er stieß sie verächtlich zurück und fing selbst an sich zu entkleiden.

Einen Augenblick blieb der König, während er seinen Hut auf die Erde warf, seinen Rock auszog und seine Halsbinde aufknüpfte, isolirt in dem Kreise, der sich gebildet hatte, dann aber näherten sich ihm die Henker.

Einer von ihnen hielt einen Strick in der Hand.

„Was wollen Sie?" fragte der König.

„Sie binden," antwortete der Henker, der den Strick hielt.

„Oh! was das betrifft," rief der König, „das werde ich nie zugeben: verzichten Sie hierauf . . . Thun Sie, was Ihnen befohlen ist; doch Sie werden mich nicht binden; nein, nein, niemals!"

Die Henker erhoben die Stimme; ein Kampf, Leib gegen Leib, sollte vor der ganzen Welt dem Opfer das Verdienst von sechs Monaten der Ruhe, des Muthes und der Resignation nehmen, als Einer von den drei Samson, von Mitleid bewegt, aber dennoch verurtheilt, die erschreckliche Aufgabe zu vollziehen, sich dem König näherte und mit ehrerbietigem Tone zu ihm sagte:

„Sire, mit diesem Taschentuche . . ."

Der König schaute seinen Beichtiger an.

Dieser machte eine Anstrengung, um zu reden, und sprach dann:

„Sire, das wird eine Aehnlichkeit mehr zwischen

ten die Reiter, und vor den Reitern kam eine Menge von Trommlern.

Der König hätte gern mit seinem Beichtiger sprechen mögen, doch er konnte nicht wegen des Lärmens. Der Abbé von Firmont lieh ihm sein Brevier: er las.

Bei der Porte Saint-Denis richtete er den Kopf auf, da er ein besonderes Geschrei zu hören glaubte.

Es stürzten in der That etwa zehn junge Leute durch die Rue Beauregard, durchschnitten, mit dem Säbel in der Faust, die Menge und schrieen:

„Herbei Alle, die den König retten wollen!"

Dreitausend Verschworene sollten auf diesen Ruf, den der Baron von Batz, ein Abenteurer, that, antworten; er gab muthig das Signal, doch von dreitausend Verschworenen antworteten kaum Einige. Der Baron von Batz und diese acht bis zehn verlorenen Söhne des Königthums, als sie sahen, daß nichts zu machen war, benützten die durch ihren Versuch hervorgebrachte Verwirrung und verschwanden in dem der Porte Saint-Denis benachbarten Straßennetze.

Dieser Umstand hatte den König seinen Gebeten entzogen, doch er war von so geringer Bedeutung, daß der Wagen nicht einmal anhielt. — Als er endlich, nach Verlauf von zwei Stunden und zehn Minuten, hielt, war er am Ziele seiner Fahrt angelangt.

Sobald der König fühlte, die Bewegung habe aufgehört, neigte er sich zum Ohre des Priesters und sagte:

„Wir sind an Ort und Stelle, mein Herr, wenn ich mich nicht täusche."

Herr von Firmont schwieg.

In demselben Momente öffnete einer von den drei Brüdern Samson, den Henkern von Paris, den Kutschenschlag.

Da legte der König die Hand auf das Knie des Abbé Firmont und sprach mit gebietendem Tone:

„Meine Herren, ich empfehle Ihnen diesen Herrn

hier . . . Seien Sie dafür besorgt, daß ihm nach meinem Tode keine Beleidigung widerfahre; Sie beauftrage ich, hierüber zu wachen."

Mittlerweile hatten sich die zwei anderen Henker genähert.

„Ja, ja," antwortete Einer von ihnen, „wir werden hiefür besorgt sein; lassen Sie uns machen."

Ludwig stieg aus.

Die Knechte des Henkers umgaben ihn und wollten ihm seinen Rock ausziehen; doch er stieß sie verächtlich zurück und fing selbst an sich zu entkleiden.

Einen Augenblick blieb der König, während er seinen Hut auf die Erde warf, seinen Rock auszog und seine Halsbinde aufknüpfte, isolirt in dem Kreise, der sich gebildet hatte, dann aber näherten sich ihm die Henker.

Einer von ihnen hielt einen Strick in der Hand.

„Was wollen Sie?" fragte der König.

„Sie binden," antwortete der Henker, der den Strick hielt.

„Oh! was das betrifft," rief der König, „das werde ich nie zugeben: verzichten Sie hierauf . . . Thun Sie, was Ihnen befohlen ist; doch Sie werden mich nicht binden; nein, nein, niemals!"

Die Henker erhoben die Stimme; ein Kampf, Leib gegen Leib, sollte vor der ganzen Welt dem Opfer das Verdienst von sechs Monaten der Ruhe, des Muthes und der Resignation nehmen, als Einer von den drei Samson, von Mitleid bewegt, aber dennoch verurtheilt, di[e] erschreckliche Aufgabe zu vollziehen, sich dem Kön[ig] näherte und mit ehrerbietigem Tone zu ihm sagte:

„Sire, mit diesem Taschentuche . . ."

Der König schaute seinen Beichtiger an.

Dieser machte eine Anstrengung, um zu reden, u[nd] sprach dann:

„Sire, das wird eine Aehnlichkeit mehr zwischen

Eurer Majestät mit dem Gotte werden, der Ihr Lohn sein soll."

Der König schlug die Augen mit einem erhabenen Ausdrucke des Schmerzes zum Himmel auf.

„Gewiß," sagte er, „es braucht nicht weniger als sein Beispiel, daß ich mich einer solchen Schmach unterwerfe."

Und er wandte sich gegen die Henker um, bot ihnen resignirt die Hände dar und fügte bei:

„Macht, was Ihr wollt: ich werde den Kelch bis auf die Hefe leeren."

Die Stufen des Schaffots waren hoch und klitschig; er erstieg sie unterstützt von dem Priester. Einen Augenblick befürchtete dieser, das Gewicht fühlend, mit dem er auf seinem Arme lastete, einige Schwäche in diesem letzten Augenblicke; doch auf der letzten Stufe angekommen, entwich der König, so zu sagen, den Händen seines Beichtigers, wie die Seele aus seinem Körper entweichen sollte, und lief ans vordere Ende der Plattform.

Er war sehr roth und hatte nie so belebt geschienen.

Die Trommler schlugen; er gebot ihnen Stille mit dem Blicke.

Da sprach er mit starker Stimme folgende Worte:

„Ich sterbe unschuldig an allen Verbrechen, deren man mich bezichtigt; ich vergebe den Urhebern meines Todes, und ich bitte Gott, daß das Blut, welches Ihr vergießen wollt, nie auf Frankreich zurückfallen möge!.."

„Schlagt, Trommler!" rief eine Stimme, von der man lange geglaubt hat, es sei die von Santerre gewesen, während es die von Herrn von Beaufranchet, Grafen d'Oyat, Bastardsohn von Ludwig XV. und der Courtisane Morphise war. — Es war also der natürliche Oheim des Verurtheilten.

Die Trommler schlugen.

Der König stampfte mit dem Fuße.

„Schweigt!“ rief er mit einem entsetzlichen Ausdrucke; „ich habe noch zu sprechen!“

Doch die Trommler setzten ihr Rasseln fort.

„Thut Eure Pflicht,“ brüllten die Piekenmänner, die das Schaffot umgaben, den Henkern zu.

Diese fielen über den König her, als er langsam, einen Blick auf das schief geschnittene Eisen werfend, von dem er selbst ein Jahr vorher die Zeichnung gegeben, zum Fallbeile zurückkehrte.

Dann richtete sich sein Blick wieder auf den Priester, welcher knieend am Rande des Schaffots betete.

Es entstand eine verworrene Bewegung hinter den zwei Pfosten der Guillotine: das Brett schlug um, der Kopf des Verurtheilten erschien an der Oeffnung, ein Blitz glänzte, ein matter Schlag erscholl, und man sah nur noch einen breiten Blutstrahl.

Da hob einer von den Henkern den Kopf auf und zeigte ihn dem Volke, die Ränder des Schaffots mit dem königlichen Blute besprengend.

Bei diesem Anblicke brüllten die Piekenmänner vor Freude; sie stürzten hinzu und tauchten in das Blut die Einen ihre Pieken, die Andern ihre Säbel, — ihre Taschentücher, diejenigen, welche hatten; dann schrieen sie: „Es lebe die Republik!“

Doch zum ersten Male erlosch dieser große Schrei, der die Völker vor Freude schauern gemacht hatte, ohne Echo. Die Republik hatte an der Stirne einen von den unseligen Flecken, die sich nie verwischen! sie hatte wie später ein großer Diplomat sagte, weit mehr als ein Verbrechen begangen: sie hatte einen Fehler begangen.

Es herrschte in Paris ein ungeheures Gefühl der Bestürzung; bei Einigen ging diese Bestürzung bis zur Verzweiflung: eine Frau warf sich in die Seine; ein Perrückenmacher schnitt sich den Hals ab; ein Buchhändler

wurde wahnsinnig; ein ehemaliger Officier starb vor Schrecken.

Am Anfange der Sitzung des Convents wurde ein Brief vom Präsidenten geöffnet; er war von einem Manne, welcher verlangte, daß der Körper von Ludwig XVI. ihm übergeben werde, damit er ihn bei seinem Vater beerdige.

Es blieben also dieser Kopf und dieser Leib, welche von einander getrennt waren; sehen wir, was daraus wurde.

Wir kennen keine so erschreckliche Erzählung, als gerade den Text des Beerdigungsprotocolls; dieses folgt hier, so wie es am Tage selbst abgefaßt wurde.

## Protocoll der Beerdigung von Ludwig Capet.

„Am 21. Januar 1793, im Jahre II. der französischen Republik, haben wir unterzeichnete Administratoren des Departement Paris, bevollmächtigt vom Generalrathe des Departement kraft der Beschlüsse des provisorischen Vollziehungsraths, uns in die Wohnung des Bürgers Ricave, Pfarrers von Sainte-Madeleine, verfügt; wir fanden ihn zu Hause und fragten ihn, ob er für die Ausführung der Maßregeln, mit denen ihn am Tage vorher der Vollziehungsrath und das Departement beauftragt, Sorge getragen habe. Er antwortete uns, er habe von Punkt zu Punkt vollführt, was ihm der Vollziehungsrath und das Departement befohlen, und Alles werde im Augenblicke bereit sein.

„Von da begaben wir uns, in Begleitung der Bürger Renard und Damoreau, welche, Beide Vicare der Sainte-Madeleine-Pfarrei, vom Bürger Pfarrer beauftragt waren, die Beerdigung von Ludwig Capet vorzunehmen, nach dem Orte des Friedhofes der genannten Pfarrei, der in der Rue d'Anjou Saint-Honoré liegt, wo wir bei un-

serer Ankunft die Ausführung der von uns dem Bürger Pfarrer, kraft des Auftrags, welchen wir vom Generalrathe des Departements erhalten, ertheilten Befehle wahrnahmen.

„Bald nachher wurde in dem Friedhofe durch eine Abtheilung Gendarmerie zu Fuße der Leichnam von Ludwig Capet niedergelegt, den wir in seinen Gliedern ganz erkannten, während der Kopf vom Rumpfe getrennt war; wir bemerkten, daß die Haare am Hinterhaupte abgeschnitten waren, und daß der Leichnam keine Halsbinde, keinen Rock und keine Schuhe hatte; er war übrigens mit einem Hemde, mit einer gesteppten Weste, mit grauen Tuchhosen und grauen seidenen Strümpfen bekleidet.

„So gekleidet, wurde er in einen Sarg gelegt; diesen Sarg versenkte man in das Grab, das man auf der Stelle wieder bedeckte. Und das Ganze wurde angeordnet und ausgeführt auf eine den vom provisorischen Vollziehungsrathe der französischen Republik gegebenen Befehlen entsprechende Weise; und wir haben mit den Bürgern Ricave, Renard und Damoreau, Pfarrer und Vicaren von Sainte-Madeleine unterzeichnet.

**Leblanc**, Administrator des Departement; **Dubois**, Administrator des Departement; **Damoreau, Ricave, Renard.**“

So starb am 21. Januar 1793 und wurde beerdigt der König Ludwig XVI.

Er war neun und dreißig Jahre, fünf Monate und drei Tage alt: er hatte achtzehn Jahre regiert und war fünf Monate und acht Tage Gefangener geblieben.

Sein letzter Wunsch ging nicht in Erfüllung, und sein Blut ist nicht nur auf Frankreich, sondern auf ganz Europa zurückgefallen.

---

# CLXXIV.

## Ein Rath von Cagliostro.

Am Abend dieses entsetzlichen Tages, während die Pikenmänner durch die verödeten und erleuchteten Straßen von Paris, welche durch ihre Illumination nur trauriger geworden, am Ende ihrer Gewehre mit Blut befleckte Fetzen von Sacktüchern und Hemden tragend, umherliefen und: „Der Tyrann ist todt! seht hier das Blut des Tyrannen!" schrieen, befanden sich im ersten Stocke eines Hauses der Rue Saint-Honoré zwei Männer in gleicher Stille, doch in sehr verschiedener Haltung.

Der Eine saß, schwarz gekleidet, an einem Tische, den Kopf auf seine Hände gestützt und entweder in eine tiefe Träumerei oder in einen tiefen Schmerz versunken; der Andere, der die Tracht eines Landmannes hatte, ging mit großen Schritten, das Auge düster, die Stirne gefaltet, die Arme auf der Brust gekreuzt, auf und ab; nur, so oft dieser bei seinem Gange, der schräg das Zimmer entzwei schnitt, am Tische vorbeikam, warf er verstohlen auf den Anderen einen fragenden Blick.

Seit wie lange waren sie Beide so? Wir vermöchten es nicht zu sagen. Endlich aber schien der Mann in der Tracht des Landmannes, mit den gekreuzten Armen, mit der gefalteten Stirne, mit dem düsteren Auge, dieses Stillschweigens müde zu werden, und dem Manne im schwarzen Rocke und mit der auf seine Hände gestützten Stirne gegenüber anhaltend, sagte er, indem er seinen Blick auf denjenigen heftete, an welchen er sich wandte:

„Ah! Bürger Gilbert, Sie denken also, ich sei ein Schurke, weil ich für den Tod des Königs gestimmt habe?"

Der Mann im schwarzen Rocke richtete den Kopf auf, schüttelte seine melancholische Stirne, reichte seinem Gefährten die Hand und sprach:

„Nein, Billot, Sie sind eben so wenig ein Schurke, als ich ein Aristokrat bin; Sie haben nach Ihrem Gewissen gestimmt, und ich, ich habe nach dem meinigen gestimmt; nur habe ich für das Leben gestimmt, und Sie für den Tod. Es ist aber etwas Entsetzliches, einem Menschen das zu nehmen, was ihm keine menschliche Macht wiedergeben kann!"

„Ihrer Ansicht nach ist also der Despotismus unverletzlich?" rief Billot; „die Freiheit ist eine Empörung, und es gibt nur Gerechtigkeit hienieden für die Könige, das heißt für die Tyrannen? Was wird dann den Völkern noch bleiben? Das Recht, zu dienen und zu gehorchen! Und Sie, Herr Gilbert, der Schüler von Jean-Jacques, der Bürger der Vereinigten Staaten, Sie sagen dies?"

„Ich sage dies nicht, Billot, denn das hieße eine Gottlosigkeit gegen die Völker aussprechen."

„Hören Sie, ich will zu Ihnen, Herr Gilbert, mit der Brutalität meines plumpen Verstandes reden, und ich erlaube Ihnen, mir mit allen Freiheiten Ihres Geistes zu antworten. Geben Sie zu, daß eine Nation, die sich unterdrückt glaubt, das Recht hat, ihre Kirche aus dem Besitze zu treiben, ihren Thron zu erniedrigen oder abzuschaffen, zu kämpfen und sich zu befreien?"

„Allerdings."

„Dann hat sie das Recht, die Resultate ihres Sieges zu befestigen?"

„Ja, Billot, sie hat unstreitig dieses Recht; doch man befestigt nichts mit der Gewaltthat, mit dem

Worte. Erinnern Sie sich, daß geschrieben steht: „„[illegible], Du hast nicht das Recht, Deines Gleichen zu richten.""

„Der König ist aber nicht meines Gleichen!" rief Billot: „der König ist mein Feind! Ich erinnere mich, als meine arme Mutter mir die Bibel vorlas, ich erinnere mich dessen, was Samuel zu den Israeliten sagte, als sie einen König von ihm verlangten."

„Ich erinnere mich dessen auch, Billot, und dennoch salbte er Saul, und tödtete ihn nicht."

„Oh! ich weiß, daß ich, wenn ich mich mit Ihnen in die Wissenschaft werfe, verloren bin. Ich frage Ihnen auch ganz einfach: Hatten wir das Recht, die Bastille zu nehmen?"

„Ja."

„Hatten wir das Recht, als der König dem Volke die Befugniß der Besprechung entziehen wollte, den Tag im Ballhause zu machen?"

„Ja."

„Hatten wir das Recht, als der König die constituirende Versammlung durch das Fest der Gardes du corps und durch ein Zusammenziehen von Truppen in Versailles einschüchtern wollte, — hatten wir das Recht, den König in Versailles zu holen und nach Paris zurückzuführen?"

„Ja."

„Hatten wir das Recht, als der König zu fliehen und zum Feinde überzugehen versuchte, hatten wir das Recht, ihn in Versailles zu verhaften?"

„Ja."

„Hatten wir das Recht, als wir, nachdem er die Constitution von 1791 beschworen, den König mit der Emigration parlamentiren und mit dem Auslande conspiriren sahen, hatten wir das Recht, den 20. Juni zu machen?"

„Ja."

„Als er die Sanction Gesetzen verweigerte, die dem

Willen des Volkes entflossen waren, hatten wir das Recht, den 10. August zu machen, das heißt die Tuilerien zu nehmen und die Absetzung zu proclamiren?"

„Ja."

„Hatten wir das Recht, als, in den Tempel eingeschlossen, der König eine lebendige Verschwörung gegen die Freiheit zu sein fortfuhr, hatten wir da das Recht, ihn vor den Nationalconvent zu stellen, der ihn zu richten ernannt worden war?"

„Ihr hattet es."

„Hatten wir das Recht, ihn zu richten, so hatten wir auch das Recht, ihn zu verurtheilen."

„Ja, zum Exile, zur Verbannung, zum Gefängniß, zu Allem, nur nicht zum Tode."

„Und warum nicht zum Tode?"

„Weil er, schuldig im Resultate, es nicht in der Absicht war. Sie richteten ihn aus dem Gesichtspunkte des Volkes, Sie, mein lieber Billot; er hatte aus dem Gesichtspunkte des Königthums gehandelt. War es ein Tyrann, wie Sie ihn nennen? Nein. Ein Schuldgenoß der Aristokratie? Nein. Ein Feind der Freiheit? Nein."

„Somit haben Sie ihn aus dem Gesichtspunkte des Königthums gerichtet?"

„Nein, denn aus dem Gesichtspunkte des Königthums hätte ich ihn freigesprochen."

„Haben Sie ihn nicht für das Leben stimmend freigesprochen?"

„Ja, doch mit dem lebenslänglichen Gefängniß. Billot, glauben Sie mir, ich habe ihn noch parteiischer gerichtet, als ich gern hätte mögen. Ich bin ein Mann aus dem Volke, oder vielmehr ein Sohn des Volkes, und so neigte sich die Waage, die ich in der Hand hielt, auf die Seite des Volkes. Sie haben ihn von fern angeschaut, Billot, und Sie haben ihn nicht gesehen,

wie ich: schlecht befriedigt von Seiten des Königthums, das man ihm gemacht hatte, nach einer Seite gezerrt durch die Nationalversammlung, die ihn zu mächtig fand; nach der andern durch eine ehrgeizige Königin; wieder nach einer andern durch einen unruhigen und gedemüthigten Adel; nach einer andern durch eine unversöhnliche Geistlichkeit; nach einer andern durch eine selbstsüchtige Emigration; nach einer andern endlich durch seine Brüder, welche durch die Welt gingen, um in seinem Namen Feinde gegen die Revolution zu finden. Sie haben es gesagt, Billot, der König war nicht Ihres Gleichen: er war Ihr Feind. Ihr Feind ist aber besiegt, und man tödtet nicht einen besiegten Feind. Ein Mord mit kaltem Blute ist kein Urtheil; das ist eine Opferung, eine Schlachtung. Ihr habt dem Königthum etwas vom Märtyrthum, der Gerechtigkeit etwas von der Rache gegeben. Nehmt Euch in Acht! nehmt Euch in Acht! indem Ihr zu viel thatet, habt Ihr nicht genug gethan. Karl I. ist hingerichtet worden, und Karl II. ist König gewesen. Jacob II. ist verbannt worden, und seine Söhne sind in der Verbannung gestorben. Die menschliche Natur ist pathetisch, Billot, und wir haben auf fünfzig Jahre, auf hundert vielleicht, die ungeheure Partei der Bevölkerung, welche die Revolutionen mit dem Herzen beurtheilt, von uns abwendig gemacht. Oh! glauben Sie mir, mein Freund, es sind die Republikaner, die am meisten das Blut von Ludwig XVI. beklagen müssen; denn dieses Blut wird auf sie zurückfallen und ihnen die Republik kosten."

„Es ist Wahres an dem, was Du da sagst, Gilbert," erwiederte eine Stimme, welche von der Eingangsthüre herkam.

Die zwei Männer schauerten und wandten sich mit einer gleichzeitigen Bewegung um; dann riefen sie mit derselben Stimme:

„Cagliostro!"

„Ei! mein Gott, ja," antwortete dieser. „Doch es ist auch Wahres an dem, was Billot sagt."

„Ach!" sprach Gilbert, „das ist gerade das Unglück, daß die Sache, die wir plaidiren, ein doppeltes Gesicht hat, und daß Jeder, indem er sie von seiner Seite betrachtet, sagen kann: Ich habe Recht!"

„Ja, doch er muß sich auch sagen lassen, er habe Unrecht."

„Ihre Ansicht, Meister?" fragte Gilbert.

„Ja, Ihre Ansicht?" sagte Billot.

„Ihr habt jüngst den Angeklagten gerichtet," erwiederte Cagliostro; „ich, ich will das Urtheil richten. Hättet Ihr den König verurtheilt, so hättet Ihr Recht gehabt. Ihr habt den Menschen verurtheilt, und Ihr habt Unrecht gehabt!"

„Ich begreife nicht," sagte Billot.

„Hören Sie, denn ich errathe," sagte Gilbert.

Cagliostro fuhr fort:

„Man mußte den König tödten, als er in Versailles oder in den Tuilerien war, dem Volke unbekannt, hinter seinem Netze von Höflingen und seiner Mauer von Schweizern; man mußte ihn am 7. October oder am 11. August tödten: am 7. October, am 11. August war er ein Tyrann! Nachdem man ihn aber fünf Monate im Tempel gelassen, — in Verbindung mit Allen, essend vor Allen, schlafend unter den Augen Aller, Kamerad des Proletariers, des Arbeiters, des Handelsmanns, durch diese falsche Erniedrigung zur Menschenwürde erhoben, — mußte man ihn als Menschen behandeln, das heißt verbannen oder einsperren!"

„Ich verstand Sie nicht," sagte Billot zu Gilbert, „und nun verstehe ich den Bürger Cagliostro."

„Ei! allerdings, in diesen fünf Monaten der Gefangenschaft zeigt man ihn Euch in dem, was er Rührendes, Unschuldiges, Ehrwürdiges hat; man zeigt ihn Euch als guten Gatten, als guten Vater, als guten

Menschen. Die Dumouriez! ich hielt sie für starke Geister! Nun verwandeln sie sich, nun mache ich [illegible] vor Ihnen: wie der Bildhauer die Statue aus dem Marmorblocke [illegible] hervorspringen läßt, daß er [illegible] [illegible] [illegible], so thun wir, indem wir beständig [illegible] [illegible] [illegible], gemeine, nicht hohe, nicht [illegible], [illegible] seinen [illegible] Bewunderer sich [illegible], [illegible] der [illegible], nicht eines erhabenen Geistes, sondern eines [illegible] [illegible] [illegible]. Wir [illegible], sage ich, aus diesem [illegible] [illegible] eine Statue des Weisen, des [illegible] und des [illegible]; wir stellen diese Statue auf das Piedestal des Schaffotes; wir [illegible] diesen armen König [illegible], wir [illegible] ihn; wir [illegible] ihn; wir bringen es dahin, daß seine Feinde ihn [illegible]! . . Ah! mein lieber Gilbert," fuhr Cagliostro, ein Gelächter anschlagend, fort, „wer von uns am 14. Juli, am 5. und 6. October, am 10. August gesagt hätte, die Königin werde je ihren Gatten lieben?"

„Oh!" murmelte Billot, „wenn ich das hätte ahnen können!"

„Was hätten Sie gethan, Billot?" fragte Gilbert.

„Was ich gethan hätte? ich hätte ihn getödtet, entweder am 14. Juli, oder am 6. und 7. October, oder am 10. August; das wäre mir leicht gewesen."

Diese Worte wurden mit einem so düstern Ausdrucke von Patriotismus gesprochen, daß Gilbert sie verzieh, daß Cagliostro sie bewunderte.

„Ja," sagte dieser, nachdem er einen Augenblick geschwiegen, „doch Sie haben es nicht gethan. Sie, Billot, haben für den Tod gestimmt; Sie, Gilbert, haben für das Leben gestimmt . . . Wollen Sie nun einen letzten Rath hören? Sie, Gilbert, haben sich nun zum Mitgliede des Convents ernennen lassen, um eine Pflicht zu üben; Sie, Billot, um eine Rache zu voll-

führen: Pflicht und Rache, Alles ist erfüllt; Ihr habt nichts mehr hier zu thun, geht!"

Die zwei Männer schauten Cagliostro an.

„Ja," sprach dieser, „Ihr seid, weder der Eine, noch der Andere, Parteimänner: Ihr seid Menschen des Instincts. Nun, da der König todt ist, werden sich die Parteien einander gegenüberstellen, und stehen sie einmal einander gegenüber, so werden sie sich vernichten. Welche Partei wird zuerst unterliegen? ich weiß es nicht; doch ich weiß, daß sie nach einander unterliegen werden: morgen, Gilbert, wird man also Ihnen ein Verbrechen aus Ihrer Nachsicht machen, und übermorgen, vielleicht früher, Ihnen, Billot, aus Ihrer Strenge. Glaubet mir, bei dem Kampfe auf Leben und Tod, der sich zwischen dem Hasse, der Furcht, der Rache, dem Fanatismus vorbereitet, werden sehr Wenige rein bleiben; die Einen werden sich mit Koth, die Andern mit Blut beflecken. Geht, meine Freunde! geht!"

„Aber Frankreich?" sagte Gilbert.

„Ja, Frankreich?" wiederholte Billot.

„Frankreich ist materiell gerettet," erwiederte Cagliostro; „der äußere Feind ist geschlagen, der innere Feind ist todt. So gefährlich für die Zukunft das Schaffot vom 21. Januar ist, es ist unstreitig eine große Macht in der Gegenwart: die Macht der Entschließungen ohne Rückkehr. Die Hinrichtung von Ludwig XVI. bietet Frankreich der Rache der Throne dar, und gibt der Republik die krampfhafte, verzweifelte Stärke der zum Tode verurtheilten Nationen. Seht Athen in den alten Zeiten, seht Holland in den neueren Zeiten. Die Transactionen, die Negociationen, die Unschlüssigkeiten haben von diesem Morgen an aufgehört; die Revolution hält das Beil in einer Hand, die dreifarbige Fahne in der andern. Geht ruhig: ehe sie das Beil niederlegt, wird die Aristokratie enthauptet sein; ehe sie die drei-

[illegible] Europa [illegible]! [illegible]

„[illegible] Gilbert, „[illegible] ist mein Zeuge. [illegible]

„[illegible]," erwiederte Cagliostro, „[illegible]

„[illegible] Sie mir folgen, [illegible]?" fragte Gilbert [illegible].

„[illegible] Sie mir vergeben?" fragte Billot, indem er einen Schritt gegen Gilbert machte.

Die zwei Männer warfen sich einander in die Arme.

„Es ist gut," sagte Gilbert, „wir werden reisen."

„Wann?" fragte Cagliostro.

„In . . . acht Tagen."

Cagliostro schüttelte den Kopf.

„Sie werden heute Abend reisen," sagte er.

„Warum heute Abend?"

„Weil ich morgen reise."

„Und wohin gehen Sie?"

„Freunde, Ihr werdet es eines Tags erfahren!"

„Aber wie sollen wir abreisen?"

„Der Franklin geht in sechsunddreißig Stunden nach America unter Segel."

„Doch die Pässe?"

„Hier sind sie."

„Mein Sohn?"

Cagliostro öffnete die Thüre.

„Treten Sie ein, Sebastian," sprach er; „Ihr [illegible]r ruft Sie."

Der junge Mann trat ein und warf sich seinem Vater in die Arme.

Billot seufzte tief.

„Es fehlt uns nur noch eine Postchaise," sagte Gilbert.

„Die meinige steht angespannt vor der Thüre," antwortete Cagliostro.

Gilbert ging an einen Secretär, wo die gemeinschaftliche Börse war, — ungefähr tausend Louis d'or, — und bedeutete Billot durch einen Wink, er möge seinen Theil nehmen.

„Haben wir genug?" fragte Billot.

„Wir haben mehr, als wir brauchen, um eine Provinz zu kaufen."

Billot schaute mit einer gewissen Verlegenheit umher.

„Was suchen Sie, mein Freund?" fragte Gilbert.

„Ich suche etwas, was mir unnütz wäre, wenn ich es fände, da ich nicht schreiben kann."

Gilbert lächelte, nahm eine Feder, Tinte und Papier.

„Dictiren Sie," sprach er.

„Ich möchte gern Pitou ein Wort des Abschieds schicken."

„Ich übernehme das für Sie," erwiederte Gilbert.

Und er schrieb.

Als er zu Ende war, fragte ihn Billot:

„Was haben Sie geschrieben?"

Gilbert las:

„Mein lieber Pitou,

„Wir verlassen Frankreich, Billot, Sebastian und ich, und wir umarmen Sie alle Drei zärtlich.

„Wir denken, da Sie an der Spitze des Pachthofes stehen, so brauchen Sie nichts.

„Eines Tages werden wir Ihnen wahrscheinlich schreiben, Sie mögen uns nachfolgen.

„Ihr Freund „Gilbert."

„Ist das Alles?" fragte Billot.

„Es ist eine Nachschrift dabei," erwiederte Gilbert.

„Welche?"

Gilbert schaute dem Pächter ins Gesicht und sprach: „Billot empfiehlt Ihnen Catherine."

Billot gab einen Ausruf der Dankbarkeit von sich und warf sich Gilbert in die Arme.

Zehn Minuten nachher rollte die Postchaise, welche Gilbert, Sebastian und Billot weit von Paris wegführte, auf der Straße nach dem Havre.

---

# Epilog.

## I.

## Was am 15. Februar 1794 Ange Pitou und Catherine Billot thaten.

Etwas über ein Jahr nach der Hinrichtung des Königs und der Abreise von Gilbert, Sebastian und Billot, an einem schönen, kalten Morgen des furchtbaren Winters von 1794, warteten drei bis vierhundert Personen, — das heißt ein Sechstel der Bevölkerung von Villers-Coterets, — auf dem Schloßplatze und im Hofe der Mairie auf den Abgang von zwei Verlobten, aus denen unser alter Bekannter, Herr von Longpré, eben ein Ehepaar machte.

Diese zwei Verlobten waren Ange Pitou und Catherine Billot.

Ach! es hatte ernster Ereignisse bedurft, um die frühere Geliebte des Vicomte von Charny, die Mutter des kleinen Isidor, dahin zu bringen, daß sie Frau Ange Pitou wurde.

Diese Ereignisse, Jeder erzählte und erklärte sie auf seine Weise; doch auf welche Weise man sie auch erzählte und erklärte, es war nicht eine Erzählung im Umlaufe auf dem Platze, die nicht der aufopfernden Ergebenheit von Ange Pitou und dem vernünftigen Benehmen von Catherine Billot zum größten Ruhme gereichte.

Nur, je mehr die zukünftigen Gatten Theilnahme erregten, desto mehr beklagte man sie.

Vielleicht waren sie glücklicher als irgend einer von den diese Menge bildenden männlichen und weiblichen Individuen; doch die Menge ist so beschaffen: sie muß immer beklagen oder beneiden.

An diesem Tage war sie dem Mitleiden zugewandt: sie beklagte.

Die von Cagliostro am Abend des 21. Januar vorhergesehenen Ereignisse waren in der That mit einem entsetzlichen Gange fortgeschritten und hatten eine lange, unvertilgbare Blutspur zurückgelassen.

Am 1. Februar 1793 erließ der Nationalconvent ein Decret, das den Befehl, eine Summe von achthundert Millionen Assignate zu schöpfen, enthielt, was die Gesammtsumme der ausgegebenen Assignate auf drei Milliarden hundert Millionen erhöhte.

Am 28. März 1793 erließ der Convent, auf den Bericht von Treillhard, ein Decret, das die Emigranten auf ewige Zeiten verbannte, sie für bürgerlich todt erklärte und ihre Güter zum Nutzen der Republik confiscirte.

Am 7. November erließ der Convent ein Decret, das den Ausschuß für den öffentlichen Unterricht beauftragte, einen Plan darauf abzielend, einen vernünftigen und bürgerlichen Cultus dem katholischen Cultus zu substituiren, dem Convente vorzulegen.

Wir sprechen nicht von der Aechtung und dem Tode der Girondisten. Wir sprechen nicht von der Hinrichtung des Herzogs von Orleans, der Königin, von Bailly, Danton, Camille Desmoulins und vielen Anderen, denn diese Ereignisse hatten ihren Wiederhall in Villers-Cotterets gehabt, aber keinen Einfluß auf die Personen geübt, mit denen wir uns noch zu beschäftigen haben.

Das Resultat der Confiscation der Güter war, daß,

da man Gilbert und Billot als Emigranten betrachtete, ihre Güter confiscirt und verkauft wurden.

Ebenso war es mit den Gütern des am 10. August getödteten Grafen von Charny und der am 2. ~~December~~ geschlachteten Gräfin.

In Folge dieses Decrets wurde Catherine vor die Thüre des Pachthofes von Pisseleu gesetzt, den man als Nationaleigenthum ansah.

Pitou wollte im Namen von Catherine reclamiren; Pitou war aber ein Gemäßigter geworden, Pitou war ein wenig verdächtig, und die vernünftigen Personen gaben ihm den Rath, sich weder in der That, noch in Gedanken den Befehlen der Nation zu widersetzen.

Catherine und Pitou zogen sich also nach Haramont zurück.

Catherine hatte Anfangs den Gedanken, wie früher, in der Hütte des Vaters Clouis zu wohnen; als sie aber an der Thüre des Exwaldhüters vom Herzog von Orleans erschien, legte dieser seinen Finger auf den Mund zum Zeichen des Stillschweigens und schüttelte seinen Kopf zum Zeichen der Unmöglichkeit.

Diese Unmöglichkeit rührte davon her, daß der Platz schon eingenommen war.

Das Gesetz über die Verbannung der nicht beeidigten Priester war mit ganzer Kraft in Anwendung gebracht und daher der Abbé Fortier, der den Eid nicht hatte leisten wollen, verbannt worden, oder er hatte sich vielmehr selbst verbannt.

Doch er hatte es nicht für zweckdienlich erachtet, über die Gränze zu gehen, und seine Verbannung beschränkte sich darauf, daß er sein Haus in Villers-Coterets verließ, wo Mademoiselle Alexandrine zurückblieb, um über sein Mobiliar zu wachen, und den Vater Clouis um ein Asyl bat, das dieser ihm zu gewähren sich beeiferte.

Die Hütte von Vater Clouis war, wie man sich

erinnert, nur eine einfache, unter der Erde ausgegrabene Zelle, in der eine einzige Person ziemlich unbequem wohnte: es war also schwierig, dem Abbé Fortier Catherine Billot und den kleinen Isidor beizufügen.

Sodann erinnert man sich auch des unduldsamen Benehmens vom Abbé Fortier bei der Beerdigung von Frau Billot; Catherine war nicht genug gute Christin, um dem Abbé Fortier die ihrer Mutter geschehene Begräbnißverweigerung zu verzeihen, und wäre sie auch genug gute Christin gewesen, um zu verzeihen, so war doch der Abbé Fortier zu guter Katholik, um zu verzeihen.

Sie mußte also darauf verzichten, in der Hütte von Vater Clouis zu wohnen.

Es blieben das Haus der Tante Angélique auf dem Pleux und die kleine Hütte von Pitou in Haramont.

Man durfte nicht einmal an das Haus von Tante Angélique denken. Tante Angélique wurde, sowie die Revolution ihren Lauf verfolgte, immer zänkischer, was unglaublich schien, und immer magerer, was unmöglich schien.

Diese Veränderung in ihrem Moralischen und in ihrem Physischen rührte davon her, daß man in Villers-Coterets, wie anderswo, die Kirchen geschlossen hatte, bis ein vernünftiger und bürgerlicher Cultus vom Ausschusse für den öffentlichen Unterricht erfunden wäre.

Da man aber die Kirchen geschlossen hatte, so war die Vermiethung der Stühle, die das Haupteinkommen der Tante Angélique bildete, zu Nichts geworden.

Es war das Versiegen dieser Hülfsquellen, was die Tante Angélique magerer und zänkischer als je machte.

Fügen wir bei, daß sie so oft die Einnahme der Bastille von Billot und Ange Pitou hatte erzählen hören; daß sie so oft zur Zeit der großen Pariser Ereignisse den Pächter und ihren Neffen plötzlich nach der Hauptstadt hatte abgehen sehen, daß sie durchaus nicht

bezweifelte, die französische Revolution werde geleitet von Ange Pitou und Billot, und die Bürger Danton, Marat, Robespierre und Andere seien nur secundäre Agenten dieser Hauptführer.

Mademoiselle Alexandrine bestärkte sie, wie man leicht begreift, in diesen ein wenig irrigen Ideen, denen die königsmörderische Abstimmung von Billot die ganze gehässige Exaltation des Fanatismus gegeben hatte.

Man durfte also nicht daran denken, Catherine zu Tante Angélique zu bringen.

Es blieb die kleine Hütte von Pitou in Haramont.

Doch wie zu zwei oder gar zu drei in dieser kleinen Hütte wohnen, ohne zu den schlimmsten Nachreden Anlaß zu geben?

Dies war noch viel mehr unmöglich, als beim Vater Clouis zu wohnen.

Pitou entschloß sich also, Gastfreundschaft von seinem Freunde Désiré Maniquet zu verlangen, — eine Gastfreundschaft, welche ihm der würdige Haramonter bewilligte, und die Pitou in Industrien aller Art bezahlte.

Alles dies machte indessen der armen Catherine keine Stellung.

Pitou hatte für sie alle Aufmerksamkeiten eines Freundes, alle Zärtlichkeiten eines Bruders; Catherine fühlte aber wohl, daß sie Pitou weder wie ein Bruder, noch wie ein Freund liebte,

Der kleine Isidor fühlte das auch wohl, der arme Knabe, der, da er nie das Glück gehabt hatte, seinen Vater zu kennen, Pitou liebte, wie er den Grafen von Charny geliebt hätte, besser vielleicht; denn man muß sagen, Pitou war der Anbeter der Mutter, aber er war der Sklave des Kindes.

Man hätte glauben sollen, er begreife, der geschickte Stratege, es gebe nur ein Mittel, in das Herz der Mutter hinein zu kommen: dies sei, im Gefolge von Isidor einzudringen.

Bemerken wir aber sogleich: keine Berechnung dieser Art leitete die Handlungen der Geliebte des ehrlichen Pitou. Pitou war das geblieben, als was wir ihn geschildert haben: der naive, ergebene Junge der ersten Kapitel unseres Buches, und hatte sich eine Veränderung in dem Leutseligkeit, so war es, daß er, seine Großjährigkeit erreichend, noch ergebener und unschuldiger als je geworden.

Alle diese Eigenschaften rührten Catherine bis zu Thränen. Sie fühlte, daß Pitou sie glühend liebte, bis zur Anbetung, bis zum Fanatismus liebte, und zuweilen sagte sie sich, sie möchte gern eine so große Liebe, eine so vollkommene Ergebenheit durch ein zärtlicheres Gefühl als die Freundschaft anerkennen.

Dadurch, daß sie sich das immer wieder sagte, kam es, daß allmälig die arme Catherine, die sich, — abgesehen von Pitou, — völlig isolirt auf der Welt fühlte und begriff, daß sich, wenn sie sterben würde, ihr armes Kind, — auch abgesehen von Pitou, — ganz allein fände; es kam, daß allmälig Catherine Pitou den einzigen Lohn gab, der in ihrer Macht lag: daß sie ihm ihre ganze Freundschaft und ihre ganze Person schenkte.

Ach! ihre Liebe, diese glänzende, duftende Blüthe der Jugend, ihre Liebe war nun im Himmel.

Es vergingen fast sechs Monate, in welchen Catherine, noch schlecht gewöhnt an diesen Gedanken, denselben mehr in einem Winkel ihres Geistes, als im Grunde ihres Herzens hegte.

Während dieser sechs Monate hatte Pitou, obschon jeden Tag mit einem süßeren Lächeln empfangen, obschon jeden Abend mit einem zärtlicheren Händedruck entlassen, nicht die Idee gehabt, es könnte in den Gefühlen von [Ca]therine ein solcher Umschlag zu seinen Gunsten vorgehen.

Da aber Pitou nicht in der Hoffnung auf einen [Loh]n ergeben und liebend war, so war Pitou, obschon [n]ichts von den Gefühlen von Catherine für ihn

wußte, nur um so ergebener für Catherine, nur um so verliebter in Catherine.

Und das würde so fortgedauert haben bis zum Tode von Catherine oder von Pitou, hätte Pitou das Alter von Philemon und Catherine das von Baucis erreicht, ohne daß die geringste Veränderung in den Gefühlen des Kapitäns der Nationalgarde von Haramont vorgegangen wäre.

Es war auch an Catherine, zuerst zu sprechen, wie die Frauen sprechen.

Eines Abends, statt ihm die Hand zu reichen, bot sie ihm die Stirne.

Pitou glaubte, das sei eine Zerstreuung von Catherine: er war ein zu redlicher Mensch, um eine Zerstreuung zu benützen.

Er wich einen Schritt zurück.

Catherine hatte aber seine Hand nicht losgelassen; sie zog ihn an sich und bot ihm nicht mehr die Stirne, sondern die Wange.

Pitou zögerte noch viel mehr.

Als der kleine Isidor dies sah, sagte er:

„Ei! küsse doch Mama Catherine.“

„Oh! mein Gott!“ murmelte Pitou erbleichend, als ob er sterben sollte.

Und er drückte seine kalte, zitternde Lippe auf die Wange von Catherine.

Da nahm Catherine ihr Kind, legte es Pitou in die Arme und sprach:

„Ich gebe Ihnen das Kind, Pitou; wollen Sie mit ihm die Mutter?“

Es ward Pitou schwindelig, er schloß die Augen, und während er das Kind an seine Brust preßte, fiel er auf einen Stuhl und rief mit jener Zartheit des Herzens, die nur das Herz allein zu schätzen vermag:

„Oh! Herr Isidor! oh! mein theurer Herr Isidor, wie liebe ich Sie!“

Isidor nannte Pitou Papa Pitou; Pitou aber nannte den Sohn des Vicomte von Charny Herr Isidor.

Und dann, da er fühlte, daß Catherine hauptsächlich aus Liebe für ihren Sohn ihn lieben wollte, sagte er nicht zu Catherine:

„Oh! wie liebe ich Sie, Mademoiselle Catherine!“

Sondern er sagte zu Isidor:

„Oh! wie liebe ich Sie, Herr Isidor!“

Nachdem der Punkt festgestellt war, daß Pitou Isidor noch mehr liebte, als Catherine, sprach man von der Hochzeit.

Pitou sagte zu Catherine:

„Ich bedränge Sie nicht, Mademoiselle Catherine; nehmen Sie Ihre ganze Zeit; wollen Sie mich jedoch sehr glücklich machen, so nehmen Sie sie nicht zu lang.“

Catherine nahm einen Monat.

Nach drei Wochen machte Pitou ehrerbietig, in großer Uniform, seinen Besuch bei Tante Angélique, in der Absicht, ihr seine nahe Verheirathung mit Mademoiselle Catherine mitzutheilen.

Tante Angélique sah von fern ihren Neffen kommen und beeilte sich, ihre Thüre zu schließen.

Pitou aber ging nichtsdestoweniger weiter gegen die ungastfreundliche Thüre und klopfte sachte an.

„Wer ist da?“ fragte die Tante Angélique mit ihrem trotzigsten Tone.

„Ich, Ihr Neffe, Tante Angélique.“

„Geh Deines Weges, Septembermann!“ rief die alte Jungfer.

„Meine Tante,“ fuhr Pitou fort, „ich wollte Ihnen eine Neuigkeit mittheilen, die Ihnen unfehlbar angenehm sein muß, da sie mein Glück betrifft.“

„Was für eine Neuigkeit ist das, Jacobiner?“

„Oeffnen Sie mir die Thüre, und ich werde sie Ihnen sagen.“

„Sage sie durch die Thüre: ich öffne meine Thüre nicht einem Sansculotte Deiner Art."

„Ist das Ihr letztes Wort, meine Tante?"

„Es ist mein letztes Wort."

„Nun wohl, meine liebe Tante, ich heirathe."

Die Thüre öffnete sich wie durch einen Zauber.

„Wen, Unglücklicher?" fragte Tante Angélique.

„Mademoiselle Catherine Billot," antwortete Pitou.

„Ha! der Elende! ha! der Schändliche! ha! der Brisotiner!" rief Tante Angélique, „er heirathet ein ruinirtes Mädchen! .. Geh, Unglücklicher, ich verfluche Dich!"

Und mit einer Geberde voll Adel streckte die Tante Angélique ihre beiden, gelben dürren Hände gegen ihren Neffen aus.

„Meine Tante," sprach Pitou, „ich bin zu sehr gewöhnt an Ihre Verfluchungen, als daß diese mich mehr betrüben sollte, als es die anderen gethan haben. Ich war Ihnen nur die Höflichkeit schuldig, Ihnen meine Heirath anzukündigen; ich habe sie Ihnen angekündigt, die Höflichkeit ist abgethan: „Gott befohlen, Tante Angélique!"

Und militärisch seine Hand an seinen dreieckigen Hut legend, machte Pitou der Tante Angélique seine Reverenz und schlug wieder den Weg über den Pleux ein.

---

# II.

## Ueber die Wirkung, welche auf Tante Angélique die Ankündigung der Heirath ihres Neffen mit Catherine Billot hervorbrachte.

Pitou hatte seine Heirath Herrn von Longpré mitzutheilen, der in der Rue de l'Ormet wohnte. Weniger als Tante Angélique gegen die Familie Billot eingenommen, wünschte Herr von Longpré Pitou Glück zu der guten Handlung, die er vollbringe.

Pitou hörte ganz erstaunt; er begriff nicht, daß es, wenn man sein Glück machte, zugleich eine gute Handlung war.

Pitou, ein reiner Republikaner, war übrigens der Republik mehr als je dankbar, da sie alle Weitschweifigkeiten durch das Factum der Aufhebung der Trauungen in der Kirche beseitigt hatte.

Es wurde also zwischen Herrn von Longpré und Pitou verabredet, daß am folgenden Sonnabend Catherine Billot und Ange Pitou auf der Mairie getraut werden sollten.

Am Tage nachher, am Sonntag, sollte durch gerichtliche Zuerkennung der Verkauf des Pachthofes Pisseleu und des Schlosses Boursonne stattfinden.

Der Pachthof war zu viermal hunderttausend Franken und das Schloß zu sechsmal hunderttausend Franken in Assignaten angeschlagen.

Die Assignate fingen an entsetzlich zu verlieren: der Louis d'or galt [redacted] hundert zwanzig Franken in Assignaten.

Es hatte aber Niemand mehr Louis d'or.

Pitou kehrte in aller Eile zurück, um Catherine die gute Kunde zu überbringen. Er hatte sich erlaubt, den für die Hochzeit bestimmten Termin um zwei Tage vorzurücken, und er befürchtete sehr, dieses Vorrücken werde Catherine zuwider sein.

Catherine schien aber nicht ärgerlich hierüber, und Pitou schwebte im siebenten Himmel.

Nur verlangte Catherine, daß Pitou einen zweiten Besuch bei Tante Angélique mache, um ihr genau den Tag der Hochzeit anzuzeigen und sie einzuladen, der Feier beizuwohnen.

Das war die einzige Verwandte von Pitou, und obgleich es keine sehr zärtliche Verwandte war, mußte Pitou doch seinerseits ein artiges Benehmen beobachten.

Dem zu Folge begab sich Pitou am Donnerstag Morgen nach Villers-Coterets, um der Tante einen zweiten Besuch zu machen.

Es schlug neun Uhr, als er vor dem Hause ankam.

Diesmal war Tante Angélique nicht vor der Thüre, und die Thüre war sogar, als ob Tante Angélique Pitou erwartet hätte, geschlossen.

Pitou dachte, sie sei ausgegangen, und war entzückt von diesem Umstande. Der Besuch war gemacht, und ein zärtlicher, ehrfurchtsvoller Brief würde die Rede, die er an sie zu halten im Sinne gehabt, ersetzen.

Da Pitou aber vor Allem ein gewissenhafter Junge, so klopfte er an die Thüre, so gut sie geschlossen war, und da Niemand auf sein Klopfen antwortete, so rief er.

Bei dem doppelten Lärmen, den Pitou rufend und klopfend machte, erschien eine Nachbarin.

„Ah! Mutter Fagot,“ fragte Pitou; „wissen Sie nicht, ob meine Tante ausgegangen ist?“

„Antwortet sie nicht?“ sagte die Mutter Fagot.

„Nein, wie Sie sehen! ohne Zweifel ist sie auswärts.“

Die Mutter Fagot schüttelte den Kopf und erwiederte:

„Ich hätte sie müssen ausgehen sehen: meine Thüre öffnet sich gegen die ihrige, und es ist selten, daß sie nicht beim Erwachen ein wenig heiße Milch bei uns holt; damit erwärmt sich die liebe arme Frau den ganzen Tag; nicht wahr, Nachbar Farolet?"

Diese Anrufung war an einen neuen Schauspieler gerichtet, der, seine Thüre bei dem Geräusche ebenfalls öffnend, sich ins Gespräch mischte.

„Was sagen Sie, Madame Fagot?"

„Ich sage, die Tante Angélique sei nicht ausgegangen. Haben Sie sie gesehen?"

„Nein, und ich möchte sogar behaupten, sie sei noch zu Hause, in Betracht, daß, wenn sie aufgestanden und ausgegangen wäre, die Läden offen sein müßten."

„Das ist wahr," sprach Pitou. „Ah! mein Gott! sollte meiner armen Tante ein Unglück widerfahren sein?"

„Das ist möglich," antwortete die Mutter Fagot.

„Es ist mehr als möglich, es ist wahrscheinlich," bemerkte sententiös Herr Farolet.

„Ah! bei meiner Treue, sie war nicht sehr zärtlich gegen mich," sagte Pitou; „doch gleichviel, das würde mir weh thun ... Wie kann man sich hierüber Sicherheit verschaffen?"

„Gut!" sprach ein dritter Nachbar; „das ist keine große Schwierigkeit; man braucht nur Herrn Rigolet, den Schlosser, holen zu lassen."

„Soll das geschehen, um die Thüre zu öffnen, so ist es unnöthig," versetzte Pitou; „ich pflegte sie mit meinem Messer zu öffnen."

„Nun wohl, so öffne, mein Junge," sprach Herr Farolet; „wir werden da sein, um zu bekräftigen, daß du nicht in einer schlimmen Absicht geöffnet hast."

Pitou zog sein Messer aus der Tasche; dann näherte er sich in Gegenwart von einem Dutzend durch das Er-

eigniß herbeigezogener Personen der Thüre mit einer Geschicklichkeit, welche bewies, daß er mehr als einmal dieses Mittel gebraucht hatte, um in das Domicil seiner Jugend zurückzukehren, und ließ den Riegel in der Schließkappe gleiten.

Die Thüre öffnete sich.

Die Stube war vollkommen finster.

Sobald aber die Thüre geöffnet, drang die Helle allmälig ein, — die traurige, unheimliche Helle eines Wintermorgens, — und bei diesem Tageslichte, so düster es war, fing man an Tante Angélique, welche auf ihrem Bette lag, zu unterscheiden.

Pitou rief zweimal:

„Tante Angélique! Tante Angélique!"

Die alte Jungfer blieb unbeweglich und antwortete nicht.

Pitou näherte sich und befühlte den Körper.

„Oh!" sagte er, „sie ist kalt und starr!"

Man öffnete das Fenster.

Tante Angélique war todt!

„Das ist ein Unglück!" rief Pitou.

„Gut," bemerkte Farolet; „kein so großes: sie liebte Dich nicht sehr, mein Junge, die Tante Angélique."

„Es ist möglich," erwiederte Pitou; „doch ich, ich liebte sie sehr."

Zwei große Thränen floßen über die Backen des würdigen Jungen.

„Ach! meine arme Tante Angélique!" murmelte er.

Und er fiel vor dem Bette auf die Kniee.

„Sagen Sie doch, Herr Pitou," sprach die Mutter Fagot, „wenn Sie etwas brauchen: wir sind zu Ihrer Verfügung. Ei! man hat Nachbarn oder man hat keine."

„Ich danke, Mutter Fagot. Ist Ihr Knabe da?"

„Ja . . . He! Fagotin!" rief die gute Frau.

Ein Bursche von vierzehn Jahren erschien auf der Thürschwelle.

„Wo bist du, Mutter?" antwortete er.

„[illegible]," fuhr Pierre fort, „bitten Sie ihn [illegible] zu kommen und Salvatore zu sagen, er [illegible] Pitou [illegible] Tante Angélique ist gestorben. Arme Tante! . ."

[illegible]

„Und das hätte man in Villers-Cotterets zurück-" [illegible] jagte er sie.

„Er hat gehört, Hagotin?" fragte die Mutter Hagot.

„Ja."

„Nun, so lauf."

„Bei euch die Rue de Soissons," sprach der sentenziöse Korporal, „und benachrichtige Herrn Raynal, es ist ein plötzlicher Todesfall bei Tante Angélique zu constatiren."

„Du hörst?"

„Ja, Mutter," erwiederte der Junge.

Und er lief über Hals und Kopf in der Richtung der Rue de Soissons davon.

Die Versammlung hatte immer mehr zugenommen; es standen über hundert Personen vor der Thüre, und jede gab ihre Meinung über den Tod von Tante Angélique zum Besten, wobei die Einen sich auf die Seite eines Schlagflusses, die Andern auf die eines Zerreißens der Schlagader des Herzens, wieder Andere auf die einer zu ihrem letzten Grade gelangten Auszehrung neigten.

Alle murmelten leise:

„Ist Pitou nicht ungeschickt, so wird er einen guten Schatz auf dem höchsten Brette eines Schrankes, in einem Butterhafen, im Grunde eines Strohsackes oder in einem wollenen Strumpfe finden."

Mittlerweile kam Herr Raynal an, dem der Gene-innehmer voranschritt.

Man wollte wissen, an was Tante Angélique gestorben war.

Herr Raynal trat ein, näherte sich dem Bette, untersuchte die Todte, drückte mit seiner Hand auf den Oberbauch und auf den Unterleib, und erklärte, zum großen Erstaunen der ganzen Gesellschaft, Tante Angélique sei ganz einfach vor Kälte und, wahrscheinlich, vor Hunger gestorben.

Die Thränen von Pitou verdoppelten sich bei dieser Erklärung.

„Oh! arme Tante! arme Tante!“ rief er; „und ich hielt sie für reich! Ich bin ein Unglücklicher, daß ich sie verlassen habe! . . Oh! wenn ich das gewußt hätte! . . Nicht möglich, Herr Raynal, nicht möglich.“

„Suchen Sie im Brodkasten, und Sie werden sehen, ob Brod da ist; suchen Sie im Holzschuppen, und Sie werden sehen, ob Holz da ist. Ich habe ihr immer prophezeit, sie werde so sterben, die alte Geizige!“

Man suchte: es war nicht ein Büschel Reisig im Holzschuppen, nicht ein Krümchen Brod im Brodkasten.

„Oh! warum sagte sie das nicht!“ rief Pitou; „ich wäre in den Wald gegangen, um sie zu erwärmen; ich hätte gewildert, um sie zu nähren. Das ist auch Eure Schuld,“ fuhr der arme Junge diejenigen, welche gerade da waren, anklagend fort; „warum sagtet Ihr mir nicht, sie sei arm?“

„Wir sagten Ihnen nicht, Herr Pitou, sie sei arm,“ antwortete Farolet, „aus dem einfachen Grunde, weil sie Jedermann für reich hielt.“

Herr Raynal hatte das Betttuch der Tante Angélique über den Kopf geworfen und ging auf die Thüre zu.

Pitou lief ihm nach.

„Sie gehen, Herr Raynal?“ sagte er.

„Und was soll ich noch hier machen, mein Junge?“

„Sie ist also entschieden todt?“

Der Doctor zuckte die Achseln.

„Hier bin ich, Mutter," antwortete er.

„Nun wohl," fuhr Pitou fort, „bitten Sie ihn, nach Haramont zu laufen und Catherine zu sagen, sie soll nicht unruhig sein: ich habe Tante Angélique todt gefunden. Arme Tante! . ."

Pitou wischte neue Thränen ab.

„Und das halte mich in Villers-Coterets zurück," fügte er bei.

„Du hast gehört, Fagotin?" fragte die Mutter Fagot.

„Ja."

„Nun, so lauf."

„Geh durch die Rue de Soissons," sprach der sententiöse Farolet, „und benachrichte Herrn Raynal, es sei ein plötzlicher Todesfall bei Tante Angélique zu constatiren."

„Du hörst?"

„Ja, Mutter," erwiederte der Junge.

Und er lief über Hals und Kopf in der Richtung der Rue de Soissons davon.

Die Versammlung hatte immer mehr zugenommen; es standen über hundert Personen vor der Thüre, und jede gab ihre Meinung über den Tod von Tante Angélique zum Besten, wobei die Einen sich auf die Seite eines Schlagflusses, die Andern auf die eines Zerreissens der Gefäße des Herzens, wieder Andere auf die einer zu ihrem letzten Grade gelangten Auszehrung neigten.

Alle murmelten leise:

„Ist Pitou nicht ungeschickt, so wird er einen guten Schatz auf dem höchsten Brette eines Schrankes, in einem Butterhafen, im Grunde eines Strohsackes oder in [illegible]em wollenen Strumpfe finden."

Mittlerweile kam Herr Raynal an, dem der Gene-[illegible]nnehmer voranschritt.

Man wollte wissen, an was Tante Angélique gestorben war.

Herr Raynal trat ein, näherte sich dem Bette, untersuchte die Todte, drückte mit seiner Hand auf den Oberbauch und auf den Unterleib, und erklärte, zum großen Erstaunen der ganzen Gesellschaft, Tante Angélique sei ganz einfach vor Kälte und, wahrscheinlich, vor Hunger gestorben.

Die Thränen von Pitou verdoppelten sich bei dieser Erklärung.

„Oh! arme Tante! arme Tante!“ rief er; „und ich hielt sie für reich! Ich bin ein Unglücklicher, daß ich sie verlassen habe! . . Oh! wenn ich das gewußt hätte! . . Nicht möglich, Herr Raynal, nicht möglich.“

„Suchen Sie im Brodkasten, und Sie werden sehen, ob Brod da ist; suchen Sie im Holzschuppen, und Sie werden sehen, ob Holz da ist. Ich habe ihr immer prophezeit, sie werde so sterben, die alte Geizige!“

Man suchte: es war nicht ein Büschel Reisig im Holzschuppen, nicht ein Krümchen Brod im Brodkasten.

„Oh! warum sagte sie das nicht!“ rief Pitou; „ich wäre in den Wald gegangen, um sie zu erwärmen; ich hätte gewildert, um sie zu nähren. Das ist auch Eure Schuld,“ fuhr der arme Junge diejenigen, welche gerade da waren, anklagend fort; „warum sagtet Ihr mir nicht, sie sei arm?“

„Wir sagten Ihnen nicht, Herr Pitou, sie sei arm,“ antwortete Farolet, „aus dem einfachen Grunde, weil sie Jedermann für reich hielt.“

Herr Raynal hatte das Betttuch der Tante Angélique über den Kopf geworfen und ging auf die Thüre zu.

Pitou lief ihm nach.

„Sie gehen, Herr Raynal?“ sagte er.

„Und was soll ich noch hier machen, mein Junge?“

„Sie ist also entschieden todt?“

Der Doctor zuckte die Achseln.

„Oh! mein Gott! mein Gott!“ rief Pitou; „und vor Kälte gestorben! vor Hunger gestorben!“

Raynal winkte dem jungen Manne, und dieser näherte sich ihm.

„Junge,“ sprach er, „ich rathe Dir nichtsdestoweniger, oben und unten zu suchen: Du begreifst?“

„Aber, Herr Raynal, da Sie sagen, sie sei vor Hunger und Kälte gestorben . . .“

„Man hat Geizige gesehen, die, auf ihrem Schatze liegend, vor Hunger und Kälte starben,“ erwiederte Herr Raynal.

Sodann, den Finger auf den Mund legend:

„St!“

Und er ging.

---

## III.

## Der Lehnstuhl der Tante Angélique.

Pitou würde vielleicht über das, was ihm Herr Raynal gesagt, tiefer nachgedacht haben, hätte er nicht von fern Catherine gesehen, welche mit ihrem Kinde in den Armen herbeilief.

Seitdem man wußte, Tante Angélique sei aller Wahrscheinlichkeit nach vor Hunger und Kälte gestorben, war der Eifer von Seiten der Nachbarn, ihr die letzte Ehre anzuthun, etwas minder groß.

Catherine kam also höchst erwünscht. Sie erklärte, da sie sich als die Frau von Pitou betrachte, so sei es an ihr, der Tante Angélique die letzte Ehre zu erwei-

[illegible] u im Kamine
nd scharf und
sen; was sie mit derselben Ehrfurcht [illegible] te Angélique
die Arme, achtzehn Monate vorher zur [illegible] wohl vor
than hatte.

Pitou würde während dieser [illegible] zubringen;
Beerdigung bestellen, welche [illegible] das Haus
zweiten Tag nachher festgesetzt werden [illegible] chhof an.
des plötzlichen Todesfalles [illegible] dt folgten
achtundvierzig Stunden beerdigt wer[illegible]. In der

Es handelte sich nun darum [illegible] gen; Pitou
dem Schreiner und dem Todtengräber [illegible]
da die religiösen Ceremonien [illegible] ankte Pitou
gen, wie bei den Heirathen [illegible] id in seinem

„Mein Freund," sagte Catherine [illegible] der alten
Augenblicke, wo er seinen [illegible] filirte Jeder,
Longpré zu gehen, „wäre es nach [illegible]
ereignet hat, nicht schicklich, unsere [illegible] aubte, wandte
Tage aufzuschieben?" [illegible] en hatte. Ca-

„Wie Sie wollen, Mademoiselle [illegible] it dem kleinen
„Müßte man es nicht seltsam finden [illegible] an dessen vier
demselben Tage, an welchem Sie [illegible]
bestattet haben, einen Act so wichtig [illegible] us dem Walde
rath vollziehen würden?"

„In der That sehr wichtig [illegible] nmen Beschäf-
mein Glück handelt!" [illegible] daß Catherine,

„Nun wohl, fragen Sie [illegible] t haben werde,
Rathe, und was er sagt [illegible] geheures Feuer
thun Sie."

„Gut, Mademoiselle Catherine [illegible] Verwirklichung
„Und dann müßte es uns Unglück [illegible] war der Holz-
wir uns so nahe am [illegible]

„Ah! [illegible] Der Rest sei-
Unglück [illegible] für Anschaffung
„Lieber Pitou," sagte Catherine [illegible] braucht worden.
die Hand reichend, [illegible]
Sie sehen, ich [illegible]
mit der Schicklichkeit in Einklang zu [illegible]

„Oh! ;
vor Kälte g
Raynal zwei Tage, Mademoiselle Catherine, das ist
näherte sich
„Inn. . wenn man fünf Jahre gewartet hat . . .“
niger, obgeschehen sehr viele Dinge in achtundvierzig
„Ab.
Hunger uwird nicht geschehen, daß ich Sie weniger
„Ma guter Pitou, und da dies, wie Sie behaup-
liegend, einzige ist, was Sie zu befürchten haben . . .“
Herr RaynEinzige! oh ja, das Einzige, Mademoiselle
Sodan
„St!“ in diesem Falle, Isidor? . .“
Und er ,“ antwortete das Kind.
zu Papa Pitou: „„Habe nicht bange, Papa
na liebt Dich sehr, und Mama wird Dich
““
wiederholte mit seinem sanften Stimmchen:
cht bange, Papa Pitou, Mama liebt Dich
ma wird Dich immer lieben.“
Versicherung machte Pitou keine Schwie-
zu Herrn von Longpré zu gehen.
**Der Leh**m nach Verlauf einer Stunde zurück; er
ngeordnet, Begräbniß und Hochzeit, und
raus bezahlt.
Pitou würd Reste seines Geldes hatte er ein wenig
Raynal gesagt, viant für zwei Tage gekauft.
von fern Catheri Zeit, daß Holz ankam; man begriff in
den Armen herbeigen Hause des Pleux, wo der Wind von
Seitdem me eindrang, daß man vor Kälte sterben
Wahrscheinlichkeit
war der Eifer vor Rückkehr fand er Catherine halb erfroren.
Ehre anzuthun, et zeit war nach dem Wunsche von Catherine
Catherine kamerschoben worden.
da sie sich als die Tage und die zwei Nächte verliefen, ohne
an ihr, der Tante und Pitou sich einen Augenblick verließen.
die zwei Nächte, zu Häupten der Todten

Trotz des ungeheuren Feuers, das Pitou im Kamine zu unterhalten besorgt war, drang der Wind scharf und eisig ein, und Pitou sagte sich, wenn Tante Angélique nicht Hungers gestorben sei, so habe sie ganz wohl vor Kälte sterben können.

Es kam der Augenblick, den Körper wegzubringen; das sollte nicht viel Zeit in Anspruch nehmen: das Haus der Tante Angélique stieß beinahe an den Kirchhof an.

Der ganze Pleux und ein Theil der Stadt folgten der Verstorbenen zu ihrer letzten Ruhestätte. In der Provinz gehen die Frauen zu den Beerdigungen; Pitou und Catherine führten den Trauerzug an.

Nachdem die Ceremonie beendigt war, dankte Pitou den Anwesenden im Namen der Todten und in seinem eigenen Namen, und sobald er das Grab der alten Jungfer mit Weihwasser besprengt hatte, defilirte Jeder, wie gewöhnlich, vor Pitou.

Als sich Pitou mit Catherine allein glaubte, wandte er sich auf die Seite um, wo er sie gelassen hatte. Catherine war nicht mehr bei ihm; sie lag mit dem kleinen Isidor auf den Knieen an einem Grabe, an dessen vier Ecken sich vier Cypressen erhoben.

Diese vier Cypressen hatte Pitou aus dem Walde geholt und hierher gepflanzt.

Er wollte Catherine in dieser frommen Beschäftigung nicht stören; doch bedenkend, daß Catherine, nachdem sie ihr Gebet beendigt, sehr kalt haben werde, lief er nach Hause, in der Absicht, ein ungeheures Feuer zu machen.

Leider widersetzte sich etwas der Verwirklichung seiner guten Absicht: seit dem Morgen war der Holzvorrath erschöpft.

Pitou kratzte sich hinter dem Ohre. Der Rest seines Geldes war, wie man sich erinnert, für Anschaffung eines Vorraths von Holz und Brod verbraucht worden.

Pitou schaute rings umher und suchte, welches Geräth er der Noth des Augenblicks opfern könnte.

Da sah er das Bett, den Brodkasten und den Lehnstuhl der Tante Angélique.

Ohne einen großen Werth zu haben, waren doch der Brodkasten und das Bett nicht außer Gebrauche; doch der Lehnstuhl, — seit langer Zeit wagte es, außer Tante Angélique, Niemand, sich darauf zu setzen, so erschrecklich ausgerenkt war er.

Der Lehnstuhl wurde also verurtheilt.

Pitou verfuhr wie das Revolutionstribunal: kaum verurtheilt, sollte der Lehnstuhl hingerichtet werden.

Pitou stützte sein Knie auf den durch das Alter geschwärzten Saffian, ergriff mit beiden Händen einen von den Pfosten, und zog an sich.

Bei der dritten Erschütterung gab der Pfosten nach.

Der Lehnstuhl, als hätte er einen Schmerz bei dieser Zerstückelung empfunden, ließ eine seltsame Klage vernehmen. Wäre Pitou abergläubisch gewesen, er müßte gedacht haben, die Seele von Tante Angélique sei in diesem Lehnstuhle eingeschlossen.

Pitou hatte aber nur einen Aberglauben auf der Welt: das war seine Liebe für Catherine. Der Lehnstuhl war verurtheilt, Catherine zu erwärmen, und hätte er so viel Blut vergossen und so viel Klagen ausgestoßen, als die bezauberten Bäume im Garten von Tasso, der Lehnstuhl wäre in Stücke zerbrochen worden.

Pitou ergriff also den zweiten Pfosten mit ebenso kräftigem Arm, als er den ersten ergriffen hatte, und riß ihn mit derselben Anstrengung von dem zu drei Vierteln ausgerenkten Gerippe.

Der Lehnstuhl gab dasselbe seltsame, metallische Geräusch von sich.

Pitou blieb unempfindlich; er nahm das verstümmelte Meuble bei einem Fuße, hob es über seinen Kopf

empor und schlug es, um es vollends zu zerbrechen, aus Leibeskräften auf den Boden.

Diesmal spaltete sich der Stuhl entzwei und spie, zum großen Erstaunen von Pitou, durch die offene Wunde nicht Blutwogen, sondern Goldwogen aus.

Man erinnert sich, daß die Tante Angélique, sobald sie vierundzwanzig Livres in Silbermünze beisammen hatte, diese vierundzwanzig Livres gegen einen Louis d'or wechselte und den Louis d'or in den Lehnstuhl schob.

Pitou blieb verblüfft, schwankend vor Erstaunen, närrisch vor Verwunderung.

Seine erste Bewegung war, nach Catherine und dem kleinen Isidor zu laufen, sie Beide herbeizuführen und ihnen den Schatz, den er entdeckt, zu zeigen.

Doch ein entsetzlicher Gedanke hielt ihn zurück.

Würde ihn Catherine, wenn sie ihn reich wüßte, immer noch heirathen?

Er schüttelte den Kopf.

„Nein," sagte er, „nein, sie würde sich weigern."

Er blieb einen Augenblick unbeweglich, nachdenkend, sorgenvoll.

Alsdann schwebte ein Lächeln über sein Gesicht.

Ohne Zweifel hatte er ein Mittel gefunden, um aus der Verlegenheit herauszukommen, in die ihn dieser unerwartete Reichthum versetzte.

Er hob die auf der Erde liegenden Louis d'or auf, weidete den Lehnstuhl mit seinem Messer vollends aus, und suchte in den kleinsten Winkeln des Roßhaares und des Wergs.

Alles war mit Louis d'or vollgestopft.

Pitou fand fünfzehnhundert und fünfzig Stücke.

Pitou war also fünfzehenhundertfünfzig Louis d'or, das heißt siebenunddreißigtausend zweihundert Livres reich.

Da nun der Louis d'or zu jener Zeit neunhundert und zwanzig Livres in Assignaten galt, so war also Pitou

eine Million dreimalhundert und sechsundzwanzig tausend Livres reich!

Und in welchem Augenblicke kam ihm dieses colossale Vermögen zu? In dem Augenblicke, wo er, da er kein Geld mehr hatte, um Holz zu kaufen, genöthigt war, damit Catherine warm bekäme, den Lehnstuhl der Tante Angélique zu zerbrechen.

Welch ein Glück, daß Pitou so arm gewesen, daß das Wetter so kalt gewesen, und daß der Lehnstuhl so alt gewesen war!

Wer weiß, was ohne dieses Zusammentreffen von scheinbar mißlichen Umständen aus dem kostbaren Lehnstuhle geworden wäre.

Pitou fing an Louis d'or in alle seine Taschen zu schieben; sodann, nachdem er mit aller Heftigkeit jedes Bruchstück des Lehnstuhls geschüttelt hatte, legte er ihn im Kamine auf, schlug Feuer, halb an seinen Fingern, halb am Steine, entzündete am Ende mit großer Mühe den Schwamm und steckte mit zitternder Hand den Holzhaufen an.

Es war Zeit! Catherine und der kleine Isidor kehrten, schnatternd vor Kälte, zurück.

Pitou drückte das Kind an sein Herz, küßte die eiskalten Hände von Catherine und entfernte sich rasch, nachdem er Beiden zugerufen:

„Ich muß einen unerläßlichen Gang machen; wärmt Euch und erwartet mich.“

„Wohin geht denn Papa?“ fragte Isidor.

„Ich weiß es nicht,“ antwortete Catherine; „sicherlich aber, sobald er so schnell läuft, geschieht es, um sich nicht mit sich selbst, sondern mit Dir oder mit mir zu beschäftigen.“

Catherine hätte sagen können:

„Mit Dir und mit mir.“

# IV.

## Was Pitou mit den im Lehnstuhle der Tante Angélique gefundenen Louis d'or macht.

Man hat nicht vergessen, daß am andern Tage der Verkauf im Aufstreiche des Pachthofes von Billot und des Schlosses vom Grafen von Charny stattfand.

Man erinnert sich noch, daß man den Pachthof zum Preise von viermal hunderttausend Franken, und das Schloß zu sechsmal hunderttauseud Franken in Assignaten angeschlagen hatte.

Als der andere Tag gekommen war, kaufte Herr von Longpré für einen unbekannten Erwerber die beiden Güter um die Summe von dreizehnhundert und fünfzig Louis d'or, das heißt um eine Million zweimalhundert zweiundzwanzigtausend Franken in Assignaten.

Er bezahlte baar.

Dies geschah am Sonntag, und am Montag sollte die Hochzeit von Catherine und Pitou stattfinden.

An diesem Sonntag war Catherine am frühen Morgen nach Haramont abgegangen, mochte sie nun einige Anordnungen wegen ihres Putzes zu treffen haben, wie dies die einfachsten Frauen am Tage vor ihrer Hochzeit thun, mochte sie nicht in der Stadt bleiben wollen, während man hier im Aufstreiche den schönen Pachthof verkaufte, wo ihre Jugend verlaufen, wo sie so glücklich gewesen war, wo sie so viel gelitten hatte.

Was bewirkte, daß am andern Tage um elf Uhr diese ganze vor der Mairie versammelte Menge Pitou so sehr beklagte und lobte, daß er ein so völlig ruinirtes Mädchen geheirathet, — das obendrein ein Kind

hatte, welches, während es eines Tags hätte reicher werden sollen, als Catherine, noch mehr als sie ruinirt war.

Während dieser Zeit fragte Herr von Longpré, nach dem Gebrauche, Pitou:

„Bürger Pierre Ange Pitou, nehmen Sie zu Ihrer Frau die Bürgerin Anne Catherine Billot?“

Und Catherine Billot:

„Bürgerin Anne Catherine Billot, nehmen Sie zu Ihrem Gatten den Bürger Pierre Ange Pitou?“

Und Beide antworteten: „Ja.“

Als sodann Beide: „Ja,“ Pitou mit einer Stimme voll Rührung, Catherine mit einer Stimme voll Seelenheiterkeit geantwortet hatten; als Herr von Longpré im Namen des Gesetzes verkündigt hatte, die zwei jungen Leute seien ehelich verbunden, winkte er den kleinen Isidor zu sich.

Der kleine Isidor, den man auf das Bureau des Maire gesetzt hatte, ging gerade auf ihn zu.

„Mein Kind,“ sagte zu ihm Herr von Longpré, „das sind Papiere, die Du Deiner Mama Catherine übergeben wirst, wenn sie Dein Vater Pitou nach Hause geführt hat.“

„Ja, mein Herr,“ erwiederte das Kind.

Und es nahm die zwei Papiere in sein Händchen.

Alles war beendigt; nur zog Pitou zum großen Erstaunen der Anwesenden aus seiner Tasche fünf Louis d'or, übergab sie dem Maire und sprach:

„Für die Armen, Herr Maire.“

Catherine lächelte.

„Wir sind also reich?“ fragte sie.

„Man ist reich, wenn man glücklich ist, Catherine,“ antwortete Pitou; „und Sie haben aus mir den reichsten Menschen der Erde gemacht.“

Und er bot ihr seinen Arm, auf den sich die junge Frau zärtlich stützte.

Als man herauskam, fand man die von uns erwähnte Menge vor der Thüre der Mairie.

Sie grüßte das Ehepaar durch einstimmigen Zuruf.

Pitou dankte seinen Freunden und drückte viele Hände; Catherine dankte ihren Freundinnen und nickte Vielen mit dem Kopfe zu.

Mittlerweile wandte sich Pitou gegen rechts.

„Wohin gehen Sie denn, mein Freund?" fragte Catherine.

Kehrte Pitou nach Haramont zurück, so mußte er in der That links durch den Park gehen.

Kehrte er in das Haus der Tante Angélique zurück, so mußte er ganz gerade und über den Schloßplatz gehen.

Wohin ging er also, da er sich nach der Place de la Fontaine wandte?

Das fragte ihn Catherine.

„Kommen Sie, meine geliebte Catherine," sagte Pitou; „ich führe Sie nach einem Orte, welchen wiederzusehen Sie sehr glücklich sein werden."

Catherine ließ sich führen.

„Wohin gehen sie?" fragten diejenigen, welche ihnen nachschauten.

Pitou schritt über die Place de la Fontaine hin, ohne anzuhalten, schlug den Weg durch die Rue de l'Ormet ein und wandte sich, an ihrem Ende angelangt, durch das Gäßchen, in welchem er sechs Jahre früher Catherine auf ihrem Esel begegnet war, an dem Tage, wo er, von seiner Tante Angélique fortgejagt, nicht wußte, von wem er Gastfreundschaft verlangen sollte.

„Wir gehen hoffentlich nicht nach Pisseleu?" fragte Catherine ihren Mann anhaltend.

„Kommen Sie immerhin, Catherine," erwiederte Pitou.

Catherine seufzte, folgte dem Gäßchen und mündete auf die Ebene aus.

Nach einem Marsche von zehn Minuten kam
dem Brückchen an, wo sie Piton ohnmächtig am
der Abreise von Isidor nach Paris gefunden hatt

Hier blieb sie stehen und sagte:

„Piton, ich werde nicht weiter gehen."

„Oh! Mademoiselle Catherine," erwiederte
„nur bis zum hohlen Weidenbaume."

Es war der Weidenbaum, aus dem Piton die
von Isidor geholt hatte.

Catherine stieß einen Seufzer aus und setzt
Gang fort.

An dem Weidenbaume angekommen, sagte si

„Ich bitte Sie dringend, lassen Sie uns umk

Piton legte aber die Hand auf ihren Ar
sprach:

„Nur noch zwanzig Schritte, Mademoiselle
rine; ich verlange nicht mehr."

„Ah! Piton!" murmelte Catherine mit einer
so schmerzlichen Vorwurfs, daß nun Piton stehen

„Oh! Mademoiselle," sagte er, „und ich
Sie so glücklich zu machen!"

„Sie glaubten mich dadurch glücklich zu
daß Sie mich einen Pachthof wiedersehen lassen,
erzogen worden bin, der meinen Eltern gehört h
mir gehören sollte, und der, gestern verkauft,
Fremden gehört, dessen Namen ich nicht einmal

„Mademoiselle Catherine, noch zwanzig S
ich verlange von Ihnen nur dieses!"

Diese zwanzig Schritte, indem man sich
Ecke einer Mauer wandte, demasquirten in der
das große Thor des Pachthofes.

Vor dem Thore des Pachthofes waren alle
lige Tagelöhner, Ackerknechte, Stallknechte, Mäg
Pachthofes, den Vater Clouis an der Spitze, gru

Jeder hielt einen Strauß in der Hand.

„Ah! ich begreife," sagte Catherine, „Sie

mich, ehe der neue Eigenthümer angekommen ist, zum letzten Male hierher führen, damit alle diese alten Diener von mir Abschied nehmen. Ich danke, Pitou."

Und den Arm ihres Mannes und die Hand des kleinen Isidor loslassend, ging sie diesen braven Leuten entgegen, welche sie umringten und in den großen Saal des Pachthofes fortzogen.

Pitou nahm den kleinen Isidor in seine Arme, — das Kind hielt immer die beiden Papiere in der Hand, — und folgte Catherine.

Die junge Frau saß mitten im großen Saale und rieb sich den Kopf mit den Händen, wie wenn man sich aus einem Traume aufwecken will.

„Um des Himmels willen, Pitou," sprach Catherine, deren Augen irre umherschauten, deren Stimme fieberhaft zitterte, „was sagen sie mir denn? Mein Freund, ich begreife nichts von Allem, was sie mir sagen!"

„Vielleicht werden Sie die Papiere, die Ihnen unser Kind zu übergeben hat, mehr belehren, liebe Catherine," erwiederte Pitou.

Und er schob Isidor gegen seine Mutter hin.

Catherine nahm beide Papiere aus der Hand des Kindes.

„Lesen Sie, Catherine," sagte Pitou.

Catherine öffnete eines von den Papieren aufs Gerathewohl und las:

„Ich erkenne, daß das Schloß Boursonne und die davon abhängigen Güter gestern von mir gekauft und bezahlt worden sind für Rechnung von Jacques Philipp Isidor, minderjährigem Sohne von Catherine Billot, und daß folglich diesem Kinde das genannte Schloß und die davon abhängigen Güter als volles Eigenthum gehören.

„Unterz.: von Longpré,
„Maire von Villers-Coterets."

„[illegible]?“ fragte Catherine. „[illegible] [illegible] wohl vor, daß ich nicht ein [illegible] [illegible]“

„[illegible] das andere Papier,“ erwiederte [illegible] [illegible] entfaltete das andere Papier und [illegible] [illegible]

„[illegible] daß der Pachthof Püselen und [illegible] [illegible] und bezahlt [illegible] [illegible] der [illegible] Anne Cathe[illegible] [illegible] der Pachthof Püselen [illegible] [illegible] Eigenthum gehören.

„[illegible] von Longpré,
„[illegible] des [illegible]-Coterets.“

„[illegible] sagen Sie mir, was [illegible] [illegible]“ rief Catherine[illegible]

„[illegible]“ erwiederte Pitou, „daß, D[illegible] [illegible] Louis d'or, die [illegible] meiner Tante Angé[illegible] [illegible] um Sie bei der [illegible] [illegible] Schloß und [illegible] Garten und P[illegible] [illegible] aus der Familie [illegible] [illegible]“

„[illegible] Catherine, was wir [illegible] [illegible]“

„[illegible] „und Sie haben den [illegible] [illegible] zu verbrennen, wä[illegible] Sie [illegible] Louis d'or besaßen, [illegible]“

„[illegible]“ erwiederte Pitou, „Sie sollten [illegible] [illegible] Sie wären genöthigt gewesen [illegible] zu wärmen, bis man das Holz ge[illegible] [illegible] worden wäre, und Sie hätten mittlerw[illegible] [illegible]“

Catherine öffnete die Arme: Pitou schob den kleinen Isidor darein.

„Und Du auch, Du auch, theurer Pitou!" rief Catherine.

Und in einer einzigen Umarmung preßte Catherine ihr Kind und ihren Gatten an ihr Herz.

„Oh! mein Gott!" murmelte Pitou erstickend vor Freude, während er zu gleicher Zeit eine letzte Thräne der alten Jungfer schenkte; „wenn man bedenkt, daß sie vor Hunger und Kälte gestorben ist! Arme Tante Angélique!"

„Bei meiner Treue," sagte ein guter, dicker Ackerknecht zu einem frischen, hübschen Mädchen vom Pachthofe, „bei meiner Treue, das sind Zwei, die mir nicht dieses Todes zu sterben bestimmt scheinen!"

Ende.

Anmerkung. Wir erlauben uns, wiederholt auf den schon vor einiger Zeit im Belletristischen Auslande erschienenen Roman von Alexandre Dumas: „Der Chevalier von Maison-Rouge" aufmerksam zu machen, der dem Einen oder dem Andern unserer Leser nicht zur Hand gekommen sein dürfte. Obgleich früher veröffentlicht, bildet dieser Roman doch eine Art von Fortsetzung der „Gräfin von Charny," da er außer der Entwicklung des Schicksals einer der interessantesten Personen der „Denkwürdigkeiten eines Arztes", des in den letzteren aus unserem Gesichte verschwundenen Bruders von Andrée, besonders die höchst anziehende, romantisch-historische Erzählung der Lebensperiode von Marie Antoinette nach der Hinrichtung von Ludwig XVI. in allen ihren Einzelnheiten enthält.

Der Uebersetzer.

„Was soll das bedeuten?“ fragte Catherine. „Nicht wahr, Sie stellen sich wohl vor, daß ich nicht ein Wort von Allem dem begreife.“

„Lesen Sie das andere Papier,“ erwiederte Pitou.

Catherine entfaltete das andere Papier und las, wie folgt:

„Ich erkenne, daß der Pachthof Pisseleu und seine Appertinentien gestern von mir gekauft und bezahlt worden sind für Rechnung der Bürgerin Anne Catherine Billot, und daß folglich ihr der Pachthof Pisseleu und seine Appertinentien als volles Eigenthum gehören.

„Unterz.: von Longpré,
„Maire von Villers-Coterets.“

„Um des Himmels willen, sagen Sie mir, was das bedeutet, oder ich werde wahnsinnig!“ rief Catherine.

„Das soll bedeuten,“ antwortete Pitou, „daß, Dank sei es den fünfzehnhundert fünfzig Louis d'or, die ich vorgestern in dem Lehnstuhle meiner Tante Angélique fand, welchen Stuhl ich zerbrach, um Sie bei der Rückkehr von der Beerdigung zu erwärmen, Schloß und Gut Boursonne nicht aus der Familie Charny und Pachthof und Güter von Pisseleu nicht aus der Familie Billot kommen werden.“

Und nun erzählte Pitou Catherine, was wir dem Leser schon erzählt haben.

„Ah!“ sagte Catherine, „und Sie haben den Muth gehabt, diesen alten Lehnstuhl zu verbrennen, während Sie fünfzehnhundert und fünfzig Louis d'or besaßen, um Holz zu kaufen!“

„Catherine,“ erwiederte Pitou, „Sie sollten sogleich nach Hause kommen; Sie wären genöthigt gewesen, zu warten, um sich zu wärmen, bis man das Holz gekauft und gebracht haben würde, und Sie hätten mittlerweile

Catherine öffnete die Arme: Pitou schob den kleinen ıdor darein.

„Und Du auch, Du auch, theurer Pitou!“ rief atherine.

Und in einer einzigen Umarmung preßte Catherine r Kind und ihren Gatten an ihr Herz.

„Oh! mein Gott!“ murmelte Pitou erstickend vor reude, während er zu gleicher Zeit eine letzte Thräne r alten Jungfer schenkte; „wenn man bedenkt, daß sie r Hunger und Kälte gestorben ist! Arme Tante An- lique!“

„Bei meiner Treue,“ sagte ein guter, dicker Acker- echt zu einem frischen, hübschen Mädchen vom Pacht- fe, „bei meiner Treue, das sind Zwei, die mir nicht eses Todes zu sterben bestimmt scheinen!“

## Ende.

Anmerkung. Wir erlauben uns, wiederholt auf den schon or einiger Zeit im Belletristischen Auslande erschienenen Roman von Alexandre Dumas: „Der Chevalier von Maison-Rouge,“ aufmerksam zu machen, der dem Einen oder dem Andern unserer Leser nicht zur Hand gekommen sein dürfte. Obgleich früher veröffentlicht, bildet dieser Roman doch eine Art von Fortsetzung der „Gräfin von Charny,“ da er außer der Entwicklung des Schicksals einer der interessantesten Personen der „Denkwürdigkeiten eines Arztes“, des in den letzteren aus unserem Gesichte verschwundenen Bruders von Andrée, besonders die höchst anziehende, romantisch-historische Erzählung der Lebensperiode von Marie Antoinette nach der Hinrichtung von Ludwig XVI. in allen ihren Einzelnheiten enthält.

Der Uebersetzer.

„Was soll das bedeuten?“ fragte Catherine. „Nicl wahr, Sie stellen sich wohl vor, daß ich nicht ein Wo von Allem dem begreife.“

„Lesen Sie das andere Papier,“ erwiederte Pito

Catherine entfaltete das andere Papier und la wie folgt:

„Ich erkenne, daß der Pachthof Pisseleu und sein Appertinentien gestern von mir gekauft und bezahlt wor den sind für Rechnung der Bürgerin Anne Catherin Billot, und daß folglich ihr der Pachthof Pisseleu un seine Appertinentien als volles Eigenthum gehören.

„Unterz.: von Longpré,
„Maire von Villers-Coterets.“

„Um des Himmels willen, sagen Sie mir, was da bedeutet, oder ich werde wahnsinnig!“ rief Catherine.

„Das soll bedeuten,“ antwortete Pitou, „daß, Dan sei es den fünfzehnhundert fünfzig Louis d'or, die ich vorgestern in dem Lehnstuhle meiner Tante Angélique fand, welchen Stuhl ich zerbrach, um Sie bei der Rückkehr von der Beerdigung zu erwärmen, Schloß und Gut Boursonne nicht aus der Familie Charny und Pachthof und Güter von Pisseleu nicht aus der Familie Billot kommen werden.“

Und nun erzählte Pitou Catherine, was wir dem Leser schon erzählt haben.

„Ah!“ sagte Catherine, „und Sie haben den Muth gehabt, diesen alten Lehnstuhl zu verbrennen, während Sie fünfzehnhundert und fünfzig Louis d'or besaßen, um Holz zu kaufen!“

„Catherine,“ erwiederte Pitou, „Sie sollten sogleich nach Hause kommen; Sie wären genöthigt gewesen, zu warten, um sich zu wärmen, bis man das Holz gekauft und gebracht haben würde, und Sie hätten mittlerweile gefroren.“

Catherine öffnete die Arme: Pitou schob den kleinen Isidor darein.

„Und Du auch, Du auch, theurer Pitou!“ rief Catherine.

Und in einer einzigen Umarmung preßte Catherine ihr Kind und ihren Gatten an ihr Herz.

„Oh! mein Gott!“ murmelte Pitou erstickend vor Freude, während er zu gleicher Zeit eine letzte Thräne der alten Jungfer schenkte; „wenn man bedenkt, daß sie vor Hunger und Kälte gestorben ist! Arme Tante Angélique!“

„Bei meiner Treue,“ sagte ein guter, dicker Ackerknecht zu einem frischen, hübschen Mädchen vom Pachthofe, „bei meiner Treue, das sind Zwei, die mir nicht dieses Todes zu sterben bestimmt scheinen!“

## Ende.

Anmerkung. Wir erlauben uns, wiederholt auf den schon vor einiger Zeit im Belletristischen Auslande erschienenen Roman von Alexandre Dumas: „Der Chevalier von Maison-Rouge,“ aufmerksam zu machen, der dem Einen oder dem Andern unserer Leser nicht zur Hand gekommen sein dürfte. Obgleich früher veröffentlicht, bildet dieser Roman doch eine Art von Fortsetzung der „Gräfin von Charny,“ da er außer der Entwicklung des Schicksals einer der interessantesten Personen der „Denkwürdigkeiten eines Arztes“, des in den letzteren aus unserem Gesichte verschwundenen Bruders von Andrée, besonders die höchst anziehende, romantisch-historische Erzählung der Lebensperiode von Marie Antoinette nach der Hinrichtung von Ludwig XVI. in allen ihren Einzelnheiten enthält.

Der Uebersetzer.